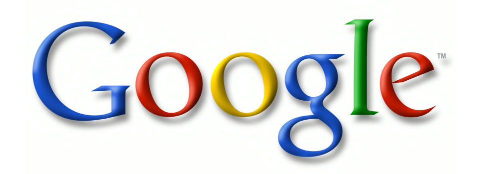
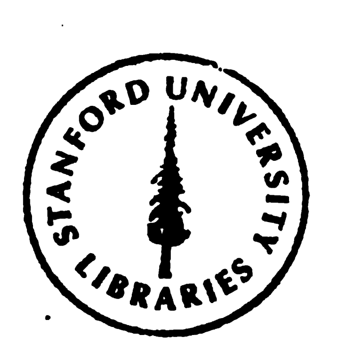



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1870

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

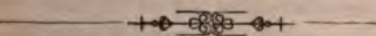
redigirt

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

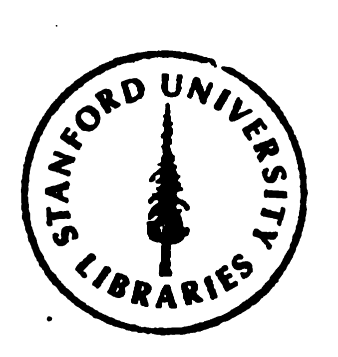
(Eigenthum der Familie Görres.)

Fünfundsechszigster Band.



München, 1870.

In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1870

Erster Band.



Seite

XVII. Balde's ausgewählte Dichtungen.

Renaissance Ausgewählte Dichtungen von Jakob Balde. Uebertragen von Johannes Schrott und Martin Schleich. München 1870 . 222

XVIII. Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.

IV. Im Casino zu Constanz 230

XIX. Streifzüge durch Elsaß und Lothringen. (Schluß) 241

XX. Cultur und Rechtsleben.

Cultur und Rechtsleben. Von Prof. Wilh. Arnold. Berlin 1865.

Cultur und Recht der Römer. Von demselben. Berlin 1868 269

XXI. Eine populäre Biographie Böhmer's.

Johann Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen von Johannes Janssen. Bearbeitet nach des Verfassers größerem Werke. Freiburg 1869 . 291

XXII. Oesterreichische Zustände 300

XXIII. Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.

Erster Artikel 321

XXIV. Briefe des alten Soldaten.

Geschrieben in England.

IV. Die Bauten in der Landschaft . . . 337

V. Eine Wanderung durch London . . 344

Seite

XXV. Zur Geschichte der Conversionen.
Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von David August Rosenthal. Dritten Bandes erste Abtheilung: Frankreich, Amerika. 359

XXVI. Zeitläufe.
Die Eröffnung des Norddeutschen Reichstags und die preußische Thronrede; die „Schattenseite des norddeutschen Bundes" 375

XXVII. Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.
V. Badische Charakterköpfe 391

XXVIII. Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.
Zweiter Artikel 405

XXIX. Der große Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg.
I. Die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege . 421

XXX. Zur Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur.
Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter von Dr. Heinrich C. W. Contzen. 433

XXXI. Briefe des alten Soldaten.
Geschrieben in England.
VI. Im Westend 440
VII. Die City und das Ostend 447

XXXII. Oesterreichische Zustände.
Zweiter Artikel 458

XXXIII. Zeitläufe
Die Bismarkische Generalbeicht im „Norddeutschen Reichstag" 473

Seite

XXXIV. Der große Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg.
II. Der Charakter des dreißigjährigen Kriegs . 485
III. Kurfürst Maximilian und die Führung des Kriegs 495

XXXV. Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.
Zweiter Artikel. (Schluß) 508

XXXVI. Zur Kunstgeschichte.
Kunst und Kunstgewerbe, vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Hand- und Nachschlagebuch von Dr. Fr. Trautmann. 522

XXXVII. Oesterreichische Zustände.
Zweiter Artikel. (Schluß) 531

XXXVIII. Zeitläufe.
Die liberalen Katholiken und das Concil . . 545

XXXIX. Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.
V. Badische Charakterköpfe (Schluß) . . 558

XL. Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.
Nach Briefen des Künstlers.
Erster Artikel 573

XLI. Briefe des alten Soldaten.
Geschrieben in England.
VIII. Alt-Englands Hauptader . . . 612

XLII. Dalmatiner-Briefe.
Erster Brief 626

Seite

XLIII. Zeitläufe.
Die neue Zeit im englischen Parlament . . . 639

XLIV. Der Codex diplomaticus Cavensis 650

XLV. Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart 653

XLVI. Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.
Nach Briefen des Künstlers.
Zweiter Artikel 673

XLVII. Dalmatiner-Briefe.
Zweiter Brief 696

XLVIII. Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.
I. Der Geist der „Briefe vom Concil“ . . 707

XLIX. Zeitläufe.
Die irischen Fragen im englischen Parlament . 723

L. Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.
II. Die Personen 737

LI. Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.
Nach Briefen des Künstlers.
Dritter Artikel 762

LII. Philosophisches.
1) Dr. W. Rosenkrantz, die Wissenschaft des Wissens &c. Zweiter Band 788
2) Dr. A. Stöckl, Lehrbuch der Philosophie . 789

LIII. Die verantwortliche österreichische Regierung unter der unverantwortlichen Oberleitung des Reichskanzlers Beust 792

		Seite
LIV.	Staat und Kirche	817
LV.	Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck. Nach Briefen des Künstlers. Vierter und letzter Artikel	831
LVI.	Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung. III. Die Parteien	865
LVII.	Zeitläufe. Das neue Plebiscit im französischen Kaiserreich	886
LVIII.	Staat und Kirche. (Schluß)	897
LIX.	Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. (Fortsetzung)	913
LX.	Briefe des alten Soldaten. Geschrieben in England. IX. Die Miliz und die freiwillige Volkswehr .	930
LXI.	Dalmatiner-Briefe. Dritter Brief	941
LXII.	Philosophisches. Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung, von E. v. Hartmann	958
LXIII.	Die momentane Lage in Oesterreich	968

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Das Conciliums-Jahr	1
II.	Zur Geschichte des Photius von Hergenröther .	22
III.	Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen .	33
IV.	Professor Berg in Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands im Zeitalter der Aufklärung .	54
V.	Ein Blick auf die literarischen Bestrebungen in der Erzabtei Martinsberg in Ungarn . . .	73
VI.	Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. (Schluß)	81
VII.	Streifzüge durch Elsaß und Lothringen . .	101

um „auf neuen Grundlagen das von der Zeit unterhöhlte und von der Revolution stückweise zerstörte Gebäude wieder aufzuführen“ und durch neue Conventionen den Weltfrieden dauernd zu sichern. Dazu wäre, so meinte damals der Herrscher in den Tuilerien, der Augenblick gekommen. In Wahrheit war zu ganz etwas Anderm der Augenblick gekommen, nämlich einerseits zu seinem eigenen Niedergang und andererseits zu der Wiederentfesselung jener Geister, mit welchen eine „neue Aera der Ordnung und der Beschwichtigung“ überhaupt nicht geschaffen werden kann weder in internationaler noch in nationaler Beziehung. Kurz, Hand in Hand mit der letzten äußern Krisis eröffnete sich der neue Todtentanz der inneren Krisen.

Ich bringe mir immer noch jene Thronrede von 1863 und die nachgefolgte Einladung zum Congreß nicht aus den Gedanken. Beides hat damals nur vorübergehendes Aufsehen gemacht, aber jetzt erst ist die Unmöglichkeit vollständig klar, welche dem imperatorischen Vorschlag entgegenstand. Wie man sich vielleicht noch erinnert, so hat von allen eingeladenen Souverainen nur Einer mit der Erklärung unbedingter Annahme geantwortet, und das war der Papst. „Der Gedanke Euer Majestät“, so schrieb Papst Pius aus dem Vatikan unterm 20. Nov. 1863, „in Europa, und wollte Gott auch anderwärts noch, unter Mitwirkung der Souveraine oder ihrer Vertreter ohne Erschütterung ein System einführen zu können das die Gemüther beruhigt und den Frieden, die Ruhe und die Ordnung in die zahlreichen Gegenden zurückführt, in welchen man leider dieser Wohlthaten verlustig gegangen ist, dieser Gedanke ist ein Vorhaben das Euer Majestät zur großen Ehre gereicht und das unter der Mithülfe aller mit dem Beistand der göttlichen Gnade die besten Wirkungen hervorbringen würce.“ Das war die Antwort des heiligen Stuhles.

Die Thatsache dieses päpstlichen Schreibens sollte unvergessen bleiben, denn sie gibt viel zu denken. Wie kam es,

daß der Papst allein genug Vertrauen hatte auf das Recht überhaupt, um unbesorgt auch um sein eigenes gutes Recht insbesondere, dem beabsichtigten Congreß entgegenzusehen? Es kam einfach daher, weil er allein unter den Souverainen ohne Hintergedanken war und weil er allein den Glauben an die moralische Weltordnung noch nicht eingebüßt hatte. In England hatte dieser politische Glaube längst dem schmutzigen Merkantilsystem Platz gemacht; Oesterreich besaß nicht einmal mehr den Glauben an sich selbst; in Preußen war der neue Minister-Präsident bereits in aller Stille mit den Mitteln und Wegen beschäftigt, wie gegen die erste deutsche Großmacht der „Stoß in's Herz“ zu führen wäre; Rußland war selber in der Thronrede des Imperators vor das europäische Tribunal gefordert, weil es „die Verträge von 1815 in Warschau mit Füßen trete.“ Wer aber vor Allem jede Möglichkeit durch einen Zusammentritt der Monarchen eine neue Aera der Ordnung und der Beschwichtigung in der alten Welt zu gründen, von vornherein vernichtet hatte, das war Napoleon III. in eigener Person.

Ohne Zweifel war es ihm vollkommen Ernst mit seinem Vorschlage, ja ich glaube, daß derselbe ihm von einer bangen Ahnung kommender Dinge, von dem ersten Gefühl innerer Rathlosigkeit abgepreßt war. Wie sehr aber dem Urheber des Vorschlages jede wirkliche Selbsterkenntniß abging und wie sehr ihm jede tiefere Beurtheilung der durch ihn selbst herbeigeführten Verhältnisse mangelte: das ist erst heute vollkommen klar. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage: wäre damals ein ernstlicher Monarchen-Congreß möglich gewesen, dann tagte jetzt in Rom nicht ein ökumenisches Concil.

Was die Fürsten in der weltlichen Ordnung zur Befriedigung der menschlichen Gesellschaft nicht mehr zu thun vermochten, das müssen jetzt die Hirten der Christenheit in der höhern Ordnung der Dinge zu leisten versuchen. Nachdem die Throne für ihre allgemein menschheitliche oder völkerrechtliche Aufgabe ohnmächtig geworden waren, ist das Concil

eine social-politische Nothwendigkeit geworden. Daß jetzt das Concil nicht bloß über kirchliche Differenzen sondern, wie es in der Natur einer allgemeinen Kirchenversammlung liegt, über die höchsten Interessen der Menschheit überhaupt beräth ohne Mitwirkung des Staats, und während der Staat gleichgültig oder mißtrauisch zuschaut: das ist allerdings ein vielsagendes Zeichen der Zeit. Es besagt, daß der Staat um seinen positiven moralischen Fond gekommen ist; ganz aus demselben Grunde war und ist auch der Congreß nicht möglich, und ebensowenig ist die Entwaffnung der bis an die Zähne gerüsteten Mächte möglich, welche jetzt vom Imperator vorgeschlagen seyn soll.

Ich bewahre mir seit Jahren den Ausspruch eines Mannes auf, den man nie zu den kirchlichen Denkern gerechnet hatte, der aber in den nachfolgenden Worten seinen tiefen Blick in die Schäden der Zeit bewährt hat. Es war Baron von Lerchenfeld, der zwei Jahre vor seinem Tode auseinandersetzte, daß kein Mensch auf der ganzen Welt im Stande gewesen wäre, Europa in kurzer Zeit mehr zu unterwühlen, es in politischer, socialer, religiöser und jeder andern Weise für einen Umsturz reifer zu machen als — „freilich wider Willen", setzte die Feder des gerechten Beurtheilers bei — Louis Napoleon. „Bedarf es hiefür noch eines Beweises, wenn alle Welt zugestehen muß, daß seit dem Aufkommen Louis Napoleons die Lüge nicht bloß zu einer europäischen, sondern zu einer universellen Großmacht geworden ist? Daß seit dieser Zeit fast unter allen menschlichen Begriffen, mögen sie sich nun auf Staat, Moral, Sitte, Kunst, Wissenschaft oder sonst was beziehen, eine vorher nie dagewesene, wahrhaft dämonische Verwirrung herrscht? Daß seit dem Staatsstreich keine einzige der sogenannten europäischen Fragen gründlich gelöst, daß dafür aber fünfzig neue künstlich geschaffen und auf dem Wege der Lüge, der Intrigue und der Agitation bis zum Stadium einer Krisis getrieben wurden? Daß Recht und Wahrheit jeden Tag mehr aus der Mode

kommen? Daß alle öffentliche und Privattugend im schrecklichsten Verfall begriffen ist ... Daß die Begriffe Eigenthum und Diebstahl nicht mehr wie früher weit auseinander liegen, sondern daß sie öfters in einander fließen? Daß wir nun alle wie in einem ungeheuren reißenden Strom uns befinden, der die normale Ruhe der göttlichen Natur verhöhnt, der die Masse um jedes selbstständige Denken bringt und der auch stärkere Geister kaum momentan aus der allgemeinen fieberhaften Aufregung herauskommen läßt, von der wir alle ahnen, daß sie mit einer Katastrophe endigen muß" *).

Gewiß ein wohlgetroffenes Porträt des Geistes der unsere Zeit allgemein beherrscht. Vor fünf Jahren lag noch ein dünner Schleier über der erschreckenden Physiognomie, jetzt aber bietet sie sich völlig unverhüllt dem Anblick dar. Nur daß eben der französische Imperator die dämonische Verwirrung der Geister nicht erst geschaffen hat. Er hat bloß — und seine fürstlichen Collegen haben sich ihm hierin angeschlossen — das Uebel in seiner wahren Natur nicht erkannt oder nicht erkennen wollen; und durch die verkehrte Behandlung hat er den Schaden verböstert. Die Krankheit war eine moralische, und einer moralischen Cur hätte das allgemeine Weltleiden unterworfen werden müssen. Aber das gerade Gegentheil ist geschehen. Man glaubte die zügellos gewordenen Geister zu beschwichtigen, indem man ihnen bis zu gewissen Punkten ihren Willen that, sie abfütterte mit der Pflege der materiellen Interessen und mit internationaler Revolutions-Politik. Zehn Jahre lang hielt die vorgeschobene Couliſſe in der That vor, und Viele ließen sich von der gemalten Leinwand täuschen. In den nächsten zehn Jahren bekam die Coulisse einen Riß nach dem andern; vergebens bemühte sich der Imperator die Fetzen wieder zusammenzunähen, und jetzt ist endlich der

---

*) Wochenblatt des deutschen Reformvereins vom 2. Oktober 1864.

wahre Hintergrund wieder offenbar geworden. Die Welt ist ungleich schlimmer daran als vor zwanzig Jahren; was man damals noch für politische Verkehrtheit ansehen konnte und dann für staatlich heilbare sociale Zerrüttung, das ist jetzt offenkundig geworden als allgemeine moralische Auflösung. Helfen aber kann keine menschliche oder weltliche Macht mehr, denn es fehlt da überall selber an der „normalen Ruhe der göttlichen Natur.“ Was man selbst nicht hat, kann man nicht geben.

Die Einberufung des Concils hat die Verwirrung der Geister auf's höchste gesteigert. Es war vorauszusehen, daß der große Schritt zunächst eine solche Wirkung nach sich ziehen würde, wenn man auch mit Recht staunen mag über das Maß der inneren Zerrüttung und moralischen Auflösung welche bei diesem Anlaß auch in den Kreisen sich aufgedeckt hat, wo man von Amtswegen die „normale Ruhe der göttlichen Natur“ hätte bewahren sollen. Es ist schmerzlich zu sehen, wie jetzt Männer die Jahre lang in dem Rufe gestanden Säulen der kirchlichen Autorität zu seyn, mit einer Ausgelassenheit der Sprache vor das Publikum treten, die das ganze moderne Juden= und Heidenthum zum hellen Jubelgeschrei begeistert. Gewiß ist diese Erfahrung die schmerzlichste von allen; dennoch mußte es so kommen. Das Uebel kann erst geheilt werden, wenn es in seiner ganzen Tiefe und Ausdehnung erkannt und keine Täuschung mehr möglich ist. Dieß ist jetzt geschehen; die große Scheidung der Geister hat sich vollzogen und man kann nicht sagen, daß das Reich des Bösen noch irgendwo im Hinterhalt liege.

Die Aufgabe des Concils kann nun keine andere seyn als in dem geistigen Bereich, wo es Macht hat, die „normale Ruhe der göttlichen Natur“ neu zu befestigen. Mag dann der andere Theil der Menschheit in immer tollerem Wirbel sich drehen, es wird doch nicht Alles verloren seyn, solange eine geistige Centripetalkraft dem Wust der moralischen Auflösung entgegenzuarbeiten vermag. Wie das Concil

seiner Aufgabe gerecht werden soll, das weiß die Vorsehung allein. Der Gedanke an sich aber, daß die neue Befestigung und moralische Wiederverkettung aller die guten Willens sind, die eigentliche Aufgabe des Concils sei, leitet auch diejenigen welche die Lösung in der Infallibilitäts-Erklärung des Papstes erblicken. Andere die sich zu solch einem kühnen Realismus nicht zu erschwingen vermögen, behaupten mit wenigstens eben so viel Recht, daß dogmatische Deduktionen überhaupt es nicht seien, was der moralischen Auflösung in der Menschheit Heilung zu bringen vermöge. An das untrügliche Lehramt der höchsten Autorität hat ja die katholische Welt bisher schon geglaubt, und doch ist die „normale Ruhe der göttlichen Natur“ immer mehr aus der Gesellschaft verschwunden. Uns scheint gerade die Thatsache daß die volle Organisation der Kirche sich in der Wirklichkeit wieder manifestirt, von ungleich höherer Bedeutung.

Von Gott sind zwei sittliche Mächte verordnet, um das Heil der Menschheit in Eintracht und Gemeinsamkeit zu fördern. In der modernen Welt hat sich der Eine Faktor von der sonst stets bekannten Aufgabe und Gemeinschaft zurückgezogen und zum erstenmale seit der Christianisirung der Völker tagt jetzt eine ökumenische Kirchenversammlung zu welcher der Staat nicht mehr geladen werden konnte. Der Staat hat auf eigene Faust einen Schnitt durch die sittliche Ordnung der Dinge gemacht und die Stücke in der Weise abgetheilt, daß er die Vorbereitung für den Himmel der Kirche überlassen will, das irdische Heil der Völker aber *selbst* und ohne Einmischung von kirchlicher Seite zu schaffen sich vorbehalten hat. Merkwürdiger Weise versammelt sich nun zum erstenmal nach dreihundert Jahren wieder ein ökumenisches Concil in demselben Augenblicke, wo in allen Hauptländern der Christenheit die unwidersprechliche Thatsache vorliegt, daß das irdische Heil der Völker weniger als je Aussicht hat durch die Staatsmacht geschaffen zu werden, ja, wo die meisten der großen und kleineren Staaten an dem Rande

absoluter Rathlosigkeit stehen, was denn aus ihnen und ihren Völkern endlich werden soll?

Aus diesem Gesichtspunkte allein dürfte sich eine sogenannte politische Rundschau zur Zeit noch einigermaßen lohnen. Im Uebrigen steht man schlechthin fast überall vor dem Unbekannten. Durch diesen Umstand hat sich auch die Stellung der Publicistik seit zwanzig Jahren total verändert. Sonst wußte man doch immer noch etwas anzurathen, man wußte von gewissen Personen oder Maßregeln einen sichern Erfolg zu versprechen. Damit ist es heutzutage vorbei: Alles ist aufgehaust und aufverbraucht. Die Publicistik kann die vor Augen liegenden Krankheits-Erscheinungen beschreiben, mehr oder minder richtig und mehr oder minder ehrlich; aber eines ernstlichen Recepts zur Heilung ist sie nicht mehr fähig. Und wohl gemerkt: in dieser Lage befindet sich nicht nur die conservative Publicistik, sondern wenn man liberalerseits aufrichtig seyn will, ebenso auch die liberale. Ist der conservative Publicist rathlos in den politischen Fragen, so ist es der liberale jedenfalls in der socialen Frage. Nur Eine Publicistik gibt es noch, die allerdings keine Spur von Rathlosigkeit verräth, das ist die der socialen Demokratie.

Die gedachte Erscheinung ist unläugbar, und es fragt sich nur, was daraus geschlossen werden soll? Ich denke, nichts Anderes als daß die in der civilisirten Welt bis jetzt zur Geltung gekommenen Existenzweisen des Staats sich ausgelebt haben. Der Staat lebt sich nie aus, aber seine Existenzweise unterliegt dem Gesetz der Vergänglichkeit und wechselt in der Geschichte. Es ist unmöglich, überhaupt nur hoffend an eine Rückkehr zum alten Gottesgnaden-Staat der Conservativen von ehedem zurückzudenken. Dieser Staat ist in dem Maße als das religiöse Gefühl in der Menschheit erkaltete, zum Polizeistaat ausgeartet; das heißt er hat sich zwar um die Gesellschaft angenommen und sich mit ihr identisch gefühlt, aber beides in verkehrter Weise. Ihm ist sein Recht geschehen wenn er unterging. Aber der Rechtsstaat, wie ihn

der Liberalismus versteht und an die Stelle gesetzt, oder der sogenannte moderne Staat, hat noch viel schneller abgehaust. Er hat sich getrennt von der Gesellschaft und das ganze sociale Leben, unter Verneinung jeder Richtschnur aus der höhern und übernatürlichen Ordnung, dem individuellen Belieben preisgegeben. Die Folgen liegen jetzt vor Augen: die Gesellschaft selbst ist der äußersten Zerrüttung anheimgefallen, das sociale Leben ist todtkrank geworden und liegt überall in der Empörung gegen die blasirte Müssiggängerei des Staats. Darin wurzelt die steigende Macht der socialen Demokratie und der unaufhaltsame Bankerott des modernen Staats.

Selbst in England treten mehr und mehr Erscheinungen wie die fraglichen zu Tage. In seinen Grundfesten ist der englische Staatsbau wahrlich kein moderner, es ist ein ächtconservatives mittelalterliches Gefüge; aber Steinchen um Steinchen bröckelt sich davon ab, und der conservativste Engländer dürfte sich innerlich kaum mehr verhehlen, daß der wenn auch noch so edle Bau seines Staats den Stürmen, die von unten drohen, auf die Länge nicht mehr gewachsen ist. Die Existenzweise des englischen Staats war eben für ganz andere Zustände der Gesellschaft berechnet, als sie heute im Inselreiche sind. Darin liegt das tiefste Element ihrer zunehmenden Schwäche. Wären vor Jahrhunderten in England sociale Zustände möglich gewesen, wie sie heute dort existiren, so hätte der Staat so wie er entstanden ist, nicht entstehen können. Der überwuchernde Merkantilismus und Industrialismus hat es sich sodann leicht machen können, die Eigenthümlichkeiten dieses Staatswesens seinen Zwecken gemäß zu biegen und einzurichten. Nun aber wo andere Mächte emporsteigen und sich der öffentlichen Aufmerksamkeit aufdrängen, nun gehen die Verlegenheiten an und es ist derselben nicht so bald ein Ende abzusehen. Allseitiges und unbeschränktes Selfgovernment ist eine sehr schöne Sache; an sich ist das englische Selfgovernment lange genug als Muster

und Beispiel für die ganze civilisirte Welt dagestanden. Aber wie lange kann es noch für Zustände genügen, wie sie soeben wieder von der ganzen Presse des Continents signalisirt werden, mit den bedeutsamen Worten: „Mittlerweile wächst der Pauperismus in London zu einer furchtbaren und nicht mehr zu bewältigenden Höhe an."

Nicht als ob wir einen raschen Zusammensturz in England, oder auch nur einen glatten Uebergang in den eigentlich modernen Staat mit Staatsschul-Monopol, Schulzwang u. s. w. prophezeien wollten. Keineswegs; ich sage nur, auch dort reiche die hergebrachte Staats-Existenzweise nicht mehr aus, und ich weiß sehr wohl, daß man in England es noch mit verschiedenen Experimenten versuchen kann, die auf dem Continent alle schon verbraucht sind.

Heften wir z. B. unsern Blick nur einen Augenblick lang auf Spanien; ich sage einen Augenblick lang, da ja doch der moralische Ekel Jedermann verhindert den Kopf der alten Europa gründlicher zu untersuchen. Will man das spanische Elend auf den kürzesten Ausdruck bringen, so kann man nicht anders sagen als: mit allen möglichen Existenzweisen des modernen Staats ist in Spanien der Versuch gemacht worden und alle sind in Schmach und Graus untergegangen. So findet sich endlich nicht einmal mehr eine Form für den modernen Staat der Spanier, sie können es weder zu einem Königthum bringen noch zu einer Republik. Die Gesellschaft hat sich in Spanien in zwei unvereinbare Theile geschieden; das corrupte Gesindel der höheren Schichten balgt sich um die Spolien der Herrschaft, die breite Masse des Volkes zählt politisch gar nicht. Von diesem eigentlichen Volke Spaniens soll der Regent Serrano gesagt haben: „wenn man es befragte, so würde es Don Carlos votiren und die katholische Einheit". Welche Zustände aber der herrschende Theil der spanischen Gesellschaft herbeigeführt hat, das hat der Minister des Innern, Herr Sagasta, in der

Cortessitzung vom 5. Oktober mit kurzen Worten ausgesprochen: „Zur Schande der Revolution wandern jetzt Massen von Familien nach Marokko aus, um dort Ruhe und Sicherheit zu suchen; ist dieß nicht eine Thatsache die uns die Schamröthe in's Gesicht treiben muß"? So sprach der Minister, und zu seinen Worten verzeichnet der Sitzungsbericht den „rauschenden Beifall" der Versammlung!

Also man flüchtet sich bereits aus dem modernen Staat der Civilisation in die Barbarei. Gewiß ein furchtbares Armuthszeugniß, welches aber nicht den liberalen „Rechts-Staat" in Spanien allein trifft, sondern auf das gesammte Staatensystem Europa's zurückfällt. Denn alle Staaten Europa's tragen die Verantwortung mit, wenn in einem derselben Zustände bestehen können wie jetzt in Spanien. Wenn die menschliche Gesellschaft überhaupt auf dem Princip der Gemeinsamkeit ruht, dann kann eine Nichtintervention solcher Art nur aus der Thatsache erklärt werden, daß die heutigen Staaten im Allgemeinen jedes menschheitliche und moralische Pflichtgefühl verloren haben. Mit andern Worten: der internationale Staat hat nicht weniger abgehaust als der nationale, und der beiderseitige Bankerott steht in engster Wechselbeziehung.

Auf Italien als zweites Beispiel unheilbarer Zerrüttung glauben wir gar nicht eigens hinweisen zu sollen. Denn hier könnte man sich möglicherweise noch auf die Nachwehen der großen Umwälzung ausreden wollen. Aber Frankreich, was soll man zu der Wendung der Dinge in Frankreich sagen? Es ist keine Frage, daß der unaufhaltsam vordringende Parlamentarismus dem Kaiserthum den Hals brechen und dann wieder aus Aller Mund die Phrase hervorbrechen wird: was nun? Unläugbar hat somit der moderne Staat in Frankreich alle nur möglichen Versuche durchgemacht um morgen abermals am Anfang des Endes zu stehen. Die staatliche Existenzweise des modernen Cäsarismus allein war

noch unversucht; Napoleon III. hat das Verdienst die glänzende Probe damit gemacht zu haben, und wenn der thatsächlich bereits ausgebrochene Banquerott des „liberalen und zugleich autoritativen“ Imperiums morgen förmlich erklärt wird — dann gibt es in der großen Nation wieder nur Eine Partei die Rath weiß und ihres Weges sicher ist, und das ist die sociale Demokratie.

Man kann trotz Allem nicht umhin das Geschick des französischen Imperators noch nachträglich zu bewundern, wenn man das Uebermaß moralischer Auflösung und die dämonische Verwirrung der Geister betrachtet, welche im Herzen Frankreichs jetzt wieder zu Tage getreten ist und welche der Mann fünfzehn Jahre lang hinter dem dünnen Vorhang zweifelhafter Erfolge seiner eigenen revolutionären Politik nach außen zu verbergen wußte und vermochte. Der Mann muß sehr wohl gewußt haben, warum er stets behauptete, daß in einer solchen Gesellschaft das parlamentarische System nicht anders wirken könne als wie rasch verzehrendes Gift. Schwerer begreift sich allerdings der Humor der Verzweiflung, womit er jetzt das Wort „Freiheit“ ausspricht.

Wenn man freilich die zwei französischen Thronreden vom 5. November 1863 und vom 29. November 1869 genauer unter sich vergleicht, dann sieht man deutlich, daß die Katastrophe nicht erst einzutreten braucht, sondern bereits im vollen Zuge ist. Damals ein glänzendes Tableau der auswärtigen Politik aus allen Welttheilen, mit dem schließlichen Anerbieten eines Congresses um „dem mißbehaglichen Zustande des von allen Elementen der Auflösung durchwühlten Europa“ ein Ende zu machen; über die innere Lage aber das stolze Wort: „die Verfassung hat uns eilf Jahre des glücklichen Gedeihens gegeben, und Sie haben geschworen [illegible] aufrecht zu erhalten.“ Jetzt nach außen nichts weiter [illegible]s eine magere Rundschau dessen was andere Leute gethan,

Aegypten am Suezcanal, England in Irland, Amerika und Rußland in Bezug auf die Sklaverei und Leibeigenschaft, Rom in Bezug auf das Concil; nach innen aber der verzweifelte Angstruf gegenüber den noch immer auf die Verfassung beeidigten Vertretern: „Für die Ordnung stehe ich ein, unterstützen Sie mich, die Freiheit zu erhalten“.

Im Grunde lag allerdings in diesen Worten ein verrätherischer Anklang an die gehaßte persönliche Regierung und an die eingerostete Gewohnheit des Imperiums. Es war darin etwas von dem trotz der Niederlage des Jahres 1866 doch immer noch hochfahrenden Ton des berühmten Briefes, den der Imperator am 19. Januar 1867 an den Staatsminister schrieb über die Ausdehnung, welche er den „öffentlichen Freiheiten“ zu geben gedenke. In Folge dieses Briefes durften die Minister zum erstenmale wieder in den Kammern erscheinen, jedoch „ohne aus den Bestimmungen der Verfassung zu treten welche keine Solidarität unter den Ministern zuläßt und sie ausschließlich vom Staatsoberhaupt abhängig macht“. Jetzt kümmert sich eigentlich Niemand mehr um die Thronrede und die Verfassung des Kaisers, um so mehr aber um die Programme der auch für ihn maßgebenden Kammerparteien, welche die Minister machen werden und nicht umgekehrt. Der nächste soll Ollivier seyn und vom Abenteuer zum Abgrund ist der Schritt schwerlich zwölf Monate lang.

Am dauerndsten ist der Gottesgnaden-Staat in Oesterreich die trügerische Hoffnung der Conservativen gewesen und am raschesten hat hier die beliebte Existenzweise des modernen Staats abgehaust. Gemäß den natürlichen Verhältnissen des Reichs handelt es sich hier allerdings noch nicht um diese Staats-Existenzweise an sich, denn man ist in Oesterreich noch nicht einmal mit der bloßen Formfrage in's Reine gekommen. Nahezu hat schon die Hälfte aller Monate des Jahres irgendeiner österreichischen Verfassung den Namen

gegeben. Man hat es versucht mit dem liberalen Gesammt-Centralismus, mit dem liberalen Dualismus und mit dem cisleithanischen Centralismus; im gegenwärtigen Augenblicke steht der letztere am Ende seines Lateins. Als Retter aus der Noth wird der Föderalismus angerufen; aber das föderalistische System bedeutet dießseits der Leitha den Sieg der slavischen Elemente und ein solcher Sieg würde unfehlbar die weitesten Kreise beschreiben und die Auflehnung der transleithanischen Slaven auch gegen den magyarischen Centralismus wachrufen. Daraus ergäbe sich in Ungarn zunächst der Vorschritt von dem verfassungsmäßigen Dualismus zur reinen Personalunion und möglicherweise auch noch eine ungarische Föderation. Wenn nun auch hiebei Alles gut ginge, so hätte jedenfalls Oesterreich eine bis jetzt nirgends dagewesene, auch der Schweiz und Nordamerika gegenüber ganz neue Existenzweise eines Staats oder Reichs.

Es wird aber nicht gut gehen, sondern die völlige Auflösung erfolgen, wenn nicht die zweite und größere Schwierigkeit überwunden wird, nämlich die Aufgabe die zwanzig oder mehr föderirten Staatskörper mit einem andern Inhalt als dem des modernen Liberalismus zu erfüllen. Gelingt dieß nicht, so wird auch der Föderalismus nichts retten; er wird vielmehr für den giftigen Nationalitäten-Hader das taugliche Werkzeug seyn, um der Habsburgischen Monarchie definitiv ihr Grab zu schaufeln. Mit dem bloßen Wort „Autonomie“ und entsprechenden Verfassungs-Paragraphen ist nichts geholfen. Wie schwer aber schon in der ersten Frage, nämlich in Bezug auf die Verfassungs-Form des Gesammtreichs, guter Rath zu schaffen ist, dafür steht die kaiserliche Thronrede vom 13. Dezember als denkwürdiger Beweis da. Ich weiß nicht ob es jemals einer Thronrede in solchem Maße gelungen ist, über eine brennende Verwicklung sich auszulassen und doch dabei rein nichts zu sagen. Man mag die Thronrede zehnmal lesen, man wird die geschraubte Diktion kaum verstehen und jedenfalls so klug seyn wie zuvor.

Oesterreich als internationaler Staat oder mit andern Worten Oesterreich mit seiner allgemein menschheitlichen Aufgabe ist für geraume Zeit ohnehin nicht mehr zu rechnen. Die Lücke die es hinter sich gelassen, ist nicht ausgefüllt. Das muß Jeder fühlen der sich mit den Bedingungen der politischen Existenz Europa's näher befaßt; und ob Oesterreich seine welthistorische Rolle jemals wird zurücknehmen können, das ist sehr die Frage. In einem Moment wo die Zustände des Orients täglich mehr einem gewaltsamen Bruch sich nähern, ist der Gedanke noch besonders peinlich, daß die europäische Vormacht gegen Osten eben jetzt mit völliger Ohnmacht geschlagen und mit dem Zerfall bedroht ist. Die Thorheit der liberalen Wiener Parteien und die Charakterlosigkeit ihrer ehrgeizigen Schmeichler, welche das Reich so weit gebracht haben, trägt eine ungeheure Verantwortlichkeit; denn ihr Werk ist es, was das Maß der internationalen Rathlosigkeit bis nach Asien hinein voll gemacht hat. Daran werden jedenfalls die selbstgefälligen Schreibereien des Grafen Beust nichts ändern.

Preußen sollte, das war die Meinung seiner Freunde, in die von Oesterreich hinterlassene Lücke eintreten und dessen internationale Mission übernehmen. Aber ein Blick auf den Orient genügt um die Unmöglichkeit eines solchen Ersatzes darzuthun. Preußen kann in Mitteleuropa gar nichts Anderes schaffen als die Ausschließlichkeit einer deutsch-nationalen Föderation, welche mit Naturgewalt in den Einheitsstaat übergeht; in beiden Fällen bleibt die Slavenwelt und der Orient sich selbst, oder besser gesagt der moskowitischen Barbarei preisgegeben. Die internationale Veränderung welche in der Stellung Preußens vor sich gegangen ist, hat mit Einem Wort die civilisirende Mission des Abendlandes bis hinter die Kreuzzüge zurückgeworfen. Sie ist baarer Rückschritt.

Aeußerlich, es ist nicht zu läugnen, erscheint Preußen

als der stärkste Staat in Europa. Aber der Wurm sitzt tief im Holze. Seit 1866 nehmen die Dinge in Preußen einen Gang, der mit der glänzenden Periode der neunapoleonischen Aera eine merkwürdige Aehnlichkeit hat. Der äußere Erfolg hat auch in Preußen den innern Conflikt vertuscht, aber nicht entwurzelt. Im Gegentheil hat sich der Tummelplatz der Opposition thatsächlich erheblich erweitert. Die Elemente aus den annexirten Ländern haben zu dem alten Sauerteig ein sehr bedenkliches Ferment hinzugefügt, und man kann sagen daß die Handvoll befriedigter Dränger aus Neupreußen nicht weniger gefährlich sei, als die große Masse der im höchsten Grade unzufriedenen und gereizten Bevölkerungen in den annexirten Ländern. Seiner territorialen Vergrößerung hat Preußen die Blüthe seiner Finanzen, die strenge Ordnung seiner Administration und die Besonnenheit seiner Gesetzgebung zum Opfer gebracht. Ueber den innerlichen Verlust mag zur Zeit noch der äußere Erfolg trösten oder hinwegsehen lassen. Aber der Nimbus ist sichtlich schon im Erbleichen, und wird er nicht bald durch neue Erfolge nach außen aufgefrischt, so dürfte ein ähnlicher Niedergang des persönlichen Regiments — welches dort den Namen Bismarks trägt — so wenig wie in Frankreich auf sich warten lassen.

Schon sind die preußischen Parteien darin einig, daß sie insgesammt wieder mehr haben wollen; sie erklären den gegenwärtigen Zustand wie aus Einem Munde für ein bloßes Provisorium und zwar für ein auf die Dauer unerträgliches Provisorium. An dem Grafen Bismark tritt die gleiche Anschauung immer deutlicher zu Tage und daraus ergibt sich der Schein, als wenn er sich dem Liberalismus als solchem annähere. Die jüngsten Debatten der preußischen Kammern haben die Schwere des Druckes gezeigt, unter dem allmählig die bei der Gründung des Norddeutschen Bundes gegebenen königlichen Zusicherungen erliegen müssen. Die Zweckmäßigkeit ist als das allein maßgebende Princip der Politik pro-

lamirt. Ich weiß nicht, ob es mit der allgemeinen Begehrlichkeit und Rechtsverachtung dieser Politik zusammenhängt oder nicht, jedenfalls ist es Thatsache, daß die sociale Demokratie nirgends mehr als in Preußen die Macht hat, sich als eine förmliche parlamentarische Partei zu geriren.

Wenn wir Rußland von dieser unserer Betrachtung ausschließen, so geschieht es nicht bloß deßhalb, weil man im Grunde nicht weiß, was man von der gräulichen Entwicklung des russischen Nationalismus sagen soll, sondern noch mehr deßhalb weil von einer Geschichte der Staats-Existenzweisen in dem Moskowiterreich nicht die Rede seyn kann. Es ist und bleibt trotz aller Reformen eine asiatische Despotie wie zu den Zeiten Iwan's des Schrecklichen, gleichgiltig ob man Alexander II. oder schon den berüchtigten Journalisten Katkow als den eigentlichen Czar ansehen mag. Zudem beruht die sociale Verfassung des Volkes auf der Gemeinschaft der liegenden Güter in der Gemeinde; man kann also schon in Anbetracht des socialen Princips von einer abendländischen Existenzweise des Staats beim Russenvolke nicht reden.

Aber gerade daraus ergibt sich eine für unsere Zeit sehr charakteristische Erscheinung. Vor wenigen Jahren noch hat Niemand in Europa anders gewußt als daß das Abendland die Bestimmung habe seine Civilisation von Westen nach Osten zu tragen und zu verpflanzen; diesen Anspruch schien sich insbesondere auch das Russenthum sehr wohl gefallen zu lassen. Jetzt hat sich dort die Anschauung gerade umgekehrt, und auch in deutscher Sprache konnten bereits, ohne daß die Buchstaben errötheten, Schriften erscheinen welche die Regeneration des Abendlandes nur mehr von — Rußland erwarten. Voll Hohn und Verachtung weist die nationalrussische Partei auf die tiefen Schäden unserer berühmten Civilisation hin; die ganze Societät des Abendlandes erscheint ihr wie eine verfehlte, aus- und abgelebte Welt, die nur

wiedergeboren werden könne durch die Eingießung des russisch-slavischen Geistes. Das ist die Anschauung der unbeschränkt in Neurußland herrschenden Partei; das Czarthum selbst ist ihrem Einflusse unterthänig geworden und ihr Geist ergießt sich in breitem Strom über alle slavischen Länder.

Bei der Regeneration des Abendlandes durch den russisch-slavischen Geist soll aber jener agrarische Communismus — in neuester Zeit ist dafür der Name „Collektivismus“ aufgekommen — nicht etwa bei Seite gelassen werden, sondern er soll vielmehr die eigentliche Basis der Wiedergeburt bilden. Es scheint in der That, daß jeder National-Russe ohne weiters im Stande wäre unserer socialen Demokratie beizutreten und deren Sache zur eigenen zu machen. Jedenfalls sind es Russen gewesen welche bei uns zuerst die Bewegung der Arbeiter in die Bahn des vollen Socialismus hinübergeleitet haben, wie die Geschichte des Basler Convents beweist. Napoleon I. soll dereinst der europäischen Entwicklung die Prognose gestellt haben: „republikanisch oder kosakisch“, und das Wort ist seitdem oft wiederholt worden. Es hat aber jetzt keinen Sinn mehr. Republik und Monarchie, absolute oder parlamentarische, sind bloße Formen, die das Ziel der heutigen Bewegung nicht mehr seyn können. Heute muß die Alternative ganz anders lauten; denn nicht um die Form des Staats sondern um den socialen Inhalt desselben handelt es sich. Und diesen Inhalt vermißt sich das junge Rußland dem alternden Staatswesen des Abendlandes mitzutheilen.

Die Wiedervereinigung der Gesellschaft und des Staats die der Liberalismus in unnatürlicher Trennung entzweigerissen: das ist die große Aufgabe der Zukunft. Mit Einem Worte eine neue Organisation der Gesellschaft thut uns noth. Die socialen Zustände müssen wieder abhängig gemacht werden vom Staat, aber nicht umgekehrt, denn auf dem umgekehrten Wege würde die Entwicklung in das andere Extrem ver-

laufen, in den Socialismus wo der Staat eine eigene Existenz gar nicht mehr hätte. Wer sich in die socialistischen Schemen der Völker-Solidarität und ihrer centralen Weltrepublik hineindenkt, der wird sogleich bemerken, daß hier der Begriff des Staats in der That gänzlich verschwindet. Damit verschwände auch das Recht des individuellen Daseyns und die Blätter der Weltgeschichte müßten in Palimpseste verwandelt werden, um darauf die Küchenrechnungen der allgemeinen Völker-Brut- und Fütterungsanstalt zu schreiben. Der herrschenden Philosophie des Materialismus würde freilich eine solche Weltregierung bestens entsprechen, aber der Würde des Menschen und der Menschheit um so weniger.

Es ist das unbestrittene Verdienst der conservativen Social-Politiker Preußens, daß sie zuerst mit Eifer und Unerschrockenheit an den liberalen Begriff des Rechts- oder modernen Staats die sociale Sonde gelegt und dessen Unzulänglichkeit klargestellt haben. Sie erklären die Nothwendigkeit daß die staatliche Existenzweise der Gegenwart abgelöst werde durch den „Culturstaat" der Zukunft. Freilich darf man diesen Begriff nicht verwechseln mit der aus der Periode des aufgeklärten Absolutismus berüchtigten Maske des Polizeistaats, welcher sich gleichfalls von der Cultur (er meinte seine eigene) den Namen geborgt hatte. Ueberhaupt gilt es erst durch anhaltende Geistesarbeit festzustellen, wie der Culturstaat der Zukunft auszusehen habe. Auch die neue Schule der norddeutschen Social-Politiker gesteht offenherzig zu, daß sie weit entfernt sei, „in Bezug auf das positive Vorgehen bei Herstellung der gesellschaftlichen Organisation ein fertiges System oder Programm bei der Hand zu haben" *). Nur

*) Vergl. namentlich: „Die organische Staatslehre. Mittelst Erörterung von Tagesfragen von Dr. M. von Lavergne-Peguilhen." Das zweite Heft des Werkes ist kürzlich bei Schulze in Berlin unter dem Titel: „Der conservativen Sociallehre zweites Heft" er-

so viel steht fest, daß der richtig begriffene Culturstaat die exclusive Ausbeutung des Erwerbslebens durch den Habenden einstellen und auch den Sollenden zum Zuge kommen lassen müßte, nach dem altchristlichen Grundsatze: „leben und leben lassen.“

An diesem Punkte nun leuchtet die providentielle Stellung des tagenden Concils in socialer Beziehung auf den ersten Blick ein. Die Kirche hat den feinsten Barometer für die Veränderungen im Weltwetter. Was würden die Lästerer und die Nergler hintennach gesagt haben, wenn die Kirche an einer so wichtigen Zeitwende, an der Schwelle einer neuen Weltperiode müßig und gleichgültig zugesehen hätte, ohne mit der ganzen Macht ihrer Organisation in den geistigen Kampf einzutreten? Negativ haben Encyklika und Syllabus die einfache Thatsache verkündet, daß die politisch-sociale Entwicklung unter der Herrschaft des modernen Liberalismus auf den Irrweg gerathen und an der Grenze des Möglichen angekommen sei. Aber es ist die größere Aufgabe, daß die Gemüther positiv wieder erfüllt werden mit dem Bewußtseyn von der Gebundenheit alles natürlichen Lebens an eine höhere und übernatürliche Ordnung. Das können nur Thatsachen bewirken, negative und positive; die negativen Thatsachen haben wir anzudeuten versucht, die erhabenste der positiven Thatsachen ist die Thatsache des Concils.

Es ist ein vollendeter Irrthum, wenn man die täglich maßloser auftretende Furie des Antichristenthums bloß auf reinkirchlichem Gebiete bekämpfen will. Auf dem Gesammtgebiet des gesellschaftlichen Daseyns hat die feindliche Macht Posto gefaßt, und überall da muß ihr Widerstand geleistet werden. Wir wüßten kein treffenderes Bild des allgemeinen Zustandes,

---

schienen. Der Herr Verfasser ist von Hause aus kein Gelehrter, sondern ein ostpreußischer Landwirth, und deßhalb mit einer Fülle praktischer Erfahrung ausgestattet.

als das welches die Wiener „Neue Freie Presse" uns am Anfange des nun ablaufenden Jahres an die Hand gegeben hat. Mit allem dem grinsenden Haß und Hohn dessen in der Regel nur der verlorene Jude fähig ist, bespricht das Blatt gewisse Novitäten der Kunst und der Poesie, und es fährt fort wie folgt:

„Aus diesen sich in wilder Wollust bäumenden Leibern, aus diesen poetischen Bekenntnissen spricht der Kampf, der unsere Zeit trotz ihrer vorwiegend materiellen Richtung bis in's Mark erschüttert, der Kampf des Heidenthums wider das Christenthum. Die alten Heidengötter welche das Kind in der Krippe zu Bethlehem von ihren Thronen gestürzt und verbannt hat, regen sich und heben das Haupt. Sie fordern die Herrschaft zurück und rütteln mit gewaltiger Geisterfaust an dem Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Das lange Exil hat sie wie alle vertriebenen Fürsten verbittert; nicht mehr schön und heiter und lächelnd wandeln sie, vom ewigen Lichte umflossen; frech und ungefüge sind sie geworden und kaum erkennt man die Spuren der alten Lieblichkeit. Sie ruhen nicht mehr auf den seligen Höhen und schauen herab zu den rastlos strebenden Menschen, sie kämpfen aus der Tiefe herauf und ihr Schlachtruf hallt durch die Wissenschaft, die Poesie und Kunst unserer Tage"*).

---

*) Neue Freie Presse vom 13. Februar 1869.

II.

Zur Geschichte des Photius von Hergenröther *).

Das große Werk des Verfassers über den Urheber der orientalischen Spaltung hat mit dem jetzt erschienenen dritten Bande seine Vollendung und, wir tragen kein Bedenken beizufügen, seine Krone erhalten. Jenes Wohlwollen und jene Anerkennung, welche der erste und zweite Band in den weitesten und competentesten Kreisen gefunden, werden ohne Zweifel dem dritten Bande in gleichem Grade zu Theil werden, da ja auch diesen die gründlichsten Studien, das gediegenste Wissen, eine erschöpfende Darstellung und kritischer Scharfsinn kennzeichnen. Das große Werk wird nicht bloß zur Zierde der Kirche und des Landes gereichen dem es entstammt, sondern auch, wie Alles was in der Liebe zur Wahrheit und Kirche wurzelt, reichliche Frucht tragen, die gerade jetzt um so erwünschter kommt, als das allgemeine Concil ohne Zweifel an der Beseitigung des durch Hergenröther's Schrift wissenschaftlich völlig überwundenen griechischen Schisma arbeiten wird.

Nachdem die früheren Bände uns die ersten Keime dieser

---

*) Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. J. Hergenröther. III. Bd. Regensburg 1869.

Kirchenspaltung, dann die Schicksale und Thaten ihres hauptsächlichsten Urhebers in meisterhaften Schilderungen vor Augen geführt, zeigt der dritte und letzte Theil des Werkes den Patriarchen in seinen Kenntnissen und Schriften, und behandelt schließlich die Fortentwickelung des großen durch ihn veranlaßten Schisma. Das achte und neunte Buch stellt uns die glänzende Seite des Patriarchen vor Augen, für welche der Verfasser mit allem Fug und Recht dessen umfassende Gelehrsamkeit erklärt. Dieselbe läßt sich nicht in Abrede stellen, und sie leuchtet um so herrlicher, je weniger damals Wissenschaft und Bildung blühten. Sie bestätigt aber auch die traurige Thatsache aller Zeiten von neuem, daß zwischen Verstand und Herz, zwischen Wort und That nicht selten ein himmelweiter Abstand liegt, und hohe geistige Bildung durch sittliches Verderbniß ihres wahren Adels verlustig geht. Das Wissen des Photius „hat nicht auf die Menschheit einen erhebenden, läuternden und kräftigenden Einfluß geübt, noch derselben wesentliche Fortschritte ermöglicht; seine Kenntnisse dienten ihm großentheils als Werkzeuge, als Maschinen zur Ausführung seiner Pläne, seiner selbstsüchtigen Bestrebungen, zu seiner eigenen Befriedigung, zu seiner persönlichen Verherrlichung, sie sind in der Regel andern Zwecken dienstbar gewesen" (S. 4). Das Schlimmste dabei war noch, daß er seine hauptsächlichsten Anschläge, denen er sein Leben, seine Studien, seine Kenntnisse weihte, gegen den apostolischen Stuhl richtete, und so an diesem Felsen zerschellen mußte. Darum konnte des großen Gelehrten Wissenschaft das aus Leidenschaft gewählte Ziel nicht erreichen, ja schadete insoweit unendlich mehr als sie nützte, wenn auch ihre einzelnen zu uns hinübergekommenen Bruchtheile noch jetzt den größten Werth besitzen. Man möchte sie deßhalb mit dem immensen Prachtbau eines gewaltigen Kriegsschiffes vergleichen, das auf einen Felsen geworfen, selbst zu Grunde geht, von dem aber die kostbaren Trümmer noch gerettet werden zum Nutzen derer die sich in ihre Besitznahme theilen.

Wie nun die Hauptzwecke, denen Photius sein Wissen dienstbar machte, völlig verfehlt waren, so leiden seine Werke, obwohl sie eine wunderbare Elasticität des Geistes bekunden und eine den Polyhistor kennzeichnende Fülle von mannigfaltigen Kenntnissen umschließen, dennoch an verschiedenen Gebrechen. Seine Schreibweise ist im Allgemeinen doch weit von der der Alten entfernt, es zeigt sich in derselben viel Gekünsteltes und Affektirtes. In Manchem ist er nur Compilator; bisweilen gibt er gar fremde Arbeiten, ohne auch nur den Namen des Verfassers anzudeuten. Treffend faßt Hergenröther sein Urtheil in folgende Worte zusammen: „Ueber viele Vorurtheile seiner Zeit hat er sich nicht erhoben, und wenn er uns gewissermaßen deren gesammtes Wissen repräsentirt, so repräsentirt er es auch mit allen seinen Schwächen" (S. 7).

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der schriftstellerischen Thätigkeit des Photius geht der Verfasser im achten Buche auf dessen einzelne Schriften über, die er einer ganz ausführlichen Kritik unterwirft. Dieselben sind aber folgende: 1) das Lexikon, schon in den Jünglingsjahren des Photius verfaßt und bestimmt, die Lektüre der profanen und kirchlichen Literatur zu erleichtern; 2) das Myriobiblion, welches uns Nachrichten, Bruchstücke und Kritiken bietet über 280, während einer bestimmten Periode von Photius gelesene Werke der verschiedensten Art, unter denen die Geschichtswerke einen glänzenden Platz finden; 3) die Amphilochien, ein Seitenstück zum Myriobiblion, gewissermaßen eine Anthologie aus eigenen und fremden Schriften, zunächst über theologische, dann auch über andere wissenschaftliche Fragen; 4) die Bibelcommentare zu einigen Theilen des neuen Testamentes; 5) Canonistische Arbeiten. Es wird hier besonders das Verhältniß des Photius zum „Nomocanon" erörtert, außerdem das Hauptsächlichste aus den kanonischen Briefen des Patriarchen, unter andern ein von Hergenröther zuerst herausgegebenes Synodaldekret wider die Bination der Messe

mitgetheilt. 6) Historisch- und dogmatisch-polemische Schriften. Es werden darunter besprochen „die vier Bücher gegen die Paulicianer", ferner einige Streitschriften gegen die Lateiner, nämlich „das Buch von der Mystagogie des heil. Geistes", eine kleinere Abhandlung über denselben Gegenstand, deren Abfassung durch Photius der Verfasser jedoch als zweifelhaft hinstellt, „historische Collektaneen mit polemischer Tendenz", eine Abhandlung gegen den römischen Primat, endlich das Schriftchen „gegen die Franken", welches aber der Verfasser in der Gestalt, wie es uns vorliegt, nicht als eine Arbeit des Photius betrachtet. 7) Briefe; 8) Reden; 9) Gedichte; 10) die Sammlung moralischer Sentenzen und Paränesen; 11) unächte und zweifelhafte Schriften; 12) verloren gegangene Schriften *).

Sehr werthvolle Bemerkungen über Ausgabe, Text und Inhalt obiger Werke sind ihrer Erwähnung jedesmal beigegeben und hier war es vornehmlich, wo der gelehrte Verfasser das reiche handschriftliche Material, das er für sein Werk auf verschiedenen Bibliotheken des In- und Auslandes theils gesammelt theils eingesehen hatte, verwerthen konnte. Die eingehende Untersuchung über den Nomocanon des Photius führte zum Resultate, daß das Meiste in dieser Schrift schon vor Photius vorhanden war. Von der andern Seite zeigt aber auch Hergenröther, daß von exegetischen Scholien manche die dem Oekumenius zugeschrieben werden, gemäß den Handschriften von Photius herrühren.

Das neunte Buch macht uns mit der Theologie des Photius bekannt, und zwar zuerst mit den allgemeinen

---

*) Mehrere bisher unveröffentliche Schriften des Photius hat der Verfasser in einem eigenen Heft mit diesem III. Band herausgegeben: Monumenta Graeca ad Photium ejusque historiam pertinentia, quae ex variis codicibus manuscriptis collegit ediditque *J. Hergenröther*. Ratisbonae 1869.

Grundlehren (S. 264 — 356), dann mit der Ansicht des Photius über die einzelnen Dogmen (S. 357 — 652).

Schonung hat der Verfasser dem Photius bei Beurtheilung seiner Lehre gewiß zu Theil werden lassen, und was nur irgendwie eine günstige Deutung gestattete, hat dieselbe auch gefunden. Die Gesammtanschauung über die theologischen Leistungen des Photius bietet uns Hergenröther in den nachstehenden Sätzen: „Seine Theologie ist nicht frei von Einseitigkeiten, Lücken und Inconsequenzen, von Unklarheit und Subtilitäten, aber auch wieder reichhaltig und großartig, ausgezeichnet durch positive Verdienste, besonders durch eingehende biblische und patristische Studien, durch die Zuhilfenahme des profanen Wissens, durch das Streben nach dialektischer Entwickelung. Sie ist ferner durchaus antiplatonisch und antiorigenistisch. Durch den Anschluß an die peripatetische Philosophie, durch die völlige Unbekanntschaft mit den reichen Schätzen der Schule Augustin's, durch die Abneigung gegen alle platonischen Elemente, von denen aber doch manche aus den so hochgehaltenen pseudoareopagitischen Schriften ihr zugeführt wurden, wird sie bisweilen trocken, dürftig und mangelhaft; und durch die Verwerfung des Origenes und die Scheu vor Origenismus kommt es, daß ihr viele wichtige theologische Sätze der älteren Zeit fast ganz verloren gingen oder keine rechte Stelle mehr fanden."

Von der kritischen Beleuchtung der Theologie des Photius nimmt der Verfasser Anlaß auf die griechische Scholastik aufmerksam zu machen, zu deren einflußreichsten Repräsentanten eben Photius gehört. Dieselbe hatte sich, obwohl bald von der lateinischen überflügelt, doch weit vor dieser entfaltet. Eine bemerkenswerthe Thatsache! Denn sie zeigt, daß die Scholastik nicht etwa ein abendländischer Auswuchs der theologischen Wissenschaft, sondern dieser ganz natürlich ist. Sie muß darum, wenn ihr Wesen, nicht aber eine ihrer besonderen Formen in's Auge gefaßt wird, sich dort wo ein reges wissenschaftliches Streben ist, mit der Zeit nothwendig entwickeln.

Freilich bedarf sie durchaus der positiven Theologie, welche das Fundament zu ihren Spekulationen ihr in wissenschaftlicher Weise zurecht legt; aber auch die positive Theologie entbehrt ohne Scholastik des für wahre Wissenschaft gleich wesentlichen spekulativen Elementes und was noch schlimmer ist, des Schutzes wider mannigfache Gefahren der Verirrung. Insofern besaß Photius alle Anlagen zu einem großen Theologen: seine immense Erudition erschloß ihm die reichen Schätze der positiven Theologie, und hiermit verband er die für Scholastik unentbehrliche Kenntniß, Liebe, Handhabung der Dialektik; aber leider wollte er, wie schon oben bemerkt, seine außerordentlichen Talente nicht der Wahrheit, sondern seinem Ehrgeiz und Hasse wider die Lateiner dienstbar machen. Wie sehr solches seiner Theologie geschadet, zeigt besonders die in seinen Werken enthaltene Trinitätslehre. Diese ist den strengen, aber ganz gewiß zutreffenden Worten Hergenröther's gemäß „im Dienste einer heftigen Polemik vielfach entstellt" und jedes tiefern Verständnisses des Mysteriums baar.

Neben ausführlicher kritischer Beleuchtung der Theologie des Photius hat der gelehrte Verfasser auch dessen profane Wissenschaft einer besondern Betrachtung (S. 341 — 356) unterworfen. Mit Recht verfuhr er jedoch hierbei weniger ausführlich, weil dieser Gegenstand an und für sich eine größere Kürze erheischte und außerdem bereits im ersten Bande (S. 325 ff.), wenn auch unter einem andern Gesichtspunkte behandelt worden war.

So beschließt dieses neunte Buch die Schilderung des Lebens und der Lehre des großen Archischismatikers, jenes Mannes der ein merkwürdiges Abbild vom tiefentarteten Griechenthum des 9. Jahrhunderts, eine ächte Verkörperung des Byzantinerthums seiner Zeit mit allen Licht- und Schattenseiten so naturgetreu darstellt.

Der Verfasser geht nun wieder zu dem unseligen Werke über, welches dem Patriarchen seinen Ursprung verdankt,

so viel steht fest, daß der richtig begriffene Culturstaat die exclusive Ausbeutung des Erwerbslebens durch den Habenden einstellen und auch den Sollenden zum Zuge kommen lassen müßte, nach dem altchristlichen Grundsatze: „leben und leben lassen.“

An diesem Punkte nun leuchtet die providentielle Stellung des tagenden Concils in socialer Beziehung auf den ersten Blick ein. Die Kirche hat den feinsten Barometer für die Veränderungen im Weltwetter. Was würden die Lästerer und die Nergler hintennach gesagt haben, wenn die Kirche an einer so wichtigen Zeitwende, an der Schwelle einer neuen Weltperiode müßig und gleichgültig zugesehen hätte, ohne mit der ganzen Macht ihrer Organisation in den geistigen Kampf einzutreten? Negativ haben Encyklika und Syllabus die einfache Thatsache verkündet, daß die politisch-sociale Entwicklung unter der Herrschaft des modernen Liberalismus auf den Irrweg gerathen und an der Grenze des Möglichen angekommen sei. Aber es ist die größere Aufgabe, daß die Gemüther positiv wieder erfüllt werden mit dem Bewußtseyn von der Gebundenheit alles natürlichen Lebens an eine höhere und übernatürliche Ordnung. Das können nur Thatsachen bewirken, negative und positive; die negativen Thatsachen haben wir anzudeuten versucht, die erhabenste der positiven Thatsachen ist die Thatsache des Concils.

Es ist ein vollendeter Irrthum, wenn man die täglich maßloser auftretende Furie des Antichristenthums bloß auf reinkirchlichem Gebiete bekämpfen will. Auf dem Gesammtgebiet des gesellschaftlichen Daseyns hat die feindliche Macht Posto gefaßt, und überall da muß ihr Widerstand geleistet werden. Wir wüßten kein treffenderes Bild des allgemeinen Zustandes,

---

schienen. Der Herr Verfasser ist von Hause aus kein Gelehrter, sondern ein ostpreußischer Landwirth, und deßhalb mit einer Fülle praktischer Erfahrung ausgestattet.

fälle hart heimgesucht. Wie sehr theologische Kenntnisse in dieser Zeit darniederlagen, zeigt uns das Synodaldekret des Patriarchen Polyeuktus, welches den Johannes Tzimisces, den Haupturheber am Morde des Kaisers Nikephorus, bei seiner Krönung (969) durch folgende Worte zu rechtfertigen sucht: „Weil die Salbung der heil. Taufe alle vor derselben begangenen Sünden beseitigt, wie groß sie auch seyn mögen, so hat auch die Salbung zum Kaiser die vorher von Tzimisces begangenen Sünden, insbesondere seine Blutschuld getilgt" (S. 718).

Indessen dauerte trotz der Erschütterung, welche die Eintracht zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche durch Photius erlitten hatte, doch der Friede im großen Ganzen von Stephan I. bis auf Michael Cärularius fort. Eine gegenseitige Kälte, eine Entfremdung beider Theile blieb zwar bestehen und brach auch bei passenden Gelegenheiten nach außen hervor, so z. B. unter Nikephorus beim Verkehr mit Kaiser Otto und mit Papst Johann XIII. „Es gab Dissidien, aber keine förmliche Erklärung der Trennung. Der Keim der ausgestreuten Zwietracht wucherte aber fort und mußte bei neuen dafür günstigen Anlässen bald zur förmlichen Reife gelangen. Seit den Tagen des Photius war noch nie eine so heftige Feindschaft hervorgetreten, als jetzt unter Cärularius" (S. 761). Unwissend und hoffärtig, mit tiefem Haß gegen die Lateiner erfüllt, bestieg nämlich Michael Cärularius am 25. März 1043 den Patriarchenstuhl von Constantinopel. Er wollte das Werk des Photius weiter führen. „Mit Aerger betrachtete er die lateinischen Kirchen und Klöster in der Kaiserstadt, deren ziemlich unabhängige Stellung seinen Stolz beleidigte. Endlich befahl er 1053 geradezu, alle Kirchen der Lateiner in Constantinopel zu schließen und ihren Aebten ihre Klöster wegzunehmen. Mit wildem Fanatismus drangen seine Anhänger ein; der Sakellar Constantin trat sogar die consecrirte Hostie der Lateiner mit Füßen" (S. 736). Dennoch war nicht dieser

II.

Zur Geschichte des Photius von Hergenröther *).

Das große Werk des Verfassers über den Urheber der orientalischen Spaltung hat mit dem jetzt erschienenen dritten Bande seine Vollendung und, wir tragen kein Bedenken beizufügen, seine Krone erhalten. Jenes Wohlwollen und jene Anerkennung, welche der erste und zweite Band in den weitesten und competentesten Kreisen gefunden, werden ohne Zweifel dem dritten Bande in gleichem Grade zu Theil werden, da ja auch diesen die gründlichsten Studien, das gediegenste Wissen, eine erschöpfende Darstellung und kritischer Scharfsinn kennzeichnen. Das große Werk wird nicht bloß zur Zierde der Kirche und des Landes gereichen dem es entstammt, sondern auch, wie Alles was in der Liebe zur Wahrheit und Kirche wurzelt, reichliche Frucht tragen, die gerade jetzt um so erwünschter kommt, als das allgemeine Concil ohne Zweifel an der Beseitigung des durch Hergenröther's Schrift wissenschaftlich völlig überwundenen griechischen Schisma arbeiten wird.

Nachdem die früheren Bände uns die ersten Keime dieser

*) Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. J. Hergenröther. III. Bd. Regensburg 1869.

sich das Schisma immer mehr befestigte, obschon von manchen, auch hochgestellten Griechen gegen die Trennung und für die Union gekämpft wurde. Schon durfte der Mönch Job Jasites offen schreiben: „Die einzige Gnade die man den Italern spenden kann, ist die, ihren Umgang als den von Häretikern zu fliehen, ohne förmlich das Anathem über sie auszusprechen, dessen sie als offenbare Ketzer würdig wären." Traurige Verblendung! Wie viel berechtigter war nicht die Klage, in welche einer der hochherzigsten Patriarchen von Constantinopel, Johannes Bekkus, beim Anblick der unsäglichen über das Reich hereingebrochenen Drangsale ausbrach: „Woher soll ich die Quellen der Thränen nehmen, um, wenn auch nicht nach Gebühr und nach der Größe des Unglücks, so doch wie nur immer die Finsterniß zu beweinen, die von daher auf unser Reich sich ergoß, die Strafe die unsere Länder getroffen, nicht bloß in der territorialen Schwächung unserer zeitlichen Herrschaft, in dem Verluste so vieler Städte, Dörfer, Inseln, ja ganzer Nationen, sondern auch in der Religion selbst und am Heiligsten, in den Kirchen Gottes, in denen die Muselmänner ihre Orgien feiern?"

Allein das Werk des Photius war bereits der griechischen Nation in Fleisch und Blut übergegangen, so daß schließlich weder Kaiser noch Patriarchen wider den in allen andern Dingen ohnmächtigen, hierin aber zähen und unüberwindlichen Volkswillen etwas vermochten.

Zum Schlusse stellt der Verfasser noch in sehr übersichtlicher Weise die gegenseitigen Beschuldigungen der Griechen und Lateiner (S. 820 — 843) und die größtentheils fabelhaften Ansichten späterer Griechen über den Ursprung des Schisma (S. 843—876) zusammen.

Dem Ganzen ist ein Index beigefügt, der jedoch nicht genügenden Aufschluß über die in den drei Bänden angehäuften Schätze gibt. Es ist das freilich ein Mangel den das Werk mit den meisten Schriften der Gegenwart theilt, wodurch man aber den Wünschen und Bedürfnissen unserer

II.

Zur Geschichte des Photius von Hergenröther*).

Das große Werk des Verfassers über den Urheber der orientalischen Spaltung hat mit dem jetzt erschienenen dritten Bande seine Vollendung und, wir tragen kein Bedenken beizufügen, seine Krone erhalten. Jenes Wohlwollen und jene Anerkennung, welche der erste und zweite Band in den weitesten und competentesten Kreisen gefunden, werden ohne Zweifel dem dritten Bande in gleichem Grade zu Theil werden, da ja auch diesen die gründlichsten Studien, das gediegenste Wissen, eine erschöpfende Darstellung und kritischer Scharfsinn kennzeichnen. Das große Werk wird nicht bloß zur Zierde der Kirche und des Landes gereichen dem es entstammt, sondern auch, wie Alles was in der Liebe zur Wahrheit und Kirche wurzelt, reichliche Frucht tragen, die gerade jetzt um so erwünschter kommt, als das allgemeine Concil ohne Zweifel an der Beseitigung des durch Hergenröther's Schrift wissenschaftlich völlig überwundenen griechischen Schisma arbeiten wird.

Nachdem die früheren Bände uns die ersten Keime dieser

*) Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. J. Hergenröther. III. Bd. Regensburg 1869.

Kirchenspaltung, dann die Schicksale und Thaten ihres hauptsächlichsten Urhebers in meisterhaften Schilderungen vor Augen geführt, zeigt der dritte und letzte Theil des Werkes den Patriarchen in seinen Kenntnissen und Schriften, und behandelt schließlich die Fortentwickelung des großen durch ihn veranlaßten Schisma. Das achte und neunte Buch stellt uns die glänzende Seite des Patriarchen vor Augen, für welche der Verfasser mit allem Fug und Recht dessen umfassende Gelehrsamkeit erklärt. Dieselbe läßt sich nicht in Abrede stellen, und sie leuchtet um so herrlicher, je weniger damals Wissenschaft und Bildung blühten. Sie bestätigt aber auch die traurige Thatsache aller Zeiten von neuem, daß zwischen Verstand und Herz, zwischen Wort und That nicht selten ein himmelweiter Abstand liegt, und hohe geistige Bildung durch sittliches Verderbniß ihres wahren Adels verlustig geht. Das Wissen des Photius „hat nicht auf die Menschheit einen erhebenden, läuternden und kräftigenden Einfluß geübt, noch derselben wesentliche Fortschritte ermöglicht; seine Kenntnisse dienten ihm großentheils als Werkzeuge, als Maschinen zur Ausführung seiner Pläne, seiner selbstsüchtigen Bestrebungen, zu seiner eigenen Befriedigung, zu seiner persönlichen Verherrlichung, sie sind in der Regel andern Zwecken dienstbar gewesen" (S. 4). Das Schlimmste dabei war noch, daß er seine hauptsächlichsten Anschläge, denen er sein Leben, seine Studien, seine Kenntnisse weihte, gegen den apostolischen Stuhl richtete, und so an diesem Felsen zerschellen mußte. Darum konnte des großen Gelehrten Wissenschaft das aus Leidenschaft gewählte Ziel nicht erreichen, ja schadete insoweit unendlich mehr als sie nützte, wenn auch ihre einzelnen zu uns hinübergekommenen Bruchtheile noch jetzt den größten Werth besitzen. Man möchte sie deßhalb mit dem immensen Prachtbau eines gewaltigen Kriegsschiffes vergleichen, das auf einen Felsen geworfen, selbst zu Grunde geht, von dem aber die kostbaren Trümmer noch gerettet werden zum Nutzen derer die sich in ihre Besitznahme theilen.

Wie nun die Hauptzwecke, denen Photius sein Wissen dienstbar machte, völlig verfehlt waren, so leiden seine Werke, obwohl sie eine wunderbare Elasticität des Geistes bekunden und eine den Polyhistor kennzeichnende Fülle von mannigfaltigen Kenntnissen umschließen, dennoch an verschiedenen Gebrechen. Seine Schreibweise ist im Allgemeinen doch weit von der der Alten entfernt, es zeigt sich in derselben viel Gekünsteltes und Affektirtes. In Manchem ist er nur Compilator; bisweilen gibt er gar fremde Arbeiten, ohne auch nur den Namen des Verfassers anzudeuten. Treffend faßt Hergenröther sein Urtheil in folgende Worte zusammen: „Ueber viele Vorurtheile seiner Zeit hat er sich nicht erhoben, und wenn er uns gewissermaßen deren gesammtes Wissen repräsentirt, so repräsentirt er es auch mit allen seinen Schwächen" (S. 7).

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der schriftstellerischen Thätigkeit des Photius geht der Verfasser im achten Buche auf dessen einzelne Schriften über, die er einer ganz ausführlichen Kritik unterwirft. Dieselben sind aber folgende: 1) das Lexikon, schon in den Jünglingsjahren des Photius verfaßt und bestimmt, die Lektüre der profanen und kirchlichen Literatur zu erleichtern; 2) das Myriobiblion, welches uns Nachrichten, Bruchstücke und Kritiken bietet über 280, während einer bestimmten Periode von Photius gelesene Werke der verschiedensten Art, unter denen die Geschichtswerke einen glänzenden Platz finden; 3) die Amphilochien, ein Seitenstück zum Myriobiblion, gewissermaßen eine Anthologie aus eigenen und fremden Schriften, zunächst über theologische, dann auch über andere wissenschaftliche Fragen; 4) die Bibelcommentare zu einigen Theilen des neuen Testamentes; 5) Canonistische Arbeiten. Es wird hier besonders das Verhältniß des Photius zum „Nomocanon" erörtert, außerdem das Hauptsächlichste aus den kanonischen Briefen des Patriarchen, unter andern ein von Hergenröther zuerst herausgegebenes Synodaldekret wider die Bination der Messe

mitgetheilt. 6) Historisch- und dogmatisch-polemische Schriften. Es werden darunter besprochen „die vier Bücher gegen die Paulicianer", ferner einige Streitschriften gegen die Lateiner, nämlich „das Buch von der Mystagogie des heil. Geistes", eine kleinere Abhandlung über denselben Gegenstand, deren Abfassung durch Photius der Verfasser jedoch als zweifelhaft hinstellt, „historische Collektaneen mit polemischer Tendenz", eine Abhandlung gegen den römischen Primat, endlich das Schriftchen „gegen die Franken", welches aber der Verfasser in der Gestalt, wie es uns vorliegt, nicht als eine Arbeit des Photius betrachtet. 7) Briefe; 8) Reden; 9) Gedichte; 10) die Sammlung moralischer Sentenzen und Paränesen; 11) unächte und zweifelhafte Schriften; 12) verloren gegangene Schriften *).

Sehr werthvolle Bemerkungen über Ausgabe, Text und Inhalt obiger Werke sind ihrer Erwähnung jedesmal beigegeben und hier war es vornehmlich, wo der gelehrte Verfasser das reiche handschriftliche Material, das er für sein Werk auf verschiedenen Bibliotheken des In- und Auslandes theils gesammelt theils eingesehen hatte, verwerthen konnte. Die eingehende Untersuchung über den Nomocanon des Photius führte zum Resultate, daß das Meiste in dieser Schrift schon vor Photius vorhanden war. Von der andern Seite zeigt aber auch Hergenröther, daß von exegetischen Scholien manche die dem Oekumenius zugeschrieben werden, gemäß den Handschriften von Photius herrühren.

Das neunte Buch macht uns mit der Theologie des Photius bekannt, und zwar zuerst mit den allgemeinen

*) Mehrere bisher unveröffentliche Schriften des Photius hat der Verfasser in einem eigenen Heft mit diesem III. Band herausgegeben: Monumenta Graeca ad Photium ejusque historiam pertinentia, quae ex variis codicibus manuscriptis collegit ediditque *J. Hergenröther*. Ratisbonae 1869.

Grundlehren (S. 264 — 356), dann mit der Ansicht des Photius über die einzelnen Dogmen (S. 357 — 652).

Schonung hat der Verfasser dem Photius bei Beurtheilung seiner Lehre gewiß zu Theil werden lassen, und was nur irgendwie eine günstige Deutung gestattete, hat dieselbe auch gefunden. Die Gesammtanschauung über die theologischen Leistungen des Photius bietet uns Hergenröther in den nachstehenden Sätzen: „Seine Theologie ist nicht frei von Einseitigkeiten, Lücken und Inconsequenzen, von Unklarheit und Subtilitäten, aber auch wieder reichhaltig und großartig, ausgezeichnet durch positive Verdienste, besonders durch eingehende biblische und patristische Studien, durch die Zuhilfenahme des profanen Wissens, durch das Streben nach dialektischer Entwickelung. Sie ist ferner durchaus antiplatonisch und antiorigenistisch. Durch den Anschluß an die peripatetische Philosophie, durch die völlige Unbekanntschaft mit den reichen Schätzen der Schule Augustin's, durch die Abneigung gegen alle platonischen Elemente, von denen aber doch manche aus den so hochgehaltenen pseudoareopagitischen Schriften ihr zugeführt wurden, wird sie bisweilen trocken, dürftig und mangelhaft; und durch die Verwerfung des Origenes und die Scheu vor Origenismus kommt es, daß ihr viele wichtige theologische Sätze der älteren Zeit fast ganz verloren gingen oder keine rechte Stelle mehr fanden."

Von der kritischen Beleuchtung der Theologie des Photius nimmt der Verfasser Anlaß auf die griechische Scholastik aufmerksam zu machen, zu deren einflußreichsten Repräsentanten eben Photius gehört. Dieselbe hatte sich, obwohl bald von der lateinischen überflügelt, doch weit vor dieser entfaltet. Eine bemerkenswerthe Thatsache! Denn sie zeigt, daß die Scholastik nicht etwa ein abendländischer Auswuchs der theologischen Wissenschaft, sondern dieser ganz natürlich ist. Sie muß darum, wenn ihr Wesen, nicht aber eine ihrer besonderen Formen in's Auge gefaßt wird, sich dort wo ein reges wissenschaftliches Streben ist, mit der Zeit nothwendig entwickeln.

Freilich bedarf sie durchaus der positiven Theologie, welche das Fundament zu ihren Spekulationen ihr in wissenschaftlicher Weise zurecht legt; aber auch die positive Theologie entbehrt ohne Scholastik des für wahre Wissenschaft gleich wesentlichen spekulativen Elementes und was noch schlimmer ist, des Schutzes wider mannigfache Gefahren der Verirrung. Insofern besaß Photius alle Anlagen zu einem großen Theologen: seine immense Erudition erschloß ihm die reichen Schätze der positiven Theologie, und hiermit verband er die für Scholastik unentbehrliche Kenntniß, Liebe, Handhabung der Dialektik; aber leider wollte er, wie schon oben bemerkt, seine außerordentlichen Talente nicht der Wahrheit, sondern seinem Ehrgeiz und Hasse wider die Lateiner dienstbar machen. Wie sehr solches seiner Theologie geschadet, zeigt besonders die in seinen Werken enthaltene Trinitätslehre. Diese ist den strengen, aber ganz gewiß zutreffenden Worten Hergenröther's gemäß „im Dienste einer heftigen Polemik vielfach entstellt" und jedes tiefern Verständnisses des Mysteriums baar.

Neben ausführlicher kritischer Beleuchtung der Theologie des Photius hat der gelehrte Verfasser auch dessen profane Wissenschaft einer besondern Betrachtung (S. 341 — 356) unterworfen. Mit Recht verfuhr er jedoch hierbei weniger ausführlich, weil dieser Gegenstand an und für sich eine größere Kürze erheischte und außerdem bereits im ersten Bande (S. 325 ff.), wenn auch unter einem andern Gesichtspunkte behandelt worden war.

So beschließt dieses neunte Buch die Schilderung des Lebens und der Lehre des großen Archischismatikers, jenes Mannes der ein merkwürdiges Abbild vom tiefentarteten Griechenthum des 9. Jahrhunderts, eine ächte Verkörperung des Byzantinerthums seiner Zeit mit allen Licht- und Schattenseiten so naturgetreu darstellt.

Der Verfasser geht nun wieder zu dem unseligen Werke über, welches dem Patriarchen seinen Ursprung verdankt,

und zeigt uns darum im zehnten und letzten Buche
655 — 876) die Fortentwicklung des griechischen Schism

Der großen von Photius geschlagenen Wunde folgte
die byzantinische Kirche keine Heilung, sondern vielmehr n
Leid, neue Bedrängniß. Solche verursachte bereits in h
Grade der Kampf des Patriarchen Nikolaus gegen die T
gamie des Kaisers Leo VI. Jener hielt an seinen zu stre
Ansichten selbst den päpstlichen Legaten gegenüber fest
wurde nun in brutaler Weise von seinem Stuhle ver
nach der Insel Hieria verbannt, und der minder str
Euthymius auf den Sitz von Constantinopel erhoben.
neue sich gegenseitig bekämpfende Parteien waren die n
liche Folge dieses Ereignisses. Erst nach dem Tode des
seine unglückliche Regierung verhaßten Kaisers wurde Niko
zurückgerufen, Euthymius hingegen entsetzt; allein die
hänger beider suchten die Spaltung unter den Metropo
und dem gesammten Klerus zu erhalten. Nikolaus best
sich vergebens, den Papst zur Anerkennung seiner
strengen Ansichten zu bewegen. Fünfzehn Jahre dauert
Spaltung wegen der vierten Ehe Leo's fort, bis es en
im Jahre 920 oder 921 dem Kaiser Romanus und
Patriarchen Nikolaus gelang, durch ein Synodaldekret
bestrittene Frage über die Erlaubtheit der vierten Eh
entscheiden und so zum größten Theile die beiden kirchl
Parteien wieder zu versöhnen. Auch mit Rom suchte
laus die Vereinigung herzustellen, was wirklich noch
Ende 923 geschah, obwohl der römische Stuhl nicht
billigte, was in Byzanz beschlossen worden. So wurde
dürftig der Riß zugedeckt, welcher die Zerrüttung der by
tinischen Kirche gezeigt hatte.

Um das Maß der Leiden voll zu machen, kamen zu
innern noch äußere Bedrängnisse. Das Reich ward
unglückliche Kriege gegen die Bulgaren, mit denen nur
großen Opfern Friede geschlossen wurde, durch Einfäll
Russen und Ungarn, durch Theuerung und andere Ungl

falls hart heimgesucht. Wie sehr theologische Kenntnisse in dieser Zeit darniederlagen, zeigt uns das Synodaldekret des Patriarchen Polyeuktus, welches den Johannes Tzimisces, den Haupturheber am Morde des Kaisers Nikephorus, bei seiner Krönung (969) durch folgende Worte zu rechtfertigen sucht: „Weil die Salbung der heil. Taufe alle vor derselben begangenen Sünden beseitigt, wie groß sie auch seyn mögen, so hat auch die Salbung zum Kaiser die vorher von Tzimisces begangenen Sünden, insbesondere seine Blutschuld getilgt" (S. 718).

Indessen dauerte trotz der Erschütterung, welche die Eintracht zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche durch Photius erlitten hatte, doch der Friede im großen Ganzen von Stephan I. bis auf Michael Cärularius fort. Eine gegenseitige Kälte, eine Entfremdung beider Theile blieb zwar bestehen und brach auch bei passenden Gelegenheiten nach außen hervor, so z. B. unter Nikephorus beim Verkehr mit Kaiser Otto und mit Papst Johann XIII. „Es gab Dissidien, aber keine förmliche Erklärung der Trennung. Der Keim der ausgestreuten Zwietracht wucherte aber fort und mußte bei neuen dafür günstigen Anlässen bald zur förmlichen Reife gelangen. Seit den Tagen des Photius war noch nie eine so heftige Feindschaft hervorgetreten, als jetzt unter Cärularius" (S. 761). Unwissend und hoffärtig, mit tiefem Haß gegen die Lateiner erfüllt, bestieg nämlich Michael Cärularius am 25. März 1043 den Patriarchenstuhl von Constantinopel. Er wollte das Werk des Photius weiter führen. „Mit Aerger betrachtete er die lateinischen Kirchen und Klöster in der Kaiserstadt, deren ziemlich unabhängige Stellung seinen Stolz beleidigte. Endlich befahl er 1053 geradezu, alle Kirchen der Lateiner in Constantinopel zu schließen und ihren Aebten ihre Klöster wegzunehmen. Mit wildem Fanatismus drangen seine Anhänger ein; der Sakellar Constantin trat sogar die consecrirte Hostie der Lateiner mit Füßen" (S. 736). Dennoch war nicht dieser

rohe Angriff das Signal zum Bruche zwischen Orient und Occident. Das eigentliche Kriegsmanifest war der Brief, welcher durch Leo von Achrida auf Anstiften des Cärular zunächst an den Bischof Johann von Trani gerichtet, aber zur Mittheilung an die übrigen Patriarchen des Orients bestimmt war. Den Lateinern warf darin der Patriarch vier Irrthümer vor, die sie als judaisirende Christen brandmarken sollten, aber vielmehr den pharisäischen Hochmuth kennzeichnen, der um so unbedeutender Dinge willen das Erhabenste im Christenthum, die kirchliche Einheit, freventlich zu zerstören gedachte.

Leo's IX. Gesandtschaft, bestehend aus dem Kanzler Friedrich, Prinzen von Lothringen (nachher Stephan X.), dem Cardinalbischof Humbert und dem Erzbischof Petrus von Amalfi, blieb trotz aller Bemühungen, trotz der Widerlegung obiger Vorwürfe erfolglos. Darum legten diese Legaten am 16. Juli 1054, als eben Priester und Volk zum Gottesdienst in der Sophienkirche versammelt waren, das Excommunikationsurtheil über den Patriarchen vor Aller Augen auf den Hochaltar und schüttelten beim Weggehen den Staub von ihren Füßen mit dem Ausruf: „Gott möge es sehen und richten!“ Kurz nachher (20. Juli 1054) erließ Cärularius ein Synodalschreiben, worin die Gesandten als Betrüger, ihre Briefe als verfälscht oder unterschoben erklärt wurden. Zwar sank der Patriarch in der Hofgunst und wurde abgesetzt; das Feuer aber, welches er von neuem angefacht, brannte auch nach seinem Tode weiter. Selbst die größere Ruhe, welche das Reich seit Alexius Comnenus (1081) genoß, vermochte den Frieden mit den Lateinern nicht zu befördern; vielmehr sehen wir namentlich mit den Kreuzzügen eine immer größere Entfremdung zwischen Griechen und Lateinern eintreten.

Der gelehrte Verfasser untersucht die Frage, ob die Trennung nach Cärularius bereits eine vollendete Thatsache war. Er scheint sie zu bejahen und zeigt dann weiter im Verlaufe der Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts, wie

sich das Schisma immer mehr befestigte, obschon von manchen, auch hochgestellten Griechen gegen die Trennung und für die Union gekämpft wurde. Schon durfte der Mönch Job Jasites offen schreiben: „Die einzige Gnade die man den Lateinern spenden kann, ist die, ihren Umgang als den von Häretikern zu fliehen, ohne förmlich das Anathem über sie auszusprechen, dessen sie als offenbare Ketzer würdig wären." Traurige Verblendung! Wie viel berechtigter war nicht die Klage, in welche einer der hochherzigsten Patriarchen von Constantinopel, Johannes Bekkus, beim Anblick der unsäglichen über das Reich hereingebrochenen Drangsale ausbrach: „Woher soll ich die Quellen der Thränen nehmen, um, wenn auch nicht nach Gebühr und nach der Größe des Unglücks, so doch wie nur immer die Finsterniß zu beweinen, die von daher auf unser Reich sich ergoß, die Strafe die unsere Länder getroffen, nicht bloß in der territorialen Schwächung unserer zeitlichen Herrschaft, in dem Verluste so vieler Städte, Dörfer, Inseln, ja ganzer Nationen, sondern auch in der Religion selbst und am Heiligsten, in den Kirchen Gottes, in denen die Muselmänner ihre Orgien feiern?"

Allein das Werk des Photius war bereits der griechischen Nation in Fleisch und Blut übergegangen, so daß schließlich weder Kaiser noch Patriarchen wider den in allen andern Dingen ohnmächtigen, hierin aber zähen und unüberwindlichen Volkswillen etwas vermochten.

Zum Schlusse stellt der Verfasser noch in sehr übersichtlicher Weise die gegenseitigen Beschuldigungen der Griechen und Lateiner (S. 820 — 843) und die größtentheils fabelhaften Ansichten späterer Griechen über den Ursprung des Schisma (S. 843—876) zusammen.

Dem Ganzen ist ein Index beigefügt, der jedoch nicht genügenden Aufschluß über die in den drei Bänden angehäuften Schätze gibt. Es ist das freilich ein Mangel den das Werk mit den meisten Schriften der Gegenwart theilt, wodurch man aber den Wünschen und Bedürfnissen unserer

Zeit wenig Rechnung trägt. Wie in allem Andern, so überstürzt sich dieselbe auch im Verschlingen der literarischen Erzeugnisse, die ihr in so unendlicher Fülle geboten werden, daß sie unmöglich alle mit der Bedächtigkeit unserer Vorfahren genießen könnte. Darum besitzt nur ein verschwindend geringer Theil der Leser die Geduld, umfangreiche gelehrte Werke ganz durchzustudiren; in der Regel benutzt man sie nach Durchlesung eines oder des andern interessanten Abschnittes nur zum Consultiren und Nachschlagen. Diese Thatsache nun, die man bedauern, aber nicht ändern kann, verdiente unseres Erachtens überhaupt bei Abfassung großer Werke eine besondere Berücksichtigung, und es geschieht solches nur durch sehr ausführliche Sachregister. Natürlich macht sich das hier bezeichnete Bedürfniß um so mehr geltend, je kostbarer und reicher die Schätze sind, welche als bleibende Frucht umfassender Gelehrsamkeit und ausdauernder Forschung dem Leser geboten werden und der Arbeit den Charakter eines monumentalen Werkes verleihen. Wir stehen nicht an der vorliegenden Schrift, mit deren Reichthum unser dürftiges Referat in sehr ungenügendem Verhältnisse steht, diesen Charakter beizulegen, und glauben uns in der Voraussicht nicht zu täuschen, daß es in der Geschichte des griechischen Schisma Epoche zu machen berufen ist.

III.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen*).

Nachdem soeben der zweite Band von Bunsen's Biographie erschienen, beeilen wir uns unserem früher gegebenen Versprechen nachzukommen und unsere Leser mit der weiteren Wirksamkeit, den Kämpfen, Siegen und Niederlagen des vielberufenen Mannes bekannt zu machen.

Erwähnen wir zuvörderst, daß unsere Besprechung des ersten Bandes dem deutschen Herausgeber des Werkes, laut Vorrede zum zweiten Band, einen in hohem Grade unliebsamen Eindruck gemacht hat: die Aufnahme der Biographie durch die Presse, sagt er, sei eine „merkwürdig einstimmige" gewesen, alle Welt habe sie „als das Leben eines unserer besten Männer begrüßt", aber die „Vertreter der Jesuiten-Tendenz" seien mit gewohnter Taktik gegen Bunsen aufgetreten. Die Kölnischen Blätter hätten den Chorus begonnen, die Histor.-polit. Blätter hätten „weitläufiger Variationen" gebracht u. s. w. Wir räumen gern ein, daß unsere rein

*) Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Zweiter Band: Schweiz und England. Leipzig 1869.

objektive Darlegung von Thatsachen aus Bunsen's Leben und Wirken einen kühlenden Eindruck auf den Heidelberger Professor Nippold wie auf jeden Andern machen mußte, der etwa über die Biographie Dithyramben gelesen wie z. B.: „Solche Biographien haben ganz die Bedeutung eines Ecce Homo, indem sie zeigen was der Mensch seyn kann und das Ideal des menschlichen Lebens höher erheben!“ So zu lesen in den Blättern für Literarische Unterhaltung, Jahrgang 1868, Nummer 51. Aehnliche Deklamationen brachte auch die A. Allgemeine Zeitung, welche in der Beilage vom 1. Dez. 1868 sich dahin aussprach, daß „man sich schämen“ müsse, das „wunderbare Menschenleben“ Bunsen's „jemals mit dem Maßstabe gewöhnlicher Menschen gemessen zu haben“; Bunsen sei eben eine ganz außergewöhnliche Erscheinung und das „eigentlich bestimmende Motiv seines ganzen Lebens“ sei ein „nach weltmenschlichen Begriffen tollkühnes Gottvertrauen“ gewesen u. s. w. Wir bedauern in der Beurtheilung Bunsen's unsern Flug nicht so hoch nehmen zu können, nach wie vor betrachten wir ihn auf dem festen Boden der Thatsachen fußend, und glauben den wesentlichsten Grund, weßhalb Bunsen in unserer Zeit in allen Organen des religiösen Liberalismus so über alle Maßen gepriesen wird, darin zu finden, daß er recht eigentlich zu jenen gehörte von welchen Lessing einmal in seinen Literaturbriefen sagt: „Man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weicht allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß.“ Indem die Herren von der „freisinnigen“ Presse Bunsen darob loben, loben sie sich selbst.

„Thatsachen, nun Thatsachen, was können Worte helfen“, wiederholen wir mit demselben Lessing; aber, erwidert uns Prof. Nippold, gerade wir „die Verfechter der Jesuitentendenz“ seien mit diesen Thatsachen, „mit dem wirklichen Sachverhalt“ in Bunsen's Wirksamkeit gar nicht bekannt, und zu dem

Ende verweist er uns auf Aufzeichnungen seines Helden in diesem zweiten Band, woraus sich „evident“ ergeben soll, daß Bunsen gegen Rom eine versöhnliche Gesinnung gehegt, daß „der von Friedrich Wilhelm IV. mit der Curie geschlossene Friede nach Bunsen's Rathschlägen stattfand.“ Sehen wir uns aber diese „Aufzeichnungen“ des Näheren an (S. 130 bis 132), so finden wir weiter nichts, als daß der königliche Gesandte Graf Brühl dem Ritter seine in Berlin erhaltene Instruktion eröffnete, worin unter Anderem an Rom die Forderung gestellt war, daß der Erzbischof Clemens August „aus der Monarchie entfernt werde“. Ist etwa darauf hin der Friede mit der Curie zu Stande gekommen? Der Schluß der Instruktion, über die Bunsen dem Grafen „seine Freude ausdrückte“, lautete: „Endlich soll Graf Brühl sich sowohl gegen Rom als gegen Graf Lützow erklären, daß von einer Vermittlung keine Rede seyn könne, und daß er selbst nach kurzer Frist — einige Wochen höchstens — wieder abreisen müsse. Falls aber Se. Majestät Sich in Ihrer Erwartung jener versöhnenden Maßregeln Roms getäuscht sehen sollten, würden Sie die geeigneten Schritte thun, um den Frieden im Lande herzustellen, zu dem Zwecke auch mit allen akatholischen Mächten in Verbindung treten und die Sache bis auf's Aeußerste, bis auf's Alleräußerste treiben.“ Unseres Wissens ist der „Friede“ auf ganz anderem Wege zu Stande gekommen, dadurch nämlich, daß die preußische Regierung ihre Anforderung, die katholische Geistlichkeit solle Ehen einsegnen welche die Kirche mißbilligt, absolut aufgab, daß sie die Anschuldigungen gegen den Erzbischof Clemens August zurücknahm, dem unschuldig Gekränkten die gebührende Ehrenerklärung zukommen ließ und die Hermesianer in ihrer Auflehnung gegen die Kirche nicht unterstützen zu wollen versprach. Will Nippold den Leuten von neuem Sand in die Augen streuen, wie es vor vielen Jahren Bunsen selbst oder einer seiner Freunde in der Allg. Darmstädtischen Kirchenzeitung that, wo das Lob „des geschickten Diplomaten Bunsen“

unter Vielem mit den Worten gefeiert wurde: „Durch Vermittlung desselben geschickten Diplomaten, der die evangelische Kirche in Preußen organisirt, und die Begründung des Bisthums Jerusalem unterhandelte, ward beim Papst eine Erledigung der zwischen dem Könige und dem Erzbischofe von Köln streitigen Fragen erwirkt, welche die ganze Frage der gemischten Ehen aufgab, den Erzbischof der Ausübung seines Amtes enthob, und thatsächlich der Krone Preußen einen vollständigen Triumph gewährte!“ Armer Diplomat mit deinem Triumphe! Er erinnert offenbar an jenen Knaben der, als er die Ruthe bekam, gern gelacht hätte, wenn die Schläge nur nicht wehe gethan! Näheres darüber kann Nippold in den Histor.-polit. Blättern Bd. 11, S. 88–94 nachlesen.

Wir gehen nun ausführlicher auf den Inhalt des zweiten Bandes ein, der vielerlei Neues darbietet und von dem ersten Bande sich dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß wenigstens Professor Nippold seine monotonen Angriffe gegen Jesuitismus, Ultramontanismus, wie er sie früher bis zur Langeweile in seinen Einschaltungen und seinen Anmerkungen zum Texte zur Schau trug, eingestellt hat. Wahrscheinlich hat Bunsen's Wittwe selbst hier „Halt“ geboten. In der Verarbeitung des Stoffes steht der zweite Band hinter dem ersten zurück, und das Buch ist nichts weniger als eine kunstreiche Biographie: Berichte über religiöse und politische Angelegenheiten, über Literatur und Sprachstudien, über gesellige Vergnügungen, Hoffeste, über „Grundlinie zu einer Erklärung der Weissagung nach einem folgerichtigen System“ und Aehnliches sind nur lose aneinander gereiht, und es kostet oft Mühe einen innern Zusammenhang herzustellen.

Bunsen's „römische Mission“ endete, wie wir früher auseinandersetzten, mit einer entscheidenden Niederlage: gerade in einer Zeit wo er sich auf dem Gipfel seiner Erfolge glaubte, schlug ihn der „Donnerkeil Jupiters“ zu Boden, er ward von Rom abberufen, und als er im Begriffe stand

nach Berlin abzureisen, erhielt er in München „ein Verbot" seiner Reise, eine „königliche Willensäußerung", daß er sich nach England begeben solle. Aber ein Mann seiner Art wußte aus der Noth eine Tugend zu machen; er gab in seinen Briefen der Sache die freundliche Wendung, daß er mit freudigem Herzen die Reise antrete, daß man ihn dort sehnsüchtig erwarte und verlange. „Meine Freunde in England", schreibt er am 11. Juni 1838 aus München, „sind sehr ungeduldig; die Universität Oxford will mir die Ehre anthun, mich gleich bei der Ankunft zum Doctor of laws zu ernennen, wie 1814 den alten Blücher (!), und in London hatte ich drei Einladungen, abzusteigen und zu leben, eine von einem Sir F. Ord, den ich persönlich gar nicht kenne... Arbeiten würde ich in Oxford, sobald ich Doktor wäre, und so wird es sich denn unter jeder Voraussetzung sehr freundlich gestalten" (S. 2—3). Seine Frau war aus England, er hatte als Gesandter in Rom viele bedeutende und angesehene Engländer kennen gelernt und so war er dort keineswegs ein Fremder, er wurde bald „hochgeehrt" und viele Artikel in dortigen Zeitungen, die von seinem Lobe überströmten und sein Heldenthum für No-Popery verkündeten, trugen mit dazu bei, daß er allmählig eine bedeutende Rolle in der englischen Gesellschaft spielte. Zuvörderst waren es die höheren Geistlichen die ihn wahrhafte Triumphe erleben ließen: er unterhielt sich mit aller Gewandtheit über kirchliche Dinge, war genau orientirt und lag immer wie auf der Lauer süß religiöser Empfindungen, kurz man hatte dort einen Diplomaten seiner Art noch selten gesehen.

Hatte Bunsen schon früher seinem englischen Freunde Arnold seine Denkschrift über die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs in der Hoffnung zugeschickt, daß in den englischen Tagesblättern „mit brüderlicher Sorge" die Vertheidigung des „natürlichen Verbündeten gegen Bosheit und Unwissenheit" unternommen werde (Bd. 1, 485 ff.) — so wurde es nun in London seine erste Sorge, für die von ihm

vertretene „gerechte Sache“ gegen römischen Pfaffentrug persönlich in der Presse Propaganda zu machen. „Im Einverständniß mit dem königlichen Gesandten Herrn von Bülow“, schreibt er über sich selbst, „bekämpfte er die Feinde, theils in Times und Standard, theils in Quarterly Review und Foreign Quarterly Review. Die beiden letzten Aufsätze waren meisterhaft von edlen Freunden der guten Sache geschrieben; er selbst (Bunsen) lieferte die Aktenstücke“ (Bd. 2, S. 6). Ueber einen dieser „meisterhaften“ Aufsätze äußert er sich in einem Briefe an seine Frau: „Der Artikel für die Quarterly Review ist im Stande Krieg, Feuer und Flamme auf dreißig Jahre zu entzünden... Du sollst die Bogen sehen; der Titel ist: Papistische Verschwörung zu dem Umsturz der protestantischen Throne.“ Bunsen war nur insofern mit dem Artikel nicht einverstanden, weil derselbe auch bezüglich Irlands gegen das englische Ministerium gerichtet war und darum beeilte sich der ehrenwerthe Mann, der den „edlen Freunden“ welche für die „gute Sache so meisterhaft“ Partei ergriffen, Aktenstücke lieferte, die preußischen Interessen davon frei zu halten. „Ich habe deßhalb“, sagt er, „an Lord Ashley und Dr. M'Caul geschrieben; natürlich wird es keinen Erfolg haben — aber dixi et animam salvavi“ (S. 19)! „Ich habe frischen Muth und sehne mich den Feind zu bekämpfen — aber ich muß zuerst gegen Ungerechtigkeit und Leidenschaft auf der einen Seite protestiren, um an Herz und Muth frisch zu seyn“, was natürlich nicht möglich war, wenn die „fürchterlichen“ Angriffe gegen das englische Ministerium etwa seine Thätigkeit in London behinderten.

„Von London aus“, erzählt die Wittwe S. 24, „fuhr Bunsen fort täglich und ausführlich zu schreiben, aber aus einem großen Theile dieser Briefe brauchen hier keine Auszüge gegeben zu werden, da (man höre den Grund!) ihr Inhalt sich auf seine unermüdlichen und erfolgreichen Bestrebungen bezog, die Thatsachen (ja wohl!) des kölnischen

Streites den vermuthlichen (wirklich, bloß den vermuthlichen!) Schreibern der Artikel in verschiedenen Zeitschriften bekannt zu machen, indem er ihnen Dokumente mittheilte die er ihnen allein bieten konnte." Natürlich nur Dokumente! Wir hätten aber gleichwohl gerade diese Briefe gern vor uns gehabt, und zwar nicht bloß in Auszügen, wie sich solche den Zwecken der Herausgeberin leicht anbequemen, sondern vollständig, um des Genaueren beurtheilen zu können, wodurch Bunsen's Bemühungen so „erfolgreich" gewesen. Bunsen schickte dem König von Preußen „eine allgemeine Uebersicht der Artikel die geschrieben sind oder geschrieben werden sollen" (begreiflich von bloß „vermuthlichen Schreibern"), und fand sich inzwischen in England über alle Maßen wohl. Oft gingen ihm Herz und Augen über „nicht wie Ströme die ihr Bette überschreiten, sondern wie stille Quellen die aus der finsteren Erdenkluft an's Licht der heiligen Frühe dringen" (S. 22); es „kam ihm das ermuthigendste Vertrauen entgegen, bei der entschieden protestantischen Partei christlicher Eifer und große Liebe" (S. 6), und obendrein hatte er noch das Bewußtseyn eines neuen Propheten. „Meine Welt", versichert er seiner Frau, „liegt in der Zukunft, für welche ich gefühlt und gedacht habe; ich habe dort Gefahren und Kriege und Spaltungen und Verwirrung gesehen, aber auch den einzigen Platz, wo man Zuflucht finden kann. Diese Wahrheiten (welche wohl?) will ich bekennen mit meinem Leben, mit meinen Schriften und Rathschlägen. Ich weiß, daß gegenwärtig Wenige in diesen Beziehungen (in welchen?) sagen und thun können, was ich kann: dort (wo?) ist mein Schatz und mein Herz" (S. 16).

Gewaltig erregte ihn Gladstone's damals erschienenes Buch über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. „Gladstone ist der erste Mann in England von geistiger Bedeutung und er hat höhere Klänge vernommen als irgend jemand auf dieser Insel. Seine Kirche ist meine Kirche, nämlich das göttliche Gewissen des Staats, eine

Kirche weder durch das Papstthum noch durch die unheiligen Polizeimaßregeln der weltlichen Gewalt entweiht oder befleckt. Ich zweifle nicht daran, daß die englische Kirche, wie sie ist und ihrer Natur und Geschichte gemäß seyn kann, dieses Gewissen für England ist" (S. 27, 30). Die Zustände der englischen Kirche mußten ihm doppelt erfreulich erscheinen, wenn er sie mit den Zuständen der preußisch-protestantischen Kirche verglich. „Von Berlin habe ich in diesem Augenblicke", schreibt er, „einen ganzen Haufen von Staatsschriften über das Ehescheidungsgesetz erhalten . . . Es ist eine furchtbare Sachlage und vollständige Verwirrung. Alle Staatsminister, alle Superintendenten haben gesonderte Vota, Gründe, Rathschläge gegeben — und keiner hat gesehen was ich (in der ersten Nacht, wo ich zu lesen anfing) für den einzig möglichen Weg erkannt, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Was ich schreibe, wird der strengsten Kritik unterworfen werden . . . Ich muß das englische und schottische Recht studiren u. s. w. Soll ich dafür alles Andere oder lieber dieses aufgeben? Ich werde mir dieß noch einmal überlegen; denke Dir 950 Ehescheidungen in Berlin in einem Jahr*)! Kein Gesetz, keine Propheten" (S. 55, 59).

Bunsen arbeitete sein Gutachten über das Ehescheidungsgesetz für die protestantische Kirche aus und schickte es nach Berlin, aber dessen „Einsendung veranlaßte keine Bemerkung,

*) Wie es seitdem in Berlin geworden, konnte man neulich in der Volkszeitung lesen, wo als eine „interessante" Erscheinung mitgetheilt wurde, daß in dem letzten Jahre durchschnittlich auf zehn Trauungen eine Ehescheidung kam und daß nahezu einem Drittel der getrauten Bräute das Tragen des Kranzes bei der Trauung verwehrt wurde. Der Besuch der Kirchen seitens Erwachsener ist nach dem Bericht der Volkszeitung in Berlin in stetiger Abnahme begriffen und bezifferte sich durchschnittlich auf etwa ein Procent der kirchenbesuchsfähigen Gemeindetheile; von erwachsenen Verstorbenen erhielten etwa zwanzig Procent, also der fünfte Theil, eine kirchliche Leichenbegleitung.

ja nicht einmal eine Empfangsbescheinigung", bald darauf jedoch wurde er (1839) zum Gesandten in der Schweiz ernannt. Er „antwortete dankbar auf die wohlwollende Entscheidung des Königs, obgleich das Bewußtseyn, auf diese Weise von Berlin ausgeschlossen zu seyn, nicht ohne schmerzlichen Beigeschmack war", wozu noch der besondere Umstand hinzutrat, daß „seine Weisung für die Schweiz war — nichts zu thun." „Er gelobte dieß zu halten und hat es nach bestem Wissen so weit gethan, daß er allem politischen Wirken aus dem Weg gegangen ist" (S. 68, 69). Aber „der Posten war unvereinbar mit seinen sanguinischen Hoffnungen auf Anstellung im Vaterlande; denn so deutlich die Ereignisse auch gesprochen, so hatten sie ihm doch noch nicht die Ueberzeugung gebracht, daß er eine Person sei die in Berlin nicht in Frage komme, und daß ebenso Berlin ein Ort sei der als Sphäre seiner Thätigkeit nicht in Frage komme" (S. 92)! So die Wittwe. Sie fährt mit Rührung fort: „So tief schmerzlich die Unterhandlungen zwischen Rom und Berlin auch gewesen waren, so hatten sie doch den höchsten Interessen der Menschheit gegolten, und Bunsen fühlte weniger den Schmerz einer lebenslänglichen persönlichen Wunde" — weil nämlich die Regierung sich genöthigt gesehen, ihn der öffentlichen Meinung als Opfer zu bringen und aus seiner römischen Thätigkeit für die „höchsten Interessen der Menschheit" zu entfernen — „als das Vorrecht (gewiß!) und die Genugthuung (trotz aller „Demuth vor dem Herrn"), in Gegenständen von ersichtlich europäischer Wichtigkeit thätig gewesen zu seyn", und, fügt die Geschichte hinzu, durch diplomatisches Doppelspiel und Intriguen dieselben so gründlich verfahren zu haben, daß man in Berlin lange keinen Ausweg wußte.

Ohne Zweifel war im Vergleich mit seiner Stellung in Rom für den großen Staatsmann seine Wirksamkeit in der Schweiz ungewöhnlich klein, und es kam nun gar noch so wie er vorausgesehen, daß nämlich seine „mit der größten

Sorgfalt abgefaßten Berichte und auf gründlicher Ueberlegung beruhenden Anschauungen und Ansichten das Interesse des Berliner Kabinets nicht zu erregen im Stande" waren. Zum Glück blieb er in seiner Friedfertigkeit wenigstens von der Nothwendigkeit verschont, auch in der Schweiz wieder „gegen den Papismus zu kämpfen". „Die katholische Bevölkerung", so erzählt er seiner Schwiegermutter, „war aufgestachelt, um gegen meine Ernennung zu protestiren, und sie (wer?) hatten bereits einige protestantische Deputirten überredet sich mit ihnen zu verbinden, als das Schauspiel sich dadurch änderte, daß die gesammte jakobinisch-atheistische Regierung Zürichs durch die 20,000 Psalmen singenden Bauern in die Flucht geschlagen wurde" (S. 93 — 94). Bunsen war gerettet!

Bei seinem Mangel an diplomatischer Thätigkeit wendete er sich in der Schweiz schriftstellerischen Arbeiten zu, trat beim Baseler Missionsfest als Redner auf u. s. w. und hatte „unvergeßliche Unterredungen". „Man ist voll Hoffnungen für den Sieg des Evangeliums in Frankreich unter den Römischen und durch die Römischen selbst. Und dabei machte man geltend, daß der erwachsende Glaube sich rein erhalte von dem Pietismus, Somnambulismus, Separatismus, die in Süddeutschland so viel Schaden bringen" (S. 119). Bunsen selbst theilte diese Hoffnungen nur unter der Bedingung, daß die dortige „Evangelische Gesellschaft" sich „als die der Kirche Frankreichs darstelle." „Ich bin so weit entfernt", schreibt er, „gegen die Vereinigten Staaten ein Vorurtheil zu haben, daß ich vielmehr die Kirche derselben, ich meine die bischöfliche, für die vollkommenste, wie sie die gedeihlichste ist, auf der Erde halte. Bis die Evangelische Gesellschaft sich also z. B. an diese anschließt, als Keim der französischen Kirche, der Kirche Frankreichs, der erlösten Menschheit, die da ist in Frankreich — was Alles dasselbe sagt — solange wird sie individuelles Zeugniß geben und erwecken von dem Geiste der Kindschaft, aber sie wird nichts

besondes Gewinnendes hervorbringen; sie wird nach individuellen Erweckungen in Streit und Hader versinken und dann dem Teufel und dem Papste (für Herrn Bunsen sind demnach, so scheints, Teufel und Papst identisch!) unterliegen" (S. 153).

Während er so in der Schweiz in evangelischer Stille und Sanftmuth seine Tage verbrachte, hörten die unseligen Papisten von auswärts nicht auf ihn mit ihren Angriffen zu behelligen und insbesondere waren es die Histor.-polit. Blätter, die ihm durch ihre Aufsätze: „Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom" (1840, Bd. 5) schweren Kummer verursachten. Bunsen legte Werth auf seinen schönen Stil („Stil ist der Mensch", sagt er S. 97, „wer klar denkt und redlich auffaßt, schreibt gut, alles Andere ist Wind"), und er hatte damals seine Arbeit über Niebuhr vollendet, wunderte sich selbst über die Sprache die er führe (S. 41) und meldete bereits, daß das Publikum seinen Aufsatz gut aufgenommen habe und daß der betreffende Band von Niebuhr's Lebensnachrichten großes Aufsehen in Deutschland mache (S. 99) — und nun kamen die gelben Blätter und wiesen das Hohle, Gauklende und innerlich Unwahre des Bunsen'schen Stiles — welche Eigenschaften auch seine diplomatische Wirksamkeit charakterisiren — so unbarmherzig nach, daß dem Schwergeprüften eine Genugthuung nöthig war. Sie wurde ihm von Moritz Arndt zu Theil, der sich in einem Briefe an ihn in nachfolgender urbaner und gebildeter Sprache vernehmen ließ: „Die katholischen Rewellers, so spricht der thüringer Bauer das welsche ribaldo (zu deutsch heißt das: Bösewicht, Schuft, Schurke) aus, setzen mit lügenhafter und kannibalischer Wuth gegen Sie an, und der verrückte und tollgewordene Lassaulx, der freilich in berstender und stachelnder Eitelkeit, wie es derlei Leuten zu begegnen pflegt, immer von einer Narrheit in die andere gesprungen ist, vergißt allen Glimpf und Dank! Ich kann wohl ungefähr von fern durchsehen, warum sie es thun, und gerade in diesem Augen-

blick so mächtig die Zähne blöcken" (S. 146). „In diesem Augenblick" d. h. kurz nach König Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung; der alte Arndt war nämlich der Ansicht, daß die katholischen Bösewichter die Zähne blöckten, um Bunsen's Anstellung im „geliebten Vaterlande" zu verhindern.

Seit lange hoffte Bunsen auf eine solche Anstellung und prophezeite schon bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm's III. am 21. Mai 1840: „Vielleicht wird im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. berufen seyn, einer Monarchie, deren Epochen dann zum viertenmal säkulär seyn würden, die definitive Form zu geben", und, fügt er hinzu: „Ich fühle, daß dort etwas für mich ausgebrütet wird"; er sei jedoch vorzüglich wegen der Schmähungen und Verläumdungen der Jesuitenpartei in Bayern entschlossen — welch' große und edle Resignation — „nicht wieder in's praktische Leben einzutreten, wenn es nicht der unbedingte Befehl des Königs (d. h. Friedrich Wilhelm's IV.) seyn sollte" (S. 105). Und am 3. Juni, während der alte König immer noch lebte, sagte er: „Was ich für das Beste von Allem halten würde, wäre: Präsident einer königlichen Commission für Kirche und öffentlichen Unterricht zu seyn, ohne die Administration selbst unternehmen zu müssen. Dieß werde ich dem neuen König offenherzig sagen und die Sache dann seiner Entscheidung überlassen. Was mein Verbleiben in seiner Nähe betrifft, so glaube ich, daß dieß bei ihm feststeht" (S. 107). Es war wieder eine von Bunsen's „sanguinischen Hoffnungen" die fehlschlugen. Doch wie süß ist für den Menschen nicht schon die Hoffnung, besonders für den der sich als Preuße fühlt! „Die Deutschen sind", versicherte Bunsen seinem Sohn, „das Volk Gottes zu dieser Stunde in der Welt, aber um sich als Deutscher zu fühlen, muß man Preuße seyn: sonst hat man ein sehr hartes Loos in der Gegenwart, oder kommt leicht auf schlimme Gedanken" (S. 101).

Mit allgemeiner Begeisterung wurde die Thronbesteigung

Friedrich Wilhelm's IV. begrüßt und Bunsen deklamirte am 1. August 1840 in einem Brief an Schelling, den er im Auftrag des Königs für Berlin gewinnen wollte: „Zum erstenmal für Deutsche, seit dem namenlosen Unglück des dreißigjährigen oder vielmehr hundertjährigen Kampfes welscher Bosheit sind jetzt in Preußen die Elemente wieder vereinigt, um in vollem europäischem, weltgeschichtlichem Gefühl des deutschen Lebens die Grundsäulen unseres gemeinsamen Daseyns in der Familie, im Staat, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Kunst ergründend neu zu gestalten und neu gestaltend zu ergründen. Ja es ist mir, daß ich es Ihnen gestehe, im ahnenden Geiste schon lange so gewesen, als ob der Herr so viele Schmach und so vielen Kummer in den letzten Jahren habe auf uns kommen lassen, damit wir für den großen Augenblick recht wach seyn möchten nach so langem Schlafe und bei so schwerem Starrkrampfe. Der große Augenblick ist gekommen; was lange bedacht und von dem Herrn überlegt und gelobt war, ist der König nun entschlossen, unter Gottes Beistand und mit der Hilfe Gleichgesinnter in's Leben treten zu lassen. Indem er ein so hohes und heiliges Werk beginnt, sind seine Augen ganz besonders auf Sie gerichtet.“ Nun wird noch eine gute Weile weiter deklamirt, daß der König sich an Schelling's Erfahrung und Charakterstärke stützen, von seiner Weisheit schöpfen wolle, daß er ihn auffordere die Stellung einzunehmen, welche Gott ihm „für das gesammte Vaterland gegeben“, die Stellung sei „einzig wie die Persönlichkeit, welche der König als Organ der Nation einlade sie einzunehmen.“ Und dann heißt es: „das ist der mir gewordene königliche Auftrag“ (S. 134). Unglücklicherweise lesen wir zwei Seiten früher, daß der ganze Auftrag in einer kurzen mündlichen Mittheilung bestand, die der Graf Brühl im Namen des Königs machte: er solle Schelling bewegen eine Stellung in Berlin anzunehmen. „Und sagen Sie Bunsen dazu, ich wollte mich nicht mit dieser glänzenden Feder schmücken; aber

ich glaube dem demnächst zu ernennenden Minister damit das schönste Cadeau zu machen." Hieraus erklärt sich Bunsen's, des in Aussicht stehenden Ministers, Begeisterung, und in dieser Begeisterung schrieb der wahrheitsliebende Mann den Brief, der Schelling glauben machen mußte, der König selbst habe sich über ihn in Ausdrücken geäußert, wie sie Bunsen vorbrachte. Später hatte Bunsen Reue darüber, für Schelling's Berufung gewirkt zu haben, und eine noch größere Reue über die durch ihn vermittelte „verhängnißvolle" Berufung Stahl's, seines nachmaligen Gegners, dem er S. 137 „gute politische Gesinnungen und ein christliches Herz" nachrühmt. Interessant ist dabei die Erklärung der Wittwe: „Wie undeutlich noch die Ziele des neuen Fürsten erkannt wurden, geht aus dem bemerkenswerthen Umstand hervor, daß Bunsen der Vermittler war, welcher der königlichen Beachtung seinen zukünftigen Gegner, den Professor Stahl anempfahl" (S. 109). Also nur, weil ihm die Ziele des neuen Fürsten noch „undeutlich" waren! Prächtige Erklärung!

Es verging nach der Thronbesteigung des neuen Königs ein volles Jahr, bis Bunsen nach Berlin berufen wurde, wo Friedrich Wilhelm mit ihm wegen Gründung eines englisch-preußischen Bisthums in Jerusalem verhandeln wollte. Bunsen spricht von dieser Reise (in ähnlicher Weise wie von jener früher von uns angeführten, auf welcher er wegen der in der protestantischen Kapelle zu Rom eingerichteten Liturgie einen Sturm im Glase Wasser bestand) wie von einem seiner wichtigsten Lebensereignisse, und man ersieht aus seinen Worten, wie leicht der Mann sich echauffirte. „Ich kann dir endlich schreiben", heißt es in einem Briefe an seine Frau, „von dem wichtigsten und schwersten Gange aus, den ich vor dem zum Grabe wahrscheinlich zu thun haben werde, und zugleich dem lieblichsten und sanftesten, denn ich bin wie von Engeln getragen hieher gekommen." Er war in seligem Entzücken. „Ich hungere und dürste nach Bunsen", sagte der König, und

Bunsen's „hervorragende Fähigkeit glücklich zu seyn, war selten in vollerem Maße geweckt worden, als während des auf fünf Wochen ausgedehnten Verkehrs" mit dem König (S. 162). Das Verhältniß ihres Mannes zu letzterem drückt Frau Bunsen in folgenden überaus klaren Worten aus: „Beide besaßen die Fähigkeit mannigfacher Entwicklung und Ausdehnung des Gegenstandes, welcher ihre Gedanken und Empfindungen beschäftigte. Bei König Friedrich Wilhelm IV. konnte die tiefliegende Wurzel einer Ansicht beständig wachsen und sich verzweigen bis zu einer fast unbegrenzten Ueberfülle der Vegetation. Dann pflegte wohl Bunsen irgend einen Zweig zu ergreifen und festzuhalten, und er wußte mit seiner seltenen Combinationsgabe einen freilich gewöhnlich mehr scheinbaren als wirklichen Zusammenhang desselben" — allerdings eine seltene Combinationsgabe — „mit seiner eigenen Ansicht nachzuweisen" (S. 109).

Der König schickte ihn nach England, um dort die Gründung des protestantischen Bisthums in Jerusalem zu betreiben, und nach fünfmonatlichen Unterhandlungen kam die Angelegenheit zum erwünschten Abschluß, und wir müssen ihn darüber selber in seiner Weise sprechen hören: „Montag", schreibt er am 13. Juli 1841, „war der entscheidendste und wichtigste Tag. Ich hatte die Entwicklung der in der königlichen Instruktion enthaltenen Principien niedergeschrieben, da ich voraussah, daß die Folgerungen eine überraschende Wirkung haben könnten; und dieß war der Fall. Ich verlangte natürlich für die deutsche Gemeinde und ihre Bekehrten die deutsche Gottesdienstordnung und die Augsburger Confession. Als ich aber wahrnahm, daß es zugegeben wurde, daß die Zahl der Sprachen und Glaubensartikel nicht mit der Einheit im Widerspruch stehe, ergriff ich die Offensive und setzte auseinander, daß sie in einem wahrhaft katholischen und nicht in einem anglikanischen Sinne handeln, und daß sie mit der Aufstellung des Princips der „„Einheit mit nationaler Individualität"" vorangehen müßten; daß Rom sein

eigenes Grab grabe dadurch daß es den entgegengesetzten Weg einschlage. Dieß wurde eingeräumt, und so nahm ich meinen höheren Flug... Der ehrwürdige Erzbischof freute sich im Geiste der wohlthätigen Folgen, die erwartet werden könnten..." Am 19. Juli: „Dieß ist ein großer Tag. Ich komme soeben von Lord Palmerston: das Princip ist angenommen: übermorgen geht ein Courier nach Constantinopel, um an Lord Ponsonby die Befehle zu bringen, die zu fordernde Anerkennung zu erlangen. Im Oktober wird der Nachfolger des heiligen Jakobus sich einschiffen: ein Jude von Geschlecht, ein Preuße (Breslau) von Geburt, ein Anglikaner von Bekenntniß, gereift in Irland, zwanzig Jahre Professor des Hebräischen und Arabischen in England (jetzt King's-College) — so ist denn, mit Gottes Hilfe, wenn das angefangene Werk gedeiht, der Anfang gemacht zur Herstellung Israels!" Er schickte ein Memoire an den König, welches ihm schon wieder einmal als eine Lebensthat erschien: „Ich betrachte dieses Memoire als das Werk meines Lebens; meine ganze Vergangenheit hat dazu beigetragen es abzufassen und es zu gestalten, und meine ganze Zukunft wird vorzüglich der Entwicklung und Unterstützung desselben gewidmet seyn. Die leitende Idee ist, daß die wahre Katholicität als daneben hergehendes Princip (!) die Anerkennung einer nationalen Unabhängigkeit voraussetzt: harmonische Aktion von Katholicität und Nationalität" (S. 170, 171, 173).

Als darauf der König den Befehl ertheilte, daß für die neu zu gründende Gemeinde in Jerusalem die Liturgie gebraucht werden sollte, welche Bunsen für die protestantische Gesandtschafts-Kapelle in Rom eingerichtet hatte, jubelte dieser in einem Briefe an seine Frau: „O wie sollte ich dir mein Gefühl beschreiben! — So ist vom Capitol bis zum Berge Zion gerettet, was mir das Theuerste war von Allem was ich gedacht und gestiftet! Und das im Augenblick, wo des Feindes Wuth das stille Heiligthum vom Capitol hinunterstößt! in einer Epoche meines Lebens, wo es mir klarer

als je wird, daß, was ich angestrebt und im innersten Herzen trage, nicht paßt für die Gegenwart, von welcher ich durch die Kluft fünfundzwanzigjährigen Lebens auf dem Capitol und in England getrennt bin — Du kannst das fühlen, Geliebte! Ich kann nicht weiter schreiben" (S. 188)!

In der Liturgie wollte er mit gewohnter Sehergabe den künftigen „Haupteinigungspunkt" aller christlichen Kirchen erblicken. „Die Liturgie ist das Symbol der Kirche der Zukunft; die Zeit Glaubensartikel zu machen ist vorüber; die kirchliche Einheit der Zukunft liegt im Gebet, in der Anbetung, ausgedrückt in populären Formen, die Eigenthum des ganzen christlichen Volks, der ecclesia, seyn werden und nicht nur des Klerus" (S. 207). Darum ging auch bei der nothwendig gewordenen neuen Auflage seines „Gesang- und Gebetbuchs" sein Herz vor Freuden über. „Der Herr hat mir die Gnade gegeben", schrieb er seiner Frau am 1. Juli 1842, „am heutigen Tage das Werk zu vollenden, welches mir das Werk meines Lebens scheint." (Oben hörten wir dagegen, daß das Memoire an den König das Werk seines Lebens sei!) „Ich begann es am Reformationsjubiläum 1817: es gedieh unter Deinem beseligenden Einflusse und Dir zu Liebe; will's Gott, so werden es unsere Kindeskinder in Zion und im deutschen Vaterlande gebrauchen" (S. 230). Und am 10. September: „Heute ist auch das tägliche Morgen- und Abendgebet der deutschen Kirche zu seiner endschließlichen Gestalt gekommen. Ich hoffe, ich werde nicht sterben, bis ich einmal sie im Vaterlande mitbete, oder in Zion! . . Es ist das erstemal, daß die Aufgabe mit der gehörigen Freiheit und mit vollem weltgeschichtlichen Bewußtseyn gefaßt ist"! (S. 233). Das „große Werk" hatte für die „Kirche in Zion" noch eine besondere Bedeutung mit Hinblick auf Rom, denn „Sie sehen" — demonstrirte er über das „jerusalemer Gesangbuch" in einem Briefe an Perthes — „das Capitol hat sich in Zion verklärt und die kleine Gemeinde

im Palast Cafarelli in die deutsche Kirche im Morgenlande... Uebrigens haben Sie mir nie ein Wort über Jerusalem gesagt. Es kommt mir vor, Sie sehen die Sache als ein Experiment an, Sie irren sich aber darin. Wenn ich einmal komme, oder Abeken Sie sieht, sollen Sie besser belehrt werden. Doch, dächte ich, müßte Sie ein Lebensathem anwehen vom Werke. Gottlob! die Arche der Kirche ist gelandet auf ihrem Ararat; das war die große Aufgabe des Glaubens, jetzt ist Alles leicht. In England hat Jerusalem schon in der Wiege Rom gewürgt, wie Herkules das Schlangenpaar. Nur drei Jahre Zeit und guter politischer Wind von Berlin her, und die Stimmung in Deutschland wird seyn wie in England und Amerika" (S. 235)! Man kennt den elenden Ausgang aller Fanfaronaden des katholikenfeindlichen Agitators.

Zum Dank für alle seine Bemühungen ernannte ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Gesandten am englischen Hofe, und Bunsen rief aus „mit David: Herr was bin ich und mein Haus werth, daß du solches thust" (S. 192). „Nie", sagte er, „war eine Wahl eines Gesandten ehrenvoller." „Die Ernennung auf den ersten Posten der preußischen Diplomatie muß die Brücke in's Vaterland seyn." Er drängte sofort in den König, daß er zur Taufe des Prinzen von Wales nach England komme. „Ich habe dem Könige gemeldet, daß man die Taufe bis zum 14. Februar verschieben will, wenn er verspricht zu kommen: sonst will die Königin Niemanden haben (und sie hat recht!) — ich habe dem Könige geschrieben, daß Jeder, die Königin, die Bischöfe, die Minister, die Nation es übelnehmen, es nie verzeihen werden, wenn er nicht kommt." Bald darauf am 9. Dezember 1841: „Der König kommt, und wo nöthig schon Mitte Januar. Ich werde auf einem englischen Kriegsschiffe ihn abholen, wahrscheinlich in Rotterdam. Die Artikel sind unterzeichnet zu meiner vollen Zufriedenheit. Gott sei ewig gepriesen! Er ist ein Gott der Wunder thut, heute wie vor 2000 und 4000 Jahren" (S. 193)!

In den ersten Jahren seiner Ernennung als Gesandter

war Bunsen in England gern gesehen, man liebte seine Schimpfereien gegen das englische Parlament; Redaktoren der Times waren öfter seine Gäste und es schmeichelte die Nationaleitelkeit, daß einer der Söhne des Gesandten der großen deutschen Macht Informator war bei den jungen Herzoginnen von Sutherland. Man vergleiche darüber die A. Allg. Zeitung vom 29. April 1854 und die Aeußerung desselben Blattes vom 5. März 1842, wo es über Bunsen heißt, daß „eine solche Persönlichkeit einer jeden neuen Sphäre gleichmäßig gewachsen und auch zu Rom nicht jeder Industrie fremd gewesen sei."

„Eine ganze Bevölkerung von Herrn und Damen" — sagte einmal der amerikanische Philosoph und Humorist Emerson sehr treffend zur Bezeichnung der religiösen Signatur unserer Zeit — „ist auf den Beinen, um Religionen zu suchen" und dieser „Bevölkerung" bot sich Bunsen zum Führer an, zu einem neuen Messias des 19. Jahrhunderts, als welcher er seine vielberufene „Kirche der Zukunft" in England niederschrieb. Er übergab in diesem Buch die eigentliche Zukunft dem wechselvollen religiösen Willen der einzelnen wechselvollen religiösen Gemeinden, aber er war doch gleichzeitig vermöge der Widersprüche, die in seinem Kopfe wirr durcheinander gingen, der festen Ansicht, daß nur derjenige im Kampfe der Gegenwart siegen werde welcher den geschichtlichen Boden einnehme (S. 239). Darum verlangte er so sehnsüchtig ein neues Kirchenrecht, „ein Handbuch, worin die Principien des Rechts der Reformation den alten angeknüpft sind, so daß wir das Recht der alten Kirche fortleiten, und die Romanisten die Abzweigung bilden!" Ohne Zweifel ein leicht durchführbares Unternehmen! „Ach, wie wichtig wäre es, daß Jemand die christliche Geschäftsführung und das praktische kanonische Recht hier (in England) studirte! Es ist das einzig lebendige in der Welt", so schrieb er im Jahre 1841 und brach dabei in den Klageruf aus: „Wir nagen noch immer an dem abgenagten Schinderknochen des

Rechtes unseres Erbfeindes" — der katholischen Kirche — „ohne weniger unfähig zu werden, ihn wieder mit Leben zu bekleiden" (S. 239). Die katholische Kirche sollte nur die „Abzweigung" der Bunsen'schen bilden und „die Römischen", sagt er, „mögen sich immerhin mit den Federn schmücken, die sie unserer Kirche, der wahrhaften, deutschen, ausgerissen, ihre Zöglinge finden doch keinen Ersatz für das was sie weggeworfen, und finden beim Erwachen den alten Menschen übermüthig wie vorher" (S. 271). Was zum nähern Verständniß dieser apokalyptischen Sätze nothwendig wäre, ist im Buche mit .... bezeichnet.

Bei all' seinen kirchlichen Prophezeiungen war nur immer das Schlimme, daß man den Propheten nicht verstand, und er selbst schrieb in trüber Stunde: „Niemand weiß was ich will: fast Alle mißverstehen das was sie davon wissen: die Meisten glauben, ich wolle etwas Phantastisches, oder ich wisse nicht was ich wolle, die Einen, weil ich kein Theolog bin, die Andern, weil ich kein Jurist bin" rc. (S. 313). Darum resignirte er sich auch kurzweg und erklärte die Gegenwart für verloren, setzte aber sein „Leben" und seinen „Namen" dafür ein, „daß die Verfassung der Kirche der Zukunft im Wesentlichen keine andere seyn werde, als die ich angedeutet, vielleicht begründet, morgen oder in tausend Jahren" (S. 313). Ueberhaupt, sagte er, könne nur von Deutschland aus „eine wahre zweite Reformation" die Welt beglücken, denn „da hat ihre nothwendige und mit beispielloser Energie angelegte Vorbereitung begonnen, mit hehrem Flügelschlage des Geistes, vor nun bald hundert Jahren in Lessing und Kant und Herder, und da ist sie unter schwerem Geisteskampfe, gleichzeitig mit der französischen Revolution, aber unendlich tiefer eingreifend, durch Seher und Forscher aller Art fortgegangen und geht nach meiner festen Ueberzeugung noch jetzt fort" (S. 405).

Seine frühere Begeisterung für die englische Kirche war völlig verschwunden, denn, deklamirte er, „die hiesige Kirche

hat sich selbst gerichtet durch ihre theils geistlose Auffassung, theils pfäffische Bekämpfung der schönen königlichen Stiftung des Bisthums zu Jerusalem, und durch die Abweisung aller geistigen Auffassung ihrer liturgischen wie verfassungsmäßigen geschichtlichen Grundlagen." „Die wahre Religion ist wesentlich Geist, und etwas so geistiges wie jene beiden jüngsten Ausgeburten des englischen und schottischen Geistes, der Puseyismus und der neu aufgestutzte Irvingianismus, ist deßhalb eigentlich ebenso irreligiös als die Irreligiosität des Unglaubens." Man wollte nämlich auch in England so wenig wie in Deutschland Bunsen's Prophetenstimme richtig verstehen lernen und es nagte an seinem Herzen, daß dort die katholisirenden Richtungen so zahlreiche Anhänger gewannen, während er doch voraus verkündigt hatte, daß sich von ihnen nur „grüne Mädchen und alte Weiber" würden verleiten lassen (S. 246). Wie unkräftig gegen den „Romanismus" erwies sich z. B. die „Evangelische Allianz", auf die er so große Hoffnungen gesetzt, daß er im Jahre 1846 an Sieveking schrieb: „Die Thatsache, daß 150 bis 180 dissentirende Christen, beider Hemisphären und aller Farben, an zwei aufeinander folgenden Sonntagen niedergekniet sind am Altar der englischen Kirche, um das Abendmahl von den Händen des Baptist Noel zu empfangen, spricht mehr als Bände. Gegen 200 episcopale Geistliche waren unter den 500 britischen Geistlichen: Lord Wriothesley Russell, des Premiers Bruder, ist der Allianz auch beigetreten. Der Geist ist über die Menschen gekommen, und Alle gehen als Andere zurück in ihren Kreis, als sie gekommen. Unser deutsches Bekenntniß habe ich durch Tholuck vorbringen, und nachher in Hare's Uebersetzung drucken lassen. Ich lege Ihnen ein Exemplar bei, zugleich mit Hare's Schutzschrift für mich gegen Pusey." Er schloß wohl gar einen Bruderbund mit dem deutschkatholischen Reiseprediger Czerski im Interesse der evangelischen Allianz. „Ich habe Czerski, nachdem er hier vollkommen gerechtfertigt erklärt war, gesehen und halte ihn ent-

schieden für einen redlichen aufrichtigen Mann und Christen. Er fühlte sich so sehr angesprochen durch jenes Bekenntniß, daß er es für das einzige erklärte welches er unterschreiben könne, und erklärte dieß öffentlich vor einer Versammlung von etwa 600 Engländern. Die Allianz hat auch Veranlassung gegeben zu einer Gesellschaft für die Evangelisation der Fremden: ich habe mit Lord Ashley als Präsidenten die Sache öffentlich den Leuten an's Herz gelegt" (S. 343—345).

Und Alles erwies sich als „Spreu im Wind". Es ging mit allen kirchlichen Vorschlägen Bunsen's so wenig vorwärts wie mit seinen politischen Vorschlägen, z. B. mit jenem S. 404: „Wie leicht könnte Polen wiederhergestellt werden, wenn man sich friedlich über die Pensionirung des Großsultans verstände, und Rußland Constantinopel gäbe"!! Fürwahr, ein weiser Daniel, ein großer Politiker! Im nächsten Hefte werden wir seine politischen Anschauungen des Näheren kennen lernen.

IV.

Professor Berg in Würzburg.

Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands im Zeitalter der Aufklärung.

Bekanntlich bildete sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, vorzüglich veranlaßt durch die Philosophie Wolff's und durch den Einfluß der englischen Deisten und Freidenker, eine ganz eigenthümliche Auffassungs- und Denkweise aus, welche auch vielseitig die Theologie beherrschte. Ihr Princip war: frei von aller Autorität lediglich mit

eigenen Augen zu sehen, da die Beurtheilung der religiösen Wahrheit allein Sache des gesunden Menschenverstandes sei. Diese Auffassungsweise erhielt den Namen „Aufklärung". Die neue Lehre begann eine wichtige Rolle bei den Protestanten und zunächst auf deutschen Hochschulen, indessen auch selbst an katholischen Universitäten zu spielen; überall aber trug sie das charakteristische Merkmal an sich, daß die Jünger der Aufklärung sich durch ihren Widerwillen gegen alles dem Mittelalter Angehörige bemerklich machten, nach und nach aber sich von allem Positiven oder von dem definirten kirchlichen Glauben mehr und mehr zurückzogen.

Es ist diese Erscheinung eine ungemein merkwürdige, in der katholischen Kirche kaum glaubliche, da es sich hier nicht um mehr oder minder äußere Verhältnisse, wie man solche durch den Febronianismus und Josephinismus regeln zu müssen glaubte, gehandelt hat. Diese beiden Richtungen wollten die Grundpfeiler des Christenthums, Jesus den Sohn Gottes sowie alle Mysterien des Glaubens, unangetastet stehen lassen, während bei den Aufklärungs-Theologen selbst die Grundfragen des Glaubens, die Gottheit Christi und sein Evangelium in Frage gestellt wurden, von Männern in Frage gestellt die selbst Priester in kirchlichen Ehrenämtern und Würden standen, fort und fort an dem Grabe der Kirche schaufelten, ohne deßhalb der Kirche feindlich seyn zu wollen, deren Interesse und Rechte sie wieder bei einer anderen Gelegenheit auf's entschiedenste vertheidigten, gleichwie sie an ihren Disciplinen und ihrem Cultus unerschütterlich fest hielten. Das gewöhnliche Auge wird bei oberflächlicher Betrachtung in solchen Männern Heuchler erblicken, das psychologische Auge dagegen nichts weniger als solche.

Es war vielmehr in diesen Männern ein doppelter Mensch. Der eine trug den frommen Mutterglauben, der sich nun einmal nicht austilgen läßt, der andere die Folgen einer nicht der Zeit angemessenen wissenschaftlichen Erziehung und Heranbildung. So trat skeptisches Forschen schließlich an die

Stelle der religiösen Ueberzeugung und machte sich nach irgend einer Richtung hin, unbekümmert um die letzten Consequenzen, geltend. Aber alle diese Aufklärungs-Männer würden auf das entschiedenste protestirt haben, hätte man ihnen den Beweis liefern wollen, durch ihre Doktrinen hätten sie aufgehört Mitglieder der katholischen Kirche zu seyn.

Diese wunderbare Erscheinung hatte bisher noch keine rechte Würdigung erfahren, indem man die ganze Bewegung jener Zeit unter die stehenden Rubriken Febronianismus, Josephinismus und Rationalismus brachte. Insoferne muß man dem Herrn Professor Dr. Schwab dankbar seyn, daß er in einem mit vieler Mühe, Fleiß und Umsicht gearbeiteten Werke*) das Leben und Wirken eines der bedeutendsten Theologen im Zeitalter der Aufklärung geschildert, dabei aber auch mit Meisterhand eine Charakteristik des unsterblichen Fürstbischofs Franz Ludwig zu geben Anlaß fand, unter dessen Regierung — und er war ein wahrhaft eifriger ja apostolischer Bischof — eine Lehrfreiheit herrschte, unter der „im 18. Jahrhundert auf katholischer Seite eine Anticipation der erst in dem 19. von protestantischen Theologen ausgebildeten Tübinger Schule" gewagt werden konnte**). Das Buch selbst ruht überwiegend auf ungedruckten Quellen, darunter fast der ganze literarische Nachlaß von Franz Berg selbst, sowie die Privatpapiere des Fürstbischofs Franz Ludwig, die bekanntlich nach des Fürsten Tod in die Hände seines geheimen Referendärs, des nachherigen Appellationsgerichts-Präsidenten von Seuffert übergingen und seit 1795 Familien-

*) Franz Berg, geistlicher Rath und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands zunächst des Fürstbisthums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung von Johann Baptist Schwab, q. Professor der Theologie. Würzburg 1869. VI und 520 S.

**) Man vergleiche das trefflich redigirte „Chilianeum". II. Band. Würzburg 1869. S. 70.

eigenthum geblieben sind. Versuchen wir es einen Ueberblick der Thatsachen zu geben, welche das Buch in 16 Abschnitten mittheilt!

Die Würzburger Culturzustände im 18. Jahrhundert sind der erste Gegenstand, den das Buch berührt. Der Verfasser knüpft an eine Rede des Jesuiten Ludwig Eimer, Professors der Beredsamkeit, welcher 1738 die Frage, auf welche Politik sich das Wohl Frankens gründe, dahin beantwortete: „Auf die Erhaltung und Pflege der wahren Religion und Wissenschaft, denn ohne letztere werde auch der größte Religionseifer gefährlich, und ohne erstere könne keine Regierung bestehen" — den Nachweis, daß dieses in der That die Politik der Fürstbischöfe Würzburgs seit dem Abschlusse der Reformation gewesen sei, weßhalb sie auch die Gesellschaft Jesu berufen und ihr den Unterricht wie die religiöse Leitung des Volkes übertragen hätten.

So ist es auch in der That und nicht zu läugnen, daß das in der Reformationszeit sehr in Abgang gekommene katholische Element dem Jesuitenorden ungemein viel in Franken verdankte, da derselbe alle Mühe aufbot die befähigtesten und tüchtigsten Mitglieder der oberrheinischen Provinz immer nach Würzburg sowohl für den höheren gelehrten als wie für den Volksunterricht zu senden. Zeigte doch die theologische Fakultät Namen von europäischer Berühmtheit, wie Franziskus Costerus, Nikolaus Serrarius, Petrus Thyräus, Martinus Becanus, Adam Contzen, Maximilian Sandäus u. s. w., welche heute noch jedem gebildeten Theologen bekannt seyn müssen. Ebenso wußte der Orden für den Volksunterricht Volksredner, für die Jugend Katecheten zu senden, welche sich durch und durch der Volkssitte so wie dem Volksbedürfnisse zu accommodiren verstanden. Dadurch wurden die Jesuiten jener Zeit die Volksmänner, dem Orden anzugehören war in den Augen des Volkes die größte Ehre, sofort in den Orden eintreten zu dürfen das höchste Ideal junger Leute. So war es leicht erklärlich, daß ihm die Aus-

wahl aus den besten Talenten zu Gebote stand, was er nicht mochte fiel in der Regel erst dem Weltklerus zu. Es hatte z. B. kein fränkischer Geistlicher als Katechet sich jenen Ruhm erwerben können wie der Jesuit Georg Vogler, dessen 1625 in Würzburg erschienener Katechismus, den Schwab als ein eigenthümliches Durcheinander von katechetischer Gewandtheit und exegetischer Willkür, von frommen Tändeleien und polemischen Gehässigkeiten, von phantastischer Wundersucht und praktischem Sinn, von volksthümlicher Derbheit und theologischer Spitzfindigkeit bezeichnet, in vielen Auflagen bis herab in die Mitte des 18. Jahrhunderts ein wahres Volks- und Familienbuch in Franken blieb. Der Grund war einfach, daß der Jesuit sein Volk studirt hatte und in einer Sprache mit ihm sprach, die bei demselben Anklang fand, indessen was heute einem gebildeten geistreichen Mann Tändelei scheinen kann, damals dem kindlichen Gemüthe ungemein zusagte. Uebrigens läßt Schwab dem Orden bezüglich seiner Leistungen vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren: „Das große Vertrauen", schreibt er S. 7, „das die Jesuiten als Erzieher genossen, ruhte theilweise auf ihrer Wirksamkeit und ihrem Einflusse als Prediger. Gerade in diesem Zweige kirchlicher Thätigkeit, der im 16. Jahrhundert in Franken wie in andern Bisthümern ganz verkommen war, haben sie Bedeutendes geleistet und sich diesem schwierigen Amte mit einer Ausdauer und Selbstverläugnung gewidmet, welcher auch ihre Gegner die Anerkennung nicht versagten."

Dieser Einfluß des Ordens, obschon ihn der große Mainzer Kurfürst und Bischof von Würzburg Johann Philipp von Schönborn gegenüber dem Weltklerus, dessen Bildung er Bartholomiten übergab, bereits bedeutend einschränkte, zog sich dennoch bis in's 18. Jahrhundert und fing erst dann an allmählig zu sinken, als die prachtliebenden Schönborne und Hutten den Fürstenstuhl bestiegen, mit denen theilweise eine ganz andere Weltanschauung in Würzburg eingezogen war. Namentlich begann eine allmählige Emancipation von und

eine gewisse Rivalität des fränkischen Klerus gegen den Jesuitenorden von dem Augenblicke an als Fürstbischof Christoph Franz von Hutten den berühmten Kanonisten Johann Kaspar Barthel aus Kitzingen, den eminenten Schüler des Papstes Benedikt XIV., im jugendlichen Alter zum Regens des Klerikalseminars 1727 ernannte, eine Stellung die er bis 1748 inne hatte. In dieselbe Stellung trat von 1754 bis 1768 abermal ein Mann von französischer feiner Bildung ein, Gottfried Damian Günther, gleichfalls aus Kitzingen, der entschiedenste Gegner aller Jesuiten. Friedrich Carl von Schönborn (1729 — 46) war der erste Fürst der eine neue Studienordnung im Gegensatze zu den Grundsätzen des Ordens einführte, und sogar in den nicht theologischen Disciplinen Vorlesebücher protestantischer Autoren anordnete. Darüber ist die Rechtfertigung Ickstadts gegenüber den Ingolstädter Jesuiten, welche Schwab hier eher mittheilte als Prof. Kluckhohn in seiner Schrift: „Der Freiherr von Ickstadt und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Kurfürsten Maximilian Joseph“ (München 1869) — als merkwürdiger Beleg, wie die Zeitgenossen dachten, zu vergleichen.

So wurde ein Stein um den andern aus dem Lehrgebäude gebrochen, welches die Väter der Gesellschaft seit nahezu zweihundert Jahren in Würzburg im unveränderten Zustande treu erhalten hatten. Es war eine andere, eine neue Zeit geworden und sie, die übrigens unerschrockenen Hüter des alten Baues, suchten solchen noch mit denselben altgeformten Waffen zu vertheidigen, die sie von ihren Vorfahren erhalten hatten, während ihnen doch eine jugendliche Macht gegenüberstand, die bereits mit ganz anderen Waffen kämpfte als die Väter zu führen gewohnt waren. Hiezu kam der Einfluß des kaiserlichen Hofes, der bereits in den 1760ger Jahren dem Orden das Lehrmonopol der Theologie an den kaiserlichen Universitäten entzog, welches Beispiel — wie alles was vom kaiserlichen Hofe ausging — immer nur ein Vorspiel dessen war was bald auch an den kleinen Höfen ge-

schehen sollte. In Franken machte sich namentlich noch die Wirksamkeit eines reich begabten Geistes, des fränkischen Geistlichen und nachherigen k. Hofrathes und Archivdirektors Michael Ignaz Schmidt, des Geschichtschreibers der Deutschen, geboren 1736 in Arnstein, in der gleichen Richtung geltend. Schmidt wußte als Bibliothekar der hochfürstlichen Universitäts-Bibliothek einen ganz neuen Geschmack in der fränkischen Jugend zu verbreiten, da er sie mit allen Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen bemüht war, was gegen alle Grundsätze des Ordens verstieß, der von der Jugend nichts gelesen wissen wollte, als was er ihr in die Hand gab. So ward noch kurz vor der päpstlichen Unterdrückung des Ordens seine Stellung in Würzburg eine schwierige und trotz des gediegenen Wissens (man erinnere sich an die Herausgabe der „Theologia dogmatica, polemica, scholastica Wirceburgensis“ welche selbst noch in der neuesten Zeit in Paris wieder aufgelegt ward und heute noch bei dem Orden und seinen Schülern als ein vollendetes Meisterwerk betrachtet wird) gegenüber der Lessing-Wieland'schen Zeit vollkommen überholte.

Von dem lateinischen Idiom, an welchem die Jesuiten festhielten, wollte Niemand mehr wissen, Niemand mehr an ihren Arbeiten Geschmack finden und Niemand mehr dieselben lesen als derjenige der sie um des Examens willen lesen mußte. So trat der ganz eigenthümliche Fall ein, daß in Würzburg die letzten und begabtesten Schüler der Jesuiten principiell ihre entschiedensten Gegner wurden, ihnen zum Vorwurf machend daß sie in Folge des dürftigen ihnen gebotenen Stoffs sowie der verfehlten Methode nicht das hätten lernen können, was sie hätten lernen sollen und was sie nun als gereifte Männer mit großen Opfern an Zeit und Mühe nachholen müßten. Mit der Aufhebung des Ordens war ohnehin die Wirksamkeit der im Amte gelassenen Ordensglieder nicht mehr die vorige. Der bereits erwähnte Schmidt, welcher noch vor der Aufhebung in Verbindung

mit den Benediktinern in Banz, zunächst mit dem rührigen Prior P. Placidus Sprenger, eine literarische den Jesuiten entgegengesetzte Zeitschrift „Die fränkischen Zuschauer bei gegenwärtig bessern Aussichten für die Wissenschaften und das Schulwesen im Vaterlande, eine periodische Schrift für die Beförderung der guten Anfänge, 1772" veranlaßt hatte, erhielt im Aufhebungsjahre den fürstlichen Auftrag zur Entwerfung eines neuen Studienplans. Mit einem Worte, es war ein Sieden und Gähren namentlich unter dem jungen Klerus rege geworden, nachdem sich die bisher geschlossene Kette des theologischen Unterrichts durch Anstellung von Weltgeistlichen gelöst hatte.

In diese Zeit fällt nun der Bildungsgang und die erste Wirksamkeit von Franz Berg (geb. 1753, 31. Januar in dem domcapitel'schen Maindorfe Frickenhausen). Berg kam 1765 in das Würzburger Gymnasium der Jesuiten, die an dem frommen Sinn und der reichen Begabung des Knaben großes Wohlgefallen hatten und ihn zur Unterstützung empfahlen. „Unter ihrer Leitung machte er seine philosophischen Studien und nachdem er 1772 im 19. Jahre seines Alters in das Klerikal-Seminar aufgenommen war, auch seine theologischen. Damals war es, wo in dieser Anstalt, empfohlen von derem Vorstande, die Lektüre deutscher Schriften sowie die französischer und englischer Uebersetzungen in volle Blüthe trat, wodurch sich der Geschmack an Erbauungsschriften wie an ascetischen Uebungen verlor." Diese Lektüre unterstützten aber besonders Bibliothekar Schmidt und der in früher Jugend zum Professor der Dogmatik ernannte, später sehr bekannt gewordene Theologe Franz Oberthür, der namentlich mit den berühmtesten protestantischen Theologen im freundschaftlichsten Verkehre stand. „Mit beiden Männern war auch Berg in Verkehr getreten. Seine Lektüre war um diese Zeit schon ungewöhnlich ausgedehnt; in seinen der Seminarszeit angehörigen Aufzeichnungen finden sich Stellen aus den bedeutendsten Erscheinungen der deutschen, englischen und

französischen schönen, historischen und philosophischen Literatur, der allgemeinen deutschen Bibliothek, aus den Schriften der Deisten und protestantischen Theologen; vorzugsweise aber waren die Schriften Wieland's und Hume's Gegenstände anhaltender Beschäftigung geworden." Kein Wunder, wenn er später schrieb, daß er im 22. Jahre eine Revolution in seinem Innern erlebt habe, die für sein ganzes Leben entscheidend geworden sei.

Es war der Skepticismus gegen Alles was er früher bei den Jesuiten gehört hatte! Ging er ja doch damals damit um, einen geistlichen Roman zu schreiben, und fühlte er sich ja selbst berufen als junger Seminarist mit Wieland, welcher 1775 im „deutschen Merkur" neben andern Fragen auch die gestellt hatte: „Kann man Heuchler seyn ohne es selbst zu wissen", in Correspondenz zu treten, und diese Frage bejahend zu beantworten. Berg's Antwort erschien im Junihefte des Merkurs 1776. In seinem Nachlasse findet sich eine ungedruckt gebliebene Einleitung: er habe eben bei Lösung dieser Frage an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß man Heuchler seyn könne ohne es zu wissen; einen Freund nämlich, der ihn auf das Bedenkliche dieses Schrittes aufmerksam gemacht, habe er damit beruhiget, daß er sich eben nur einen „Spaß" machen wolle und hätte dieses beinahe selbst geglaubt, wenn er sich nicht ein genaues Mikroscop für sein Selbst geschliffen hätte, mit dessen Hilfe er dann den Ehrgeiz als eigentliche Triebfeder der Arbeit erkannt hätte. — Liest man heute noch diese Arbeit, so muß man unbedingt in Schwab's Urtheil einstimmen. „Wir gewahren hier eine Anschauung, die bei einem jungen Manne, der sich für den Empfang der Priesterweihe vorbereitet, nicht nur Befremden erregen muß, sondern auf eine innere Abkehr von dem Glauben der Kirche hindeutet." Wirklich war das Bedenkliche, worauf ihn sein Freund aufmerksam gemacht, nicht unbegründet.

Berg ward am 24. Mai 1777 Priester. Seine Autorschaft am obigen Aufsatze war nicht verborgen geblieben, und so

daß bereits 1778 der ehrwürdige geheime geistliche
Professor des kanonischen Rechts Joh. Nep. Endres
l, 4. Mai), ein seiner Zeit im katholischen Deutsch-
geachteter Mann, seine Bedenken gegen die kirchliche
; des jungen Berg der geistlichen Regierung vorlegte.
rügte besonders seine Correspondenz mit „dem famosen
zu Weimar" und seinen Aufsatz, weil sich in ihm
fände, was „für einen Katholiken und für einen
en unanständig sei." Wenn aber auch das nicht
so bleibe „die Piece doch ein unnützes Werk", und
s auch einigen Nutzen haben, so bleibe es immer für
atholischen Geistlichen unschicklich „sein Werklein von
Protestanten in seine Monatsblätter setzen zu lassen,
meist unnütze, verliebte und ärgerliche Dinge zu finden
„Und da Stylus dieses Werkleins nach dem dermaligen
nten Geschmack ist, so ist daraus abzunehmen, daß
r viele dergleichen Schriften gelesen, darin sich ver-
d den ganzen Kopf davon vollgesetzt, die Zeit damit
n, die zu seinem Beruf nöthigen Studien und Ascesen
t und sich selbst unfähig gemacht habe, eine Seelsorge
efahr im Glauben und Sitten zu versehen." Gewiß
alte geistliche Rath sicher und scharf; indeß fand doch
ine Freunde die den Sturm beschworen, das junge
ende Talent entschuldigend in Schutz nahmen und es
nöglichten, die theologische Doktorwürde anzustreben,
in der Seelsorge thätig zu werden. Er ward 1779
plan, wobei er sich durch seine Eloquenz auszeichnete
müthig wirkliche oder scheinbare Gebrechen rügte.
eigte sich hier als entschiedener Gegner der Wall-
, wofür der fränkische Bürger und Bauer von alten
her eine besondere Vorliebe bewahrt hatte, wie auch
rstbischöfe denselben nie abgeneigt waren. Ueberhaupt
e sich Berg als Kanzelredner öfters eine sehr anzüg-
prache, hiebei sicherlich auf seine Gönner rechnend, zu
insbesondere der Weihbischof Daniel von Gebsattel

zählte. Dieser war auch sein Beschützer, als beim Beginn der Regierung Franz Ludwigs sich neue Wolken über Berg zusammenzogen, dem man seinen Weimarer Heuchler noch nicht vergessen hatte.

Merkwürdig bleibt es, daß Berg sich auch als Liederdichter zur Hebung des katholischen Gottesdienstes (1781) versuchte, er der als reiner Verstandesmensch es kaum verstand einen Ton zu finden, der im Gemüthe des Volkes Anklang gefunden hätte. Schwab gibt in dem Abschnitte „Berg als kirchlicher Liederdichter" zugleich eine Geschichte der Würzburger Gesangbuchreform, die insoferne von besonderer Bedeutung ist als sie namentlich an dem unter dem letzten Fürstbischofe erschienenen Gesangbuche nachweist, wie auch hier die „Aufklärungs-Periode" ihren Einfluß übte. Nicht minder merkwürdig bleibt es aber, daß Berg's Lieder Niemand mehr kennt, das so eben erwähnte Gesangbuch längst verschollen und durch ein anderes ersetzt ist, während heute noch das eigentliche Frankenvolk seine alten Lieder mit Liebe und Begeisterung singt; was daher kommen mag, weil mehr Poesie in ihnen liegt als in der gereimten betrachtenden Prosa der Neuzeit.

Einen Haupttheil des Buchs bildet der vierte Abschnitt: „Franz Ludwig von Erthal und seine Reformen", unter dessen Regierung die Hauptthätigkeit Berg's fällt. Mit Recht charakterisirt Schwab die Regierung dieses Mannes von fürstlichem Geiste mit den Worten: „Beinahe der letzte der Fürstbischöfe Würzburgs, hat er durch den Adel seines Charakters wie durch die Weisheit seiner Regierung auf den der Auflösung nahen geistlichen Staat einen Glanz geworfen, der in Würzburg heute noch nicht verblichen ist. Wenn Friedrich der Große es aussprach, daß der Fürst nur der erste Staatsdiener sei, so ist die ganze Regierung Franz Ludwigs die Verwirklichung dieses bedeutungsvollen Wortes. Mit ununterbrochener Aufopferung seiner eigenen Person hat er dem Dienste am Wohle seines Volkes sich hingegeben.

um eine Aufgabe zu lösen, die allen den besseren Bestrebungen seiner Zeit zu Grunde lag, nämlich durch zweckmäßige Anstalten die geistigen und materiellen Interessen der Bevölkerung der Art zu heben, daß Alle in möglichster Bildung und Entwicklung ihrer Kräfte den Anforderungen der Verhältnisse in welche sie gestellt sind, zu entsprechen und damit innere Befriedigung und äußern Wohlstand zu erlangen vermöchten." Dieses war die „Aufklärung" die Franz Ludwig erstrebte, er der eine gründliche Vorschule durch seine Studien wie durch seine Aemter, kaiserliche Commissionen und dergleichen gehabt hatte, ein Mann der nur nach Grundsätzen handeln wollte, von deren Richtigkeit er überzeugt war; „so wie auch seine Sorgen und Gebete nur auf Verwirklichung einer vollen Einheit zwischen seinen Grundsätzen und Handlungen gingen." Das Ideal des Bischofs war ihm: „Der Bischof, in Demuth fest, als der Basis aller dem Klerus eigenen Tugend, und vom Geist des Gebets und der Betrachtung genährt, soll als Vorbild seines Klerus, als ein zweiter Moses, der mit Gott im vertrauten Umgang, als ein Mittler zwischen Gott und seinem Volke erscheinen, das er durch Unterricht, Mahnung und Trost nach den Bedürfnissen der Einzelnen und den jeweiligen Verhältnissen zu leiten hat." Das mißfiel ihm eben an seinem Bruder dem Kurfürsten zu Mainz, daß er seine Kirche auf dem Fuße weltlicher Machthaber behandle, während man doch gleichsam eine andere Persönlichkeit anziehen müsse, wenn man als Fürst und wenn man als Bischof handle, da es in der Kirche eine eigentliche Herrschaft nicht gebe.

Was die Aufgabe des Fürsten betrifft, so wollte Franz Ludwig „daß ein Fürst immer groß vor seinem Volke dastehe", was voraussetze, daß der Fürst selbst die Regierung in Handen behalte. „Ich habe" — schrieb er eigenhändig — „den von den ersten Tagen gehabten Vorsatz: auf Niemand ein blindes Vertrauen zu setzen, nicht leicht und ohne Noth bloß ex dictamine reflexo zu handeln, niemalen ein sogenanntes Faktotum zu haben und überhaupt mich nicht von

irgend Jemand im eigentlichen Verstande regieren zu lassen, nicht aufgegeben. Ich habe auch mehrmalen die Sache reiflich überlegt und bin genugsam überzeugt worden, daß ich die Ehre dieser Vorsätze behaupten muß und selbst ohne Nachtheil für das Wohl des Staates auf solche Ehre kein Verzicht leisten könne... Nebstdem haben Gesetze, Verordnungen, Verfügungen eine ganz andere Wirkung und machen einen ganz verschiedenen Eindruck, wenn man weiß oder vernünftig glauben kann, der Regent sei in einer Sache mit eigener Prüfung zu Werke gegangen, als wenn sich mit Grund sagen läßt, er habe sich halt die Sache gefallen lassen und seinen Namen bei der Ausfertigung bloß derenthalben unterschrieben, weil dieser oder jener, auf den er ein blindes oder ausschließliches Vertrauen setze, solches vorgeschlagen und so für gut gefunden habe." Bei allem dem war Franz Ludwig weit entfernt, der Ueberzeugung seiner Räthe zu nahe zu treten, treu seiner Maxime: daß ein Fürst der alle zu übersehen glaube, der seine Einsichten seinen Behörden ohne Noth fühlbar machen, sich allein die Ehre gut getroffener Einrichtungen beilegen wolle, kein Geschenk des Himmels sei. Vielmehr solle der Fürst nur das Ruder des Staatsschiffes gleich dem Steuermann führen, sonst aber jedem den Posten überlassen, auf welchem er am segensreichsten wirke.

Franz Ludwig erfaßte sogleich die Organisation des Armenwesens als eine Hauptaufgabe, wobei er als eine Quelle der Verarmung Vieler das Lotto erkannte, welches er abschaffte. Die Volksgesundheitspflege war ihm eine Hauptsorge auf der einen, auf der andern Seite Verbesserung des Unterrichts und der religiösen Erziehung. Gerade das Volksschulwesen erlangte in Franken unter Franz Ludwig seine Blüthe und zugleich eine Theilnahme von Seite der besser Gesinnten im Volke, wie sie ihm später troß aller Agitationen nie mehr geworden ist. Gleiche Sorgfalt widmete er den Gymnasien und besonders seiner Universität, um deren Ruhm er fast besorgt ward, als 1784 die Mainzer Universität

gegenwärtig erneut wurde, wobei man auch berühmte ausländische Celebritäten berief, die theilweise — es sei dieß hier bemerkt — bei Ausbruch der Revolution Landesverräther wurden. Franz Ludwig berief nur seine Landeskinder an seine Hochschule, da ihm der „wahre und einzige Zweck" der Hochschule oder des akademischen Studiums der war, „daß die Landeskinder Gelegenheit erhielten ihre Geistesanlagen durch Erlernung edler Künste und Wissenschaften zu vervollkommnen, damit sie einst als ausgebildete Männer mit Nutzen an dem allgemeinen Wohl ihres Vaterlandes arbeiten und in erhabenem Grade die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers erfüllen können." „Die Perle der Statuten" — sagt Schwab — „bildet §. 15, in welchem Franz Ludwig den Studenten die Versicherung gibt, daß er keinen „guten Kopf" unbenützt lassen und es keinen jemals gereuen solle, seine von Gott verliehenen Talente mit Anstrengung aller Kräfte gebildet und sich zu jedem Berufsgeschäfte in seinem Vaterlande vorbereitet zu haben." O daß heute noch diese Grundsätze in ganz Bayern Geltung hätten!

Es würde zu weit führen auf den reichen Stoff, den Schwab so schön verarbeitet, bezüglich der Thätigkeit des Fürsten näher einzugehen, zu sprechen von seinen Predigten, die er persönlich bei seinen Pfarrvisitationen hielt, von der vortrefflichen Einrichtung seines Klerikalseminars, welches eine Pflanzschule der ausgezeichnetesten Männer ward, von seiner Besonnenheit bei Neuerungen, von der Wahrung der landesherrlichen Rechte, von seiner hohen politischen Weisheit als Reichsfürst, nach welcher er sich entschieden gegen alle Einmischung des deutschen Reichs in die innern Angelegenheiten Frankreichs aussprach, weil „jedem unabhängigen Volke es überlassen bleiben müsse, sich eine seinem Charakter angemessene Staatsverfassung zu geben." Ihm blieb die Bürgerschaft und das Land obschon vom Umsturz ringsumgeben von Herzen treu, wofür er ihr noch wenige Tage vor seinem Tode den landesväterlichen Dank aussprach. Den

Grund ihrer Treue aber fand er vorzugsweise in ihrer Einsicht in das Wohlthätige der Verfassung des Hochstifts, welche „die Rechte des Menschen und Bürgers ehre", wenn gleich darüber keine schriftliche Bürgschaft bestehe.

Eben dieser weitherzige Franz Ludwig, der keinen guten Kopf unbenützt lassen wollte, erkannte einen ausgezeichneten in dem Domkaplan Berg, den er deßhalb am 12. Juli 1785 zum außerordentlichen Professor der Theologie an seiner Universität ernannte, wo er vorerst Vorträge über die Patrologie hielt. In dem Momente, wo Berg den seelsorglichen Verpflichtungen entzogen als Doktor (1786, 1. Mai) und öffentlicher Lehrer der Theologie den akademischen Lehrstuhl bestieg, brach aber nun urplötzlich hervor, was sich seit den Tagen seiner Jugendbildung unter der Lehrmethode der Jesuiten in ihm angesammelt hatte. Sein Glauben hatte offenbar in Folge seiner eigenen Studienrichtung Schiffbruch gelitten, und so trat er nun an sein Lehramt glaubenslos, indem er die ganze geschichtliche Entwicklung des Christenthums vom bloß menschlichen Standpunkt auffaßte und der von ihm überdieß mit wahrem Skepticismus geübten historisch-philosophischen Kritik unterstellte. Mit Recht sagt die oben bereits erwähnte Zeitschrift Chilianeum: „Alle jene negativen Resultate, mit denen sich die protestantische Forschung der letztverflossenen Jahre brüstet, hat der ehemalige Jesuitenschüler und nunmehrige katholische Professor längst vor ihnen ausgesprochen." Es ist dieses aber nicht zu verwundern, denn jeder wahrhaft scharfsinnige und denkende Kopf, dem die Tugend des Glaubens abgeht und der die katholischen Grundprincipien verläßt, kann und wird eben auf keine anderen Resultate kommen als die sind, mit denen Berg den protestantischen Tübingern vorausgeeilt war.

Ehe jedoch Schwab auf diese Berg'sche Theologie tiefer eingeht, behandelt er noch vorher Berg's Gutachten über Freiheit der Ideenmittheilung, veranlaßt durch Franz Ludwigs Censurordnung, der mit Klagen über schlechte Bücher

und deren Verbreitung sehr belästigt wurde und deßhalb — offenbar um den jungen Professor zu prüfen — sich veranlaßt fand, an Berg den Auftrag ergehen zu lassen: „Ueber die Folgen der Freiheit zu denken und zu handeln“ einen Aufsatz auszuarbeiten. Berg gelangte zu dem Resultat, daß die aus der Denkfreiheit entspringenden Uebel weit geringer seien als jene aus der Hemmung derselben, daß der Staat mithin kein Recht habe, die Mittheilung der Ideen zu sperren. Es frage sich nur, ob nicht eine Modifikation der Denkfreiheit möglich wäre, wodurch die Vortheile derselben gewahrt und die Nachtheile vermieden würden, d. h. wodurch die freie Untersuchung unangetastet, aber in ihren Resultaten für das Volk ohne Nachtheil bliebe. Und welches ist nun diese Modifikation? „Daß die Gelehrten sich's zum Gesetze machen, keinen der Sätze die auf das allgemeine Wohl wirken, zu bestreiten, sondern die Zweifel dagegen, welche Untersuchung verdienen, so zu verkleistern, daß sie nur dem Denker in's Auge fallen können. Es kommt hier nur auf glückliche Wendungen, feine Einkleidung an, die wohl demjenigen der Verstand genug hat, durchsichtig, dem übrigen Haufen aber verschleiert sind.“ Diese Taktik war es auch ganz gewiß, die Berg mehr oder weniger bei seinen Vorträgen befolgte und so bewirkte daß er, obschon thatsächlich die Principien des Katholicismus verlassend, nie eine eigentliche Anfechtung seiner Rechtgläubigkeit und zwar unter dem scharfen Auge Franz Ludwigs, trotz mancher Denunciation, erlitt.

Sehen wir nun auf Berg als Professor der katholischen Theologie. „Der Hinweis auf die Nothwendigkeit sorgfältiger Quellenstudien bildete einen Grundzug in der Reform, welcher die wissenschaftliche Theologie gegen Ende des 18. Jahrhunderts unterworfen wurde . . . Durch Lektüre der Väter, vor allem durch Erklärung der heil. Schrift hoffte man dem jungen Theologen den Blick für die Grundwahrheiten des Christenthums zu schärfen und die scholastische Theologie . . . zu beseitigen.“ Dieses Väterstudium zu verbreiten war nun

die Aufgabe Berg's, der schon 1779 über die moralischen Grundsätze des Clemens von Alexandria eine sehr gerühmte Abhandlung geschrieben hatte, die sich namentlich durch kritische Ausfälle aller Art bemerklich machte. Der Geist der in Berg's patristischen Vorträgen wehte, gibt sich schon in den Worten der Einleitung kund, daß man in den Schriften der Väter „reiche Belege finde zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes", daß die Väter, weil ohne philosophische Bildung, auch in der Theologie leicht auf Abwege gerathen konnten, und es darum unzulässig sei, das für die Theologie als maßgebend zu betrachten, was sie aus bloßer Vernunft erschlossen haben. Die nachapostolische Zeit erscheint ihm als eine Zeit „literarischer Fälschungen" im Interesse der Parteien. Dabei entwickelte er jedoch einen ungemeinen Scharfsinn, so bezüglich der Briefe des heil. Ignatius, von denen er damals schon sagte: „Vielleicht können wir noch kürzere Formen finden, wenn sie uns die Zeit nicht hinweggenommen hat." Schwab fügt (S. 137) bei: „Diese letzte Bemerkung macht dem Scharfsinn des jungen Professors alle Ehre, denn über ein Menschenalter nach ihm sind diese Briefe wirklich in einer noch kürzern Form aufgefunden worden." Berg's Urtheil über die Väter ist in der Regel sehr hart, wie z. B. seine Kritik über Origenes gegen Celsus erweist. Berg, der katholische Professor, erscheint hier als ein Apologet des Celsus selbst, der esoterischen Winke nicht zu gedenken, die das Christenthum förmlich in Frage stellen mußten. Dieselbe die Kirche förmlich untergrabende Richtung setzt sich in seinen Vorlesungen über Tertullian fort, während seine Tendenz in der berühmten Schrift Cyprians von der Einheit der Kirche unverholen dahin geht den Grundsatz, daß Einheit und Uebereinstimmung mit den übrigen Kirchen Merkmal der Wahrheit, Trennung von ihnen Irrthum sei, als unberechtigt und irrig nachzuweisen.

Es liegt wirklich in Berg's scharfem Verstande und seiner oft schneidenden Kritik etwas Diabolisches, das sich

noch mehr kund gab, als Berg am 29. April 1790 den Lehrstuhl der Kirchengeschichte erhielt, in welcher er vollends revolutionär wirthschaftete! Mit Recht sagt Schwab (S. 153): „Es handelt sich da nicht wie in den Compendien von Gmeiner und Dannemayr" — die damals als die freisinnigsten galten — „um bloß freimüthige Beurtheilung einzelner Verhältnisse und Persönlichkeiten, um Geltendmachung gallikanisch-josephinischer Maximen, sondern die gesammte geschichtliche Entwicklung des Christenthums ist hier vom bloß menschlichen Standpunkte, wenn man will vom Standpunkte des Naturalismus aufgefaßt und der historisch-philosophischen Kritik unterstellt." Ueberraschend, freilich für das katholische Gemüth nicht erfreulich, ist seine Urgeschichte des Christenthums, aus der Schwab „Jesus von Nazareth", „Paulus", „die Evangelien", „das Abendmahl der Christen", „Verfassung der ersten Gemeinden" hervorhebt, das Endresultat mit den Worten bezeichnend (S. 168): „Auch ohne Erinnerung wird der Leser gefunden haben, daß in dieser Darstellung der Urgeschichte des Christenthums die Grundprobleme der neuern Kritik beinahe alle schon berührt und ähnlich wie in der Gegenwart gelöst sind . . . Die Fragen über die Entstehung der Evangelien, ihre Tendenz und die in ihnen vertretenen verschiedenartigen Richtungen sind bis jetzt im Wesentlichen" — nämlich bei den Akatholiken — „nicht weiter gelöst, als sie hier bereits vorliegen. Als Folge dieser Anschauungen betont es Berg in seinen esoterischen Bemerkungen wiederholt, daß der geschichtliche Christus von dem der Evangelien müsse unterschieden werden, daß die Lehre Jesu und die seiner Jünger kaum mehr auseinander zu halten sei, da letztere aus Unwissenheit oder Absicht ihn hätten reden lassen wie sie wollten oder konnten, wiewohl auch dieses wiederholte Verweisen der Evangelien auf das Nichtverstehen der Jünger ihm sehr verdächtig ist, und noch mehr die ergänzende Verweisung auf den heiligen Geist."

Das Buch gibt nun eine Blumenlese bezeichnender

Stellen. Was soll man aber von einem katholischen Theologen, von einem öffentlichen Lehrer der katholischen Theologie, von einem Priester der fast täglich opfernd zum Altar des Herrn trat, von einem Stiftsherrn der täglich im Vereine mit seinen Chorbrüdern das „Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto“ wiederholt und abermal wiederholt, sagen, wenn er als Plan Jesu das Streben bezeichnend, die durch Aberglauben verunstaltete jüdische Religion zu reinigen und zur geistigen moralischen umzugestalten, in die Worte ausbricht: „So sehr wir darüber staunen müssen, daß so ein Gedanke in den Kopf eines gemeinen Juden habe kommen können, so müssen wir doch noch mehr staunen, zu sehen, daß er seinem Plane die möglichste Ausdehnung gab und alle Völker der Erde in den Kreis seiner Wirksamkeit zog.“ So kann nur ein Mann schreiben in welchem die Flamme der „Aufklärung“ den letzten Rest des positiven Glaubens an Jesus als Sohn des lebendigen Gottes verzehrt hat! Mit einem Worte, es steckt in diesem Mann ein aufklärerischer Zerstörungstrieb, der unglaublich wäre, lägen nicht seine Arbeiten im Originale vor und existirten nicht zahlreiche Abschriften seiner Vorlesungen nach der Auffassung seiner Schüler. Consequente Folge war es nur, daß der Grundgedanke seiner Abendmahlslehre kein anderer war als: „die Lehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahle sei Produkt eines Vorstellungsprocesses, der durch Phantasie geleitet, mit der völligen Verwechslung des bloßen Symbols (Brod und Wein) mit der bezeichneten Sache (Christus) endet und dadurch zu einer neuen Abgötterei (Anbetung des Sakraments) führt“, welchen Gedanken er freilich so zu verkleistern verstand, daß er „wohl demjenigen der Verstand genug hatte, durchsichtig, dem übrigen Haufen aber verschleiert blieb.“ Ja am Schlusse kommt dieser Kirchenhistoriker dahin, die Nachtheile welche das Christenthum der Welt gebracht, größer zu finden als seine Vortheile! Man muß diese spitzfindigen Deduktionen, welche Schwab mit historischem Takte aneinander gereiht,

schaft lesen und man wird dann — nimmt man an, daß welche Aufklärungssucht in den begabtesten Köpfen jener Zeit spuckte — es leicht begreifen, wie die furchtbare Revolutions-Katastrophe über die Welt kommen konnte, und daß es nur im deutschen Volkscharakter lag, wenn nicht Erscheinungen ähnlich denen in Frankreich ihre Tritte mit Blut bezeichneten.

(Schluß folgt.)

V.

Ein Blick auf die literarischen Bestrebungen in der Erzabtei Martinsberg in Ungarn.

Vom „heiligen Berge Pannoniens", aus der alten berühmten Benediktiner-Erzabtei Martinsberg*) sind uns in jüngerer Zeit einige literarische Erscheinungen zugekommen, welche nicht bloß darum Beachtung verdienen, weil sie für den in jener Abtei herrschenden Geist ein erfreuliches, auf hohe und vielseitige Regsamkeit auf dem Gebiete des Wissens wie der schönen Literatur hinweisendes Zeugniß ablegen, sondern auch weil sie einen von allen äußeren Umständen unabhängigen selbstständigen Werth besitzen, der ein empfeh-

*) Die Geschichte dieser Wiege christlicher Cultur im Ungarlande s. in dem unten näher besprochenen Werke Czinar's Tom. I. p. 7 bis 157. Die Gründung der Abtei fällt bekanntlich in die Periode Geisa's (996) und Stephans d. H.

lendes Wort in einem deutschen Blatte wohl rechtfertigen mag. Wir meinen hiemit:

P. Sales Tomanik: Ein Sträußchen aus Ungarns Dichtergarten. Wien und Gran. C. Sartori. 1868.

P. Remigius Sztachovics: Braut-Sprüche und Braut-Lieder auf dem Heideboden in Ungarn. Wien. Braumüller. 1867.

Damiani *Fuxhoffer* Monasteriologiae regni Hungariae libri duo. Recognovit etc. *Maurus Czinár.* Pest. Tom I. 1858. Tom. II. 1860.

P. Sales Tomanik*) veröffentlichte, soweit uns bekannt ist, zum erstenmal in der dritten Auflage von Diepenbrock's „geistlichem Blumenstrauß" Früchte seiner dichterischen Muße, und fanden diese wenigen Lieder ihres Schwunges und der trefflichen Form wegen gleich nach ihrem Erscheinen die verdiente Anerkennung. Weitere Proben von Tomanik's poetischer Begabung folgten sodann im Würzburger „Chilianeum". Im „Sträußchen aus Ungarns Dichtergarten" liegt nun eine sorgfältig gesichtete Sammlung von doppeltem Inhalt vor, indem sie theils Originaldichtungen Tomanik's, theils Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Ungarischen enthält, welche uns einen edeln Kreis geistlicher und weltlicher Dichter Ungarns vorführen. Wir nennen von letzteren den bekannten Baron Eötvös, Johann Garay, Karl Kisfaludy, Alexander Petöfi und Michael Vörösmarty; von geistlichen Dichtern Alexander Csajaghy (Bischof von Csanad † 1860), Sigismund Daniß, Aloys Garay, Markus Kovács, Wendelin Barina (Kuthen), Gedeon Mindszenty, Anton Nyulassy (Conventuale zu Martinsberg, Seelsorger zu Bakonybél), Anton Pájer, Anton Sujánszky, Johann Talabér (ehemaliger Conventuale der Erzabtei, Pfarrer zu Szent Baláß),

*) Nach dem Martinsberger Schematismus geb. 1829, Professor der Geschichte und Literatur und deutschen Sprache am Lyceum der Erzabtei.

...la Tarkányi (1846 Ceremoniar des Erzbischofs Ladislaus Pyrker, jetzt Domherr zu Erlau) u. A.

Die Sammlung ist eine Anthologie der heutigen ungarischen Lyrik und übertrifft ein ähnliches älteres Werk*) bei weitem an Schönheit der Form und Schwung des Ausdrucks. Religion, Familienleben und Vaterlandsliebe bilden vorzugsweise den Inhalt derselben; eine lebendige, in großartigen oder originellen Bildern sich manifestirende Phantasie und eine tiefe zarte Innigkeit der Empfindung möchten wir als die charakteristischen Merkmale dieser uns durch Tomanik so gelungen vermittelten Poesie bezeichnen. Als Probe theilen wir ein nach G. Mindszenty gedichtetes, aber fast wie ein Original klingendes Lied mit:

Nach Osten.

Nach Osten meine Seele schwebt,
Von Sehnsuchtsfittigen getragen;
Zum Lande, wo der Herr gelebt,
Wo Berg und Thal sein Wirken sagen,
Wo sich an seiner Liebesglut
Die Lüfte wärmen, und auf Auen
Die Rosen glüh'n von seinem Blut —
Dieß Land, das heil'ge, möcht' ich schauen!

Und wär' ich dort, was eher thun?
Nicht weiß ich's und nicht wollt' ich's fragen,
Ob wie im Himmel selig ruh'n,
Ob an den Trauerstätten klagen.
Dort weckt ja jedes Körnlein Sand
Bald Leid's, bald Wonneharmonien;
Wie wollt' ich hin in's heil'ge Land,
In des Erlösers Heimath ziehen!

Hin zu der Wiege, zu dem Grab,
Danach die Blicke liebend spähen!

---

*) Zantus, Glaubensblüthen. Erlau 1861.

Was küßte ich wohl eher ab,
Sollt' ich sie beide plötzlich sehen?
Gibt's Thränen noch am Krippelein,
Wie sie vom Aug des Kindes thauen,
Und Tropfen Blut am Grabesrain?
Möcht sie an Ort und Stelle schauen!

Wie wehmuthsvoll würd ich sogleich
Nach Golgotha die Schritte richten!
Zum Fels, der nimmer kahl, der reich
An röthlichen Vergißmeinnichten.
Und diese zarten Blümelein,
Des Heiland's Blut für uns vergossen,
Erweichen selbst den harten Stein,
Auf welchem sie in Menge sprossen.

Von allen Bergen auf der Welt
Hat Golgotha die höchste Höhe;
Ist ja das Kreuz dort aufgestellt
In blauen Himmels nächster Nähe.
Und Alles ist vom Kreuz zu seh'n,
Nur nicht, wo Jesu Liebe ende —
Wenn nur der Liebesflamme Weh'n
Vom Kreuz auch Gegenliebe fände!

Und weiterhin, welch lieblich Bild,
Sollt' es nur täuschend sich erheben,
Das Silberband, die Taube mild,
So an und überm Heiland schweben?
Nein, nicht ist es der Lüfte Spiel:
Das Silberband sind Jordans Wogen,
Sie segnen ist des Heilands Ziel;
Als Taube kommt der Geist geflogen.

Dann zög' ich hin den stillen Pfad
Zum Kidron, um mit ihm zu trauern;
Noch flüstert er von dem Verrath,
Die nahen Wipfel jetzt noch schauern,
Erst als die Rotte ihm genaht,
Da wollt' er über's Ufer schwellen
Und Judas vor der schwarzen That
Begraben in den Schooß der Wellen.

Auf Tabor wär' auch ich verklärt,
Wollt wie die Jünger Hütten bauen;
Dort war es ihnen ja gewährt,
Des Meisters Glorie zu schauen!
Und kläng' auch nicht das süße Wort,
Der Herr hab' an mir Wohlgefallen,
So fühlt' ich mich doch selig dort
Und ließe Jubellieder schallen!

Wie würd' ich in dem heil'gen Land
In Freud' und Leiden gern verweilen!
Hätt ja das süße Unterpfand,
Gott wolle beides mit mir theilen.
Und käme dann die Abendruh,
Wollt' ich mir Oellaub unterbreiten
Und, wären meine Augen zu,
Durchträumen die acht Seligkeiten!

Nach Osten meine Seele schwebt,
Von Sehnsuchtsfittigen getragen;
Zum Lande wo der Herr gelebt,
Wo Berg und Thal sein Wirken sagen,
Wo sich an seiner Liebesgluth
Die Lüfte wärmen, und auf Auen
Die Rosen glüh'n von seinem Blut —
Dieß Land, dieß heil'ge, möcht' ich schauen!

P. Remigius Sztachowicz, Bibliothekar in Martinsberg*), tritt nicht als Dichter auf, begegnet uns aber dennoch auf ächt poetischem Gebiet. Auf dem Heideboden Ungarns (im Comitat Wieselburg) leben deutsche Colonisten, unter denen sich alte Volksbräuche und Lieder der verschiedensten Art bis in die neueste Zeit erhalten haben und noch

*) Geb. 1812. Er ist nach dem Schematismus Separati Archi-Abbatiae Territorii Decanus, Bibliothecae, Camerae numismaticae et Naturalium Custos, s. Sedis Consistorialis Assessor, Historicorum Soc. Hung. Membr. ord., Juratus conventualis etc.

mit Liebe gepflegt werden. Sztachowicz hat nun die auf Freierei und Hochzeit bezüglichen Bräuche und Lieder zusammengestellt, aus handschriftlichem Material, das sich unter dem Volk vererbte, das Aechte ausgesondert und es mit alten und kräftigen Liedern, welche sich auf das in jener Gegend noch heilig gehaltene eheliche Leben, auf die Würde des Bauernstandes zc. beziehen, mit Verständniß und ohne Pruderie begleitet. Der wahrhaft volksthümliche Geist, aus welchem das Buch hervorgegangen, ergibt sich am schlagendsten aus folgendem Passus des an das Landvolk des Heidebodens gerichteten originellen und naturwüchsigen Vorworts: „Bejahrte wohlweise Männer thäten mir unter Euch klagen, daß Eure von Alter gebräuchlichen Braut-Sprüche nur vereinzelt und selten ganz richtig gestellt wären. Auch daß die Bittleut und Brautführer sich nicht mehr helfen wüßten, und die ihre Antwort hören, oft mit diesen nicht zufrieden sind; dann die Leute verlangten auch bei dem einzelnen Wort, daß der alte Brauch gehalten und kein neuer aufgebracht werde. Weilen ich nun die alten Braut-Sprüche und Braut-Lieder in mehr dann hundert Handschriften zerstreut gefunden hätte, so hab ich sorgsam alle miteinander verglichen und daraus das Allerbeste mit Fleiß gesammlet und geordnet. Ich will hoffen, daß Eurem Wunsch damit gedient sei, und ich Euch eine Freude gemacht habe. Bald werdet Ihr auch Eure alten vollständigen geistlichen Gespiele in den Händen haben, als: das ganze Weihnachtspiel sammt allen Euren Weihnachtliedern, und den Sterngesang mit Frag und Antworten, das letzte Gericht, den reichen Prasser, die vier letzten Dinge und wann möglich auch das schöne Passions-Spiel."

Wie Tomanik auf dem Gebiete der Dichtung, wünschen wir Sztachowicz auf dem Felde der volksthümlichen Culturgeschichte ein freudiges Weiterschreiten*)!

---

*) Auch sprachlich ist das Buch von Sztachowicz nicht ohne Bedeutung. S. Grimm's deutsches Wörterbuch V. 1689, s. v. Kone.

Daß wir Czinár's *) schon vor einigen Jahren erschienene Bearbeitung, resp. Erweiterung der Monasteriologia des alten Martinsbergers Damian Furhoffer **) hier zur Besprechung bringen, hat seinen Grund einmal in der hohen Wichtigkeit des in diesen Blättern wohl noch nicht angezeigten, auf tüchtigster archivalischer Forschung beruhenden Werkes, zum andern aber auch darin daß Tom. I. p. 150 sq. die Gelehrten welche aus der Erzabtei Martinsberg hervorgegangen sind, aufgeführt und je nach ihren verschiedenen Leistungen ausführlicher oder gedrängter besprochen werden — eine stattliche Reihe von Männern die, wenn auch ungleich an Begabung und wissenschaftlicher Bedeutung, in ihrer Totalität eine Fülle von Geist und Wissen repräsentiren. Um nur einige der Bedeutendsten namhaft zu machen, verweisen wir auf den Historiker Bonifaz Máar († 1855), den Dichter Gregorius Czuczor († 1866), den Redner Nikolaus Sárkány, Abt zu Bakonybél ***), den Theologen Samuel Markfi, auf Fidelis Beély, Hyazinth Rónay, Justinian Hollósy, Valerius Ballay†), Florian Römer u. A. Auch der jetzige Erzabt von Martinsberg, Dr. Chrysostomus Krueß, welchem Tomanik's Blüthenstrauß gewidmet ist, zählt zum Reigen dieser gelehrten und geistvollen Männer, welche ihre Nationalliteratur mit den trefflichsten Werken bereichert haben. Alle wirkten oder wirken zum Theile noch in einflußreichen und selbst hohen Stellungen für das

---

*) Geb. 1787. Näheres über ihn und seine Schriften s. in der Monasteriol. I. 152, 153.

**) Geb. 1741, gest. 1814. Seine Monasteriologia erschien 1803. Ueber das Verhältniß Czinár's zu Furhoffer s. des Ersteren Praefatio.

***) Die Geschichte dieser 1037 unter K. Stephan in illo loco qui Bel dicitur, in silva Bocon gegründeten Abtei (Com. Veszprim) s. Czinár I. p. 158 sq.

†) Archivar der Erzabtei, geb. 1802. Ein interessanter Bericht über das Archiv findet sich bei Czinár I. p. 17 sq.

geistige Leben ihrer Nation, und für uns Deutsche ist es hocherfreulich, daß Einzelne sich auch mit Vorliebe und Glück unserer Literatur zugewendet haben. Mag der Anstoß hiezu auf Ladislaus Pyrker zurückzuführen seyn — erfreulich bleibt es für uns, daß ein talentvoller jüngerer Nachwuchs vorhanden ist, welcher dem Beispiel jenes großen Kirchenfürsten nacheifernd über politischen Wirren und Differenzen, wodurch die Völker so oft getrennt werden, das hohe geistige Band fest und fester zu knüpfen sucht, das die Groß- und Edeldenkenden aller Nationen verbinden sollte.

Imperitissimi hominum sine Benedictinis essemus, sagte P. Innocenz XI.; die geistige Strebsamkeit, welche von jeher das Charakteristikon des Benediktinerordens gewesen ist, scheint kein Erbgut zu seyn welches sich nach einigen Generationen wieder zersplittert, sondern ein Fideicommiß das nicht erlöscht, wenn auch der Einzelne hinstirbt, der an dem Genusse Antheil genommen hat. Möge, wenn auch die irdischen Fideicommisse der Neuzeit zum Opfer fallen, dieß geistige Erbgut unzerstückelt fortbestehen und in der Geschichte menschlicher Bildung seine alte ehrwürdige Stelle bis zu den fernsten Zeiten behaupten!

VI.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

(Schluß.)

Wie sich Bunsen's politische Grundsätze während seiner Gesandtschaft in England gestaltet hatten, erkennen wir am besten aus seinen Urtheilen über die deutsche Revolution von 1848, die ihm geboren schien „aus dem Geist: descendit coelo" (S. 418).

Am 6. Mai 1848 schrieb er über den Entwurf der deutschen Reichsverfassung: „Es blitzte, ein Sturm kam, es donnerte — und das Alte war vergangen. Das sind heute 73 Tage, und wir leben, und der Entwurf ward geboren, ehe 70 Tage um waren. Descendit coelo, wenn je irgend eine Volksbewegung, von welcher die Geschichte berichtet. Wie alles Göttliche hat auch sie Knechtsgestalt annehmen müssen; sie ist in den Koth gezogen worden von Buben, sie ist mit Narrenschellen behängt von Thoren, sie ist in die Schule genommen von Unmündigen. Aber sie ist weder den Buben, noch den Thoren, noch den Unmündigen erlegen. Als ein wahres Himmelskind hat sie ihren Weg sich gebahnt mitten durch die schäumenden Wogen, und behende, mit Geisteskraft hat sie den Fuß erhoben aus dem Schlamme, und hat sich einen festen Rechtsboden erkämpft und gesichert in der

wohlverdienten Frucht ihres vierzigjährigen Wanderns in der Wüste, unter dem Zagen der Fürsten, dem Toben der Völker, dem Hohn und dem Unglauben Frankreichs und Englands, dem Aufruhr in den Gauen, der Anarchie vor den Thoren. Descendit coelo! Unser Entwurf, die erste Frucht deutschen politischen Strebens, ist nicht eine déclaration des droits de l'homme; es ist nicht einer der zahllosen Abdrücke der pergamentnen Magna=Charta auf festländisches Löschpapier — es ist auch nicht die Nachäffung der amerikanischen oder gar der belgischen Verfassung; es ist seltsam wie das Volk welches es gestalten soll."

Betrübend war für ihn nur wiederum, daß er sich in seinen politischen Berechnungen bezüglich Englands getäuscht hatte. So gut wie König Friedrich Wilhelm IV., der bei seinem Besuche in England, als er von Lord Aberdeen Abschied nahm, gesagt hatte: „Mylord, je vous recommande l'Allemagne", hatte auch Bunsen auf England gehofft, und bei der Gründung des Bisthums zu Jerusalem den besonderen Zweck einer politischen Annäherung zwischen England und Preußen verfolgt, aber „alle Täuschungen betreffs der englischen Politik wurden zerstört." „In diesem Lande", klagte er am 1. Juli 1848, „hat die Sache, die mir am Herzen liegt, zwei starke Feinde zu bekämpfen: zunächst eine Handelseifersucht auf das vereinigte Deutschland, dann aber die Gleichgültigkeit, welche Tochter der Selbstsucht und Mutter der Unwissenheit ist. Ich empfinde eine unaussprechliche Genugthuung darin, dieß öffentlich zu sagen, wenn ich dummes Geschwätz über Deutschland höre . . . Die englische Presse hat nur zu viel gethan um den Namen Englands zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. Glücklicherweise muß es das Interesse beider Länder seyn, gut zu einander zu stehen, und so können wir die englischen Sympathien entbehren."

Seine ganze Politik ging Hand in Hand mit der gothaischen Partei: Ausscheidung Oesterreichs, preußische Spitze,

Annahme der von dem Frankfurter Parlament angebotenen Kaiserkrone durch den König. Dafür wirkte er auf mehreren Reisen persönlich in Berlin bei Friedrich Wilhelm IV., und die ausführlichen Berichte über seine deßfallsige Thätigkeit sowie über die preußischen Zustände aus den Jahren 1840 bis 1848 enthalten manche werthvollen Beiträge für die neueste Geschichte, insbesondere auch zur Charakteristik des Königs, und sie verdienen darum eine eingehendere Berücksichtigung.

Wir haben früher gehört, mit welcher Begeisterung Bunsen dem Regierungsantritt des Königs entgegengejubelt und eine neue Aera für das gesammte Leben der Völker prophezeit hatte. Doch schon im September 1841, ein Jahr nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. schrieb er: „Ich fürchte, der König verbindet noch nicht Ursache und Wirkung hinlänglich im Regieren. Große Zurüstungen sind gemacht. Die Welt wartet, und die Zeit flieht dahin unter Nichtsthun, welches als höchste Weisheit gilt ... Wozu sind Ideale da, als um verwirklicht zu werden; wozu sind Gedanken gut, als um ausgeführt zu werden? Ich kann und werde das nie begreifen. Nie in der Weltgeschichte wird ein großes Geschick demselben Fürsten zweimal geboten. Und man täuscht sich, wenn man glaubt, in diesem Jahrhundert Völker täuschen oder in Schlaf wiegen zu können." „Ich stand auf hoher Zinne, dem ew'gen Capitol — summe ich mir oft vor: das war ein Blick in die Zukunft!"

Vergebens reichte Bunsen politische Denkschriften über Denkschriften ein, man hörte nicht auf seine Stimme, legte alle seine Vorschläge bezüglich einer dem Staate zu ertheilenden Verfassung bei Seite, und Bunsen meldete seiner Frau im J. 1844 aus Berlin: „Man wird nichts thun, das ist mir das Wahrscheinlichste. Thut man etwas, so wird man manche meiner Ideen benutzen im Gefühl der höheren Weisheit, in Beurtheilung und (ich glaube gern) Verbesserung von dem, woran Niemand hier dachte oder zu denken wagte.

Das gerade ist aber, was ich als die gnädige Schickung ansehen muß für mich persönlich; auch ist es weise, denn ich passe entweder überhaupt nicht zur Ausführung von Geschäften, oder ich passe nicht zu jenen Männern. Ich begreife nicht einmal, wie man auf eine solche Weise Geschäfte macht, nämlich die großen und nothwendigen. Es kommt mir vor, als gingen sie ruhig den Fluß herunter zu den Wasserfällen. Das gewöhnliche Leben des Hofes und der Minister leidet keinen Tag Unterbrechung, als lebten wir in der gewöhnlichsten Zeit, und doch sagt Jedermann, wir lebten in einer Krise! Non ci capisco niente. Oft jagt mich das Gespenst der Geschichte des Hofes und des Ministeriums in Paris 1788 und 1789. Aber ich sage mir dann wieder: Preußen ist nicht Frankreich, und vor Allem Friedrich Wilhelm IV. ist nicht Ludwig XVI. Ich habe im Leben gezeigt, daß ich nicht nervös bin: ich kann schlafen im Sturm und schweigen im Feuer; allein säße ich am Steuerruder, ich hätte keine ruhige Stunde, bis eine Entscheidung gefaßt wäre und ich daraufhin an's Werk gehen könnte. Denn ein Zögern zwischen Entschluß und Handeln ist mir verhaßt wie zwischen Verlobung und Hochzeit" (S. 265).

Aehnliche Klagen hören wir auch in den folgenden Jahren aus seinem Munde und er athmete erst seit der März-Revolution von neuem auf. „Am Dienstag 25. Juli 1848 kam ein Erlaß an mit des Königs Befehl, daß Bunsen sofort nach Berlin kommen solle zu einer Berathung von einigen Tagen. Zu gleicher Zeit meldeten Briefe von mehr als einer Seite und selbst Berichte in den Zeitungen, es sei die Absicht, ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für das deutsche Reich anzubieten. Doch hiervon ist noch nichts officiell mitgetheilt" (S. 428). Bunsen selbst erzählt: „Ich will hier nur hinzufügen, daß mir der Gedanke an eine solche Stelle nie in den Sinn gekommen, außer am Tage vor der Ankunft des Schreibens des Herrn von Auerswald. Von Totteridge früh nach der Stadt zurückfahrend,

fühlte ich den Gedanken mir beim Einfahren in die vorstädtischen Häuserreihen wie einen Geisterruf entgegentreten, und es dauerte wohl zehn Minuten, ehe ich ihn los werden konnte. Ich kann mir diesen Gedanken durchaus nicht aus früheren Erwartungen oder Befürchtungen erklären: ich habe aber mehrmals in meinem Leben Vorahnungen herankommender Erlebnisse gehabt." Aber die „Ahnungen" täuschten auch diesmal. Nach seiner Ankunft in Köln schrieb er: „Hier ist Alles deutsch. Ich sah Mevissen gestern Abend — den liberalen Abgeordneten — mit gegenseitiger Befriedigung. Deutschland hoch! Ich möchte lieber für mein edles Vaterland sterben, als für irgendetwas Anderes leben! Welch' ein Unterschied zwischen einem Besuch in Köln 1837 und jetzt! Ich bin ganz frisch" (S. 443).

Sehr interessant sind seine Mittheilungen aus Berlin: „Es kam Mittwoch — das Wiedersehen des Königs in Sanssouci. Ich traf dort Humboldt und General Rauch, die Vertreter der beiden Gegensätze, Frankreichs und Rußlands. Der König trat endlich ein, reichte mir die Hand und fragte, weßhalb ich mich nicht bei der Durchreise gemeldet? (was ich nicht wagte, da mir Eile nach Berlin anempfohlen war, und auch die Hofsitte dieß mir nicht zu erlauben schien). Nach der Tafel rief mich der König in's Kabinet und sagte: „Daß Sie herberufen worden, ist nicht mein Werk, ich weiß nur, und sage Ihnen dieses als Freund, damit Sie sich danach richten: Sie sind verklatscht, wie so oft; man will Ihnen eine Lektion lesen." — „Von dem Allen", antwortete ich, „weiß ich nichts und habe auch nichts davon verspürt; was man geklatscht haben kann, weiß ich natürlich nicht." — „Es wird wohl wegen Ihrer Stellung zu Deutschland oder gegen Rußland seyn", sagte der König. „Von dem was Ihnen aber gesagt und geschrieben ist, weiß ich nichts." — Nachdem ich dem Könige kurz gemeldet, was ich Auerswald geantwortet, begann er mir, mit aller Offenheit, sein Leid zu klagen. „Die Demokraten wollen die Volkssouveränität

und die Republik: darein wird mich keine sterbliche Macht bewegen zu willigen; kommt's so weit, so ziehe ich das Schwert. Die Aristokraten, Männer die ich als Stützen des Thrones betrachtete, dieselben welche hier von Legitimität reden, haben anderswo „déchéance“ geredet. Man will von beiden Seiten mir Heer und Volk abwendig machen. Mit meinem jetzigen Ministerium bin ich im Himmel; sie behandeln mich anständig. Die alten sagten mir jedesmal den Dienst auf, wenn ich nicht nachgab. Arnim hat mich mißhandelt. Er hat Dutzende meiner Briefe nicht beantwortet, und dann das Gegentheil von dem gethan was ich schrieb. Ihm schiebe ich den 21. März zu, der mir so viel geschadet, und den Krieg mit Dänemark. Die auswärtigen Angelegenheiten gehören mir: ich habe sie mit ihm, nicht mit dem Ministerrathe zu verhandeln, und im Princip muß geschehen was ich will; die Art der Ausführung ist des Ministeriums Sache. So mit dem Heere. Ich werde mich mit Schreckenstein verstehen, das ist genug. Berlin ist ein Tollhaus: wenn ich winke, eilen die Provinzen herbei, ich halte sie zurück. Aber es liegen 10,000 Mann in Berlin und 23,000 in der Umgegend: alle vom besten Geiste beseelt. Auch das Volk außerhalb Berlins ist gut von einem Ende zum anderen.“ Ich kam spät zurück, getröstet über meine Verhältnisse zum Könige, aber tiefbetrübt über die Widersprüche, in welchen der König mit dem constitutionellen System und der Gegenwart stand. Auch war die preußische Reaktion gegen Frankfurt nicht zu verkennen“ (S. 452 bis 453).

Die ihn tief betrübenden Widersprüche des Königs mit dem „constitutionellen Wesen“ der Gegenwart sind wenige Tage später verschwunden. „Der König kam unmittelbar nach der Tafel an mich heran und sagte mir mit innig vergnügtem Gesicht: „Sie haben auf Auerswald einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Er sagt mir: er habe sich überzeugt, Sie seien ein Mann den man nicht vergeuden

müsse." Er wiederholte dieses Wort. Ich sah ganz die alte Liebe; der König freute sich im Herzen, daß ich seinem Ministerpräsidenten gefallen und von ihm anerkannt werde. Der König nahm mich nachher, wie gewöhnlich, in's Kabinet und ging nun in manche Einzelheit über seine Lage ein. Der Grundgedanke war: „Er wolle als constitutioneller König von Preußen handeln, und der deutschen Sache treu bleiben; aber nie sein Haupt beugen vor der Demokratie, und ebenso wenig vor einem provisorischen Reichsministerium. Die Krone Deutschlands wolle er nicht, nie habe er daran gedacht; ich sei sein Zeuge, wie er immer dieses Oesterreich zugedacht habe; aber die Sache der deutschen Fürsten sei die seinige. Hinsichtlich der Verfassung müsse man im Wesentlichen die englische einführen." Ich machte auf dieses Alles theils beruhigende theils erweiternde Bemerkungen." — „Nachdem wir so lange gesprochen, wurde zum Thee nach dem Marmorpalais gefahren. Der König hatte seine alte Heiterkeit wiedergewonnen. Er fragte nach Aegypten, Chronologie, römischen Ausgrabungen, die mir in dem Augenblicke so fern lagen als der Mond. Mein Eindruck war persönlich ein mehr heiterer: politisch derselbe wie vorher" (S. 458).

Bunsen reiste darauf im August 1848 mit dem König zum Dombaufeste nach Köln, wo der Empfang der 25 Abgeordneten der Reichsversammlung stattfand. „Der König ließ mich rufen, um mir zu sagen: Lichnowsky habe ihn angeredet: „die Hand welche das Schwert führt, muß auch den Scepter tragen", und eine Audienz verlangt. Er wolle sich nicht mit ihm einlassen. Ich gab Lichnowsky recht in dem was er gesagt, und was ich dem König in Berlin hundertmal gesagt, wie es mir schien, dießmal mit einigem Erfolg. Das Sträuben war geringer, obwohl er immer (und mit Recht) betheuerte, er habe die Krone nie angestrebt, noch strebe er sie jetzt an" (S. 465). Bunsen setzte ein Programm für die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland und die Annahme der Reichskrone auf, und um die Annahme

dem König genehm zu machen, gab er unter Anderem zu bedenken: „Oesterreich selbst wird durch eine solche Entscheidung in seiner Krise eine Stütze finden. Sei es daß Oesterreich sich als ein Gesammtstaat gestalten wird, sei es daß es die deutschen Erblande mit Böhmen von diesem Gesammtstaat ablösen und diese in Deutschland aufgehen lassen will, in keinem Falle kann es Deutschland regieren, vielmehr bedarf es der Hülfe und Stütze Preußens und Deutschlands, um die fremdartigen Einflüsse in seinem Innern zu bewältigen. — Der König kommt durch diese Wendung der Dinge am natürlichsten und glücklichsten aus den Verlegenheiten, welche eine unfähige preußische Constituante ihm verursacht. Die Verfassung Preußens, als der unmittelbaren Reichslande, und die Reichsverfassung bietet gerade diejenigen großartigeren Elemente dar, welche der König für sein Oberhaus wünschte" (S. 467).

Mit solchen Gründen wollte er den König ködern und begann seine nähern Besprechungen mit Gagern, den er als einen „in Erz gegossenen parlamentarischen Charakter" bezeichnet. „Es ward mir", sagt er (S. 468), „klar, daß Deutschland ebensowenig von Preußen regiert werden kann als von Süddeutschen, aber daß die Süddeutschen das Rechte wollten — obwohl mit deutscher Unklarheit und süddeutscher Hast — als sie die große Bewegung anfingen." Er trug dem König sein Programm „auf das ernsteste und eindringlichste" vor und dieser „hatte nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden, als daß man in Frankfurt nicht darauf eingehen werde, und so war es mir klar, daß ich es mit ihm würde durchgesetzt haben, wäre ich sein Ministerpräsident gewesen. Der König steckte das Blatt ein und versprach den Inhalt zu beherzigen, wenn die Zeit kommen sollte."

Bunsen fährt fort: „Sehr lebhaft und aufgeregt war der König über die kirchliche Frage, offenbar als sich im Gegensatze fühlend nicht bloß gegen die herrschende Ansicht des Ministeriums, sondern auch gegen mich... Der Protestantismus — sagte

er König — sei verloren ohne die apostolischen Formen" *), d. h. ohne volle Wiedereinsetzung der von

---

*) Bezüglich dieser Ueberzeugung des Königs schrieb Alexander von Humboldt schon am 9. August 1842 an Bunsen: der König werde „ohne alle Zweifel den apostolischen Magnetismus der anglikanischen Kirche einführen." Vergl. die eben erschienenen „Briefe A. v. Humboldt's an Bunsen" (Leipzig 1869) S. 60. Die Sammlung enthält neben einigen gehaltvollen Briefen gar viel Unbedeutendes, viele nichtssagende Billets (z. B. S. 13, 14, 26, 29, 30 u. s. w.), Empfehlungsschreiben für Andere, Einladungsbriefe zu einer Fahrt zum König, zu einem Mittagessen ꝛc. (z. B. S. 2–6, 7—8, 10—11, 12, 24, 26, 36–38 u. s. w.). Das Schriftchen von 212 Seiten in klein 8. kostet 2 fl. 24 kr. Warum hat man nicht zum besseren Verständniß wenigstens die Briefe Bunsen's an Humboldt zugleich mit abdrucken lassen? Höchst curiös sind die Klagen Humboldt's über den „trüben Urschlamm" des Berliner Lebens, über die dortige „schaalste, ärmste Frivolität", vergl. S. 18, 24, 34, 39, 46, 49 u. s. w Die Stelle welche uns am meisten interessirt hat, steht S. 201 in einem Brief vom 28. September 1855: „Ich habe gestern drei Stunden als Urwähler gesessen. Sollten Sie glauben, daß Stahl's Freund, Staatsrath und Professor Keller, in meinem Bezirk ganz naiv forderte, die Wahlmänner müßten versprechen, immer mit dem jetzt bestehenden Ministerium zu votiren und immer für den Frieden d. h. für russischen Einfluß. Man hat ihn ausgelacht und in meiner Umgegend haben überall die Liberalen gesiegt. Bei dem Wenigen das uns geblieben, macht die Gleichheit die sich in Urwahlen ausspricht, doch einen erfreulichen wohlthätigen Eindruck. In den bewegten Jahren 1848 bis 1850 gehörte ich zum freien Handwerkerverein, gestern wählte ich mit 60 Postillonen, weil ich der Post gegenüber wohne. Es ist doch nicht gleichgültig, daß einigemal im Leben die Menschen der arbeitenden, sogenannten niedern Classen das Gefühl haben, so viel Recht zu haben als die Aristokratie, als Keller und der Orientalist Stahl, der gern Sie und mich verbrennen ließe. So lange solche Institutionen wie die der Urwahlen bleiben (ich würde sogar die unmittelbare Wahl der Volksrepräsentanten vorziehen), ist nicht Alles verloren. Es hängt dann von dem Volksgeiste ab, solche Formen nutzbar zu machen. Die Formen können ohne Erschütterung wirksam werden und zum Wiedergewinn des temporär Verlorenen

Christus und den Aposteln verordneten und gestifteten Aemter; man müsse, wie bei den Sakramenten, die Sache eben als ein Gebot nehmen, auf welchem Segen oder Fluch ruhe." „Politisch fand ich den König tief verletzt durch das Ansprechen der Souveränität seitens der constitutionellen Versammlungen; es sei Treubruch, Meineid oder höllische Zerstörungswuth. Doch das war Gefühl, nicht Politik. Die Wogen legen sich, sobald der König sich im Wesentlichen auf dem alten Grund und Boden fühlt und die Theorien und die langen mittelalterlichen Plane und Träume" — soll heißen: die christlichen Anschauungen vom Staat — „vergißt über der Wirklichkeit. Die neue Formel findet sich — oder nicht: das Ding geht." Bunsen segelte während seiner Anwesenheit in Köln auf hoher See und nur beim Besuche des Domes kam seiner lichten Seele wieder eine seiner trüben Ahnungen: „Die Pfaffenränke der ultramontanen Partei . . . werden wahrscheinlich den Fortgang (des Dombaus) hemmen; denn ihre Anmaßungen und Einseitigkeiten haben den Unwillen der Protestanten erregt, die das Ganze angeregt (!) und das Meiste beigesteuert hatten" (S. 470).

Nach England zurückgekehrt, fand Bunsen „alles dortige Streben rein provinzial, insularisch, verstockt", in der Nation

---

führen." Am 27. März 1852 schrieb Humboldt: „Möge der byzantinische Despotismus des Elysée bald wieder bezeugen, daß das was die Weltgeschichte aller Jahrhunderte lehrt, das Einschreiten der Nemesis, der Triumph des Rechts und der Wahrheit nicht ausbleibt. Leider muß ich, der 82jährige Jugendgreis, wie Benjamin Constant sagen: je n'ignore pas que les principes survivront, mais moi je ne suis pas le principe. Ich schließe dieses traurige Capitel, indem ich an den letzten Ausspruch unseres Diplomaten am Bundestag (Bismarck-Schönhausen) erinnere: die großen Städte muß der Gutgesinnte vom Erdboden verschwinden lassen. In Gruner's Proklamation zum Landsturm 1814 hieß es dagegen: große Städte werden der Regel nach nicht verbrannt!"

fand er „kein Mitgefühl für die Freiheit vom menschlichen Standpunkte aus.“ „Sie stand zur Freiheit wie Pilatus zur Wahrheit, vom theoretischen Standpunkte, und wie der Pharisäer dem Zöllner gegenüber vom praktischen. Die politische Freiheit war ihnen ein ἅπαξ λεγόμενον, ein Anglicismus, für die Frommen eine Belohnung der Frömmigkeit oder eine Erhörung des Gebetes der Liturgie: „Lord make thy chosen people joyful!“ Die Demüthigsten sprachen mit Dankbarkeit davon und wollten es nicht „„berufen““, aber doch gern hören. Die Klugen beriefen sich auf die ungestörte Ruhe, den Wohlstand, die Höhe der Staatspapiere; dabei vergessend Irlands, der Trostlosigkeit des Zustandes der unteren besitzlosen Classen in Stadt und Land, der Versunkenheit und des sichtbaren Sinkens des geistigen Lebens in der gesammten Nation und der hoffnungslosen Unfreiheit des Geistes in allem Religiösen und Kirchlichen“ (S. 475). Bemerkenswerth ist, daß Bunsen „in Sachen Irlands“ viel tiefer blickte als die damaligen englischen Staatsmänner; unter Anderm betrachtete er die Abschaffung der irischen „Staatskirche“ als eine politische Nothwendigkeit, der sich England nicht entziehen könne.

Um sich unter den trüben Eindrücken des englischen Lebens „Luft zu machen“, schrieb er neue Denkschriften über die deutschen Verhältnisse und es drängte sich ihm „der Gedanke auf, ob man nicht am Ende am weisesten thäte“, dessen Organisation in's Definitive zu schieben und ohne Weiteres Preußen an die Spitze einer Bundesverfassung mit Volkshaus und Staatenhaus zu stellen. Ich führte aus, wie Preußen, als Preußen, dabei ebensowohl seine politische Spitze verlöre wie Bayern und Sachsen; daß es nur, wie im Zollvereine, dadurch gewinne, daß es sich in ein Ganzes werfe, welches durch die Vereinigung zur steigenden Macht würde. Bei dieser Arbeit trat mir schon vor die Seele, daß Oesterreich dem deutschen Reiche nicht beitreten könne“ . . . „Kaum hatte ich die Nachschrift vollendet, so stieg mir der Gedanke

an eine gründliche Erörterung des Wesens des Bundesstaates auf, mit besonderer Hervorhebung des Vortheils welchen das wiedergeborne Deutschland über alle andern Staaten Europa's haben werde; die freie Landschaft (von Preußen zuerst angestrebt und bis auf einen gewissen Grad dargestellt) und die Staaten-Unabhängigkeit im Bunde, als die beiden höchsten Verwirklichungen der freien Selbstregierung, wodurch große Staaten jetzt noch, und zwar monarchisch, möglich würden" (S. 476). „Um mich von unerträglichem Schmerze zu befreien, begann ich mit Anfang Oktober (1848) eine Form für die oben angedeutete staatsrechtliche und geschichtliche Arbeit über die Bundesverfassung. Aus dem Entwurfe von Sendschreiben wurde bald ein Buch" . . . „Preußen, als Preußen, kann gar keine politische Macht oder politische Verfassung haben, sondern nur als Reichsoberhaupt. Man kann Deutschland nicht von Berlin und von der Wilhelmsstraße regieren. Nach beiden Seiten hin muß also die Idee des Bundesstaates nach Principien festgestellt werden: im Gegensatze des Einheitsstaates und im Gegensatze des Staatenbundes. Dieser philosophisch-staatsrechtlichen Untersuchung mußte aber (so schien mir) die geschichtliche Nachweisung vorhergehen, daß das deutsche Volk ursprünglich ein Bundesvolk gewesen, daß es immer den Bundesstaat angestrebt, daß es eben deßwegen sich langsamer und vollkommener entwickelt als die Einheitsstaaten, endlich daß jetzt zum erstenmale alle Elemente sich vereinigt finden, welche zur Verwirklichung jenes Urstrebens, jenes organischen Triebes gehören" . . . „Am 24. Oktober entwickelte ich ihm (dem König) die unterdessen philosophisch und historisch durchgearbeitete Idee des bundesverwandtschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zu Oesterreich. In einem Schreiben an Usedom (welches ich nicht absandte, da ich die Idee verwarf) besprach ich die Frage: ob die Stellung der Minister zum Parlament im deutschen Bundesstaate nicht nach amerikanischem Vorgange sollte entschieden werden?" (S. 480).

Im November 1848 kam Gagern nach Berlin „wo man Deutschland **an Preußen** ziehen, nicht Preußen an Deutschland hingeben" wollte. „Die herrschende Ministerialpartei", schreibt Bunsen, „war durchweg schwarz-weiß, das Preußenthum trat wieder stark hervor unter den höheren Offizieren und bei den märkisch-pommer'schen Junkern, ebenso der Territorialaristokratismus, beim Könige persönlich eine mit Mühe unterdrückte Leidenschaft gegen die Revolution und deshalb gegen Frankfurt. Gagern's edle und hohe Persönlichkeit machte einen Eindruck auf den König, *er umarmte ihn beim Scheiden und nannte ihn Freund*; daß er dabei gehofft habe, *dieser Freundschaft nie zu bedürfen*, gestand er mir übrigens im Januar" . . . „Gagern machte in Berlin allenthalben den übelsten Eindruck. Man sprach zwei verschiedene Sprachen, und wunderte sich gegenseitig über die gräuelhafte Unwissenheit, Verkehrtheit und Anmaßung des anderen Theiles" (S. 481). König Friedrich Wilhelm „*wollte die Reichskrone, aber von den Fürsten*, als die allein ein Recht hätten sie ihm zu geben. Die ihm gebotene sei ein Schimpf und eine Schande für einen Hohenzoller . . . Ich schrieb dem König zuerst nur praktisch, ihn aufzufordern, sich ohne Oesterreich an die Spitze zu stellen, sobald die Zustimmung der Fürsten eingegangen sei." „Des Königs leitende Idee war: Organisation des Provisoriums durch die Fürsten, einschließlich Oesterreichs, also das Gegentheil von dem was ich wollte und anrathen mußte. Der Punkt, worin ich mit dem König übereinstimmte, war, daß die Versammlung in Frankfurt nicht das Recht habe einseitig abzuschließen. Einen Vorschlag, wie eine Verständigung möglich gemacht werden könne, enthält die zweite Denkschrift der Weihnachtstage" . . . „Der König konnte auf meine Einwürfe und Vorschläge weder eingehen, noch sie ganz von sich werfen. So befahl er mir (27. Dezember) nach Berlin zu kommen, noch ehe meine zweite gewappnete Antwort eintraf."

Als Bunsen in Berlin beim König eintraf, hatte dieser alle Denkschriften und Briefe desselben gelesen. „Er erklärte aber, er könne in der Hauptsache mir durchaus nicht beistimmen, und er wolle jetzt Alles anwenden, um mich für seine Ansicht zu gewinnen. Und nun hielt er eine Rede voll begeisterter Aussprüche über die Pflicht der Revolution entgegen zu treten, und über den Wunsch gleichzeitig der Nation zu genügen, wobei er Gagern und die mit ihm verlebte Stunde erwähnte, mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu. So oft ich Gelegenheit hatte, machte ich meine Gegenbemerkungen. Zuletzt gerieth der König in einen heftigen Ausbruch von Zorn, nicht gegen mich, den er zwar als einen Verirrten oder Verblendeten, aber immer als geliebten Freund behandelte, wohl aber gegen die ganze Bewegung von 1848 in Preußen und in Frankfurt“ . . . „Ich entschloß mich ernster als je zu reden, zu seinem Gewissen wie zu seinem Verstand. Beim ersten Ansatz versagte mir die Stimme. Thränen erstickten meine Stimme, ich mußte einige Minuten einhalten“ — dann aber entwickelte er ihm sein Verhältniß zu Deutschland und das Recht der Nation einen Kaiser zu haben. „Dieses Recht verkennen Sie. Sie verkennen ferner die Entschiedenheit des Willens der Edelsten des Volks, den Ränken Oesterreichs und Bayerns und der Feindseligkeit aller übrigen Könige entgegen zu treten, und nicht zu ruhen, bis jene Bundeseinheit erstrebt ist. Sie vergessen, daß das Parlament diese Bewegung in eine verfassungsmäßige Bahn geleitet, daß es, der Hauptsache nach, ein conservatives Element gewesen, daß die von ihm ausgegangene Verfassung in den Hauptpunkten richtig gegriffen ist. Davor Ew. Majestät zu warnen ist meine Pflicht, aber sie ist eine schwere.“ „Meine innere Bewegtheit bei dieser Anrede und meine offenbare innere Angst vor dem kommenden Geschick, wenn der richtige Weg nicht eingehalten werde, vor Allem wohl das Mitgefühl meiner tiefen Ueberzeugung sowie meiner unwandelbaren treuen Liebe zu ihm, machten

auf den König einen Eindruck.“ „Es war über acht Uhr Abends, als ich, ohne zur Abendgesellschaft der Königin zu gehen, tief bewegt zu Hause fuhr. Ich betete . . .“

Am folgenden Tage, den 20. Januar 1849 wiederholte Bunsen seinen Vortrag und dießmal gab der König plötzlich seine Zustimmung zu Allem was er wünschte. „Graf Brandenburg war wie aus den Wolken gefallen: C. machte ein seltsames Gesicht. Der König stand auf, nachdem er noch einige Worte hinzugefügt, und ging in sein Ankleidezimmer. Wir sahen uns drei einander an. „Des Herren Kopf ist anders organisirt als der eines andern Menschen“ (sagte Graf Brandenburg), „weßhalb hat er sich so lange gesträubt, und weßhalb unmittelbar nachher auf einmal nachgegeben?“ „C. schwieg; ich auch, und eilte fort, um Graf Bülow die Kunde zu bringen, womit ich ihn sehr erfreute“ (S. 490). „In drei Stunden“, meldete Bunsen seiner Frau, „war Alles abgemacht, was Monate und Revolutionen zu erfordern geschienen hatte. Das Nähere, wenn wir wieder vereinigt sind . . . Sowie jener Sieg errungen war, entschloß ich mich, mein Geschick einmal in meine Hand zu nehmen. Ich schlug vor, sogleich nach Frankfurt zu gehen, wohin gleichzeitig die große Erklärung abging. Der ostensible Grund war, die schleswig-holsteinische Instruktion zu vereinbaren, und dann in Berlin die definitive Instruktion mir ertheilen zu lassen; aber ich war zugleich bevollmächtigt zu Gagern offen zu reden, was ich für nothwendig halte, um das große Werk zum Ende zu führen, mit Gottes gnädiger Hülfe; auch nicht zu verschweigen, was der König mir und seinen Ministern und Freunden gesagt: daß er mit mir in der Hauptsache einer und derselben Meinung sei.“

Das „große Werk“ war die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an Preußen und deren Annahme durch den König. Bunsen's Verhandlungen mit Gagern hatten den günstigsten Erfolg: sie wurden bald über alle Hauptpunkte einig, verabredeten am 26. Januar Alles im Einzelnen

(S. 439, 490 ff.) und Bunsen forderte seine Frau auf mit ihm auszurufen: „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die du mir thust." Beim König „stand nur Oesterreich im Wege und mittelalterliche Ideen von Schirmherrschaft und landesväterlich-militärisch-constitutioneller Lehnsdiktatur oder gar der zweite Platz neben Oesterreich. Beide Widersprüche, oder besser gesagt widerstrebende Ansichten, machten mir eben nicht viel Sorgen, weil die Ereignisse offenbar stärker waren als dergleichen Widerstandskraft und Wille." „Ich hatte in der Woche Vieles gelernt, über Vieles meine Meinung festgesetzt, über Einiges, aber nicht Wesentliches, sie geändert. Ich sah was möglich und nicht möglich war. Vincke's Bekanntschaft, die ich erst in der nächsten Woche machte, gab mir große Hoffnung für das nächste preußische Ministerium. Es erschien mir als möglich, daß er sich mit dem Könige verständigen könne." „Ich schied von Frankfurt mit freudiger Dankbarkeit für den Erfolg meiner Unternehmungen, für alle Liebe die ich dort gefunden, und für den Trost und Glauben den ich mir für die schwere Zukunft im Herzen des deutschen Volkes geholt, bei Männern wie Arndt, dem ewig jungen, dem hohen Gagern, dem edlen Beckerath, dem rührigen Duckwitz, dem trefflichen Bassermann, bei Vincke, Saucken-Tarputschen, Carl und anderen deutschen Preußen, Radowitz nicht am mindesten. Ich trug das Bewußtseyn in mir, daß keine Macht der Erde im Stande sei das dort angefangene Werk zu zerstören, was auch die Geschicke der nächsten Monate und Jahre bringen möchten. Nie schaute ich klarer an, daß Deutschland Ein Land sei, und die Deutschen die erste Nation Europa's zu seyn Bestimmung, Mittel, Kraft und Muth hätten" (S. 495—496).

Aber jäher noch wie Bunsen's Sturz vom Jahre 1837 war der Sturz der nun erfolgte. Als er am 11. Februar 1849 in Berlin ankam und dem Könige einen genauen Bericht über seine Frankfurter Verhandlungen einreichte, antwortete dieser „umgehend, in Hast", denselben Tag: „Er

werde **Nichts von dem Allen thun** — der Weg den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich — er wolle mit dem Fortfahren einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern überlasse sie dem Ministerium — aber komme die persönliche Frage, dann werde er als Hohenzoller antworten, um als ehrlicher Mann und Fürst zu leben und zu sterben." Ich erfuhr alsbald den Commentar von den Ministern. Bald nach der Abreise war der König gänzlich umgeschlagen: ein geheimer Briefwechsel mit Olmütz ward durch — — fortgeführt; an die Nothwendigkeiten der Kammern und der Verständigung mit ihnen ward nicht gedacht; der König wollte die Politik allein führen. Ich bewältigte den Schmerz" (S. 496).

Er schied von Berlin „mit Thränen, schweigend, schweren Herzens", nachdem ihm der König noch einen Brief an den Prinzen Albert, den Gemahl der englischen Königin persönlich vorgelesen, worin er sagte: „nie habe er so sehr einen Schritt bereut, als den zu welchem ich ihm gerathen." „Wie ich Frankfurt", schreibt Bunsen, „verlassen hatte mit dem sehnsüchtigen Wunsche dort einmal im Mittelpunkte des deutschen Lebens wirksam seyn zu können, so Berlin mit einem physischen Widerwillen gegen den Gedanken dort zu leben oder zu sterben. Ein allgemeines Mißbehagen hatte mich schon 1845 dort stärker als je beschlichen, es war 1848 bis zum Eckel gestiegen; jetzt hatte moralischer Unwille, Unmuth und Schmerz für immer in der Seele sich festgesetzt. Mehr als je fühlte ich mich ein Fremder in der Hauptstadt des Vaterlandes, abgestoßen selbst in des Königs eigener Wohnung." „Ich war tiefer hinter die Coulissen getreten und hatte die politische Wühlerei und ihre verderblichen Wirkungen mit Händen gegriffen . . . Die Worte vergingen mir im Munde, wenn ich diese Gesichter ansah." — „Gerlach und die anderen Männer des „Politischen Wochenblattes" ergingen sich, in Gemeinschaft mit dem politisch tief unsittlichen Leo, in Schmähungen alles Deutschen und gaben

ihrer Feindschaft gegen mich freien Lauf in ihrem Parteiblatte. Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu schauen. Und was sollte er auch bei dieser Gestaltung der Dinge in Charlottenburg anfangen? Der König wollte die Politik allein führen; er wollte die Diktatur üben neben der Constitution, und dabei doch als freisinniger constitutioneller Fürst angesehen werden, obwohl er das constitutionelle System für ein System des Truges und Luges hielt . . . Die Hoffnung die ich auf ihn gestellt, erschien mir als Täuschung, die Zukunft, seine und des Vaterlandes, dunkel, jedes nähere Verhältniß im Dienste als Staatsminister unmöglich ohne baldigen, schweren Bruch" (S. 498—500).

Am 17. Februar traf Bunsen wieder in London ein und auch von dort aus erging er sich „in fieberhafter Aufgeregtheit in officiellen Mittheilungen", und seine Aufgeregtheit nahm in „demselben Verhältniß zu, in welchem die Hoffnungen eines glücklichen Ausgangs sich mehr und mehr verminderten" (S. 441). Ebenso stürmisch wie Bunsen forderte bekanntlich dessen Freund der alte Arndt den König in einem Briefe vom 3. März 1849 zur Annahme der Kaiserkrone auf, schimpfte ebenso gegen Oesterreich, „welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschleppt" habe, welches „wie eine Blindschleiche eine Menge kleiner Schlangen" um sich sammle u. s. w., aber er erhielt vom König am 18. März jene würdige Antwort, aus der wir, weil sie so wenig bekannt geworden, einige Hauptstellen mittheilen, die zugleich die Verurtheilung der politischen Agitationen Bunsen's in sich schließen: „Sie wie ich selbst", schreibt der König an Arndt (der sich geäußert: „zu Gott und dem König darf man frei sprechen, bitten und beten"), „meinen und wissen daß man zu Gott allein beten, den König aber nur bitten darf. Nun, Sie bitten ihn, er soll eine ihm „gebotene Krone" annehmen! Hier verlangt es jedes Alter das mehr denn 14 Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: 1) wer bittet; 2) was wird

geboten. Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche, eckle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es nöthig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung die sich deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen, und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt über die rechtmäßigen Obrigkeiten denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt, und die Wahl dem Volk zur Bestätigung vorlegt? Auf eine Botschaft wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt mir das Schweigen. Ich darf und werde nicht antworten, um Männer die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding von dem wir reden trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" auf's Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei ferne!" ...

„Es will mich fast bedünken, mein theurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen andern Menschen theilen: als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten rothen Demokratie und den Communisten — der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der

Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist.“ Arndt wünschte die Verkleinerung Deutschlands durch die Ausscheidung Oesterreichs, aber der König führte ihm zu Gemüthe: „Als deutscher Mann und Fürst, dessen Ja ein Ja vollkräftig, dessen Nein ein Nein bedächtig, gehe ich in nichts ein was mein herrlich Vaterland verkleinert, und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte preisgibt, nehme ich nichts an was meinen angebornen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam“ *). — Welchen Commentar bieten die Ereignisse von 1866 zu diesem Brief?

Die letzten Nachrichten die uns über Bunsen's Aufenthalt in England als wissenswürdig mitgetheilt werden, lauten: „Kurze Zeit nach seiner Ankunft, in der dritten Woche des März, fand der Umzug der preußischen Gesandtschaft aus dem Hause Nr. 4, Carlton Terrace, nach Nr. 9 statt. Innerhalb zweier Tage wurde Alles von dem einen Hause in das andere geschafft. Sieben denkwürdige Jahre waren in der schönen Wohnung des Lord Stuart de Rothesay verbracht worden; aber wie sehr man dieselbe auch nach Verdienst schätzte, so war doch der durch den Erwerb des bisher Mr. Alexander gehörenden Hauses erlangte Gewinn unbestreitbar, sowohl in Beziehung auf den Raum und die Fülle des Lichtes, als die bessere Vertheilung der Zimmer. Ein ernstes Unwohlseyn war für Bunsen die Folge davon, daß er sich bei dem Umzuge den Märzwinden ausgesetzt hatte;

*) Der Brief Arndts und die Antwort des Königs abgedruckt aus dem Nathusius'schen Volksblatte in der A. Allg. Zeitung vom 22. Januar 1861.

denn die Zeit der Jugend war jetzt vorbei, in welcher er gegen körperliche und gemüthliche Schläge gewappnet war."

Der dritte Band, welcher den Schluß von Bunsen's diplomatischer Wirksamkeit sowie seine Thätigkeit in Deutschland bis zu seinem Lebensende umfaßt und das Werk abschließen soll, wird der Vorrede nach bald erscheinen.

VII.

Streifzüge durch Elsaß und Lothringen.

Man kann die Zerrissenheit des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation beklagen, aber man muß sich doch auch einmal fragen, ob denn dieses eigenthümliche Schicksal der deutschen Völker nicht auch einige Vortheile gebracht, ob nicht der Beitrag den die getrennten Glieder zum allgemeinen Bildungsschatze, zur Gesittung der Menschheit geliefert, dadurch ein größerer geworden sei. Die zu verschiedenen Zeiten und unter gar mannigfaltigen Umständen vom Reiche abgelösten Provinzen haben seitdem jede einen eigenen Weg eingeschlagen und trotzdem, wenn auch unter anderen Formen, das überkommene Pfund treu bewahrt, mitunter treuer als dieß bei den am Hauptstamme verbliebenen Völkerschaften der Fall gewesen. Je nach der Zeit ihrer Abtrennung vertreten die abgelösten ehemaligen Reichslande ebenso viele Staffeln oder Marksteine der Bildungsgeschichte des ehemaligen Ganzen. In jedem hat sich manches erhalten, was zur Zeit der Abtrennung mehr oder weniger allgemein in Deutschland gewesen, heutzutage aber verschwunden ist. Jedes dieser Länder hat in seinem eigenen

Entwicklungsgange manches erzeugt oder sich angeeignet, was heute für das ganze große Mutterland schätzenswerth seyn würde. Das Auffallendste ist wohl aber, daß das auf seine Allseitigkeit so eingebildete Deutschland fast nie wieder etwas von seinen ehemaligen Reichsgenossen sich angeeignet hat, um so die Verbindung mit denselben aufrecht zu erhalten. Hierin liegt der nächste Beweis, daß das jetzige Neudeutschland schon längst alle Ansprüche, selbst auch die rein geistigen, auf die verlornen deutschen Länder aufgegeben.

Wann hat in Deutschland je Einer daran gedacht, die ächtdeutschen und urfreien schweizerischen Gemeindeverfassungen zum Muster zu nehmen? Lieber hat man die republikanische Constitution und das cäsaristische Civilgesetzbuch Frankreichs, diese Ausgeburten des gewaltherrscherischen Nationalismus, zum Muster für deutsche Verfassungen und Gesetzgebungen genommen. Wem ist es je in den Sinn gekommen, anstatt des oft ans Lächerliche streifenden Gebrauches von Fremdwörtern bei Bezeichnung von Beamten- und ähnlichen Titeln, die einfachen und treffenden deutschen Bezeichnungen anzunehmen, die in den Schweizer-Urkantonen gebräuchlich sind. Die Begriffe wachsen und ändern sich mit den Worten; das fremde, erst mißverstandene oder willkürlich gedeutete Wort erwirkt sich unvermerkt einen Sinn, den man dem entsprechenden deutschen Ausdrucke nie beigelegt haben würde. Hätte je das schweizerisch-deutsche Wort „Fürsprech" dieselbe schlimme Nebenbedeutung erlangen können, welche das entsprechende Fremdwort Advokat jetzt schon im Volksmunde hat, so daß die ursprüngliche edle Bedeutung immer mehr in den Hintergrund tritt? Der in Deutschland unvermeidliche Principal ist ebenfalls wieder etwas anderes als der Elsässer „Schütz" (Beschützer), der ebensowohl ein Kaufmann oder Bankier als einfacher Handwerksmeister seyn kann.

Unter Landesgemeinde, Tagsatzung, Landammann, Säckelmeister, Landesfähndrich muß man anderes verstehen als unter Nationalversammlung, Kammern, Kammerpräsident,

Finanzminister und Kriegsminister; die Sache bildet sich sowohl nach dem Worte als umgekehrt. Hätte man den Aus- und Landesgemeinde anstatt Kammern in den deutschen Staaten eingebürgert als man den Parlamentarismus einführte, dann würde vielleicht die ganze Entwickelung des jetzigen Jahrhunderts eine naturgemäßere Richtung genommen haben. Freilich, die willkürlichen fremden Namen bieten den Vortheil, daß das Volk sie nicht genügend versteht. Die berufenen Ausleger des modernen Staatsbegriffs haben dann weiten Spielraum und legen jeglichen ihnen beliebigen Sinn in die gangbaren Zauberworte. Was wäre unsere ganze Politik, der ganze Fortschritt ohne den von ihm erfundenen Wortkram?

Während nun in der Urschweiz, trotz der sechs Jahrhunderte ihrer Trennung, selbst die altdeutschen Monatsnamen sich erhalten haben, finden wir in dem verwandten erst seit zwei Jahrhunderten vom Reich losgelösten Elsaß, wenigstens dem Aeußern nach, nicht so viel urdeutsche Erinnerungen. Hier stand ein vereinzelter Stamm unter der Herrschaft und Einwirkung eines großen centralisirten Reiches, das sich die Nivellirung aller seiner Provinzen zur Aufgabe gemacht. Bis zur französischen Revolution blieb freilich das eigenthümliche innere Leben des Landes ziemlich unberührt. Noch in der ersten Zeit der einheitlichen untheilbaren Republik, im J. 1789, hatte das Elsaß seine Eigenheiten, den größten Theil seiner ererbten Einrichtungen erhalten. Seine zahlreichen Reichsstädte besaßen noch ihre eigenen Verfassungen und bedeutende Freiheiten. Die Gemeindevertretungen verhandelten deutsch; das Deutsche war vorwiegend die Amtsprache geblieben. Die ehemaligen Reichsstände behaupteten ihre Besitzungen unter königlicher Oberherrlichkeit. So besaßen die Fürsten von Nassau-Saarbrücken die Herrschaften Saarverden, Finstingen und Bockenheim, Hessendarmstadt Buchsweiler, die Pfalzgrafen von Birkenfeld bedeutende Gebiete im Oberelsaß mit der Hauptstadt

Rappoltsweiler (Ribeauvillé), die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken die Hälfte von Markirch (St. Marie aux Mines) dessen anderer, durch den Bach getrennter Theil zu Lothringen gehörte. Finstingen ist durch die Departementaleintheilung zu Lothringen geschlagen. Selbst in der anstoßenden Freigrafschaft, in Mömpelgard residirten deutsche Dynasten aus dem Hause Württemberg. Die dort geborne und aufgewachsene Prinzessin Sophie Dorothea Auguste wurde 1773 unter dem Namen Maria Feodorowna Gemahlin des Czaren Paul I. Sie zog viele ihrer Landsleute, besonders aber Landsmänninen mit sich nach dem Norden, wodurch es gekommen ist, daß heute Mömpelgard und das anstoßende Belfort die meisten französischen Erzieherinnen für Rußland liefern. Fast jedes Mädchen des Mittelstandes bildet sich dazu aus und geht auf einige Jahre nach Rußland um sich eine Ausstattung zu erwerben.

Die im Elsaß verhältnißmäßig zahlreich geworbenen Soldaten bildeten unter den Bourbonen eigene Regimenter mit deutschen Namen und deutschem Commando. Jedes dieser Regimenter war von deutschen Geistlichen, deutschen Markedentern u. s. w. begleitet. Erst seit 1793 bedient sich der Straßburger Gemeinderath des Französischen, das seitdem fast zur alleinigen Amtssprache geworden. Mit den jetzigen Zuständen, mit den Fortschritten der Französirung und dem etwaigen Widerstand deutscher Sprache und Volksthums haben wir uns denn auch im Folgenden zu beschäftigen.

Verwaltung und Unterricht sind durchaus französisch. Kaum daß bei öffentlichen Bekanntmachungen eine deutsche Uebersetzung beigegeben wird. Wo die Gemeinderäthe nicht französisch verhandeln können, wie dieß in allen Dörfern und sogar auch kleineren Städten der Fall ist, dort schreibt der Greffier (Gemeindeschreiber), meist zugleich Lehrer und Küster, das Sitzungsprotokoll und alles Uebrige französisch nieder. Unter sich verkehren Behörden und Gemeinderäthe nur französisch. Die Gerichte verhandeln ausschließlich in

derselben Sprache, für die Zeugen und Angeklagten sind geschworne Uebersetzer angestellt. Nur die Advokaten, Notare, Gerichtsvollzieher und auch die Friedensrichter verkehren mit den Clienten in der deutschen Muttersprache. Die amtlichen Schriftstücke sind immer französisch, selbst auch bei Akten freiwilliger Gerichtsbarkeit, sowie die Steuerzettel und Aehnliches.

Uebrigens verstehen fast alle Beamten deutsch, denn sie sind fast sämmtlich Einheimische. Der Elsässer ist im Allgemeinen sehr für eine Laufbahn im Militär- und Beamtenstand eingenommen, zum Theil auch aus Nothwendigkeit, indem das Land immer Ueberfluß an Bevölkerung hat. In ganz Frankreich findet man Elsässer und Lothringer als Militärs, Beamten, Handwerker, Dienstboten und Geschäftsleute in großer Zahl. Französische Beamte dagegen gehen nicht so gern nach deutschen Gegenden. Wenn sie sich aber dort einbürgern, werden sie zu Elsässern, nehmen Landesart und Sitten der Eingebornen an und lernen mehr oder weniger deutsch. Ihre Kinder sind dann ganz wie einheimische. Wer nur französisch spricht, wird in Elsaß und Deutschlothringen kurzweg als Wälscher bezeichnet, mit dem man nicht immer gern umgeht. Das Volk bethätigt auch seine Eigenthümlichkeit, indem es sich selbst deutsch nennt, die Bundesdeutschen dagegen als Deutschländer bezeichnet. Freilich ist sein Deutsch nicht immer dem neuesten Zeitungsstyl entsprechend, sondern oft mit französischen Bezeichnungen, namentlich amtlichen, und bei Gebildeten sogar oft mit französischen Wendungen durchsetzt. Dagegen bietet die Elsässer Sprache auch vielfach urdeutsche Ausdrücke, welche in Deutschland längst durch fremde Termini ersetzt sind. Der Straßburger nennt den Quai Staden, die Auction Versteigerung, das langathmig unbeholfene Gesinde-Vermiethungsbureau ist vortheilhaft durch Knechtverdinger und Magdverdingerin ersetzt, eine mit Läden versehene Arkadenreihe heißt Gewerbslaube, die Vogesen haben den ursprünglichen Namen Wasgau beibehalten. Aehnliche Beispiele ließen sich in Menge

anführen. Hervorheben muß ich auch, daß ich selbst in Str
burg die kleinen Kinder auf der Straße fast nur deut
sprechen hörte, ein Beweis, daß im Familienkreis dasse
geschieht. Nur gegen den Fremden wird das officielle Fr
zösisch hervorgekehrt, sobald man aber einer Familie sich
nähert, wird deutsch gesprochen. Das Französisch ist e
Art Panzer gegen Unberufene, der leidige Geschäfts- u
herzlose Salonstyl, deutsch ist die Sprache der Freundscha
der Vertraulichkeit und der Religion.

In jeder Stadt, ja in allen größern Dörfern fin
man Familien mit durchaus französischen Namen, theilwe
französirt, meist aber von französischer Einwanderung h
rührend. Diese Familien sind in jeder Hinsicht völlig els
sisch geworden. So tragen mehrere Deputirte von Els
und Lothringen französische Namen wie Lejoindre, Beilla
Lefebure, Migeon, Hallez-Claparède, sind aber Einheimisc
sprechen deutsch und verrathen ihren Germanismus bei
Aussprache des Französischen. Ein anderer Abgeordnet
Graf Leusse, früherer Offizier, jetzt Gutsbesitzer in Reich
hoffen, hat seit seiner Niederlassung daselbst sich die Land
sprache angeeignet. Dagegen findet man wiederum deutsc
Namen tragende Elsässer und Lothringer in Menge üb
ganz Frankreich verbreitet und bis zu den höchsten Leben
stellungen emporgestiegen. Am kaiserlichen Hofe sind sie n
den Corsen wohl die zahlreichsten. Der Kammerpräside
Schneider, einer der größten Gewerbtreibenden Frankreic
ist aus Bidesdorf im Meurthedepartement. Haußmann, H
mann, Dollfuß, Scherer, Heeckeren, Dübner, Reinach, Ku
mann, Schramm, Heim, Wimpfen sind bekannte Nam
Der gelehrte Dekan des St. Genovefa-Capitels in Paris, H
Freppel, ist Elsässer; der Kirchengeschichtschreiber Rohrbac
war ein Schullehrerssohn aus dem Meurthedepartement, wo
auch Msgr. Jager stammt*), ein anderer gelehrter Pr

*) Wir machen auf den biographischen Abriß aufmerksam: Monseigne
Jager. Notice biogr. par M. l'abbé *Darras*. Paris 1868.

[illegible] der Sorbonne. Die angeborne Kenntniß des Deutschen hat diesen Männern nicht wenig zu ihren Studien genützt.

Uebrigens ist es im höchsten Grade bezeichnend, daß alle Elsässer einen ausgeprägten germanischen Accent bei der Aussprache des Französischen verrathen. Ich habe noch kaum einen gefunden bei dem dieß nicht mehr oder weniger der Fall gewesen, selbst dann noch wenn sie schon lange in französischen Gegenden wohnen. Bei den Lothringern, die dem fränkischen Stamme angehören, ist dieß viel weniger der Fall. Während meiner letzten Reise im Elsaß habe ich mit Personen jeder Lebensstellung, hohen kirchlichen Würdenträgern, Professoren der Straßburger Universität, Beamten jeder Gattung, kurz mit allen Schichten der gebildeten französisch sprechenden Classen verkehrt. Ueberall aber trat dieselbe Erscheinung hervor. Ein jeder verrieth sich sofort als ein Elsässer, als richtiger Germane, der selten die richtige und allein wohlklingende Ausdrucksweise des Französischen vollkommen erlangt. Zugestehen will ich wohl, daß meine Ohren durch den dauernden Aufenthalt in Paris etwas verwöhnt seyn mögen.

Es ist demnach nicht ganz ohne Grund, wenn die echten Franzosen, die Wälschen, heute noch die Elsässer und Deutschlothringer ob ihres ihnen nicht sehr zusagenden Accents bespötteln. Und dazu ist es, eine Anzahl Geistlicher und einige Anderen ausgenommen, fast unmöglich mit Leuten der gebildeten Classen eine deutsche Unterhaltung zu führen, welche über die gewöhnlichen Begriffe hinausgeht. Mit seinen Dienten und Arbeiter kann der gebildete Elsässer sehr wohl deutsch sprechen und thut es auch immer, mit Seinesgleichen aber viel weniger. Wohl oder übel ist er gezwungen sich der Sprache zu bedienen in der er allein seine Bildung erhalten hat, nämlich der französischen. Das Volk spricht deutsch, die Gebildeten französisch, dieß ist mit wenig Worten der Stand der Dinge. In den Dörfern findet man außer dem Pfarrer und Lehrer selten Jemand der sich französisch

unterhalten kann. Selbst die zahlreichen frühern Soldaten (Elsaß und Lothringen stellen die meisten Ersatzmänner) sprechen meist sehr mangelhaft französisch und vergessen das Erlernte oft nach wenigen Jahren.

In allen mittlern und höhern Schulen wird nur französisch unterrichtet, so daß der Aufzunehmende sich diese Sprache schon vorher hinreichend angeeignet haben muß. Die deutsche Sprache wird als eine fremde behandelt und mit einigen Stunden abgethan, während welcher etwas deutsche Grammatik französisch erklärt wird. Auch in der Volksschule herrscht dasselbe System. Kaum daß noch nebenher etwas deutsch lesen und schreiben geübt wird, um den Katechismus auswendig lernen zu können. Und auch dieß hatte Minister Duruy schon wegdekretirt, der die Geistlichen zwingen wollte den Religionsunterricht französisch zu ertheilen. Dank der von der Geistlichkeit gezeigten Entschiedenheit ist jedoch diesen Bestrebungen Einhalt gethan. Gelegentlich des Salzburger Besuchs wurde Napoleon bei der Durchreise in Straßburg von einer Deputation, an deren Spitze der Pfarrer Cazeaux von der St. Johanniskirche in Straßburg stand, um Sistirung der deutschfeindlichen Maßnahmen Duruy's und um Gestattung des deutschen Lese- und Schreibe-Unterrichts angegangen. Es sollte zwar, nach den Worten des Kaisers, beiden Sprachen eine gleiche Sorgfalt zugewendet werden; dennoch ist man bis jetzt zwar zu einem erträglicheren Zustande, aber in Wirklichkeit nicht zu einer sprachlichen Gleichberechtigung gelangt. Dazu ist die unterthänigste Dienstbeflissenheit der Universitätsbeamten allzu unerschütterlich.

Die beiden Lehrerseminare (écoles normales) des Elsasses sind religiös gemischt. Der Unterricht ist ebenfalls ausschließlich französisch, den der Religion ausgenommen, der von einem Geistlichen gegeben wird. In letzter Zeit soll allerdings der deutschen Sprache etwas mehr Rechnung getragen werden.

Nur in der Kirche hat die deutsche Sprache ihre fast unbedingte Herrschaft behauptet. In allen Elementarschulen wird der Religionsunterricht nur deutsch ertheilt. Kaum daß in den volkreichern Städten auch ein französischer Cursus für denselben besteht. Gepredigt wird nur deutsch, einen Theil des Bezirkes Belfort ausgenommen, wo die französische Sprache von Alters her einheimisch ist. In Straßburg wird in sieben Pfarrkirchen deutsch, in dreien (darunter der Münster) dagegen in beiden Sprachen gepredigt. In Colmar und Hagenau, den religiös hervorragendsten Städten, wird nur allmonatlich eine französische Predigt gehalten, die schlecht besucht zu seyn pflegt. Aehnliche Verhältnisse findet man überall, auch bei den Protestanten. Elsaß zählt unter 1,100,000 Einwohnern etwa 190,000 Protestanten, welche meist die Städte und namentlich die Gebiete der ehemaligen deutschen Standesherren bewohnen.

Dabei ist die Bildung der Geistlichkeit nicht vorwiegend deutsch, wie es die Verhältnisse doch fordern. Ebenso wie in den Staatsschulen, wird auch in den geistlichen Anstalten, in dem großen Seminar zu Straßburg, dem kleinen Seminar in Straßburg und Zillisheim, dem bischöflichen Seminar in Colmar, ausschließlich französisch unterrichtet, obwohl, so viel ich weiß, keine besondere Nöthigung dazu stattfindet. Der Staat kann es billigerweise nicht verlangen und Lehrer sowohl als Schüler sind ihrer Muttersprache nach Deutsche; ja sie stammen vorzugsweise aus solchen Familien, deren Mitglieder nur deutsch verstehen. Doch ist man in letzter Zeit auch etwas von dieser Ausschließlichkeit zurückgekommen, die stark bevölkerten kleinen Seminare insbesondere wenden der deutschen Sprachlehre etwas mehr Sorgfalt zu, vor allem das in Straßburg, wo das kleine Seminar als katholisches Gymnasium dem staatlichen Lyceum und dem protestantischen St. Wilhelmsgymnasium die Wage halten muß. Letzteres, das einzige lutherische Gymnasium Frankreichs und mit vordem katholischem Kirchenvermögen ausgestattet, zählt

450 bis 500 Zöglinge. Das Universitätslyceum hat o
officielle Anstalt die Söhne der Beamten, der Indifferenten u
Ungläubigen jeder Gattung und die ziemlich zahlreichen Jud
für sich. Natürlich führen ihm die Regierungsstipendien u
die Nothwendigkeit des Universitäts-Examens auch ein
Zöglinge aus andern Kategorien zu. In letzter Zeit h
sich die Jugend des Lyceums durch eine Revolution aus
zeichnet, wie denn alljährlich bei den Staatsanstalten der
Auflehnungen immer mehr zur Sitte werden. Die fran
sische Universität, dieß Ungeheuer der cäsaristischen Centr
lisation und polizeistaatlichen Monopols, bildet eben sei
Schüler in dem seinem eigenen Ursprung entsprechend
Geiste aus.

Nur an der protestantisch-theologischen Fakultät werd
immer noch einige Disciplinen, namentlich Philologie u
Exegese, deutsch vorgetragen. Als aber vor mehreren Jahr
ein deutsch gebildeter Priester, einer der drei sehr verdient
geistlichen Brüder Gerber, Homiletik im großen Semin
deutsch vortrug, verwandelten sich seine Vorträge vielfach
deutsche Sprachstunden. Daher besitzen auch die protestan
schen Pastoren eine gewisse sprachliche Ueberlegenheit gege
über den katholischen Pfarrern welche, trotz ihrer ausgezeic
neten Bildung, nach vollendeten Studien sich in der La
befinden ihr ganzes Wissen nochmal in's Deutsche um
beiten zu müssen. Es fehlt ihnen dann nicht nur an der
scher Sprachgewohnheit sondern auch an den wissenscha
lichen Ausdrücken. Sie müssen von neuem und zwar die
mal ohne Lehrer studiren. Mancher neugeweihte Priest
der sich bis dahin in Allem tüchtig gezeigt, muß trotzd
nun die ganze Woche an der Predigt arbeiten, die
Sonntags zu halten hat. Anfangs wird er sich damit b
gnügen eine Predigt auswendig zu lernen, und sein Leb
lang ist er mehr als jeder andere Priester an die Predig
sammlung gebunden. Die deutschen Verleger haben deßha
im Elsaß und in Deutschlothringen zahlreiche Kunden f

Predigtbücher. Es ist etwas gar Merkwürdiges, um nicht zu sagen Ungeheuerliches, Priester zu sehen welche, deutsch geboren, sich nur dieser Sprache bei ihrem seelsorgerischen Verkehr mit dem größten Theil ihrer Gemeinde bedienen können, und doch gezwungen sind im Umgange unter sich und mit Gebildeten zum Französischen ihre Zuflucht zu nehmen. Es gibt nun freilich manche Ausnahme, und die glänzendste ist der hochwürdigste Bischof von Straßburg selbst. Aus Sigolsheim im Elsaß gebürtig, ist sein Ruf als Schriftsteller, Gelehrter und Kanzelredner in Deutschland zu fest begründet, als daß wir hier denselben zu verkünden hätten. Vor ihm wurde die Straßburger Diöcese, welche die 900,000 Elsässer, darunter höchstens 50,000 Wälsche umfaßt, von Oberhirten geleitet die weder deutsch verstanden noch die Landesart kannten. Dieß erklärt Manches. Msgr. Räß hat sich bedeutende Verdienste um die geistliche Bildung und um das religiöse Leben seiner Diöcese erworben, so daß sein Episkopat als eines der fruchtbringendsten bezeichnet werden muß. Dabei ist er trotz seines hohen Alters stets geistesfrisch und rüstig; vorigen Sommer spendete er an einem Tage in drei verschiedenen Orten die Firmung und hielt jedesmal noch die Predigt.

Die ungenügende deutsche Bildung und die mit der französischen Erziehungs- und Bildungsweise vielfach angenommenen französischen Gewohnheiten und Anschauungen haben manche weitere Nachtheile erzeugt, obwohl, im Ganzen und Großen, das religiöse Leben sich in einem befriedigenden, ja trefflichen Zustande befindet. Es ist nämlich eine gewisse Entfremdung des Priesters von den Lebensgewohnheiten, der Art und Weise des Volkes eingetreten, von der sprachlichen Unbeholfenheit ganz abgesehen. Der Elsässer Priester ist vielfach zu sehr Franzose, zu sehr das Abbild des französischen Geistlichen geworden, der unter andern Verhältnissen lebt und mit einem andern Volksleben zu thun hat. Er ist zu sehr an Abschließung von dem Volke ge-

wohnt. Deßhalb darf es nicht verwundern, wenn der erste Pfarrer von Mülhausen gestehen mußte, unter seinen zehn Kaplänen habe er keinen der einen Gesellenverein zu leiten vermöge; es konnte daher auch ein solcher Verein nicht gegründet werden, trotzdem die Stadt eine bedeutende Anzahl früherer Mitglieder solcher Vereine zählt, welche zur Gründung eines eigenen bereit wären. Während die ausschließlich religiösen Vereine allenthalben gedeihen, gibt es merkwürdiger Weise nur in Straßburg, Hagenau und Gebweiler Gesellenvereine. Alle drei werden von Priestern geleitet, die sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten haben und eine tüchtige deutsche Bildung besitzen. Dabei gibt es in dem dichtbevölkerten Elsaß wohl 50 bis 60, ja noch mehr gewerbthätige Orte, Städte und Flecken, in denen der Gesellenverein zahlreiche Mitglieder finden würde. Freilich mag dieser Mangel zum Theil auch der schon allgemein verbreiteten französischen Ausschließlichkeit unter den verschiedenen Classen zugeschrieben und deßhalb weniger fühlbar werden. Das Fehlen des socialen Vereinslebens nach deutschem Muster ist gerade ein besonderes Merkmal des Elsasses, ein schlagender Beweis des französischen Einflusses.

Die sehr zahlreichen ausschließlich religiösen Vereine erwerben sich übrigens bedeutende Verdienste um die Volksbildung und entfalten somit eine treffliche sociale Wirksamkeit. Die Mitglieder der St. Vincenz-Conferenzen (Männer und Jünglinge) und der Marianischen Congregationen (Mädchen und Frauen) halten Sonntag- und Abendschulen für Fabrikarbeiter und deren Kinder, weßhalb es z. B. in Colmar niemals vorkommt, daß ein Kind aufwächst und zum heiligen Abendmahl zugelassen wird, das nicht lesen und schreiben könnte. Wenn überhaupt das Elsaß in der Unterrichtsstatistik einen so ehrenvollen Platz einnimmt, so ist dieß der Thätigkeit der religiösen Vereine zuzuschreiben, die alles nachholen was die öffentlichen Schulen versäumen, und so den Schulzwang vollständig überflüssig machen. Nur das vorwiegend

protestantisch beeinflußte Mülhausen mit seinen Communal- oder Mischschulen macht eine traurige Ausnahme; hunderte von Kindern wachsen dort ohne allen Unterricht auf.

In gesellschaftlicher Hinsicht ist die zwischen dem Elsaß und Deutschland bestehende Kluft wohl am bemerkenswerthesten. Besonders in den Städten und unter der gebildeten Welt ist schon längst die französische, fast kastenmäßige Abgeschlossenheit vorherrschend, selbst wenn im Schooße der Familie noch deutsch gesprochen wird. Der gemeinsame Verkehr aller Stände in öffentlichen oder Biergärten, bei Concerten und Kränzchen, in Vereinen für Gesang und gesellige Unterhaltung fehlt größtentheils, oder beschränkt sich auf einzelne Standes- und Altersclassen. Ein paar Gesangvereine machen eine kleine Ausnahme, wenn sie sich auch gerade nicht besonders hervorthun. In letzter Zeit ist auch, nach dem Vorgange der rheinischen Städte, ein katholisches Casino in Straßburg gegründet worden. Alle andern so manchfaltigen Vereine und Gesellschaften, an die man in Deutschland gewohnt ist, fehlen fast gänzlich und deßhalb auch vielfach die deutsche Gemüthlichkeit, die sich nur bei der Landbevölkerung, bei dem Kleinbürger-, Handwerker- und Arbeiterstande in ziemlicher Urwüchsigkeit erhalten hat. Das Deutschthum hat sich eben an den häuslichen Herd, in das Innere des Familienlebens zurückgezogen; äußerlich ist fast überall schon der französische Anstrich mehr oder weniger dick aufgetragen. In der Familie findet man einen Schatz von deutscher Biederkeit und Treue, von gesunder Tradition, wie er nur durch diese Abgeschlossenheit erhalten werden konnte. Jene anmaßende „Bildung" und dünkelhafte Verschwommenheit, die sich überall in Deutschland einbürgert und im Norden schon zur wahren Land- oder vielmehr Stadtplage geworden, ist hier unbekannt. Dieß ist der Vortheil der elsässischen Zustände. Trotzdem nun die deutsche Art noch durchaus vorherrscht, würde es doch mindestens 25 bis 30 Jahre erfordern, um das sich immer mehr befestigende französische

Gepräge einigermaßen zu verwischen. Es müßte ein ganz neues Geschlecht unter veränderten äußern Bedingungen erwachsen.

Der nothgedrungene Widerstand gegen die deutsch-feindlichen Projekte des Ministers Duruy hat unbedingt zur Weckung des Eifers für die deutsche Muttersprache und Volkseigenthümlichkeiten beigetragen. Die natürlichen Vertheidiger der Volks- und Familienrechte, die Geistlichen, sind seitdem wachsamer und eifriger geworden. Dank den Bemühungen und der fortdauernden Betheiligung mehrerer geistlicher Herren, namentlich der drei Brüder Gerber, welche schon früher ein katholisches Kirchen- und Schulblatt herausgegeben, ist ein Volksfreund gegründet, der wöchentlich erscheint, nur 2⅓ Franken kostet und bei sechs- oder siebenjährigem Bestehen schon über 8000 Abnehmer im Elsaß und Lothringen gefunden. Auch unter den Deutschen in Paris und andern Städten hat das Blatt ziemliche Verbreitung. Der „Volksfreund" hat auch schon einem politischen Wochenblatt, dem Elsässischen Volksboten den Weg gebahnt, der nun seit Jahr und Tag in Rixheim (bei Mülhausen) erscheint und es bereits auf 2500 Abnehmer gebracht hat. Bei den letzten Wahlen bewährte der „Volksbote" seinen Einfluß durch die siegreiche Unterstützung der katholischen Deputirten, darunter der bekannte Keller. Der Leserkreis beider gut katholisch gehaltenen Blätter beschränkt sich fast ausschließlich auf den kleinen Mann in Stadt und Land. Auch treffen dieselben den Volkston besser als die meisten ähnlichen Blätter in Deutschland.

Die höhern Stände lesen fast nur französische Zeitungen. Jedoch sind alle einheimischen Tagesblätter zweisprachig. Freilich läßt das Deutsch derselben oft viel, ja noch mehr zu wünschen übrig als dasjenige der Geistlichen. Dagegen ist der Versuch der Protestanten und Liberalen, den genannten katholischen Volksblättern die Elsässischen Volksblätter entgegenzusetzen, als gescheitert zu betrachten.

Die Katholiken besitzen außerdem als wissenschaftliches, namentlich historisches und theologisches Organ die Revue catholique d'Alsace, die in monatlichen Lieferungen erscheint und treffliche Arbeiten enthält. Außer verschiedenen französischen Zeitschriften, worunter der liberale Progrès religieux zu erwähnen ist, haben die Protestanten das pietistische Evangelische Sonntagsblatt, das strenglutherische Kirchenblatt für Christen Augsburgischer Confession und das unionistisch-orthodoxe Schifflein Christi, das in Paris erscheint. Keines dieser Blätter ist aber volksthümlich, sie sind ausschließlich auf die Pastoren der verschiedenen Sekten berechnet. Die rationalistischen Protestanten, obwohl auch im Elsaß und bis in die theologische Fakultät hinein stark vertreten, haben ihr Hauptquartier in Paris, wo sie in bekannter Schreibseligkeit mindestens ein Dutzend Blätter und Blättchen, Zeitschriften und Zeitungen erscheinen lassen.

Von den deutschen Zeitschriften dürften wohl der Katholik und die Histor.-polit. Blätter im Elsaß am bekanntesten seyn; sie haben dort zwar nur einen kleinen aber gewählten Leserkreis. Auch die Alte und Neue Welt hat in kurzer Zeit eine hübsche Zahl Abnehmer beim Volk und unter den Priestern des Elsasses und Lothringens gefunden. Der deutsche Buchhandel scheint dem Elsaß eine größere Beachtung als bisher zuwenden zu wollen. Eine Zweiganstalt der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg hat sich seit einigen Jahren in Straßburg eingebürgert. Die einheimischen deutschen Preßerzeugnisse beschränken sich indeß fast ausschließlich auf Gebet-, Gesang- und religiöse Schriften. Die Straßburger deutsche Ausgabe der „Jahrbücher des Lyon-Pariser Vereins zur Verbreitung des Glaubens" ist sehr verbreitet, man trifft keine Gemeinde in Elsaß und Lothringen wo sie nicht in einigen Häusern anzutreffen wäre. Diese blauen Hefte sind ein wahres Volksbuch geworden und deßhalb der Eifer zur Unterstützung der Missionen, in welchen auch viele Elsässer und Lothringer Geistliche wirken und

mehrere von ihnen in letzter Zeit den Martyrertod erlitten haben. Es gibt Gemeinden von 800 bis 1000 Seelen welche jährlich 2 bis 300 Franken für die Missionen beisteuern. In Straßburg erscheinen auch einige billige deutsche Volkskalender in ungewöhnlich starken Auflagen, alle mit religiöser Färbung. Einer derselben, der (katholische) Hinkende Bote ist nicht nur in Elsaß und Lothringen sondern auch in allen angrenzenden deutschen Ländern und in der Schweiz in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Ebenso auch unter den in Frankreich zerstreuten Deutschen, namentlich in Paris, wo der Kalender in einer Menge Buchhandlungen zu haben ist.

Der den Elsässern und Lothringern gebotene deutsche Lesestoff ist demnach durchaus religiös oder wenigstens nicht widerchristlich. Um so mehr hat das eigentliche Volk seine Treue für Glauben und die gute alte Sitte wohl gewahrt. Selbst in den Städten findet man noch wenig Zeichen welche auf eine socialistische oder ähnliche Gesinnung schließen lassen. Trotzdem das Elsaß eine der dichtbevölkertsten und gewerbreichsten Provinzen ist, sind Arbeitseinstellungen und ähnliche Kundgebungen bis jetzt nicht vorgekommen. Aber wie überall, so sind auch hier gerade diejenigen welchen der gläubige Sinn des Volkes am meisten zu gute kommt, die eifrigsten Zerstörer. Die protestantischen und rationalistischen Fabrikanten, vornehmlich die Mülhauser, haben Volksbibliotheken gegründet, welche den Arbeitern schlechte Bücher in beiden Sprachen förmlich aufdringen. Dem gegenüber hat sich der Franz von Sales-Verein angelegen seyn lassen, überall da wo Gefahr vorhanden, auch Sammlungen von christlich guten Büchern anzulegen, die fast unentgeltlich zum Lesen geliehen werden. Besagter über ganz Frankreich verbreiteter Verein hilft überdieß auch den Gemeinden bei Gründung von Schulen, für Abhaltung von Missionen und zu allem was das religiöse Leben fördern kann. Jede Diöcese hat ein besonderes Verwaltungscomité oder einen Direktor.

(Fortsetzung folgt.)

VIII.

Philosophie vom Staat.

Neue Grundlagen der Wissenschaft vom Staate von Friedrich Pilgram. Berlin 1869. (472 S.)

Der Verfasser, der als philosophischer Schriftsteller durch seine „Physiologie der Kirche“ und seine „Controversen mit den Ungläubigen“ in weiteren Kreisen bekannt ist, versucht in seinem kürzlich erschienenen Werk über die Wissenschaft vom Staate die Politik der Religion einzuordnen, indem er ihre Stellung im System als besonderes Gebiet der ausgeführten Religionslehre bezeichnet. Dazu gelangt er, indem er den Staat in seiner Beziehung zu Gott zu erkennen trachtet. Diesen Standpunkt hat er mit Entschiedenheit hervorgehoben und ist sich klar bewußt, wie sehr er dadurch zu den bisherigen Darstellungen der Politik in Widerspruch tritt. Sehen wir, wie er seine Aufstellung begründet, seine Aufgabe gelöst hat.

Von der Einheit und dem Ganzen ausgehend, nimmt er nur ein einziges Staatsleben der Menschheit an: die einzelnen Staaten sind ihm nur Theile, Gebiete, Bruchstücke des einen Menschheitsstaates. Es ist eigenthümlich, wie er das als Thatsache voraussetzt, wozu Bluntschli gelan
wenn er das Aufgehen der einzelnen Staaten in den e

schen Organismus der Menschheit als das ideale Ziel
Geschichte in Aussicht stellt, bei welchem angelangt aus
Völkerrecht ein Weltstaatsrecht der großen Staatenfa
werden wird. Während Pilgram so gegen die moderne
des Nominalismus, wie er sich ausdrückt, polemisirt, al
Richtung auf absolute Geltendmachung der Individu
auch in der Staatslehre, steht er andererseits auf dem
den der historischen Schule, denn in der Geschichte, leh
entwickelt sich die Einheit der Wirklichkeit des Staates,
die Geschichte ist, weil seine Entwickelung, sein Leben.
in das Leben setzt er den Grundbegriff des Staates,
in eine einzelne Seite desselben, also nicht in das
sondern er spricht ihm den vollen und reichen Inhal
Lebens zu. Die Wirklichkeit des Menschheitsstaates ist
wie bemerkt, außer Zweifel. In der Erschaffung des
schen in einem Paare sieht er die Schöpfung des St
durch Gott als gegeben an. Im Anschluß an die O
barung zeigt er die Entwickelung des Staates aus der
milie Adams, aus der Familie, deren Bestimmung,
bloßes Resultat, der Staat ist. Aus dem Sündenfall,
die menschlichen Verhältnisse aus dem Verhältniß zu
herausgerissen, leitet er weiter die Corrumpirung des St
her. Das Christenthum aber hat seine Stellung verä
ihn mit dem Reiche Gottes wieder verbunden, so daß er
Aufbau desselben nicht mehr absolut hinderlich seyn
Dieser Widerspruch, zwar durch das Christenthum im Pr
gebrochen, muß sich jedoch erst in der Zeit ausleben:
der Widerspruch der Staaten gegen die Kirche. Der F
liege hier in der Anmaßung des Staates, daß alles
in ihm aufgehen, von ihm ausgehen solle. Dennoch
innerhalb dieses faktischen Gegensatzes das Staatswese
mehr oder minder entsprechend zum Reiche Gottes verha
dieß hängt ab von den Bedingungen, wodurch das ursp
liche Schöpfungswesen des Staates erhalten wird, und
der Erhebung desselben in der Richtung zum Reiche G

Die Einheit des Staates, wiewohl sie keine wirkliche Ausgestaltung gefunden habe, betrachtet der Verfasser weiter in Bezug auf den allgemeinen Zusammenhang der Dinge, also im kosmischen Sinne. „Diese concrete Wirklichkeit des Einsseins, welches mit der Schöpfung gegeben, durch die Sünde dem Daseyn nach, nicht aber auch dem Wesen und der Anlage nach gebrochen ist, muß für die Erkenntniß festgehalten werden, wenn auf ganz concrete, also auf wissenschaftliche Weise irgend ein Gegenstand, wie hier der Staat, betrachtet werden soll" (S. 21). So will er den Staat in die Einheit der erschaffenen Welt und dadurch auf Gott zurückführen: erst dann läßt er sich aus und in Gott begreifen und wahrhaft von ihm ableiten.

In dieser tieferen Auffassung des Staates auf dem Grunde der Offenbarung liegt ein Hauptverdienst des Werkes. Die gesunde Entwickelung der neueren Staatsphilosophie schloß sich an die historische Rechtsschule: ihr Resultat ist der organische Staatsbegriff, der je nach der vorwiegend historischen oder philosophischen Richtung seiner Vertreter eine eigenthümliche Färbung angenommen hatte. Insbesondere hat Bluntschli unter den Juristen das unstreitige Verdienst durch seine geistreiche Behandlung eine Vertiefung der positiven Staatswissenschaften herbeigeführt zu haben. Allein seine Theorie erkrankte am Liberalismus, und das zeigt sich besonders in seiner Auffassung der Geschichte. Hiergegen sind Pilgram's Grundlagen ein entschiedener Fortschritt: er verkennt die organische Ansicht durchaus nicht, wenn er sich auch nicht der in dieser Schule geläufigen Ausdrücke bedient: aber während die Neueren nur bis zum Ethischen kamen, vindicirt er der Staatslehre den spekulativen Boden der Offenbarung. Ob er in dieser theologisirenden Richtung nicht zu weit gegangen, mag dahin gestellt bleiben: jedenfalls erzielt er auch für die gegnerische Ansicht eine Objektivirung des Ethischen.

Den Begriff des Staates selbst sucht er auf dem angedeuteten Grunde genauer zu erfassen in der Erkenntniß seines

Wesens und Inhalts. Das Wesen desselben ist die Gemeinschaft als Einheit vieler Einheiten „im Weltzustande der Menschheit", eine Einheit unter persönlichen Wesen, in der das Einzelne derselben zwar für sich frei und selbstständig bleibt, aber so, daß es am Ganzen das nur in noch viel freierer Art wird, was ein Glied am menschlichen Körper ist. Die Gemeinschaft ist aber zugleich des Staates Princip und muß als solches alle Verfassungsformen durchdringen. Dieß führt er in den politischen Garantien des Näheren aus: Presse, Vereins- und Versammlungsrecht, Volksvertretung beim Fürsten. Der Inhalt des Staates, das was im Staate liegt, ohne sein Wesen auszumachen, ist das System der Rechte und das System der Produktion und Consumtion: beide aber bilden ein System der bürgerlichen Gesellschaft, gegen deren Trennung vom Staate er auf das entschiedenste sich wahrt. Dieser Abschnitt des Buches (S. 82 ff.) ist besonders interessant: nach einer Kritik der Systeme von Schulze und Lassalle entwickelt der Verfasser seine eigenen Gedanken, wie die sociale Frage zu lösen, die Abtrennung der Gesellschaft vom Staate aufzuheben sei. Er verlangt Aufnahme derselben in den Staat vermittelst einer großartig organisirten Staatsindustrie. Das Vorbild dafür glaubt er in dem preußischen Seehandlungs-Institut zu erblicken, über welches er früher schon eine Schrift veröffentlicht hatte. Der Staat soll demnach in seiner herrschenden Stellung bleiben, die Gesellschaft eine besondere Sphäre in ihm bilden. Dazu ist nöthig, daß auch das Ständewesen sich zu einem allgemeinen socialen Beamtenthum reconstruire. Alle diese Verhältnisse hat Pilgram im Einzelnen ausgeführt und an dem Einzelnen die Folgen seiner Theoreme geprüft.

Eine besondere Würdigung erhält auch die Frage nach der Form des Staates, wobei sich der Verfasser für die monarchische entscheidet, für die Monarchie als Stellvertretung Gottes (S. 217), bis eine innere Wiedergeburt der Welt ein unmittelbares Verhältniß der Herrschaft Gottes

über die Schöpfung wieder herstellt. Er verlangt die reine Monarchie in dem Sinne, daß der Monarch principielle Spitze, Mittel- und Ausgangspunkt eines ganzen Kreises von Regierenden ist, der im Verhältniß zu ihm das Beamtenthum bildet. Vorbild dabei ist das Lehenswesen des Mittelalters, aber in seiner ursprünglichen idealen Erscheinung als Gemeinschaft im Staate.

Ganz offenbar zeigt sich hier der Einfluß jener theologisirenden Auffassungsweise, welcher der Verfasser eingestandenermaßen huldigt*). Die Beurtheilung hängt ab von der Streitfrage, ob es eine beste Form der Verfassung geben könne. Ohne dem vorgreifen zu wollen, sei zur Rechtfertigung des Verfassers bemerkt, daß auch Trendelenburg, der zwar jene Vorfrage unentschieden läßt, die Monarchie für die geschichtlich oder vorgeschichtlich, wie er sich ausdrückt, erste Staatsform hält. Derselbe bezeichnet mit Vorliebe und in edler Weise die eigenthümlichen Vorzüge für die Befestigung des Rechts im Ethischen, die das ursprüngliche und namentlich das erbliche Königthum vor anderen Formen voraus hat**).

Nachdem Pilgram den Begriff des Staates diskutirt hat, behandelt er noch seine Zuständigkeit, Wirksamkeit und Entwickelung. Seine Zuständigkeit, bei deren Betrachtung er vom Verfall des Staates ausgeht, wird aus dem wahren christlichen Sünden- und Weltbegriff erkannt. Aber der Staat hat durch den Sündenfall keine wesentliche Seite verloren; er kann deßhalb im tiefer verstandenen Christenthum, aber auch nur in diesem, sich wieder zu einem social-politischen Universum für das Abendland entwickeln. Die Wirksamkeit des Staates wird als eine doppelte — durch sein Daseyn und durch sein Thun — unterschieden. Aus der ersteren bestimmt sich der Zweck desselben dahin, Gemeinschaft zu seyn und zu verwirklichen unter den gegebenen Menschen, und

*) Man vergl. z. B. Klee's Dogmatik I. S. 207.

**) Naturrecht auf dem Grunde der Ethik §§. 200, 213.

zwar ist dieß ein innerer Selbstzweck. Sein höherer Zweck ist nur die Theilnahme alles Creatürlichen an dem Verhältniß zu Gott. Damit ist ausgeschlossen die Betrachtung des Staates als eines äußeren Mittels zur Menschenbeglückung; gegen die Nachwirkungen dieser Theorie, die von der Wissenschaft verworfen, im Leben noch immer nicht überwunden ist, eifert der Verfasser gebührend. Die geschichtliche Entwickelung des Staates anbelangend, so vertritt er auch hier den theologischen Standpunkt, der ihm zugleich der makrokosmische ist. Das Verständniß der Geschichte ist nur im festesten Anschluß an die Wirklichkeit der Schöpfung, der Menschheit, insbesondere Gottes und seines Reiches möglich. „Nur auf Gott zurückgeführt — läßt sich die Entwickelung des Geschlechts begreifen", sagt er S. 399; „dieselbe also an und in Gott zu erschauen, auch in ihrem sündigen Verlauf sie der Realität nach an und in Gott zu erschauen, das ist die absolut nothwendige Basis für jede gesunde Geschichts-Auffassung." Daraus versteht er die göttliche Vorsehung und das Leben der Völker, und so schließt das Werk, wie es begonnen, mit der principiellen Zurückführung der Politik auf die Religion: das Christenthum und das Reich Gottes ist Grundlage und Ziel der geschichtlichen Entwickelung auch des Staates.

Das Gesagte mag genügen, den Standpunkt des Verfassers zu charakterisiren, welcher den Hauptwerth des Buches bedingt. Auf Einzelnes einzugehen ist hier der Ort nicht. Ebenso mögen die politischen Ansichten und Urtheile des Verfassers unerwähnt bleiben, da sie nicht das Wesentliche seines Werkes ausmachen. Meinungsverschiedenheiten werden hier eher als irgendwo anders vorkommen. Aber ein unbefangener Leser wird, wenn er dem Verfasser hierin auch nicht beistimmt, deßhalb seine Leistungen nicht geringer anschlagen. Daß das Werk neben den gerühmten und vielen anderen Vorzügen auch seine Mängel hat, soll und darf nicht verschwiegen werden. Die originelle Denkweise des Verfassers

verleitet ihn zuweilen zu einseitigen Ansichten, die leicht befremden können, so lange man sich an seine Art noch nicht gewöhnt hat. Auch in formeller Beziehung sind einige Ausstellungen zu machen: doch wird man billig von einem neuen System noch nicht jene vollendete und abgerundete Form erwarten, die erst Resultat andauernder und von vielen Forschern vorgenommener Studien seyn kann. Doch das alles kann den Werth des Buches nicht schmälern: Pilgram's Werk ist eine bedeutende Erscheinung in der Literatur dieses Faches und ein bedeutender Beitrag zur Vertiefung, zur richtigen und würdigen Gestaltung der Staatswissenschaften. Die Grundlage seiner Theorie ist überall ein tief erfaßter und ebenso warm gefühlter Katholicismus, weßhalb ihm die katholische Gelehrtenwelt vor allem ihre Aufmerksamkeit nicht versagen wird.

IX.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

I. Zur Einleitung.

Wimbledon-Park 30. Juni 1869.

Mit einer einfachen Nachricht, daß ich gesund, rüstig und vergnügt sei, willst Du, mein alter Freund, Dich nicht begnügen — und ich habe versprechen müssen, auf englischem Boden Dir über England und die Engländer zu schreiben. Als ich in unserem guten Deutschland das voreilige Ver-

sprechen gegeben, da wirbelten tausend Dinge, über die ich zu berichten dachte, in meinem Kopfe herum; jetzt bin ich auf englischem Boden — jetzt frag' ich was ich denn wohl schreiben könnte, und kaum kann ich mir eine ordentliche Antwort geben auf meine eigene Frage.

Unser Welttheil ist klein geworden und die Insel im Nordwesten von Europa, früher so fern, ist dem „Herzen des Festlandes" sehr nahe gerückt. In unseren Städten, Thälern und Bergen, allüberall in unseren Ländern wandert eine Menge von Ladies und Gentlemen verschiedener Sorten, unsere „gebildeten" jungen Damen plaudern englisch so gut, daß man hier sie vielleicht verstünde; gar viele verständige und unverständige Menschen sind jenseits des Kanales gewesen, sind in den Straßen von London herumgelaufen und haben auf Rotten-Row die fashionable Welt beschaut. Tagesblätter, Flugschriften und Bücher belehren uns über England; Romane, publicistische Abhandlungen und politische Reden beschreiben Land und Leute und schildern Sitten und Zustände in dem vereinigten Königreich. Die Schriftsteller, Dichter, Zeitungsschreiber, Publicisten und Redner wissen mehr, weit mehr als ich weiß oder erfahre. Schilderungen aller kleinen und großen Dinge und Beurtheilungen aller Zustände kannst Du gedruckt lesen, kannst Schöngeister darüber sprechen und Gelehrte darüber vortragen hören — was könnte der einfache alte Soldat, was könnte ich Dir noch Besonderes schreiben?

Freilich muß einem jeden gesund organisirten Menschen auffallen, daß die Beobachtungen und Urtheile — jederzeit als feststehende Wahrheiten gegeben — nur allzu oft sich widersprechen. Man übertreibt nach allen Richtungen; der Eine findet vortrefflich, was ein Anderer für schlechthin verwerflich erklärt; in der Auffassung des Großen sind dem Einen die Einzelnheiten verschwunden und in der Betrachtung kleiner Dinge hat ein Anderer die Ansicht der großen verloren. Von den Gipfeln hoher Gebirge kann man oft kaum

die Hügel an dem Fuße derselben auffinden; in den Thälern aber sind es eben diese niedrigen Hügel welche die Züge der großen Gebirgsketten verdecken.

Wer manchmal aus einer engen Heimath herausgekommen, der weiß, daß in den größeren Verhältnissen eines anderen Landes man nur allmählig die Ruhe gewinnt, in welcher die Auffassung bestimmt und klar und eine richtige ist. Jeglicher hat wohl schon erfahren, daß bei dem ersten Anblick fremder Dinge man schnell fertig ist mit einem Urtheil, daß aber nach einiger Zeit dieses Urtheil sich ändert, auch wenn die Gegenstände der Beobachtung nicht neue Seiten gezeigt haben, daß es nur allzu oft sich ändert, selbst wenn auf den wahrgenommenen Seiten nicht einmal Einzelheiten, die man früher nicht beachtet, erschienen. Der fähigste Mensch muß eine gewisse Masse von Luft aus der Atmosphäre des Landes geathmet haben, ehe er den rechten Maßstab für dessen Größen gewinnt oder ehe sein Vermögen für die Aufnahme der neuern Eindrücke sich eingerichtet hat. Wer in dem niederen Gebirge wohnt, der sieht, wenn er in die Alpen kommt, alle Berge und alle Entfernungen zu klein; wer in gebrochenem Licht sein Auge mit der Beobachtung kleiner und naher Gegenstände angestrengt hat, der ist geblendet, wenn er plötzlich in die stark beleuchtete Ferne hinausblickt; die Umrisse der einfachsten Landschaft sind ihm undeutlich, verworren, und in der reinen Luft sieht er Funken und Strahlen und allerlei Figuren und Farben — bis endlich die Organe seines Auges die geeignete Stellung gewonnen. Mit der geistigen Auffassung ist es nicht anders.

Man kann, so sagen die Stubengelehrten, der geistigen Auffassung zu Hilfe kommen, man kann wenigstens sie vorbereiten; man kann, sagen sie, die Anschauungen, die Erfahrungen und die Studien Anderer benützen, so daß man das fremde Land im Geiste sieht, ehe das leibliche Auge dasselbe erschaut. Daß man etwas wisse von den natürlichen Eigenschaften, von den Verhältnissen, von den Bewohnern

und von der Geschichte eines Landes, welches man zu besuchen gedenkt — das versteht sich von selbst; daraus folgt aber keineswegs, daß man die wirkliche Anschauung zur Illustration des Textes mache, welchen man mühsam in dem Studierzimmer gelesen. Je größere Mühe das sogenannte Vorstudium gekostet, um so mehr werden die Vorstellungen und die Bilder, welche aus diesem entstanden, ausgearbeitet und um so steifer werden sie festgehalten. Jedermann hat wohl erfahren, daß Vorstellungen und Bilder welche man zum voraus sich von Ländern, von Gegenden, von Städten und von Menschen gemacht, fast niemals mit der Wirklichkeit übereinstimmen; daß es oft recht schwer wird, sie wieder los zu werden, und daß in dem Mißmuth über „die Täuschung" gar viele tüchtige Leute die Unbefangenheit der Anschauung und des Urtheiles nicht mehr gewinnen.

Statistische Zahlen bewahren freilich ihren Werth oder Unwerth; denn wer hundert ausspricht, der sagt eben nicht tausend. Aber diese Zahlen sind zuletzt doch eigentlich nur Materialien für die Beleuchtung gewisser Verhältnisse und in dem Gebrauch unterliegen sie immer wieder verschiedener Deutung. Bei weitem die größte Anzahl thatsächlicher Zustände kann nicht durch bestimmte Größen ausgedrückt werden; diese Zustände sind allerdings für jeglichen Menschen dieselben, aber sie erscheinen nicht dem Einen, wie sie dem Andern erscheinen. In dem Münzkabinet zu München zeigte der sehr gelehrte Professor Streber — ich verehre mit Pietät dessen Andenken — mir, dem Unwissenden, die prachtvollen griechischen Münzen. Zufällig sah ich aus meinem Fenster in den Hof der Akademie. In diesem waren fünf oder sechs Maler mit Staffeleien und Paletten und mitten unter ihnen ein Esel. Aus Neugier bin ich auch hinunter gegangen und siehe da: alle die da ausgerüstet waren mit ihrem Werkzeug, haben den Esel gemalt, aber auf jedem Bild hatte dessen Fell eine andere Farbe. Ohne Zweifel hat von den jungen Künstlern ein jeglicher Recht gehabt, denn jeglicher hat den

Esel gemalt, wie er ihn und wie er auf der Palette die Farbe gesehen. Hätte man diese Studien copirt, so wäre aus der gleichen Ursache die Farbe des grauen Felles wieder eine andere geworden. Willst Du davon die Nutzanwendung machen, so wirst Du von vornherein zugeben müssen, daß, bei aller Liebe zur Wahrheit, die Verschiedenheit der Auffassung und der Darstellung viel größer ist für Dinge welche nicht allein äußerlich sinnliche Eindrücke bewirken.

Ach, es hängt — ich weiß es aus eigener Erfahrung — gar viel ab von den persönlichen Verhältnissen und von den besondern Umständen, unter welchen wir die Dinge außer uns schauen. Wer frei mit ungestörtem Sinn, aus angenehm heiterem Leben, in die Welt blicken kann, der sieht Länder und Städte und Menschen mit ihrem Schaffen und Treiben ganz anders, als derjenige welcher gedrückt ist von Schmerz, von Kummer und Sorgen, und wären es zuletzt auch nur die Sorgen, mit welchen irgend eine Verantwortlichkeit uns belastet.

Wer seine Beobachtungen, seine Erfahrungen und seine Urtheile niederschreibt, der gibt eben immer nur eine Darstellung seiner selbsteigenen Auffassung; wer diese Darstellung liest, der nimmt sie auf mit der Eigenthümlichkeit seines Vermögens, und so sind in der Vorstellung die er sich bildet, die Fehler der Beobachtung vervielfältigt und zwar nicht selten zu ungeheuerlichen Größen. Oft genug können wir wahrnehmen, daß ganz verständige Menschen in gewisser geistiger Trägheit die Urtheile die Andere ausgesprochen, zu den ihrigen machen, oder daß im Gegentheil der Geist des Widerspruches sie antreibt, alle Dinge anders zu sehen und zu beurtheilen, als sie gesehen und beurtheilt worden sind vor ihnen.

Derjenige welcher mit sogenannter „gründlicher Vorbereitung" ein fremdes Land betritt, der sieht in gleicher Zeit vielleicht eine größere Anzahl von Dingen, als derjenige sieht, welcher die kleinlichten Studien nicht gemacht hat;

jener sieht mehr, aber bei gleicher Gabe der Auffassung sieht der Unbefangene besser. Diese Wahrnehmung haben schon Viele gemacht.

Sagst Du: das Alles was ich bisher geschrieben, sei eigentlich unnöthiges Zeug, so gebe ich Dir nicht unrecht. Dagegen mußt Du mir glauben, daß solche Bemerkungen, in England mehr als in einem anderen Lande, dem ruhigen Beobachter sich aufdrängen. Fragst Du mit Deinem neckenden Ernst, ob ich selbst ein Unbefangener sei, so sag' ich: ich möchte es freilich wohl seyn, aber ich wär' es nicht, wollt ich von vornherein es behaupten.

Den langen Einleitungen, Du weißt es, bin ich nicht hold; sie sind mir zuwider in Schriften und in Reden, in ernster Erörterung und in dem Verkehr der Gesellschaft; aber Alles muß doch seinen Anfang haben und so sei denn in Gottes Namen schön zufrieden mit diesem Anfang.

II. Die Reise.

Wimbledon-Park 2. Juli 1869.

Aus Deinem Diplomaten-Leben ist Dir die ungeduldige Neugier, die alle Kleinigkeiten wissen will, bis heute geblieben und so meinst Du wohl gar, ich soll Dir erzählen, wie ich hieher gekommen. Du mußt Dich aber bescheiden; denn von den flüchtigen Reisen, wie sie heutzutage gemacht werden, kann Niemand viel erzählen und mindestens ebenso gut wie ich kennst Du die streckenweis recht langweilige Fahrt auf der Eisenbahn von Straßburg nach Paris.

In meinem alten, noch immer geliebten, Paris habe ich dießmal nur eine Sommernacht verschlafen und schon am Morgen bin ich abgefahren über Boulogne nach Calais. Diesen Weg habe ich schon zweimal gemessen; einmal — es ist schon sehr lange her — auf der Landstraße, das anderemal auf der Eisenbahn. Von der ersten Reise sind mir nur einzelne Erinnerungen geblieben, die andere aber habe ich

großentheils bei finsterer Nacht gemacht, müde von der gerade vollendeten Seefahrt. Dießmal war es ein heller sonniger Tag; ich habe frisch und wohlgemuth aus dem Wagen geschaut und ich habe gefunden, daß die Franzosen nicht Ursache haben, wegen diesem Theil ihres Vaterlandes besonders hochmüthig zu seyn. Bis Amiens ist das Land nicht eigentlich ein schönes, doch erscheint es ruhig und mild und seine Hügel bilden da und dort recht liebliche Bilder. Die wirkliche Schönheit der Lage von Amiens kann Niemand verneinen, aber nordwärts von dieser Stadt liegt eine sehr große Strecke der Eisenbahn auf schlechtem Boden, zerrissen von Sümpfen und kleinen stehenden Wassern, mit Torflagern und Gehölzen wie sie eben vorkommen auf moorigem Grund und dazwischen klein und ärmlich aussehende Dörfer. Wo, weiter nordwärts, das Land wieder zu größeren Flächen sich öffnet, da zeigt sich auch bald die Oede, welche so eigenthümlich ist den Gegenden nahe an der See. Die Linie über Arras nach Dünkirchen — ich kenne sie wohl — liegt auch nicht auf üppigem Boden und der Streifen zwischen dieser und jener ist sicherlich nicht la belle France. Damit will ich jedoch nur die Eindrücke bezeichnen, welche man in der brausenden Bewegung des Bahnzuges empfängt.

Dieser nordwestliche Theil von Frankreich ist eigentlich ein mehr oder weniger hügeliges Tafelland, welches manchmal steil zu der See abfällt oder mit ordentlichen Höhen in dieselbe hineingreift, manchmal aber, langsam zu dem Meere herabsinkend, durch niedrige Dünen von dem eigentlichen Strande getrennt ist. Erst bei den ersten Stationen vor Boulogne sieht man das Wasser; aber dem langweiligen Wege von dort nach Calais ist es wieder durch vorliegende Höhen verdeckt.

Die sogenannte historische Zeit, gewissermaßen mit der Dauer eines Menschen-Lebens gemessen, ist eigentlich eine sehr kurze Zeit. Der Erdboden, auf welchem wir wandeln, hat seine eigene Geschichte, welche ganz andere Zeiträume

umfaßt. Für diese Geschichte liegen jetzt schon sehr zuverlässige Urkunden vor und tagtäglich findet man deren mehr; tagtäglich lernt man die aufgefundenen besser lesen und verstehen. Hätte diese Geschichte eine bestimmte Chronologie, so dürfte man vielleicht nicht sehr weit zurückgehen, um zu der Zeit zu gelangen, in welcher die große Insel im Nordwesten von Europa noch ein Ausläufer des Festlandes gewesen; zu der Zeit in welcher die Strömungen des Meeres das Land durchbrochen oder den Raum abgeflößt haben zwischen den mäßigen Höhen, welche jetzt als Frankreich und England aus dem Meere sich erheben.

Oft schon hast Du gelacht über meine Liebe zu dem Meere, aber dennoch sage ich Dir: das alte Herz ist mir weit geworden, als ich nach vier Jahren zum erstenmal wieder über die See hinschauen konnte, auch wenn sie nur der schmale Streifen war, welchen die Franzosen den Schritt von Calais (Pas de Calais), die Engländer die Enge von Calais (Strait of Calais) nennen. Er ist nicht ganz fünf geographische oder nicht ganz acht französische Meilen breit, dieser Schritt; in der Mitte kann man auf der einen Seite noch das weit vorspringende Cap Gris Nez, auf der anderen die Höhen von Dover mit dem Shakespeare-Cliff, wie schwache undeutliche Dunstmassen erblicken; gegen Nordosten aber ist kein Land mehr zu sehen und es ist ein weiter Blick geöffnet — in das Deutsche Meer.

Die See lag glänzend in der hellen Sonne des Juni; sie trieb nur die leichten Wellen, welche der Fläche des Wassers Leben geben und Farbe. Auf dieser grün-blauen Fläche glitzerten die unzähligen Lichter und schwammen die „Seeschäflein“ der überstürzenden Wellen. Zierlich hoben und senkten sich kleine Fahrzeuge und größere Schiffe; je nach ihrer Stellung erschienen ihre Segel hell oder dunkel und sie waren gar schöne Staffagen in dem großartig einförmigen Bild. Unser Dampfboot, ein französisches (ich weiß seinen Namen nicht mehr) ging ganz gut; die Bewegungen waren

regelmäßig; ein ordentliches Schlingern war nur fühlbar, wenn das Fahrzeug eine kleine Wendung machte und allerdings ließ der Steuermann es manchmal von seinem Curs abfallen, ich weiß nicht warum. Die kurze Fahrt ist eine sehr schöne gewesen und ich mußte von Herzen einem alten Engländer beistimmen, der wiederholt und laut erklärte, sie sei „a very beautifull course."

Freilich schnitten viele Menschen, selbst junge und riesenstarke Männer, gar jammervolle Gesichter und zarte Damen lagen oder saßen im traurigen Zustand. Es ist das gewöhnlich auf diesem Wasser. Schon zweimal bin ich aus der hohen See in den Kanal eingelaufen; auf jener waren die Menschen munter und wohl, aber kaum hatten wir auf der Höhe von Margate die nordöstliche Spitze der Insel umschifft, so waren dieselben Menschen von der Seekrankheit erfaßt. Das Meer weiß sehr gut, daß ich es liebe, und deßwegen hat es mich immer, auch wenn es übel gelaunt war, mit diesem Elend verschont.

Den Kranken hat die kurze Fahrt viel zu lang, mir selbst hat sie nicht lange genug gewährt. Mir viel zu bald sind die weißen Felsenwände der brittischen Küste hell und glänzend aus dem Wasser gestiegen, viel zu bald haben sich die Umrisse des großen Kastelles von Dover rein und deutlich gezeichnet und viel zu bald ist unser Boot in die enge Einfahrt und in den mäßig großen aber schönen und sichern Hafen eingelaufen.

Es ist viel Geschichte abgespielt worden auf dem Meeresarm zwischen Dover und Calais. Im Jahre 1217 haben die Engländer unter Philipp de Albaney und John Marshal eine französische Flotte unter Eustache geschlagen, die Schiffe genommen oder versenkt. Am 8. August des Jahres 1588 haben auf eben diesem Meere die Engländer, von Howard, Seymour und Drake befehliget, die „unüberwindliche" Armada unter dem Herzog Medina Sidonia und am 29. Oktober 1639 hat der holländische Admiral Tromb hier die spanische

„Silberflotte" vernichtet. — Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich schon gestehen, daß auf dem Meer ich wenig oder gar nicht dieser Ereignisse gedachte und daß sie jetzt erst, indem ich Dir schreibe, mir in Erinnerung treten.

Die Stadt Dover, von der See zu den steilen Höhen ansteigend, ist immer ein wunderschöner Eingang zu Alt-England, sehr nah an dessen Hauptstadt, gewesen. Mögen gelehrte Alterthümler sich streiten, ob Julius Cäsar wirklich schon Bauten ausgeführt habe, um den Besitz des wichtigen Punktes sicher zu stellen, ich, der ungelehrte alte Soldat, ich müßte mich wundern, wenn er es nicht gethan hätte. Ich kann mir recht wohl denken, warum Wilhelm der Eroberer das Städtlein den sogenannten Fünfhafen (Cinque-Ports) beigezählt und mit zahlreichen Vorrechten beschenkt; aber viel besser kann ich noch begreifen, daß er den Gedanken des großen Imperators aufgenommen und eine feste Burg auf den Felsen der Küste gebaut hat. Bis zur neuern Zeit ist Dover das Ausfallthor für die Angriffe auf Frankreich und Calais ist folgerichtig der Eingang zu diesem gewesen; es hat dieses zu dem Angriffs-System gehört, wie der Brückenkopf auf der einen Seite eines Stromes zu dem festen Platz auf der andern Seite gehört. Im Jahre 1558 hat der Herzog von Guise das Thor von Frankreich diesem wieder gewonnen; das Thor von England aber hat lange Zeit noch den Ruf seiner Unüberwindlichkeit bewahrt. Mit dieser Unüberwindlichkeit ist es wie mit vielen andern gewesen; denn, unter Karl I. hat eine kleine Abtheilung des Parlaments-Heeres den Platz mit seinem Hafen genommen. In den Revolutionskriegen und besonders als Napoleon I. England mit einem Einfall bedrohte, da haben die Engländer der Unüberwindlichkeit von Dover nicht mehr vertraut; sie haben wohl eingesehen, daß der Platz ohne große Mühe von der Landseite genommen werden könnte, wenn bei Folkstone oder an irgend einem anderen Punkte den Franzosen eine Landung gelungen, und daß diesen dann der Besitz von Dover

weit nützlicher wäre, als den Engländern jemals der Besitz von Calais gewesen. So haben sie die Stadt mit starken Befestigungen umgeben. Auf der nordwestlichen Höhe der Bucht haben sie die große Defensiv-Kaserne und auf der südwestlichen, nicht fern von dem Shakespeare-Cliff, eine starke Feste und an geeigneten Punkten tüchtige Strand-Batterien gebaut. Zu welcher Zeit sie die beliebten Martello-Thürme — ich habe deren viele an der irischen Küste gesehen — hergestellt haben, das weiß ich nicht zu sagen, aber gewiß ist es, daß die ausgeführten Werke den Golf und den Hafen beherrschen und den Angriff der Landseite zu einem schweren Geschäft machen.

Einen guten Theil dieser Anstalten konnte ich in aller Ruhe auf dem Dampfboot bemerken, aber aus diesem steigt man unmittelbar in die bereit stehenden Bahnwagen und schnell werden diese auf die Höhe gefördert. Oben angekommen hat der Zug eine Zeit lang angehalten und ich konnte aus meinem Kasten heraussteigen, um einen freien Blick um mich herum zu werfen. So habe ich die schöne Scenerie des Hafens und der Bucht von Dover, ich habe die Lage und die ungefähre Gestalt mancher Werke, ich habe in den Straßen der Stadt und auf dem Wege zu dem Schlosse viele rothe und blaue Waffenröcke, aber von den drei- oder vierhundert Geschützen, mit welchen der Eingang zu Alt-England bewaffnet seyn soll, habe ich keines gesehen.

Der Bahnzug fährt durch schön bebaute Fluren, zwischen Feldern und Wiesen und Waiden mit schönen Viehherden, zwischen Baumgruppen und Anlagen. Die Eisenbahn berührt ganz merkwürdige Punkte; sie zieht nahe vorüber an der uralten großen und sehr eigenartigen Kathedrale von Canterbury und an der Stadt Chatham die, scheinbar fast senkrecht hinab, in dem Thal des Medway liegt mit ihrem Hafen in welchem eine gute Zahl kleinerer Fahrzeuge, bestimmt für Handel und Krieg. Der Bahnzug gelangt zu dem Glaspalast von Sydenham und bald erscheint die Kuppel

und die ungeheure Masse von St. Paul in dem blau-grauen Dunst. Die Themse aufwärts fahrend, gewahrt man immer häufiger die eigenthümlichen Landhäuser mit ihren Gärten und Parks und oberhalb Westminster geht der Zug auf das linke Ufer des Stromes zu dem Viktoria-Bahnhof in dem eleganten und vornehmen Theile von London.

In dem Bahnhof stunden schon, mich erwartend, meine Lieben. Ein Diener besorgte meine Sachen und ohne Aufenthalt führte ihr Wagen uns wieder auf das rechte Ufer der Themse durch den schönen Battersea-Park. Es war vier Uhr Nachmittags, als ich in Dover an's Land ging, um sieben Uhr waren wir bei dem Landhaus in dem Wimbledon-Park, zur rechten Zeit für das Dinner.

So bin ich denn wieder auf englischem Boden; so bin ich denn wieder in dem Haus auf dem Wimbledon-Park, so heimisch als ob ich nur kurze Zeit oder als ob ich gar nicht wäre entfernt gewesen. Ich bewohne dasselbe Zimmer, welches ich vor vier Jahren bewohnt und mein Schreibtisch steht an demselben Fenster, an welchem ich vor vier Jahren geschrieben. Aus diesem Fenster sehe ich, wenn der englische Dunst nicht die Fernsicht verdeckt, gegen Südost den Glas-Palast wie einen Hügel auf den Höhen von Sydenham; in Nordost aber erheben sich die Thürme von Westminster und die riesigen Bauten des Parlaments-Hauses. Bei heller Nacht kann ich ohne Fernrohr das feurige Zifferblatt des Uhrthurmes (Clock-tower) sehen wie einen großen röthlichen Stern. Vor mir liegt eine weite, eine englische Landschaft; wohin mein Auge reicht, scheint jeder Baum mir ein Bekannter zu seyn; die Gebäude, welche in den letzten Jahren entstanden, thun dieser Bekanntschaft keinen Eintrag und die Thürme, die Kirchen und die Landhäuser schauen, freundlich grüßend, aus ihren grünen Umgebungen zu mir herüber.

Auch in London bin ich nicht ganz fremd geworden. Noch kenne ich mich recht gut aus in den Straßen des großen Verkehres; die unermeßliche Menge der Menschen

welche in diesen Straßen gehen und laufen und rennen, scheint mir noch immer dieselbe, und noch kann ich, obwohl vier Jahre älter, durch die Reihen der Pferde und der Wagen wie ein rechter Cockney mich durchwinden, ohne die Besinnung zu verlieren und einige Knochen zu brechen. Wohl sind in der kurzen Zeit ganz neue, und zwar nicht kleine, Stadttheile entstanden, wohl hat sich in den alten gar manches verändert; aber den eigenthümlichen Charakter kann einer großen Stadt selbst ein Herr Haußmann nicht nehmen.

Habe ich stundenlang mich gedrückt und geschoben in der Geschäftsraserei der City oder bin ich geschlendert in der Pracht und in der Eleganz des Westendes, so sehne ich aus der schwülen Atmosphäre mich wieder hinaus zu der frischen freien Luft in dem Wimbledon-Park. In die Ruhe des englischen Hauses bringe ich dann eine lebhaftere Empfindung für dessen Annehmlichkeit und ich finde eine Befriedigung in dem Bewußtseyn, daß ich die großartige Bewegung nach Herzenslust sehen, mich aber nach Belieben zurückziehen kann aus dem betäubenden Gewühl und dessen entsetzlichem Lärm.

Mein Verkehr mit Menschen wird freilich nicht eben sehr ausgedehnt seyn; ich gedenke auch nicht nach den „Merkwürdigkeiten" herumzurasen. Was ich aber in gewisser Gemächlichkeit auffinde, das will ich mir schon recht ansehen und so werde ich Dir eben nur persönliche Auffassungen mittheilen können. Wären diese manchmal auch nicht vollkommen richtig, so sind sie doch niemals aus vorgefaßten Meinungen entstanden und immer werden sie dargestellt seyn in gutem Glauben und mit Liebe zur Wahrheit.

Nimm, ich bitte Dich, meine Mittheilungen gerade so, wie ich sie gebe; nimm sie als die anspruchslosen Erzählungen des alten Kameraden, welchem das Andenken seiner Lieben ein Bedürfniß ist und dessen Ausdruck ein Lebensgenuß.

Somit genug für heute. Wie immer

Dein N. N.

III. Der Eindruck vom Lande.

Wimbledon-Park 5. Juli 1869.

Es sind schon sechs Jahre vergangen seit ich Dir meine Briefe aus Italien geschrieben. Damals habe ich die Aufmerksamkeit des alten Kriegsmannes noch auf die Vertheidigungs-Anstalten der Oesterreicher gerichtet und ich habe Dir das Festungsviereck beschrieben, welches drei Jahre später verloren worden, ohne daß es seinen eigentlichen Dienst gethan hätte. Geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern und darum laß uns von der traurigen Erinnerung abgehen. — Ob in meinen Mittheilungen ich Dir etwas über die militärischen Anstalten von Großbritannien berichten werde, ich weiß es noch nicht; die Politik jedoch möchte wahrscheinlich wohl manchmal sich einmischen, denn in England kann man die öffentlichen Angelegenheiten nicht unbeachtet lassen und jetzt besonders nicht — in der Bewegung über die sogenannte irische Frage. Meinst Du aber, ich solle Tag für Tag Dir über die Verhandlungen des Oberhauses berichten, so will ich Dir lieber die Times schicken, welche ich sehr gewissenhaft lese.

Ich will keine Abhandlungen, ich will Dir nur Briefe schreiben und in diesen will ich aufführen was ich — der Mühe des Schreibens werth — gerade gesehen und beobachtet habe; aber vorerst muß ich Dir doch die Eindrücke bezeichnen, welche der ruhige Beschauer von dem Lande empfängt. Früher, ich war damals noch ein junger Mann, habe ich den größten Theil der weißen und einen sehr kleinen Theil der grünen Insel durchwandert, später bin ich wieder in manche Grafschaften gekommen, aber ich will Dir jetzt nur die neuen Eindrücke angeben, wenn ich gleichwohl nicht die Erinnerungen vollkommen ausschließe.

Auf dem Festland und besonders in unserm guten Deutschland sagt der Eine, das England sei ein sehr schönes,

ein Anderer meint, es sei ein durchaus einförmiges, und ein Dritter erklärt es für ein unschönes oder gar noch für ein garstiges Land. Ich habe einen Amerikaner sagen hören: wenn man in England aus dem Bett steige, so müsse man sehr behutsam thun um nicht sogleich in das Meer zu fallen. Daß ein rechter Yankee die brittische Insel für ein klein Stückchen Land hält, das kann ich sehr wohl begreifen; aber für unsere Begriffe und mit unserm Maßstab gemessen ist sie eben doch groß diese Insel, und ihre verschiedenen Theile bieten sehr verschiedene Charaktere. Ich will keineswegs diese Verschiedenheiten bezeichnen; ich will mit Dir nicht in allen Grafschaften herumfahren. Man hat Dir wohl schon erzählt von den schönen Fluren und den fruchtbaren Feldern des Holderneß und von dem Thal von Cleveland in Yorkshire; man hat Dir gesprochen von den Aeckern und den fast unermeßlichen Waiden in Essex und Suffolk; Du hast gelesen von der milden Schönheit der Binnenseen in Cumberland, in Westmoreland und in Lancashire, von der Pracht der Ausmündung des Menai Street, sowie von den eigenthümlichen Gebirgsgegenden in Caernarvon (North-Wales); und ohne Zweifel hat man Dir die prachtvolle See bei Sunderland und die Felsenküste von Cornwallis gerühmt. In geographischen Schriften und selbst in Novellen und in Romanen kannst Du erwähnt finden die traurigen Haiden in Warwick und Staffordshire und höher noch gegen die schottische Grenze; die Welt kennt das rauhe Peak-Gebirge; viele Leute sprechen von dem unfreundlichen Südwales, wo in Brecknock und Glamorgan die öden Berge kaum eine Vegetation tragen und wo die Lohe der Hochofen überall hinter den Bergen hervorschlägt. Wer einmal dort gewesen, der erzählt gewiß von dem traurigen Landstrich zwischen Birmingham und Wolverhampton, wo Nachts ein glühender Himmel ringsum die Ebene bedeckt, in welcher dunkle Gestalten um flammende Feuer sich bewegen — von dem Modell einer Landschaft aus der Hölle. Von den langweiligen Marschen und Mooren und Sümpfen

gegen die mittlere Ostküste an den Grafschaften Norfolk und Lincoln spricht freilich kein Mensch. Diese Gegenden und diese Punkte ich hab' sie alle gesehen und noch viel mehr; jetzt aber will ich mich auf einen kleinen Landstrich beschränken, auf den Landstrich an dem mittlern und untern Theil der Themse. Ich will mich beschränken auf den Bereich von London.

Der südöstliche Theil der brittischen Insel ist ein ziemlich hohes Tafelland, in welches die Wasserzüge tief eingeschnitten sind und auf welchen sich nicht unbedeutende Reihen von Hügeln erheben. Die Höhen scheiden wohl die Wasser, aber sie folgen nicht genau deren Lauf und so erscheinen die Grafschaften Surrey und Kent, Middlesex und Essex als ziemlich unregelmäßiges Hügelland, welches mehr oder weniger schroff gegen die Themse abfällt und gegen die See. Die Niederung des Stromes hat verschiedene Breiten und die Abdachungen des Landes sind an manchen Stellen flach und kaum zu bemerken, an anderen aber sind sie schroff und steil. Die Höhen welche, von Greenwich abwärts bis an die See, das rechte Ufer der Themse bilden, sind nur die Wände des Tafellandes welche der Strom abgebrochen hat, und diese steilen Wände setzen sich dann als Küste in die Nordsee fort und in den Kanal. Das linke oder nördliche Ufer der Themse steigt flach empor; bald unterhalb London ist es eine Niederung aus welcher vereinzelte Höhen emporsteigen. Die Höhenunterschiede des Landes sind nicht sehr bedeutend; so z. B. liegt unser Haus in Surrey 47,7 Meter höher als Westminster und 59,0 Meter niedriger als der Glaspalast bei Sydenham. Zwischen diesem und der Abtei beträgt demnach der Höhenunterschied nur 106,7 Meter.

Zwischen entfernten Hügelreihen ist der Boden nur stellenweise ein ebener und, von kleinen Wasserzügen durchsetzt, erscheint die Niederung als ein wenig bestimmtes Thal, in welchem dann oft ein Teich liegt oder ein kleiner See. Begreiflich können solchem Boden nur kleine Wasser ent-

springen; aber nicht selten sehen sie groß aus, weil das Gefälle sehr klein ist und weil bis weit herauf das Meer sie zurückstaut. Der Medway z. B. wäre in meiner Heimath ein sehr kleines Flüßlein, aber die See staut ihn zurück und 12 englische oder 2,5 geographische Meilen von dieser bildet er bei Chatham einen Hafen für kleine Seeschiffe, während an seiner Mündung die größten Fahrzeuge wie z. B. der Great-Eastern und Linienschiffe liegen.

Auf dem Festland liebt man es, von England zu sprechen, als ob alles Land in dicken Nebel gehüllt wäre zu jeder Zeit. Der Himmel freilich ist niemals so blau wie wir ihn in Oberitalien sehen und zeitweise im südwestlichen Deutschland; die Luft ist weniger durchsichtig; die Sonne scheint im allgemeinen mit geringerem Glanz; aber deßwegen lebt man doch nicht in beständigem Nebel. Der Gesichtskreis ist, nicht immer aber doch sehr oft, mit einer Dunstmasse belegt, deren weitere Verbreitung dem Beschauer fast jegliche Fernsicht entzieht. Ich habe Tage, an welchen ich an dem ungeheuren Viktoria-Thurm fast jede Einzelnheit mit einem Handfernrohr zu unterscheiden vermag; es gibt andere, an welchen das colossale Gebäude, je nach der Beleuchtung, nur wie eine dunklere oder hellere Masse hinter einem Vorhang erscheint. Jetzt z. B., indem ich dieß schreibe, liegt der Garten unter meinem Fenster in heiterm Sonnenschein, von Westminster aber sehe ich keine Spur. Die schwere Dunstmasse liegt vorzüglich über dem Lauf, ich möchte sagen, in dem Thal der Themse und meistens kann ich dieselbe sehr gut verfolgen. Oft glänzt und blinkt zu meiner Rechten der Glaspalast, während zu meiner Linken über London die graue Decke liegt, in kleiner Höhe scharf abgeschnitten von dem heitern Himmel. Das ist aber noch immer nicht der weltbekannte London-Nebel (London-fog) welcher den Tag zur Nacht macht, wie ich denselben früher gesehen, jedoch zu anderer Jahreszeit. Weil nun fast immer die Luft mehr oder weniger dunstig ist, so erscheinen alle nicht ganz nahen Gegenstände nicht mit den

scharfen Umrissen und nicht mit den lebhaft entschiedenen Farben, wie wir sie jenseits der Alpen wahrnehmen, sondern man sieht die Conturen weich, oft verschwommen und die Farben matt und gebrochen, aber gerade das gibt der Landschaft einen eigenartigen Reiz.

In dem südlichen England ist das Klima, im Verhältniß seiner Polhöhe, sehr mild. Selten bleibt der Schnee einige Zeit liegen und selten kömmt ein anhaltender Frost, denn der Golf-Strom, sagt man, setzt sich durch den Kanal fort und erwärmt die Luft. Der Sommer ist kurz und weniger warm als z. B. im südlichen Deutschland, aber die Sommerwärme ist drückend in der dunstigen Atmosphäre. Viele Pflanzen welche bei uns nicht gedeihen, wachsen hier sehr gut im Freien, aber die Früchte welche einer anhaltenden Wärme bedürfen, kommen niemals zur Reife. Um mich herum stehen Kastanienbäume — ich meine nicht die Roßkastanien — mindestens so schön als sie in der Schweiz und im südwestlichen Deutschland vorkommen, aber sie blühen spät und die Früchte werden nicht reif. Man sieht manchmal wohl Weinstöcke an Häusern wegen ihres Laubwerkes gepflanzt, aber man sieht daran keine Trauben; selbstverständlich wächst im Freien kein eigentlich feines Obst, und auch die Waizenernte ist bedeutend später als bei uns.

Wäre das südliche England lediglich nur ein gut angebauter Ackerboden, so wäre es gewiß ein sehr fruchtbares, aber noch gewisser wäre es ein sehr langweiliges Land. Es ist aber ein schönes geworden durch den Geschmack der Bewohner und durch die Verwendung des Bodens wie sie eben nur der Reichthum gestattet.

Der Engländer liebt es auf dem Lande zu wohnen, und nicht nur die reiche sondern selbst die nur vermögliche Familie glaubt es von dem Anstande gefordert, daß sie im Sommer nicht in der Stadt verbleibe. Diese reichen und vermöglichen Leute hatten Grundbesitz in der Umgegend der Hauptstadt oder sie kauften sich solchen; bei ihren Ver-

mögen war der Ertrag des Besitzes eine wenig bedeutende Größe und sie verwendeten den Besitz für die Annehmlichkeit ihres Lebens. Sie bauten sich Landhäuser, und um diese herum machten sie Anlagen; die Felder wurden zu Gärten und die Wälder zu Parks. Die bequemen Verbindungen — ich werde später von diesen sprechen — bewirken, daß auch ein regelmäßiges Geschäft in der Stadt die Leute nicht hindert außerhalb derselben zu wohnen. Nicht alle konnten sich Grundbesitz erwerben und Landhäuser bauen, aber da arbeitete der Spekulationssinn des Engländers. Unternehmer verschiedener Art bauten größere und kleinere Landsitze und sie fanden, daß die Vermiethung derselben einen bessern Ertrag abwerfe als die beste Cultur ihn abwerfen könnte*). Verschiedene Anstalten z. B. Spitäler, Versorgungshäuser, Erziehungsanstalten u. s. w. werden auch gerne in einige Entfernung von der Stadt gelegt, und da bauen sie sich denn große Häuser in schönen Gärten. Nur eine halbe Viertelstunde von mir entfernt, liegt ein solches Spital (Hospital of incurables) mit einem

*) Die Miethe ist gewöhnlich „on lease", d. h. der Miether tritt für eine gewisse Zeit, mindestens für sieben Jahre, in den Besitz des Hauses mit Allem was dazu gehört. Er bezahlt die Steuern und Taxen, er bestreitet die Kosten der Unterhaltung, er trägt überhaupt alle Lasten des Besitzes; er ist der Eigenthümer für diese Zeit gegen Erlegung der vertragsmäßigen Taxe, d. h. des Miethzinses. Während der ganzen Dauer der Lease ist er vollkommen Meister und Herr; wenn aber diese Lease abgelaufen ist und der Vertrag wird nicht mehr erneuert, so muß er den Besitz in gutem Stande zurückgeben und, welche Verbesserungen er auch ausgeführt habe, er kann eine Vergütung nicht ansprechen. Dieses Verhältniß ist sehr angenehm und zweckmäßig für Leute welche eine bedeutende Rente aber kein flüssiges Capital besitzen, oder welche, wie das sehr häufig vorkömmt, das Capital, welches der Kauf erforderte, nicht aus dem Geschäft herausziehen oder auf andere Weise flüssig machen wollen. Ich habe sehr oft gesehen, daß solche Miether bedeutende Summen auf die Verbesserung und auf die Ausschmückung solcher Miethwohnungen verwenden.

Park so groß und so schön, daß ein deutscher Prinz die Anstalt darum beneiden möchte, und aus meinem Fenster kann ich in großer Ferne noch mehrere solcher Anlagen sehen.

Verhältnißmäßig wenige Schlösser des grundherrlichen Adels liegen in diesen Räumen zerstreut, und so entstunden denn und entstehen noch immer die unzähligen Wohnungen auf dem Lande, große palastartige Gebäude und Wohnungen in allen Maßen herab bis zu den kleinen Häuslein für eine bescheidene Familie*). Jene mit großen Parks und Gärten, diese, auch die kleinsten, mit Blumenbeeten, mit Rasen und Gesträuch und mit einigen Bäumen.

Wenn auf einem gewissen Raum eine gewisse Anzahl von Engländern wohnt, so müssen sie in diesem Raum eine Kirche haben, wenn sie gleichwohl nur wenig hineingehen. Es werden daher fortwährend neue Kirchen gebaut zwischen den zerstreuten Landhäusern sowohl als an den naheliegenden Orten. So sind seit vier Jahren in meiner nächsten Nähe drei neue, nicht kleine Kirchen entstanden, obschon deren weit mehr als genug da waren für die Bevölkerung. Sie werden gebaut von den Anhängern aller Bekenntnisse, von den Anglikanern einer jeden Richtung, der alten und der neuen (der established oder low-church und der sogenannten high-church); von Independenten, von Methodisten u. s. w. und wohl auch in kleiner Zahl von Katholiken. Die Kosten der Bauten werden aufgebracht durch freiwillige Beiträge der Anwohnenden, die denn auch einen Geistlichen bezahlen, um

*) Die Engländer haben für diese Wohnungen eine eigene freilich sehr unbestimmte Terminologie. Die großen Wohnungen auf dem Lande nennen sie meistens Häuser mit Beisetzung des Namens des Eigenthümers oder irgend einer anderen Bezeichnung z. B Baker-house, Astley-house oder Holy-wood-house, Oak-house etc. Kleinere aber immer noch nicht sehr unbedeutende Landsitze heißen Cottages oder auch Villas, jeder mit seinem besonderen gar oft sehr eigenthümlichen Namen. Die allerkleinsten werden bald so bald anders bezeichnet.

mal einen Gottesdienst nach ihrem Ritus zu halten.
: kömmt es denn, daß in ganz kleinen Orten oft vier
sechs Kirchen und daß außerhalb dieser noch andere
einsam stehen.
Die kleinern Orte in diesem Landstrich sind Städte,
en und Dörfer; zwischen diesen aber kann man oft
n äußeren Unterschied bemerken, nicht einmal in der
ße*). Die Dörfer haben kein ländliches Aussehen wie
re Dörfer, in deutschen Ländern würden sie für Städte
en und zwar nicht einmal für die kleinsten. Die Häuser,
zwar nicht selten recht schöne, stehen in zusammenhän-
den Reihen, von deren Enden oft weit hinaus in das
vereinzelte Wohnungen liegen. Die Dörfer haben Ge-
be jeglicher Art, sie haben ganz gut assortirte Kaufläden,
haben Buden, Magazine und Clubs, Wirthshäuser und
chen genug und in vielen ist der Ackerbau nicht die vor-
schende Beschäftigung der zahlreichen Bewohner. Nicht
ige von diesen sind Londner-Geschäftsleute, die lieber als
der ungeheuren Stadt in den nahegelegenen, kleinen aber
stens sehr netten, Orten mit ihren Familien sich ansiedeln.
Fast jegliche Gemeinde hat ihre Common. Diese, wir

*) Die Städte (towns, cities) unterscheiben sich von den Flecken (boroughs) nur allein durch die Größe und etwa durch Einzelheiten in den Gemeinde-Einrichtungen, wie eben die verschiedene Größe sie nothwendig macht. Das englische Staatsrecht kennt auch nur die boroughs, selbst London ist z. B. in Beziehung auf die Vertretung ein solcher. Der borough ist ein großer oder ein kleiner Ort, welcher Corporationsrechte, eine selbstständige Verwaltung und deßhalb munizipale Einrichtungen besitzt. — Seit der Reformakte von 1832 unterscheidet man die municipal boroughs von den parliamental boroughs; jene haben nur ihr körperschaftliches Bestehen, diese aber senden einen oder mehrere Abgeordnete in das Unterhaus. Der borough London wählt deren vier. Das Dorf (village), wie groß es auch sei, hat nicht Corporationsrechte und nicht munizipale Einrichtungen; es ist nur in der Grafschaft, oder in deren Abtheilung, und seine Bewohner wählen in dieser.

würden sie „Allmend“ nennen, ist ein großes Stück Feld, welches — das Eigenthum der Gemeinde oder wohl auch eines großen Grundherrn — nicht eingeschlossen, nicht angebaut und häufig nicht einmal als Waide benützt werden darf. Auf manchen dieser Commons kannst Du schönen Graswuchs sehen und prächtige Bäume; andere dagegen sind lediglich nur mit Ginster und mit Wachholder-Sträuchen überwachsen, und selbstverständlich duldet man darauf keine Gebäude. Auf diesen weiten Feldern tummeln sich die Engländer herum; sie gehen, sie reiten, sie fahren oder sie liegen im Gras und Gestrüppe, sie spielen ihr Cricket, und bei mannigfacher Gelegenheit versammeln sie sich zu Lust und zu Ernst. Nach harter Woche genießt der Arbeiter mit seiner Familie seinen Sonntag auf der Common. Der Engländer mehr als ein anderer Mensch, hat das Bedürfniß im Freien zu seyn und der ärmste will in der Nähe einen Platz haben auf welchem er mit Weib und Kind Gottes freie Luft athmen, auf welchem er, ohne Jemanden zu fragen, nach Gefallen sich bewegen oder auf dem Boden sich ausstrecken kann. Die Commons sind eine Nothwendigkeit, sie gehören zum englischen Leben, wie sie zur englischen Landschaft gehören.

Aber, sagst Du, in der Nähe der Weltstadt haben diese Grundstücke doch einen sehr hohen Werth; kann der praktische Sinn des Eigenthümers dulden, daß solche Werthe nicht nutzbar sind? Ja, mein Freund, der Eigenthümer, sei er Grundherr oder Körperschaft, muß es wohl dulden, denn mächtiger als der sogenannte praktische Sinn ist die Festigkeit der überkommenen Gebräuche und Institutionen, ist der Rechtssinn und ist die Gewalt der Meinung, welche die Bedürfnisse des Volkes versteht*).

---

*) Dem Landhaus, auf welchem ich wohne, liegt ganz nahe die Wimbledon-Common, eine Fläche von 1300 Acres oder 644 Hektaren. Der Graf Spencer ist der Lord of manor, d. h. der Feudalherr des ungeheuren Grundstückes, auf welchem nichts steht als ein

e nationale Eigenschaft der Engländer ist eine große
möchte fast sagen, eine gewisse Ehrfurcht für Bäume.
: gemeine Leute fast traurig gesehen, als wegen dem
er Häuser an der belebten Straße von Kingstone
andsworth einige schöne Ulmen gefällt wurden und
habe ich muthwillige Beschädigungen irgend einer
ten Pflanzung gesehen. In dieser nationalen Eigen-
gt wohl eine Hauptursache, daß schöne alte Bäume
und so zahlreich sind wie vielleicht in keinem andern
Man sieht sie in den Parks der Reichen, in den
der Vermöglichen und bei den Häusern der Armen.
stehen an den Landstraßen, auf Wiesen und Waiden;
t in den Städten und in den Dörfern, an Kirchen,
häusern und an allen freien Gebäuden. — Der Forst
dsor ist wirklich ein Wald; die Parks von Richmond
npton, der Bushey-Park und andere Gehölze können
für gelten. Diese ausgenommen hat der südliche Theil
land weit um London herum keine Wälder in un-
inne; aber wenn auch nicht weite Flächen von aus-
n Forsten bedeckt sind, so ist doch keine Gegend lang-

indmühle, die aber jetzt nicht mehr arbeitet, sondern nur eine Unter-
aft für den Grafen ist, wenn er bei gewissen Gelegenheiten ein-
al da seyn will. Diese mit einem kleinen Gärtchen ist eingefrie-
igt, aber alles Andere ist frei. Als der Lord einmal diese Be-
ung mit einer Einfriedigung (fence) einfassen wollte, da kam
nz London und die ganze Umgebung in Bewegung. Der Lord
it den Vorschlag gemacht nur einen kleinen Theil, ich meine 300
cres, einzufriedigen und nach seinem Belieben zu verwenden, die
ndern 1000 Acres aber den Gemeinden als Eigenthum zu über-
ssen. Der Vorschlag wurde abgelehnt, denn die öffentliche Mei-
ung erklärte sich mit Heftigkeit dagegen. Auf welchem Rechtstitel
ieses Verhältniß beruht, vermag ich nicht zu sagen. Auf dieser
ommon sind die Schießplätze der Volonteers und alljährlich ihr
ager; auf diesem Felde werden die Musterungen der Volkswehr
gehalten und deren Manöver.

weilig offen und öde, denn wo Du auch hinsehen magst, so erblickst Du größere und kleinere Gruppen von Bäumen.

Im Allgemeinen sind es dieselben Bäume, welche bei uns wachsen; seltener sind die Nadelhölzer, aber zahlreich erscheinen mächtige Eichen jeglicher Gattung. Welcher gute Engländer kennt nicht die berühmte Eiche in dem Forste von Windsor; welcher Reisende ist nicht gewandelt in der berühmten Allee welche zu dieser hinführt? In den Parks und in den Gärten freilich sind gar viele große und kleine Pflanzen aus südlichen Ländern und fast immer sind sie schön und gesund. So prachtvolle Bäume jeglicher Art wie in dem Garten von Kew habe ich noch nirgends gesehen. Klima und Boden scheinen dem Gedeihen der Bäume besonders förderlich zu seyn, denn nicht nur in den offenen Squares der Städte kannst Du sie sehr gesund und selbst üppig sehen, sie wachsen und grünen lebendig und frisch in Winkeln, welchen dem Ansehen nach Luft mangelt und Licht. Selbst in der City von London, nicht fern von dem Custom-House habe ich bei einer ganz versteckten, von hohen Häusern eingeschlossenen kleinen Kirche — ich meine sie heißt St. Patrick — einige ganz schöne Bäume bemerkt. In der City von London, in der Nähe der Bank! — damit, mein Freund, ist Alles gesagt.

Ich muß für jetzt abbrechen. Bis auf Weiteres sei herzlich gegrüßt.

Dein R. R.

I.

Zur Literaturgeschichte.

Walther von Aquitanien. Heldengedicht in zwölf Gesängen mit Erläuterungen und Beiträgen zur Heldensage und Mythologie, von Franz Linnig. Paderborn, Schöningh 1869. (XIV und 144 S. 12.)

Es ist wirklich nur eine gelehrte Faselei, wenn die Verfasser der Literaturhistorie von dem langen Schlafe erzählten, in welchem die deutsche Dichtung zwei oder drei Jahrhunderte lang gelegen, wenn sie über das unfruchtbare Eisfeld klagten, welches vor den großen Epen des Mittelalters die Zeit der Karolinger und der Ottonen überzogen, durchschauert und eingefroren haben sollte. Es fehlte lange Zeit die Brücke welche vom Heliand und von Otfried's künstlichem Evangelienbuche die volksthümliche Epik des Mittelalters vermittelte. Nachdem aber der treffliche Diemer (gest. zu Perchtholdsdorf bei Wien, 4. Juni 1869) mit einer ganzen Reihe von neuentdeckten Werken biblisch-religiösen Inhalts die vielverlästerte Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts aufgehellt hat, blieb höchstens nur der Wunsch nach weltlichen Stoffen übrig. Das Tischlein Deck-dich stand übrigens längst bereit und mit den köstlichsten Dingen besetzt, es war nur Sache der gelahrten Historie, sich daran zu setzen und davon zu kosten. Indessen hatte Gödeke in seinem sonst so minutiös gearbeiteten „Grundriß" und selbst Lindemann noch in der ersten Auflage seiner

Geschichte der deutschen Dichtung unbegreiflicher Weise von der klösterlich=lateinischen Dichtkunst Umgang genommen, nachdem selbst L. Steub erklärt hatte, daß es „ungerecht wäre gegen unsere frühere Literatur, wollten wir nur das in deutscher Sprache Geschriebene ihr zugerechnet wissen; mit gutem Grunde dürften wir vielmehr auch die lateinischen Erzeugnisse des Mittelalters als Völkergut und Hinterlassenschaft betrachten, da sie uns trotz der entlehnten Sprache, von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue Kunde geben.“

Inhalt, Kern und Wesen dieser klösterlich=lateinischen Dichtung bilden — mit Ausnahme der in neuerer Zeit vergeblich angezweifelten Hroswitha — durchweg deutsche Stoffe. Man darf nur das klassische Spiegelglas der äußeren Form wegheben, so kommt die deutsche Farbe und Zeichnung wie eine unbeschädigte Miniaturmalerei zu Tage. Manche Stoffe rangen sich durch zu neuer Gestaltung, andere blieben im Durchgangsprozesse hängen und sind uns dadurch einzig gerettet, die dritten machten sich frei und gingen doch zu Grunde und wir wüßten gar nichts davon, hätte sich nicht zufällig eine Interlinear=Version gerettet.

Als ein Beispiel ersterer Art mag das Nibelungenlied gelten. Es ist keine zu verachtende Nachricht, daß der Meister oder Pfaffe Konrad, der angebliche Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau († 991) die Hand an den uralt überkommenen Stoff gelegt und selben nach seiner Weise in eine ihm zuständige Form gebracht habe. Die urkräftige Mythe brach sich durch und gestaltete sich selbstständig neu zu einem Ganzen, dessen Ehre dem edlen Kürenberger so lange bleiben muß, bis ein besserer Name mit größerer Sicherheit an dessen Stelle gerückt zu werden vermag. Das Schicksal der zweiten Art versinnlicht der in seiner Weise ganz unvergleichliche Ruodlieb des Froumund von Tegernsee. Der ganze Gehalt und Inhalt ist deutsch, vom Scheitel bis zur Sohle: das uralte Kronjuwel der guten „Räthe“, deren Befolgung oder

Mißachtung im weiteren Verlaufe zu Glück oder Unheil ausschlägt, der spätere Aufschwung in die Nebelhöhen der deutschen Heldensage, der ganze Verlauf bis in die einzelnen Scenen mit den Spielweibern und den abgerichteten Thieren, der Friedensschluß auf einer Brücke, das Volksgericht unter offenem Himmel, das Alles ist durchweg frisch pulsirendes deutsches Leben und Treiben. Das Werk blieb frisch und grün und erhielt sich im Original-Manuscript, bis der Kram der Humanisten seine eigene Weisheit in den Druck brachte, wo dann die Dichtung, nebst einer prachtvoll geschriebenen Copie, unter die Scheere eines zopfigen Buchbinders fiel und zum Einbande von allerlei Scharteken verwendet wurde, von denen Schmeller die kümmerlichen Reste sorgfältig zusammenlas, gerade genug um zu sehen, welch' ein unaufwiegbarer Schatz uns verloren gegangen sei.

In dritter Reihe erscheint das Walthari-Lied, ein ächt germanisch-frischer Waldvogel, der aus dem goldenen Gitter der lateinischen Sprache sich aufschwang und in deutscher Zunge sein kräftiges Lied sang, bis die Gelehrsamkeit der Renaissance auch dieses süßstimmige Vögelein erschlug. Doch blieb die zwischen dem Alt- und Mittelhochdeutsch stehende, oben von uns scherzweise als Interlinearversion bezeichnete, lateinische Bearbeitung des St. Galler-Mönches erhalten.

Nachdem schon Viele sich daran gemacht hatten, den Walthari wieder in das geliebte Deutsch zurück zu übersetzen, darunter auch Karl Simrock und Jos. Viktor Scheffel, der Verfasser des damit eng zusammenhängenden Romans „Ekkehard" — wagte Hr. Franz Linnig neuerdings mit männlicher Ausdauer und lobenswerther Vorliebe das schwere Werk. Daß die Nibelungenstrophe dafür die einzig richtige Form seyn könne, lag auf platter Hand. Daß der umdichtende Poet nicht umhin konnte, ein paar weitere Pinselstriche hineinzuthun und die vollklingende Leyer nach- und ausklingen zu lassen, darob haben wir mit ihm nicht zu rechten. Seine

(nur bisweilen durch sinnstörende Druckfehler entstellte) Nachdichtung ist frisch und fröhlich und wahrt den ächten urdeutschen Hauch, der auch unter einer sorgfältiger gefeilten Ausdrucksweise noch nicht verlieren würde. Bisweilen ist der junge Poet zu übermüthig kühn und dann wieder schlauderig.

Von bleibendem Verdienst sind Linnig's Zusammenstellungen über die Verbreitung und Fortentwickelung der Walthersage, welche auch im Lande der Angelsachsen, im hohen Norden, in Polen und Italien Wurzel gefaßt hatte. Ebenso vortrefflich und belehrend sind die weiteren culturhistorischen Erläuterungen. Immerdar wird es staunenswerth bleiben, wie ein Dichter damals den Muth fassen konnte, eine solche lange Reihenfolge von Kämpfen in immer neuer und stets nach Waffen und Kampfessitten wechselnder Weise mit minutiöser Sachkenntniß meisterhaft durchzuführen. Das Gedicht ist ein wahres Arsenal für das Studium altdeutscher Wehr und Waffen, für Reckenlist und Fechterbrauch. Den Beginn macht die lebendige Schilderung eines Hunnen-Einfalles und einer altgermanischen Völkerschlacht; noch mehr, wie wir heutzutage sagen würden, mit photographischer Treue sind die Einzel- oder Heldenkämpfe am Waschensteine detaillirt. „Keines dieser Gefechte gleicht dem andern, sondern ist durch Sinnesart des jedesmal auftretenden Kämpfers, durch Verschiedenheit der gebrauchten Waffen und den für Walther immer siegreichen, in den Nebenumständen aber abweichenden Ausgang eigenthümlich ausgebildet. Die Lebendigkeit der Kampfschilderung wird erhöht durch die eingestreuten Kampfreden, die dem Charakter des jedesmal Auftretenden und der Situation gemäß sind."

Der Abdruck eines angelsächsischen Waltherliedes aus dem 9. Jahrhundert, ebenso die der beiden Fragmente einer mittelhochdeutschen Bearbeitung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (aus Haupt's Zeitschrift) sind willkommene Beigaben.

XI.

Wiener Correspondenz.

Geschrieben zu Anfang Januar.

Schon seit mehreren Wochen wird uns von den Inspirirten eine politische Dekorationsveränderung in Aussicht gestellt, und wenn die Erfüllung der Zusage nicht gar zu lange auf sich warten ließe, hätte ich mit der für die „gelben Blätter" bestimmten Mittheilung gerne so lange gezögert, bis es den Verfassungstreuen oder Ungetreuen gefällt, uns eine neue Perspektive zu eröffnen. Der Liberalismus ist ja an sich überall derselbe; so lange daher der gewöhnliche Verlauf der Dinge nicht durch irgend eine Ueberraschung unterbrochen wird, reichen die Erfahrungen, die Sie im eigenen Lande sammeln, vollkommen aus um die Alltagserscheinungen, worüber die Journale berichten, richtig zu beurtheilen. Wir erfreuen uns in neuester Zeit so mancher verwandtschaftlichen Berührungen. Bayern hat seine Ministerkrisis wie Oesterreich, oder vielmehr sind dort wie hier die innern Zustände selbst permanent kritischer Natur und es treten nur neue Phasen der Verwicklung ein. Dort wie hier wäre es eine Beleidigung der liberalen Politiker, ihre unerschütterliche

Treue für das constitutionell-parlamentarische Princip bezweifeln zu wollen, und doch sind diese selben Politiker im Augenblicke gern bereit ihrer Principientreue zu entsagen, wenn durch diese heroische Resignation für sie ein Vortheil zu erlangen ist.

In Oesterreich haben wir es schon so weit gebracht, daß die Norddeutsche Allg. Zeitung unseren freisinnigen Bürgerministern die Nichtachtung constitutioneller Grundsätze rügend vorhalten kann. Es steht auch wohl einzig da in der Geschichte des Constitutionalismus, daß ein Ministerium den Monarchen in der Thronrede den Regierungsgedanken aussprechen läßt, und dann unmittelbar nach der feierlichen Kammereröffnung fahnenflüchtig wird, aus Furcht diesen — allerdings tief verschleierten — Gedanken in der Kammer offen aussprechen und vertheidigen zu müssen. Ich sage Ihnen natürlich nichts Neues, denn unsere nach sächsischem Muster „trefflich geleitete" officiöse Presse hat es bereits längst zu Jedermanns Kenntniß gebracht — wir besitzen nicht bloß ein liberales Bürgerministerium, sondern in demselben auch verschiedene „Ministerparteien" die sich in den essentiellsten Fragen seit geraumer Zeit grimmig befehden, nun schon förmliche Satzschriften untereinander wechseln und den Kaiser ohne Rücksicht auf das Parlament, zu einer Entscheidung drängen.

Das Ministerium wurde bei seinem Amtsantritte vom Reichsrath jubelnd als „Fleisch von seinem Fleische" begrüßt, und nun sollte dieser ehrenwerthen Körperschaft nicht einmal die Möglichkeit gewährt werden das eigene Herzblut zu schützen? — Dieses Loos wäre hart und um so herber der Schmerz, als die Minister selber es sind die durch ihren Hader dieses unnennbare Weh der Reichsvertretung zufügen!

So mag jeder Constitutionelle räsonniren der sich von

der süßen Illusion nicht zu trennen vermag, daß der Constitutionalismus bei uns wirklich Leben gewonnen habe. Gehörte nichts anderes dazu als zwei Kammern und eine denselben entnommene Regierung, so wäre das schöne Ziel freilich erreicht. In Wirklichkeit stehen die Dinge aber anders; die Art der Vertretung, ihre Genesis und Beziehung zum Volke sind entscheidend, und an dem ureigenen Gefüge des österreichischen Staates werden alle abstrakt-doktrinären Constituirungsversuche zu Schanden.

Wäre es in Oesterreich überhaupt möglich die parlamentarische Regierungsform mit Erfolg einzuführen, so mußte ein solcher Versuch sich unter den im Jahre 1867, durch Pressionen aller Art und aller Grade geschaffenen Verfassungszuständen, wenigstens temporär, bewähren. Die kräftige, selbstbewußte Opposition steht außerhalb des Reichsrathes; sie beschränkt sich dieser Körperschaft gegenüber auf ein rein passives Verhalten, sie hat es nie unternommen durch ein aktives Eingreifen die Bildung und Wirksamkeit der cisleithanischen Legislatur zu stören. Die „milchigmilde" Opposition der Polen, Slovenen und Tyroler im Reichsrath hat der deutsch-liberalen Majorität nur zur Folie gedient, sie hat den Glanz des liberal-centralistischen Lichtes in den Augen der großen Menge nur erhöht.

Kaum jemals hat eine Regierung die Versammlung der Abgeordneten mit mehr Recht als ihren trauten Familienkreis betrachten können, wie unsere gegenwärtigen Minister. Und doch ist es, seit dem zweijährigen Bestehen dieser Regierung, unmöglich ein einziges bedeutendes Faktum aufzuweisen, welches die Einheit und Einigkeit zwischen Regierung und Parlamentsmajorität dargethan hätte. Ich spreche hier natürlich nicht von Majoritätsbeschlüssen deren Motive außerhalb alles Parteiwesens lagen, sondern von solchen die durch die Natur und Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes

zur Parteisache wurden. Zwei große Fragen sind unter dem „Bürgerministerium“ im Reichsrath zur Verhandlung gelangt, die finanzielle und militärische. Das gepriesene Verfassungswerk wurde bekanntlich noch vor dem Amtsantritt der Minister zu Stande gebracht, und beschränkte sich im Wesentlichen ohnehin auf die Anwendung der Schmerling'schen Februarakte auf ein engeres Gebiet. Für die wenigen neu hinzugefügten Paragraphen hatte die Doktrin die unfehlbar richtige Formel längst fertig gebracht, und in den damit zusammenhängenden und später votirten Specialgesetzen, z. B. über das Schulwesen, hat man nur die nähere Formulirung der im Verfassungsgesetz selbst enthaltenen Forderung zu erblicken.

In der ersten jener zwei Fragen, der finanziellen, hatten sich nun, mit Ausnahme einer kaum nennenswerthen Fraktion, alle Parteien im Reichsrath vereinigt um den Ministern eine eklatante Niederlage zu bereiten, und in der zweiten Frage, der militärischen, hatte die „parlamentarische“ Regierung eine gleiche Niederlage insoferne zu verzeichnen, als die eigene Partei sie vollständig im Stiche ließ. Die Majorität für den Regierungsantrag wurde durch die sonst oppositionellen Elemente erzielt. Eine wahrhaft parlamentarische Regierung hätte schon nach der ersten Niederlage gar nicht weiter funktioniren dürfen; doch ein solcher Todesgedanke beschlich weder die Minister, noch würde er von den Abgeordneten auch nur begriffen worden seyn. Man freut sich eben nur eines leeren, von der Doktrin protegirten Namens, einer Phrase, ist aber weit entfernt daraus Consequenzen zu ziehen welche die Gemüthlichkeit eines heimlichen Beisammenseyns stören könnten. Zu einem parlamentarischen Regieren gehört doch vor Allem eine wohlorganisirte und disciplinirte Partei; dazu haben es aber unsere Deutsch-Liberalen nie gebracht und werden es auch, sowie die Elemente nun einmal beschaffen sind, niemals bringen.

Drei Jahre lang ruht der ganze staatliche Machtapparat in den Händen dieser Liberalen, sie beherrschen die Regierung, den Reichsrath, die Presse, alle Vortheile des politischen Vereins- und Versammlungsrechtes kommen ihnen allein unbeschränkt zu, sie haben in der Armee ebenso zahl- als einflußreiche Vertreter und der Kriegsminister selbst zählt zu ihren wärmsten Freunden. Die Resultate für das liberale Deutschthum müßten doch offenbar glänzend seyn. Lesen Sie aber die Wiener Blätter, beachten Sie die Reden die hier in der Residenz und anderwärts in den Versammlungen dieser Parteigenossen gegenwärtig gehalten werden — nichts als Jammer und bittere Klage über die schwer bedrohte, ernstlich gefährdete Lage der Deutschen, der Liberalen und ihres Verfassungsbollwerks! Der ruhigsten objektivsten Betrachtung muß sich der Gedanke aufdrängen, daß hier etwas krank und faul sei. Man mag sich anfangs selbst getäuscht und belogen haben, indem man diese Politiker als die wahren Retter und Beschützer des Kaiserstaates pries. Die Eigenliebe fand Gefallen an dieser Rolle — und nun durchziehen Täuschung und Lüge das ganze politische Gewebe dieser Partei, dessen Zerfall nur eine Frage der Zeit seyn kann.

Und wie steht es mit unserem Parlamente, findet man dort ernstes freudiges Wirken, Entschlossenheit und Kraft? — Als Antwort diene die Hinweisung auf die Thatsache, daß der Reichsrath im vorigen Monat, kaum versammelt, ungeachtet der bereits damals brennenden Minister- und Verfassungsfrage, sich ohne jede Kundgebung für das bedrängte „eigene Fleisch" in aller Gemüthsruhe und Gleichgiltigkeit auf volle vier Wochen vertagte! Solche Zeichen sprechen deutlicher, als die eingehendste Schilderung unserer Zustände es zu leisten vermöchte. Der cisleithanische Constitutionalismus ist hohl, ohne Lebenskraft und Zukunft, und daraus erklären sich alle Erscheinungen in den Kreisen der Regierung, des Parlaments und der Parteien. Theoretisch mögen

die Meinungen der Constitutionellen über Verlauf und Behandlung unserer kritischen Regierungszustände manches für sich haben, aber praktisch entbehren sie der realen Unterlage für ein richtiges Urtheil. Mag nun die Lösung der Conflikte im Schooße der Regierung ohne oder mit dem Parlamente zu Stande kommen — das innere Leben des Staates bleibt davon gänzlich unberührt.

So viel über die formelle Seite der Frage. Die Persönlichkeiten welche das Schicksal in den Vordergrund drängte, die Alternative Giskra-Taaffe, verdient aber auch einige Aufmerksamkeit. Ich will mich aller geschichtlichen Rückblicke enthalten, und den Stand der Dinge nehmen wie er eben ist und den Hintergrund bildet, von dem sich jene Persönlichkeiten abheben. Minister Giskra besitzt ein mit Schlagworten reichgespicktes Programm, dessen Grundgedanken darin besteht, dem deutsch-nationalen Liberalismus rücksichtslos die Herrschaft zu sichern. Das ist immerhin etwas, ob gut oder schlecht ist eine andere Frage. Graf Taaffe ist ein gute ehrenwerther Beamter, aber ohne jede selbstständige politisc Ansicht. Sein Schutzgeist ist Herr von Beust der in ih ein williges Werkzeug gesucht und gefunden hat. Es zeu von geringem Takt und ebenso geringer Einsicht, daß G Beust die Gegensätze im Ministercollegium sich bis z offenen Kampfe schärfen ließ, ohne dem Minister Giskra ei anderen Mann als den Grafen Taaffe entgegenzustellen. Ausnahme jener Deputirten welche Giskra und Consorte jeden Preis von den Ministerstühlen entfernt wissen wollen, die überwiegende Mehrheit des Reichsrathes in der Wahl schwanken und sich für Giskra erklären. Beust, und de auch Taaffe, wissen was sie nicht oder nicht mehr r nämlich die Fortsetzung der Politik Giskra-Herbst. wissen sie denn auch was sie jetzt eigentlich wollen? liegen gar keine Anzeichen dafür vor, denn die stets

holte Phrase von der Versöhnung mit den oppositionellen Völkern ist eben Phrase und keine Politik, so lange nichts Greifbares geboten wird.

Nehmen Sie noch den Umstand hinzu, daß der Credit des Herrn von Beust auch bei seinen bisherigen Bewunderern und Lobrednern bedeutend im Schwinden ist, und daß von magyarischer Seite die deutsch-liberale Politik in den außerungarischen Ländern entschieden begünstigt wird — so dürften Sie die Prognose nicht allzugewagt finden, daß wir eine verstärkte Auflage Giskra'scher Experimentalpolitik zu erwarten haben. Herr von Beust wird, mit der gewohnten freundlich lächelnden Miene, die für seine Person nöthige Schwenkung im geeigneten Momente zu vollziehen wissen.

Eine Lösung dieser Wirren darf in der künftigen politischen Aktion unmittelbar freilich nicht gesucht werden. Ja, als nächste Folge werden sich vielleicht noch ernstere Complicationen als die bisherigen zeigen. Ist es aber, so wie die Dinge in Oesterreich liegen, überhaupt möglich zu einer Klärung der Lage, zu einer Ernüchterung der Geister zu gelangen, ohne den bittern Kelch fortgesetzter Leiden bis zur Neige zu leeren? — Ich bin von einer solchen Möglichkeit nicht überzeugt.

Insolange sich nicht unter den Deutschen selbst eine Parteibildung vollzieht, die einer friedlichen Auseinandersetzung mit den widerstrebenden Nationalitäten zur festen Stütze dienen kann, eine Partei die vor allem den unheilvollen Gedanken einer centralisirenden deutsch-nationalen Hegemonie von sich weist — so lange hat kein anderes System Bestand und Zukunft. Die innere Geschichte Oesterreichs der letzten hundert Jahre ist eben eine vorwaltend deutsche, und hiedurch wurden Einflüsse großgezogen, Machtstellungen geschaffen die — ohne selbst etwas Lebensfähiges

die Meinungen der Constitutionellen über Verlauf und Behandlung unserer kritischen Regierungszustände manches für sich haben, aber praktisch entbehren sie der realen Unterlage für ein richtiges Urtheil. Mag nun die Lösung der Conflikte im Schooße der Regierung ohne oder mit dem Parlamente zu Stande kommen — das innere Leben des Staates bleibt davon gänzlich unberührt.

So viel über die formelle Seite der Frage. Die Persönlichkeiten welche das Schicksal in den Vordergrund drängte, die Alternative Giskra = Taaffe, verdient aber auch einige Aufmerksamkeit. Ich will mich aller geschichtlichen Rückblicke enthalten, und den Stand der Dinge nehmen wie er eben ist und den Hintergrund bildet, von dem sich jene Persönlichkeiten abheben. Minister Giskra besitzt ein mit Schlagworten reichgespicktes Programm, dessen Grundgedanken darin besteht, dem deutsch=nationalen Liberalismus rücksichtslos die Herrschaft zu sichern. Das ist immerhin etwas, ob gut oder schlecht ist eine andere Frage. Graf Taaffe ist ein guter ehrenwerther Beamter, aber ohne jede selbstständige politische Ansicht. Sein Schutzgeist ist Herr von Beust der in ihm ein williges Werkzeug gesucht und gefunden hat. Es zeugt von geringem Takt und ebenso geringer Einsicht, daß Graf Beust die Gegensätze im Ministercollegium sich bis zum offenen Kampfe schärfen ließ, ohne dem Minister Giskra einen anderen Mann als den Grafen Taaffe entgegenzustellen. Mit Ausnahme jener Deputirten welche Giskra und Consorten um jeden Preis von den Ministerstühlen entfernt wissen wollen, wird die überwiegende Mehrheit des Reichsrathes in der Wahl kaum schwanken und sich für Giskra erklären. Beust, und deßhalb auch Taaffe, wissen was sie nicht oder nicht mehr wollen, nämlich die Fortsetzung der Politik Giskra = Herbst. Aber wissen sie denn auch was sie jetzt eigentlich wollen? — Es liegen gar keine Anzeichen dafür vor, denn die stets wieder=

holte Phrase von der Versöhnung mit den oppositionellen Völkern ist eben Phrase und keine Politik, so lange nichts Greifbares geboten wird.

Nehmen Sie noch den Umstand hinzu, daß der Credit des Herrn von Beust auch bei seinen bisherigen Bewunderern und Lobrednern bedeutend im Schwinden ist, und daß von magyarischer Seite die deutsch-liberale Politik in den außerungarischen Ländern entschieden begünstigt wird — so dürften Sie die Prognose nicht allzugewagt finden, daß wir eine verstärkte Auflage Giskra'scher Experimentalpolitik zu erwarten haben. Herr von Beust wird, mit der gewohnten freundlich lächelnden Miene, die für seine Person nöthige Schwenkung im geeigneten Momente zu vollziehen wissen.

Eine Lösung dieser Wirren darf in der künftigen politischen Aktion unmittelbar freilich nicht gesucht werden. Ja, als nächste Folge werden sich vielleicht noch ernstere Complicationen als die bisherigen zeigen. Ist es aber, so wie die Dinge in Oesterreich liegen, überhaupt möglich zu einer Klärung der Lage, zu einer Ernüchterung der Geister zu gelangen, ohne den bittern Kelch fortgesetzter Leiden bis zur Neige zu leeren? — Ich bin von einer solchen Möglichkeit nicht überzeugt.

Insolange sich nicht unter den Deutschen selbst eine Parteibildung vollzieht, die einer friedlichen Auseinandersetzung mit den widerstrebenden Nationalitäten zur festen Stütze dienen kann, eine Partei die vor allem den unheilvollen Gedanken einer centralisirenden deutsch-nationalen Hegemonie von sich weist — so lange hat kein anderes System Bestand und Zukunft. Die innere Geschichte Oesterreichs der letzten hundert Jahre ist eben eine vorwaltend deutsche, und hierdurch wurden Einflüsse großgezogen, Machtstellungen geschaffen die — ohne selbst etwas Lebensfähiges

morgen deutschfreisinnig und übermorgen weiß Gott wie genannt seyn will, am füglichsten jedoch mit freimaurerisch bezeichnet wird. In welch hohem Grade die derzeitigen Häupter oder vielmehr die wenigen Faiseurs der Stadt von dieser Tendenz besessen sind, werden wir später erfahren. Viele Wappen meist ausgestorbener oder ausgewanderter Patricierfamilien sowie allegorische Figuren und das sonstige reiche Zierwerk übergehend, haftet der Blick an der imposanten Gestalt des Kaisers Constantius sowie an den Bildnissen namhafter Constanzer. Bei Lebzeiten mitunter wohl recht zwieträchtig und laut, schauen sie nunmehr in unzerstörbarer Eintracht still und stumm auf ihren Beschauer herab. Da erblickt man den Chronisten und Bürgermeister Christoph Schulthaiß (gest. 1584), als weiße Raben den weltberühmten ultramontanen Rechtslehrer Ulrich Zasius (geb. 1461 in Constanz, gest. 1535, begraben in einer Kapelle des Freiburger Münsters), und die anspruchslose, innig fromme, erst 1863 verstorbene Malerin Maria Ellenrieder. Der aus der sogenannten Reformationszeit genugsam bekannte Ambrosius Blarer (gest. 1564 in Winterthur) hätte füglich wegbleiben können. Gegen das Bildniß des 1860 verstorbenen Bisthumsverwesers von Wessenberg läßt sich nichts einwenden; war derselbe auch kein gebürtiger Constanzer, so hat er doch den weitaus größten Theil seines langen Lebens in dieser Stadt zugebracht und war noch im Tode unermüdlicher Wohlthäter derselben wie aller Hilfsbedürftigen und Unterstützungswürdigen.

Tendenz und Malice reden unverblümt erst recht aus den vier Mauerfeldern heraus, die mit historischen Gemälden geschmückt sind. Bekanntlich hat Jungbaden zu den ersten Staaten gehört, von denen das aus den Blutgefilden von Magenta und Solferino emporgeschossene Königreich Italien anerkannt worden ist. Der damalige Minister v. Roggenbach gab die Erklärung ab, schon „der geistige Conner" zwischen Italien und Baden fordere solche Anerkennung. Die erste Freske der Stadtkanzlei aber stellt den Kaiser Rothbart dar, wie er gedemüthigt von den lombardischen Städten, auf dem obern Markte zu Constanz 1183 den so eben abgeschlossenen Friedensvertrag mit seinem Handschlage bekräftiget. Rechts die Deutschen, links die Wälschen, im Vordergrund die Vornehmen beider Parteien mit dem

Friedensinstrumente sich beschäftigend, im Hintergrunde Kriegsvolk und Zuschauer. Weßhalb in diesem für das Deutschthum wenig schmeichelhaften Moment die Fähnlein deutscher Reiter bekränzt werden, wollen wir gar nicht fragen, weil wir das Jahr 1866 hinter uns haben. Die Thatsache, daß man geschlagene Generale und Truppen fast ebenso auszeichnet und dekorirt wie die Sieger, gehört zwar in die verkehrte Welt, entspricht aber dem innersten Wesen des Liberalismus. Die zweite Freske verherrlicht einen der erbittertsten und perfidesten Feinde des römischen Stuhles, einen Bonvivant der ohne finstere Gewissensskrupeln allen Genüssen der „gesunden Sinnlichkeit" sich hingab, einen Herrscher der seinen anticipirten Liberalismus insbesondere auch dadurch leuchten ließ, daß er mit der Habe Anderer nicht knauserte, wenn es galt durch Stachelung und Befriedigung des Eigennutzes Anhänger zu werben und zu belohnen. Der Leser mag halb und halb errathen haben, daß wir vom Kaiser Friedrich II. reden. Die Freske schildert den allerdings vielverheißenden Anfang der Laufbahn dieses Hohenstaufen in einem entscheidenden Momente. Der vom Papste excommunicirte und von der Nürnberger Fürstenversammlung 1211 abgesetzte Welfe Otto IV. saß drüben im nahen Ueberlingen, ein Theil seiner Dienstmannen lag sogar in Constanz selbst. Plötzlich erschien mit einem kleinen Gefolge Friedrich vor dem Stadtthore, Einlaß begehrend. Auf eine Einladung schwäbischer Adeligen hin und mit der bedingten Gutheißung des Papstes war er aus Italien durch Graubünden herangezogen. Seine herrliche Gestalt wie sein einnehmendes leutseliges Wesen mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm Anhang und einflußreiche Gönner zu verschaffen. Schon auf der Reise hatte er den Bischof Arnold von Chur und durch diesen den mächtigen Fürstabt Ulrich VI. von Sanct Gallen, einen Freiherrn von Sax, dessen Bruder und Andere für sich gewonnen. Von ihnen einigermaßen ausgerüstet und vom Fürstabt in eigener Person begleitet, hielt nun der Hohenstaufe vor Constanz. Hauptsächlich der Beredsamkeit des Fürstabtes hatte er es zu verdanken, daß die Thore sich öffneten und er seinen Einzug halten konnte. Kaum drei Stunden später begehrte auch Otto IV. Einlaß, aber — zu spät. Bei Bouvines im Hennegau sollte sein Glückstern am 27. Juli 1214

morgen deutschfreisinnig und übermorgen weiß Gott wie genannt seyn will, am füglichsten jedoch mit freimaurerisch bezeichnet wird. In welch hohem Grade die derzeitigen Häupter oder vielmehr die wenigen Faiseurs der Stadt von dieser Tendenz besessen sind, werden wir später erfahren. Viele Wappen meist ausgestorbener oder ausgewanderter Patricierfamilien sowie allegorische Figuren und das sonstige reiche Zierwerk übergehend, haftet der Blick an der imposanten Gestalt des Kaisers Constantius sowie an den Bildnissen namhafter Constanzer. Bei Lebzeiten mitunter wohl recht zwieträchtig und laut, schauen sie nunmehr in unzerstörbarer Eintracht still und stumm auf ihre Beschauer herab. Da erblickt man den Chronisten und Bürgermeister Christoph Schulthaiß (gest. 1584), als weiße Raben den weltberühmten ultramontanen Rechtslehrer Ulrich Zasius (geb. 1461 in Constanz, gest. 1535, begraben in einer Kapelle des Freiburger Münsters), und die anspruchslose, innig fromme, erst 1863 verstorbene Malerin Maria Ellenrieder. Der aus der sogenannten Reformationszeit genugsam bekannte Ambrosius Blarer (gest. 1564 in Winterthur) hätte füglich wegbleiben können. Gegen das Bildniß des 1860 verstorbenen Bisthumsverwesers von Wessenberg läßt sich nichts einwenden; war derselbe auch kein gebürtiger Constanzer, so hat er doch den weitaus größten Theil seines langen Lebens in dieser Stadt zugebracht und war noch im Tode unermüdlicher Wohlthäter derselben wie aller Hilfsbedürftigen und Unterstützungswürdigen.

Tendenz und Malice reden unverblümt erst recht aus den vier Mauerfeldern heraus, die mit historischen Gemälden geschmückt sind. Bekanntlich hat Jungbaden zu den ersten Staaten gehört, von denen das aus den Blutgefilden von Magenta und Solferino emporgeschossene Königreich Italien anerkannt worden ist. Der damalige Minister v. Roggenbach gab die Erklärung ab, schon „der geistige Conner“ zwischen Italien und Baden fordere solche Anerkennung. Die erste Freske der Stadtkanzlei aber stellt den Kaiser Rothbart dar, wie er gedemüthigt von den lombardischen Städten, auf dem obern Markte zu Constanz 1183 den so eben abgeschlossenen Friedensvertrag mit seinem Handschlage bekräftiget. Rechts die Deutschen, links die Wälschen, im Vordergrund die Vornehmen beider Parteien mit dem

Ritter und Reisigen erinnern an ein Stück Mittelalter, das zwar nichts weniger als eine sehr gute Zeit gewesen, trotzdem aber im Ganzen eine unvergleichlich weniger geplagte und unheilschwangere als die „kaiserlose schreckliche“ Gegenwart.

Weniger die vierte und letzte Freske an und für sich als ihre gedruckte Erklärung ist ein Faustschlag in das Angesicht des katholischen Constanz. Wilder Kampf auf der Rheinbrücke, über das Geländer in die Fluthen gestürzte und stürzende Gestalten, ein schwer getroffener Constanzer (laut der Chronik war es ein Metzger) einen Spanier mit sich hinabreißend. Dieses Gemälde soll nun als Beweis dienen, die guten Constanzer seien feurige Protestanten gewesen und auf der Rheinbrücke zu förmlichen Martyrern des lauteren Evangelii geworden. Der Sachverhalt ist folgender: Gleich Straßburg und einigen andern Städten verweigerte das officielle, der Kirche abholde und die Bürgerschaft tyrannisirende Constanz hartnäckig die Annahme des Augsburger Interim. Hiefür ordnete der Kaiser endlich Execution an. Vor der angeblich „arglosen Stadt“ erschien der Neapolitaner Alfons de Vives mit etwa 3000 Mann spanischer Truppen und fiel als der Erste beim Angriffe auf die Vorstadt Petershausen. Dadurch entflammt stürmten die heißblütigen Söhne Hispaniens unwiderstehlich voran und drängten die „bürgerlichen Streiter“, welche vermöge ihrer naiven Arglosigkeit erst noch einen Absagebrief erwartet haben sollen, über die Rheinbrücke der Stadt zu. Unterdessen hatte „Verrath“ die Zugbrücke am Rheinthor vernagelt, so daß selbst die „bürgerlichen Streiter“ beim besten Willen in ihre Stadt sich nicht mehr zu retten vermochten. In der Verzweiflung vermag Jeder Großes, der zünftige einem hohen Magistrate nolens volens unterwürfige Zwangsrecke nicht ausgenommen. Und so ist denn am 25. April 1548 die Constanzer Rheinbrücke wirklich zum Schauplatz von Heldenthaten gemacht worden. Ja noch mehr. Zugegeben nämlich, lediglich die unerhörte Bravour der „bürgerlichen Streiter“ habe die Spanier trotz ihrer „Uebermacht“ zum Rückzuge bewogen und es sei dem Eifer ihrer Mitbürger gelungen, die vom Verrath vernagelte Zugbrücke rasch gangbar zu machen, was folgt daraus für den behaupteten Protestantismus der gesammten Bürgerschaft? Derselbe Geschichtsbaumeiste

vollends erbleichen, während sein Widerpart Friedrich das cäsaristische veni, vidi, vici bis dahin mit Fug und Recht auf sich anwenden konnte. Früh genug hat er alsdann derart sich benommen, daß bildliche Verherrlichungen seiner Person zehnmal besser in das Innere einer kosmopolitischen Loge passen als an die Außenwand des Rathhauses einer deutschen und noch immer vorwiegend katholischen Stadt.

An der dritten Freske mag künstlerisch wie historisch Jedermann sich weiden, doch gehört kein besonders scharfsichtiges Auge dazu, um hinter dem schönen Bilde den Pferdefuß des modernsten Nationalliberalismus deutlich zu sehen. Es war in den Tagen des weltberühmten Concils. Da, zwischen Weihnachten 1414 und dem heiligen Dreikönigstag 1415 zog Graf Friedrich von Zollern in der Bischofstadt ein und zwar mit einem Gefolge von 400 Pferden nebst 4 Wagen. Ob solchem Prunk mochte das Volk baß sich verwundern, denn schon dieser Zollern war als knauseriger Finanzherr bekannt, der weit lieber nahm als gab. Aber auch hinter dem Prunk lauerte kalte Berechnung. Eine der hervorstechendsten Eigenschaften des gerade in Constantia's Mauern Hof haltenden Kaisers Sigismund war die, niemals bei Kasse und stets von Gläubigern bedrängt zu seyn. Graf Zollern dagegen besaß „heidenmäßig viel Geld“ und soll seinem Kaiser nach und nach über 400,000 ungarische Goldgulden vorgestreckt haben. War Friedrich bislang bloß Burggraf von Nürnberg, Verweser der Markgrafschaft Brandenburg (die er freilich schon seit 1411 als Pfand inne hatte) sowie oberster Hauptmann gewesen, so sollte ihn jetzt Kaiser Sigismund zum Herrn der Markgrafschaft sowie zum Kurfürsten des heiligen römischen Reiches erheben. Deßhalb der eines Kurfürsten würdige Pomp. Am Morgen des 19. April 1417 ging wirklich auf dem obern Markt vor dem Hause „zum hohen Hafen“ die Belehnungsfeierlichkeit vor sich. Die Freske stellt mit nicht ganz glücklichem Griffe den Moment dar, in welchem Friedrich von Zollern dem Kaiser eidlich und öffentlich betheuert, den Pflichten seines Amtes wie denen gegen das deutsche Reich getreulich nachkommen zu wollen. Der reiche Schmuck der Bühne, die prächtige Tracht der Kurfürsten, die feierliche Gewandung der Cardinäle und Bischöfe, die Stahlrüstungen der

Friedensinstrumente sich beschäftigend, im Hintergrunde Kriegsvolk und Zuschauer. Weßhalb in diesem für das Deutschthum wenig schmeichelhaften Moment die Fähnlein deutscher Reiter bekränzt werden, wollen wir gar nicht fragen, weil wir das Jahr 1866 hinter uns haben. Die Thatsache, daß man geschlagene Generale und Truppen fast ebenso auszeichnet und dekorirt wie die Sieger, gehört zwar in die verkehrte Welt, entspricht aber dem innersten Wesen des Liberalismus. Die zweite Freske verherrlicht einen der erbittertsten und perfidesten Feinde des römischen Stuhles, einen Bonvivant der ohne finstere Gewissensskrupeln allen Genüssen der „gesunden Sinnlichkeit“ sich hingab, einen Herrscher der seinen anticipirten Liberalismus insbesondere auch dadurch leuchten ließ, daß er mit der Habe Anderer nicht knauserte, wenn es galt durch Stachelung und Befriedigung des Eigennutzes Anhänger zu werben und zu belohnen. Der Leser mag halb und halb errathen haben, daß wir vom Kaiser Friedrich II. reden. Die Freske schildert den allerdings vielverheißenden Anfang der Laufbahn dieses Hohenstaufen in einem entscheidenden Momente. Der vom Papste excommunicirte und von der Nürnberger Fürstenversammlung 1211 abgesetzte Welfe Otto IV. saß drüben im nahen Ueberlingen, ein Theil seiner Dienstmannen lag sogar in Constanz selbst. Plötzlich erschien mit einem kleinen Gefolge Friedrich vor dem Stadtthore, Einlaß begehrend. Auf eine Einladung schwäbischer Adeligen hin und mit der bedingten Gutheißung des Papstes war er aus Italien durch Graubünden herangezogen. Seine herrliche Gestalt wie sein einnehmendes leutseliges Wesen mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm Anhang und einflußreiche Gönner zu verschaffen. Schon auf der Reise hatte er den Bischof Arnold von Chur und durch diesen den mächtigen Fürstabt Ulrich VI. von Sanct Gallen, einen Freiherrn von Sax, dessen Bruder und Andere für sich gewonnen. Von ihnen einigermaßen ausgerüstet und vom Fürstabt in eigener Person begleitet, hielt nun der Hohenstaufe vor Constanz. Hauptsächlich der Beredsamkeit des Fürstabtes hatte er es zu verdanken, daß die Thore sich öffneten und er seinen Einzug halten konnte. Kaum drei Stunden später begehrte auch Otto IV. Einlaß, aber — zu spät. Bei Bouvines im Hennegau sollte sein Glückstern am 27. Juli 1214

vollends erbleichen, während sein Widerpart Friedrich das cäsar
stische veni, vidi, vici bis dahin mit Fug und Recht auf si
anwenden konnte. Früh genug hat er alsdann derart sich b
nommen, daß bildliche Verherrlichungen seiner Person zehnm
besser in das Innere einer kosmopolitischen Loge passen als a
die Außenwand des Rathhauses einer deutschen und noch imm
vorwiegend katholischen Stadt.

An der dritten Freske mag künstlerisch wie historisch Je
dermann sich weiden, doch gehört kein besonders scharfsichtige
Auge dazu, um hinter dem schönen Bilde den Pferdefuß de
modernsten Nationalliberalismus deutlich zu sehen. Es war i
den Tagen des weltberühmten Concils. Da, zwischen Weih
nachten 1414 und dem heiligen Dreikönigstag 1415 zog Gr
Friedrich von Zollern in der Bischofstadt ein und zwar mi
einem Gefolge von 400 Pferden nebst 4 Wagen. Ob solche
Prunk mochte das Volk baß sich verwundern, denn schon diese
Zollern war als knauseriger Finanzherr bekannt, der weit liebe
nahm als gab. Aber auch hinter dem Prunk lauerte kalte Be
rechnung. Eine der hervorstechendsten Eigenschaften des gerad
in Constantia's Mauern Hof haltenden Kaisers Sigismun
war die, niemals bei Kasse und stets von Gläubigern bedräng
zu seyn. Graf Zollern dagegen besaß „heidenmäßig viel Geld"
und soll seinem Kaiser nach und nach über 400,000 ungarische
Goldgulden vorgestreckt haben. War Friedrich bislang bloß
Burggraf von Nürnberg, Verweser der Markgrafschaft Branden-
burg (die er freilich schon seit 1411 als Pfand inne hatte)
sowie oberster Hauptmann gewesen, so sollte ihn jetzt Kaiser
Sigismund zum Herrn der Markgrafschaft sowie zum Kurfürsten
des heiligen römischen Reiches erheben. Deßhalb der eine
Kurfürsten würdige Pomp. Am Morgen des 19. April 1417
ging wirklich auf dem obern Markt vor dem Hause „zum hohen
Hafen" die Belehnungsfeierlichkeit vor sich. Die Freske stell
mit nicht ganz glücklichem Griffe den Moment dar, in welchem
Friedrich von Zollern dem Kaiser eidlich und öffentlich betheuert
den Pflichten seines Amtes wie denen gegen das deutsche Rei
getreulich nachkommen zu wollen. Der reiche Schmuck d
Bühne, die prächtige Tracht der Kurfürsten, die feierliche G
wandung der Cardinäle und Bischöfe, die Stahlrüstungen d

Ritter und Reisigen erinnern an ein Stück Mittelalter, das zwar nichts weniger als eine sehr gute Zeit gewesen, trotzdem aber im Ganzen eine unvergleichlich weniger geplagte und unheilschwangere als die „kaiserlose schreckliche“ Gegenwart.

Weniger die vierte und letzte Freske an und für sich als deren gedruckte Erklärung ist ein Faustschlag in das Angesicht des katholischen Constanz. Wilder Kampf auf der Rheinbrücke, über das Geländer in die Fluthen gestürzte und stürzende Gestalten, ein schwer getroffener Constanzer (laut der Chronik war es ein Metzger) einen Spanier mit sich hinabreißend. Dieses Gemälde soll nun als Beweis dienen, die guten Constanzer seien feurige Protestanten gewesen und auf der Rheinbrücke zu förmlichen Martyrern des lauteren Evangelii geworden. Der Sachverhalt ist folgender: Gleich Straßburg und einigen andern Städten verweigerte das officielle, der Kirche abholde und die Bürgerschaft tyrannisirende Constanz hartnäckig die Annahme des Augsburger Interim. Hiefür ordnete der Kaiser endlich Execution an. Vor der angeblich „arglosen Stadt“ erschien der Neapolitaner Alfons de Vives mit etwa 3000 Mann spanischer Truppen und fiel als der Erste beim Angriffe auf die Vorstadt Petershausen. Dadurch entflammt stürmten die heißblütigen Söhne Hispaniens unwiderstehlich voran und drängten die „bürgerlichen Streiter“, welche vermöge ihrer naiven Arglosigkeit erst noch einen Absagebrief erwartet haben sollen, über die Rheinbrücke der Stadt zu. Unterdessen hatte „Verrath“ die Zugbrücke am Rheinthor vernagelt, so daß selbst die „bürgerlichen Streiter“ beim besten Willen in ihre Stadt sich nicht mehr zu retten vermochten. In der Verzweiflung vermag Jeder Großes, der zünftige einem hohen Magistrate nolens volens unterwürfige Zwangsrecke nicht ausgenommen. Und so ist denn am 25. April 1548 die Constanzer Rheinbrücke wirklich zum Schauplatz von Heldenthaten gemacht worden. Ja noch mehr. Zugegeben nämlich, lediglich die unerhörte Bravour der „bürgerlichen Streiter“ habe die Spanier trotz ihrer „Uebermacht“ zum Rückzuge bewogen und es sei dem Eifer ihrer Mitbürger gelungen, die vom Verrath vernagelte Zugbrücke rasch gangbar zu machen, was folgt daraus für den behaupteten Protestantismus der gesammten Bürgerschaft? Derselbe Geschichtsbaumeister

der die Beschreibung der vierten Freske also einleitet: „die Stadt Constanz hatte treu und fest an der Reformation und dem Schmalkaldischen Bunde gehängt", schließt mit den Worten: „Für dießmal war die verlassene Stadt gerettet; das theure Opfer war aber vergeblich gebracht worden. Durch einen Mehrheitsbeschluß ihrer Bürger vom 18. August 1548 ergab sie sich ans Haus Oesterreich, und verlor dadurch die Glaubensfreiheit und ihre Selbstständigkeit als unmittelbare Reichsstadt. Von dieser Zeit an war und blieb sie nichts als eine gewöhnliche vorderösterreichische Stadt."

Streng an Aristoteles bis auf den letzten Karlsruher Logiker Hofrath Gockel gelehnt, halten wir uns an diesen Mehrheitsbeschluß als besten Beweis, mit dem treuen Festhalten der Constanzer an der Reformation, geschweige mit ihrer todesmuthigen Opferwilligkeit für das Evangelium sei es bei weitem nicht so glänzend bestellt gewesen als man einreden möchte. Allerdings war der Mehrheitsbeschluß vom 18. August 1548 kein ganz freier. Zwar waren die spanischen Truppen abgezogen, doch Kaiser Karl V. hatte die Stadt in Acht erklärt und seinen Bruder Ferdinand mit dem Vollzuge beauftragt; während die angerufenen Schweizer Waffenhilfe klug und weise versagten, war der Kaiser mit Drohungen keineswegs sparsam. Durch diese Thatsachen aber wird unsere illiberale Behauptung vollends bestätigt. Ueberhaupt dürfte man im Constanzer Stadtarchiv mehr oder minder reichliche Belege für folgende historische Wahrheiten finden: a) Wie heute die Freimaurerei, so war im 16. Jahrhundert der Protestantismus hauptsächlich eine Herzensangelegenheit herrschsüchtiger Magistrate und Landesherrn, zügelloser Mönche, heirathslustiger Nonnen und ganz besonders der „achtbarsten und intelligentesten Bürger." Die Mehrheit hing treu und fest am katholischen Glauben. b) Zur Zeit des Interim hatte die immer stärker und verbitterter gewordene Opposition dermaßen sich ermannt, daß am lichten Tage des 25. April 1548 die Zugbrücke beim Rheinthor in demselben Momente vernagelt werden konnte, in welchem Mitbürger, Verwandte und Bekannte darüber marschirt waren in Kampf und Tod. c) Mit dem Mehrheitsbeschlusse vom 18. August war und blieb die feiste Minderheit allerdings nicht einverstanden, sie wäre bereit gewesen für

ihre antikatholische Inbrunst alle Interessen der Stadt sammt Hab und Gut, Leib und Leben der Mehrheit auf das Spiel zu setzen. Hiefür sprechen die Auswanderungen so mancher Patricierfamilie in protestantische Städte. Dagegen war und blieb aber die Mehrheit mit ihrem Mehrheitsbeschlusse zufrieden. Jedenfalls haben weder die Verräthereien des Moriz von Sachsen noch andere spätere Vorkommnisse sie bewogen denselben abzuändern. d) Der Passus „Von dieser Zeit an war und blieb sie nichts als eine gewöhnliche vorderösterreichische Stadt", enthält eine Undankbarkeit, so unwürdig und zugleich so roh, wie eben bloß in Parteisucht ganz und gar versunkene Seelen einer solchen fähig sind. Und zwar aus doppeltem Grunde. Wir geben gerne zu, daß es das größte Glück für Constanz wäre, den Interessen wie der natürlichen Lage der Stadt entsprechend von Deutschland ganz erlöst und eine Schweizerstadt zu werden. Allein zum ersten ist Constanz auch nach 1548 keineswegs eine „gewöhnliche vorderösterreichische Stadt" gewesen, wohl aber die erste Bischofsstadt des deutschen Reichs geblieben. Ob die Stadt diesem Umstand den größten Theil ihres ehemaligen Glückes und Glanzes zuzuschreiben hatte oder andern Dingen z. B. dem mittelalterlichen Handelsweg, hätte aus ihrer mehr als anderthalbtausendjährigen Geschichte leicht ersehen werden können. Weiter sind die Tage der Herrschaft des Hauses Habsburg auch für die Stadt Constanz weitaus nicht die schlimmsten gewesen. Unter Oesterreichs stets mildem Scepter hat z. B. Constanz eilf Mann Soldaten gestellt und 6000 Gulden direkte Steuern bezahlt, wie vergleicht sich das mit heute? —

Nachmittags schlenderte ich abermals hinaus in die „freie Schweiz", in den Thurgau. Die liberalen und radikalen Sesselherren oder Stuhlmeister dieses Cantons, dessen Bevölkerung allerdings vorwiegend protestantisch oder mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn gut neuheidnisch genannt werden muß, führen den vor Jahrzehnten angezettelten Pygmäenkrieg wider die Weltkirche Jesu Christi energisch fort. Vor Kurzem haben sie das letzte Nonnenklösterlein, das seiner anerkannten Harmlosigkeit wegen selbst von den Helden des schußreichen aber zum Glück sehr blutarmen Sonderbundskrieges verschont geblieben ist, nämlich Katharinenthal aufgehoben, liberalem Brauche gemäß

ohne das Vorhandenseyn oder Angabe eines Grundes. Man bedarf eben durchaus keiner mikroskopischen Betrachtungen um zur Entdeckung zu gelangen, die Schweiz sei im Ganzen bloß eine Scheinrepublik, worin die Plutokratie den Meister spielt. Was dem Fremden nach schweizerischen Zuständen gelüsten macht, vorab den Deutschen, das ist die treffliche und wohlfeile Wehrverfassung, die freilich mit Ausnahme der Angelegenheiten des eigenen Cantons freie Presse, der Mangel an Polizeinergeleien, das Nichtvorhandenseyn eines schwer besoldeten Beamtenheeres. Dagegen ist die Jämmerlichkeit der religiöskirchlichen Verhältnisse in den liberal und radikal beglückten Cantonen weltbekannt. Wer die heillose Coteriewirthschaft in Sachen der Verwaltung und Justiz kennen lernen will, die auf Schweizerboden möglich und wirklich ist, der lese jenes schonungslose aber aktenmäßig belegte „Pamphlet eines schweizerischen Juristen", welches vor ein paar Jahren so gewaltiges Aufsehen gemacht: „Die Freiherren von Regensberg" (Bern 1866). Auch in der republikanischen Schweiz wie anderwärts sind die Leute unter dem Regimente des Fortschritts ohne Gott und Kirche ganz entschieden dümmer, philisterhafter und schlimmer geworden als sie vor 30 und mehr Jahren gewesen. —

Auf der Höhe von Tägerweilen hielt ich Rundschau über die Landschaft und fühlte mich befriedigt, weil ich doch alle Hauptsachen auf dem alten Flecke fand. Derselbe See und Rhein, dieselben Berge und Hügel, dieselben Ufer und Ortschaften, derselbe Himmel und dieselbe Luft wie ehedem. Der Mensch kann relativ Staunenswerthes schaffen und die Spuren seiner Thätigkeit der spätesten Nachwelt hinterlassen. Das zeigen nicht bloß die Riesentempel Indiens und die Ruinen von Karnak, sondern die Leistungen der Zeitgenossen. Fast jeder Tag bringt neben zahllosem Schwindel neue Erfindungen und Projekte, die freilich fast ausnahmslos in das moderne Capitel: „Förderung der materiellen Interessen" einschlagen. Die Durchstechung der Landenge von Suez wird den Welthandel auf die mittelalterliche Straße zurückführen, der Mont-Cenis-Tunnel die Scheidewand der Alpen stürzen. England hat es satt noch lange eine Insel im strengsten Sinne des Wortes zu seyn; es gedenkt eine unmittelbare Verbindung mit dem Festland herzu-

stellen sei es vermittelst einer Riesenbrücke über den Kanal oder eines Tunnels unter dem Meeresgrunde. So eben hat die Pacific-Eisenbahn Newyork mit dem fernen San Francisco in unmittelbare Verbindung gesetzt. Die unterseeischen Telegraphen beschämen die Geschwindigkeit des Sonnenlaufes; durch sie werden Raum und Zeit schier in Abgang dekretirt. Welche Augen würden unsere Eltern machen, falls die Wunder der Weltausstellungen zu durchmustern denselben vergönnt wäre! In unsern Tagen verwandelt das Velocipede zweibeinige Bierfässer in Schnellläufer. Bloß der gute Schneider von Ulm hat bis heute noch keine Satisfaktion erhalten, aber wer weiß ob nicht schon morgen die Herstellung einer Flugmaschine endlich glückt? ob nicht bald buchstäblich in der Luft fliegende Armeecorps Revue passiren und entflogenen Gaunern Gendarmen und Polizeidiener ordonnanzmäßig nachfliegen? . . . Und doch ist der Mensch mit all seinen Leistungen kaum im Stande, die Oberfläche der Erde zu ritzen, geschweige das Antlitz der Erde zu erneuern . . .

Da lag sie vor mir die uralte Constantia, in demselben herrlichen Landschaftsrahmen und im Ganzen doch noch in derselben Gestalt, wie meine jungen Augen sie gesehen. Ob aber heute ihre Bewohner intelligenter, besser und glücklicher sind als damals? Wir werden es erfahren. Für jetzt suchte ich Stätten auf, wo heute wie vor achtzehnhundert und mehr Jahren Jeder bei ernstem Willen zur wahren Intelligenz, zur Reform seiner werthen Person und zu jenem schwer störbaren Frieden zu gelangen vermag, von welchem die Bibel in ihrer Granitsprache versichert, daß ihn die Welt nicht kenne. Zuerst besuchte ich Sankt Stephan. So recht zeitgemäß war das Innere dieses schönen, im neunten Jahrhundert erbauten Gotteshauses gar öde, kahl und vernachläßigt gewesen. Jetzt fand ich mich angenehm überrascht. Während draußen ein wüstes Parteitreiben und ununterbrochenes Sturmlaufen wider alles Christliche und Katholische zum tobenden Hexensabath sich gesteigert, ward da drinnen gleichsam zur Sühne des beleidigten Gottes abgeräumt mit dem Schmutze, geschmackvoll restaurirt und manche neue Zier angebracht.

Noch eindringlicher als St. Stephan mahnt an die im Sturm der Verfolgung stets neu sich verjüngende Lebenskraft

der Kirche der Münster. Dieser, in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts vom Bischof Rumold in gothischer Kreuzform erbaut, ist nämlich in den fünfziger Jahren restaurirt und mit einer dem Bau entsprechenden schönen Pyramide geschmückt worden, welche 260 Schuh hoch zum Himmel emporsteigt. Von der Altane aus genießt man eine Aussicht über die Bodenseegegend so entzückend, daß bei klarem Wetter im Laufe der Zeiten gar Manchem schon Gedanken an den Berg der Versuchung oder den der Verklärung gekommen seyn mögen. Der Dom enthält allerlei Sehenswürdigkeiten: die Konradskapelle, die Heiliggrabkapelle, in einem Saale Antiquitäten, Glasgemälde und andere Dinge, im Innern mehrere Grabmäler von Berühmtheiten, die beste Orgel der Erzdiöcese Freiburg mit 40 Registern, die steinerne Platte auf welcher Hus während seiner Degradation gestanden u. a. m. Ich mochte nichts besichtigen, ich wollte beten. Die herbstliche Abendsonne spielte so lieblich herein in diese von heiliger Einsamkeit erfüllten Räume. Wie viele inbrünstige Gebete und fromme Vorsätze mögen seit länger als einem Jahrtausend von hier aus zum Himmel gedrungen seyn. Hier haben fast alle deutschen Kaiser und mehr als ein Heiliger gebetet. Wie oft mag hier Heinrich Suso seine gottinnige Seele in das Reich der Seligkeit emporgeschwungen haben, mag er auch kein Constanzer sondern ein Ueberlinger gewesen seyn. Seit dem 27. Jänner 1365 ruht der Leib dieses herrlichen Mystikers und Predigers im protestantischen Ulm, im Kreuzgange des ehemaligen Dominikanerklosters, aber sein Geist lebt fort für diese Welt in Schriften deren christlich klassischer Werth von einer besseren Zukunft allgemein anerkannt werden wird. Surius hat dieselben durch eine meisterhafte Uebersetzung in das Lateinische zum Gemeingute der gebildeten Christenheit gemacht, Diepenbrock eine unserer Schriftsprache angepaßte Ausgabe veranstaltet. Der große Görres aber erklärte Susos Geistesfrüchte für ein in schöner und klangvoller Sprache gehaltenes Epos der Gottesminne. Wer sollte da nicht inbrünstiger als gewöhnlich beten können, wo solche Männer Mund und Hand und Herz zu Gott erhoben? Man müßte ja ein ganz verruchter Ammoniter seyn, wenn dieß anders wäre!

XIII.

Streifzüge durch Elsaß und Lothringen.

(Fortsetzung.)

Trotz den Klagen über die Bedrückungen der „Evangelischen" in Frankreich, welche man von Zeit zu Zeit in deutschen Blättern lesen kann, haben die Protestanten eine in vieler Hinsicht vortheilhaftere Stellung als die Katholiken. Bei dem Glaubensabfall im 16. Jahrhundert bemächtigten sie sich wie überall des katholischen Kirchenvermögens und der damit zusammenhängenden öffentlichen Anstalten. Das materielle Uebergewicht welches auf diese Weise erworben ward, konnte bei dem Zusammenseyn der protestantischen Bevölkerung in den Städten nicht nur leicht festgehalten, sondern sogar noch verstärkt werden. Freilich nahm die Zahl der Protestanten aus verschiedenen Ursachen wenig zu, in den letzten Jahrzehnten vermindert sich dieselbe sogar zusehends; die Geldmacht aber vermehrt sich fortwährend. Zur Zeit der französischen Revolution bereicherten sich diese Schichten abermals durch Ankauf des geraubten Kirchengutes, das ihnen zu Spottpreisen in die Hände fiel. Das protestantische Kirchen- und Stiftungsvermögen hingegen blieb fast allenthalben verschont. Als aber bei Wiederherstellung des katholischen Kirchensystems die Geistlichkeit mit Entschädigungen in der Form von Staatsgehältern bedacht wurde, gingen

auch die protestantischen Pastoren nicht leer aus. Sie erhielten sogar noch höhere Staatsgehälter als die katholischen Priester. Trotz mehrfacher Erhöhungen haben die katholischen Pfarrer nur 900, die wenigen Pfarrer zweiter Classe nur 1200, und die noch dünner gesäeten Pfarrer erster Classe nur 1500 Franken. Unter 400 Kaplänen erhalten nur 160 Staatsgehälter von 4 bis 600 Franken. Die Pastoren dagegen erhalten selten nur 1200, meist aber 15—1800 Franken, in größern Städten 2000. Die Präsidenten und übrigen Mitglieder der Consistorien haben noch weitere Zulagen. Erst vor Kurzem erhielten alle Pastoren eine Zulage von 100 Franken. Freilich mag dieß für eine zahlreiche Familie immer noch nicht genügen; vorigen Winter waren wiederum zwei Pastoren in den Tuilerien, um im Namen und Auftrage ihrer Amtsbrüder eine Besserstellung zu erbitten. Allein die Straßburger Protestanten besitzen die bekannten St. Thomasstiftungen im Werthe, sagt man, von 20 Millionen.

Die Stiftung sollte eigentlich städtisches Vermögen seyn, indem sie aus katholischen Kirchengütern besteht, welche von dem zur neuen Lehre übergetretenen Rath weggenommen worden sind. Solange der Straßburger Gemeinderath ausschließlich oder noch überwiegend aus Protestanden bestand, blieb auch die Stadt der alleinige Verwalter dieses Vermögens. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Katholiken aber allmählig so ermannt, daß sie jetzt fast die Mehrheit im Stadtrath besitzen und der Maire einer der Ihrigen ist. Seitdem ist auch die Besorgniß ernster geworden, die Katholiken möchten endlich die Gleichberechtigung in dem Genusse der St. Thomas-Stiftungen durchsetzen. Die Regierung jedoch schützt die Protestanten; ein Präfekt, Herr West, der sich gar zu ernst für die Gleichberechtigung in's Zeug legte, wurde versetzt. Der von ihm angeregte Prozeß ist seit Jahren zum Stillstand gebracht. Schließlich könnte es dahin kommen, daß die Stiftungen förmlich für protestantisches Kirchenvermögen erklärt würden. Und doch ist das Recht der Katholiken außer

Zweifel. Wenn die Stadtbehörde das Recht hatte, das katholische Kirchenvermögen bei dem Abfall vom Glauben an sich zu ziehen, so muß dasselbe auch folgerichtig der Stadt verbleiben seitdem sie wiederum überwiegend katholisch geworden. Von einer Rückerstattung kann ohnehin keine Rede seyn. Wird jetzt das Vermögen den Protestanten zugeschlagen, dann ist dieß eine Beraubung der Stadt zu Gunsten einer die Minderheit bildenden Religionspartei.

Nach Alldem kann man wohl sagen, daß in dem katholischen Frankreich die protestantische Minderheit gar oft einer privilegirten Classe gleicht. Die 22 Prediger Straßburgs erhalten jeder 2000 Franken, die 10 katholischen Pfarrer nur 1500, die Kapläne gar nichts. Die Staatszuschüsse für das Consistorium und das Direktorium der augsburgischen Confession in Frankreich, das in Straßburg seinen Sitz hat, sowie für die theologische Fakultät sind hiebei außer Anschlag geblieben, ebenso wie die Bezüge des Bischofs und der Diöcesan-Anstalten. Straßburg zählt 50,000 Katholiken, über 30,000 Protestanten und 2 bis 3000 Juden.

Colmar, die Hauptstadt des Oberrheins, hat 19,000 Katholiken und 4000 Protestanten. Der einzige katholische Pfarrer erhält 1500 Franken, die Vikare werden ausschließlich von der Stadt und der Kirchenfabrik unterhalten. Die 4 protestantischen Prediger erhalten je 2100, dazu die Zulagen für das Consistorium. Bei allen städtischen Leistungen für Schul- und Kirchenanstalten werden die Protestanten, obwohl sie nur ein Sechstel der Bevölkerung bilden, mit durchschnittlich einem Drittel betheiligt. Durch fortdauernde Festhaltung des damal gemachten Zugeständnisses ist es zur Gewohnheit, zum stillschweigend anerkannten Gesetze geworden, stets einen Protestanten zum zweiten Adjunkten des Maire zu ernennen. Unter 27 Mitgliedern des Gemeinderathes sind 8 Protestanten und 1 Jude, also doppelt soviel als es dem Verhältniß der Kopfzahl entspräche. Ueber Mangel an Billigkeit und Gerechtigkeit Seitens der Katholiken darf daher auch nicht geklagt werden. Colmar

besitzt sieben oder acht ehemalige Klosterkirchen und Gebäude, die jetzt zu den verschiedensten Zwecken dienen. Zwei davon sind durch schwere Opfer zurückgekauft, das eine für das bischöfliche Gymnasium, das andere zu einem wohlthätigen Frauenkloster.

Die Colmarer Pfarrkirche ist übrigens ein großartiges und trefflich unterhaltenes Bauwerk im Stile des 13. Jahrhunderts. Wären nicht die Münster von Straßburg, Basel und Freiburg in der Nachbarschaft, so würde deren Ruhm in aller Munde seyn. Hoffentlich wird der Wunsch der Stadt und des ganzen Oberelsasses nach Errichtung eines Bisthums bei der ersten Vakanz des Straßburger Stuhles in Erfüllung gehen. Dann wird diese Pfarrkirche als Kathedrale zu der verdienten Geltung kommen. Die Straßburger Diöcese ist jedenfalls zu groß, kommt es doch nirgends sonst in Frankreich vor, daß zwei so stark bevölkerte Departements, wie hier der Ober- und Niederrhein, zu einem Sprengel vereinigt sind.

Die Fabrikstadt Mülhausen zählt über 70,000 Katholiken und 13,000 Protestanten. Erstere sind fast ohne Ausnahme Arbeiter, letztere Capitalisten, Fabrikanten und Geschäftsleute und außerdem durch die hier sehr thätige Loge unter sich verbunden. Daraus erklärt sich auch wie es dieselben dahin bringen konnten, unter 36 Mitgliedern des Gemeinderathes stets nur zwei bis drei Katholiken zu haben. An einen katholischen Maire oder Adjunkt ist gar nicht zu denken. Und da die Regierung diese Würdenträger ernennt, so ist anzunehmen daß sie den Verhältnissen der Protestanten überflüssig Rechnung trägt. Bis zur Vereinigung der Stadt mit Frankreich, im Jahre 1783, durften Katholiken sich gar nicht in derselben niederlassen. Noch lange nachher wurde ihnen der Aufenthalt unleidlich oder gar unmöglich gemacht. Im Jahre 1810 wurde ein in einer Herberge eingekehrter Arbeiter vor die Thüre gesetzt, sobald der Wirth erfahren daß er katholisch sei. Der Arme mußte in der Nacht bis zum

nächsten katholischen Orte, Schweighausen, wandern um Unterstand zu finden. Heute ist dessen Sohn erster Pfarrer von Mülhausen und hat 60,000 Pfarrkinder. Die zweite katholische Pfarrei hat 10,000 Seelen. Eine dritte Pfarrei soll gegründet werden, der Gemeinderath hat 250,000 Franken und den Bauplatz dazu hergegeben. Für die neue Kirche der Hauptpfarrei hat die Stadt früher 600,000, für die neue protestantische Kirche zu gleicher Zeit aber 2,500,000 Franken gegeben. Für beide Gebäude wurden noch je 500,000 Franken gesammelt. Das städtische Krankenhaus ist von Diakonissinen besorgt und von einer durchaus protestantischen Verwaltung geleitet. Das städtische Waisenhaus ist gemischt, was bei protestantischer Leitung auch wiederum zum Vortheile des Protestantismus ausschlägt. Die Katholiken haben deßhalb aus eigenen mühsam gesammelten Mitteln eine eigene Anstalt außerhalb der Stadt gründen müssen. Am traurigsten steht es mit der Jugenderziehung, indem die Stadt nur Communal- oder Mischschulen unterhält, in denen kein Religionsunterricht ertheilt wird. Nur wöchentlich zweimal dürfen die Geistlichen den Kindern ihres Bekenntnisses abgesondert Unterricht ertheilen. Alle Vorstellungen der Katholiken haben nichts ausgerichtet. Die Stadtbehörde hat der Masse der Katholiken dadurch Sand in die Augen gestreut, daß einer der ihrigen, und dazu noch ein wirklich frommer Mann, zum Direktor aller dieser Schulen bestellt ist und außerdem auch die Zahl der daran wirkenden katholischen Lehrer dem Verhältniß der Kopfzahl entspricht. Hoffentlich werden inzwischen die aus katholischen Mitteln unterhaltenen Brüder- und Schwester-Schulen, mit 450 Knaben und 1500 Mädchen, bald einen solchen Aufschwung erlangt haben, daß sie alle katholischen Kinder aufnehmen können.

Der höhere Unterricht wird durch ein staatliches Collège und eine städtische Gewerbschule besorgt. Wiederum Anstalten, bei denen die Katholiken mehr als jede andere Religionspartei zu kurz kommen. Mülhausen bietet in Allem ein Seitenstück

zu der preußischen Stadt Crefeld, wo vor 1810 gleichfalls keine Katholiken wohnen durften, während jetzt drei Viertel der Einwohner katholisch sind. Dort haben es die Katholiken aber schon unendlich weiter gebracht; sie sind in der Stadtverordneten-Versammlung ziemlich vertreten, besitzen drei Pfarreien mit je 14 bis 15,000 Seelen, davon zwei mit ganz neuen großen Kirchen, und eine Realschule mit Gymnasium, welche einen namhaften Zuschuß aus dem Stadtsäckel erhält. Außerdem haben dieselben eigene Kranken- und Waisenhäuser und verschiedene klösterliche Wohlthätigkeitsanstalten.

Fast alle elsässischen Städte bieten Stoff zu ähnlichen Vergleichen. In Weissenburg, wo sich die Bevölkerung religiös in zwei gleiche Hälften theilt, sind der Maire und seine zwei Adjunkten Protestanten, namentlich durch die Bemühungen des dasigen, aus Saargemünd stammenden Unterpräfekten Duvivier, der zwar einer gut katholischen Familie angehört, aber in einer Regierungsschule seine Erziehung genossen hat. Am schlimmsten steht es in den wenigen Orten, wo Protestanten und Juden die Mehrheit bilden, wie in der Fabrikstadt Bischweiler, wo unter 12,000 Seelen nur 4000 Katholiken sind. Dort ist auch nicht an die mindeste Billigkeit zu denken; die Katholiken sind für Schule, Kirche u. s. w. ausschließlich auf sich angewiesen.

Das ganz katholische Hagenau hat dagegen die protestantische (Gustav-Adolfs-Vereins-) Schule auf städtische Rechnung übernommen, obgleich sie nicht die dazu erforderliche Minderzahl von Schülern hatte. Dadurch wurden aber die Protestanten des Wahlbezirks nicht günstiger für den katholischen Candidaten gestimmt. Die Stadt hat zwei prächtige, wohlunterhaltene Pfarrkirchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert und ist, Dank den Waldschenkungen der deutschen Kaiser, heute die reichste Stadtgemeinde Frankreichs. Städtische Steuern werden keine erhoben, trotzdem aber alle städtischen Bedürfnisse glänzend bestritten. Ein städtisches Lyceum, bekanntlich eine Ausnahme in Frankreich, verschiedene

Schulgebäude, Kasernen und eine große Hopfenhalle sind wahrhaft mit Verschwendung hergestellt. Hagenau macht seinem alten reichsstädtischen Titel alle Ehre. Hier allein fand ich noch einige populären Erinnerungen an die vorfranzösische Zeit. In der obern Pfarrkirche sind alte Grabmäler verschiedener österreichischer Landvögte die hier residirten, und in neuerer Glasmalerei die Bilder Kaiser Friedrichs des Rothbart der der Stadt den Freibrief gab, Konrads der die Kirche baute, Albrechts der den Wald zur Stadt schenkte und Rudolfs von Habsburg der der Stadt andere Vortheile verliehen.

Hagenau bietet auch Stoff zu andern Beobachtungen. An der frühern Stadtmauer steht ein alter Festungsthurm, daran die heutzutage sehr unpassende Inschrift aus dem 16. Jahrhundert: „Von hier bis Bingen am Rhein, soll Hagenau zollfrei seyn." Nun ist aber die am Fuße des Thurmes fließende Moder ein so kleiner Fluß, daß man kaum begreift wie derselbe je schiffbar gewesen. Dennoch ist dieß der Fall gewesen. Auch in anderer Weise hat der Wasserbestand des Landes abgenommen. Die Stadt besaß früher einen wahren Ueberfluß an gutem Quellwasser. Bei dem Eisenbahnbau aber wurden durch die Erdausschachtungen die wasserführenden Schichten durchschnitten und bloßgelegt; die Quellen sind dadurch versiegt, indem nun das Wasser an den offen liegenden Durchschnittsflächen der Schichten verdunstet oder im Eisenbahngraben versickert. Die Stadt mußte sich durch eine kostspielige Leitung Wasser verschaffen. Ohne Zweifel sind ähnliche Fälle auch anderswo zu verzeichnen. Die auf langjährige Beobachtungen gestützte Behauptung des Quellenfinders Abbé Richard, daß die Eisenbahnbauten ungemein zur Verminderung der Wassermasse auf dem Festlande beitragen, hat sich in Hagenau schlagend bestätigt.

Hinsichtlich der Schule haben die französischen Protestanten bisher eine Art Sonderstellung eingenommen. Sie genossen einer gewissen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit,

indem die Leitung ihrer Anstalten vorwiegend in den Händen der geistlichen Behörden lag und nur mittelbar zu der Universität gehörte. Deßhalb wurde auch bei ihnen der deutsche Unterricht fast nie beschränkt, besonders nicht in der Elementar-Schule. Am St. Wilhelmsgymnasium ist der Unterricht erst seit wenigen Jahren ausschließlich französisch. Und doch kommen dessen Zöglinge meist aus Städten, wo überhaupt die französische Sprache verbreiteter ist als auf dem Lande. Noch kürzlich antwortete ein französirender Universitäts-Inspektor, als man ihn bei dem Sprachenstreite auf die größere Freiheit der Protestanten aufmerksam machte und für die Katholiken gleiche Rechte verlangte: „die Protestanten gehen uns nichts an, sie können machen was sie wollen; die Universität aber ist katholisch und hat sich deßhalb mit den Katholiken zu befassen.“ So argumentirte ein Universitäts-Beamter zu derselben Zeit als Duruy an der Spitze stand und offen dahin arbeitetete die Religion durch die moderne Moral zu ersetzen. Man darf dabei nicht vergessen, daß gerade die niedern Universitäts-Beamten und Inspektoren aus überflüssigem Amtseifer alles Mögliche gegen die deutsche Sprache durchzusetzen sich bestrebten und theilweise auch noch bestrebt sind.

Das äußere Verhältniß der beiden Confessionen zu einander ist befriedigend, wozu die Friedfertigkeit der Katholiken das Meiste beiträgt. Die Anfeindungen der katholischen Einrichtungen durch die Pastoren-Blätter und Blättchen finden keinen Widerhall, besonders nicht bei dem katholischen Volke das nichts davon erfährt. Doch mag das Zusammenleben der beiden Confessionen viel zu der religiösen Lebendigkeit beitragen, die man hier selbst in den großen Städten vorfindet. In Straßburg, Mülhausen, Colmar sind Sonntags die Kirchen von Andächtigen gefüllt, und darunter so viele Männer und Jünglinge als irgendwo, ein Umstand der in Frankreich hoch in Anschlag kommt. Ist doch schon in Metz und Nanzig die ächtfranzösische Indifferenz der Männer all-

gemein. Bemerkenswerth ist auch daß, trotz der vielen Kirchenbauten welche Msgr. Räß mit Hilfe seiner eifrigen Geistlichen und Diöcesanen durchgeführt hat, gegenwärtig noch 105 Simultankirchen sich im Elsaß vorfinden.

In politischer Hinsicht haben die Protestanten einen Einfluß der oft denjenigen der Katholiken überwiegt. Ihre materiellen Mittel, ihre Vereinigung in den Städten und dann auch das enge Bündniß mit dem politischen Liberalismus nebst der Unterstützung der Regierung und des Beamtenthums sind es, was ihnen diese Uebermacht bewahrt. Bei politischen Wahlen wirken die gedachten Elemente stets nach einem Ziele, Ueberwindung der Katholiken. Lange Zeit war der protestantische Niederrheinische Kurier das amtliche Blatt des Straßburger Präfekten. Indeß befleißigt sich der Kurier seit einigen Jahren einer löblichen Unparteilichkeit gegenüber den Katholiken. Der Kurier hat 2500 Abnehmer, eine Zahl welche sonst keines der zweisprachigen Blätter des Elsasses erreicht, obwohl das Elsaß Städte von über 80,000 Seelen besitzt. Freilich ist keines der größern politischen Blätter katholisch. Diese geringe Verbreitung der politischen Zeitschriften gegenüber derjenigen der beiden katholischen Volksblätter beweist zur Genüge wie wenig das Franzosenthum, hier mit moderner Bildung gleichbedeutend, in das Volk gedrungen ist.

Die kirchlichen Zustände der Protestanten sind in vieler Hinsicht sehr beachtenswerth. Da die Kirchen sich meist in Städten und größern Ortschaften befinden, so sind an ihnen in der Regel zwei oder mehrere Prediger angestellt, die sich aber stets vollkommen gleich stehen ohne alle Unterordnung außer derjenigen gegenüber dem Consistorium und Direktorium. Jeder dieser Prediger übt frei und unbeschränkt seine Pfarrechte über alle diejenigen aus, die seine Dienste beanspruchen. Die Pfarrkinder sind nicht an den Pfarrbezirk noch an einen der Prediger gebunden, sondern „verpfarren" (der Ausdruck ist gut elsässisch) sich nach Belieben bei irgend

einem erreichbaren Prediger, der ihren besondern Neigungen und Launen entspricht. Jeder Prediger hat deßhalb seine Pfarrkinder über die ganze Stadt und selbst bis in die Vorstädte und Umgegend hinein zerstreut. Er hat gewissermaßen seine Kunden wie jeder andere Geschäftsmann, Rechtsanwalt oder stundengebende Lehrer. Daß dieß das letzte Stadium des protestantischen Pfarramtes ist, wird wohl jeder zugeben. Von da bis zum gänzlichen Verzicht auf jegliche pfarramtliche Handlung, oder allem was einer solchen ähnlich sieht, ist der Weg nicht mehr weit.

Schon jetzt müssen sich die Prediger ihre Schäflein durch alle möglichen Zugeständnisse und Gefälligkeiten zu erhalten und zu erwerben, ja sich einander abzujagen suchen. Deßhalb hat jeder Prediger auch nicht bloß eine besondere Pfarrpraxis sondern auch ein besonderes Bekenntniß und eine eigene Kirchlichkeit für sich. Auf derselben Kanzel wird Vormittags orthodox, Nachmittags schenkelchristlich, Abends pietistisch oder umgekehrt, von den drei an derselben Kirche angestellten Pastoren gepredigt. Innerhalb dieser drei vorherrschenden Hauptrichtungen und Bekenntnißgruppen hat sich jeder eine besondere Lehrmeinung abgegrenzt. Das protestantische Elsaß ist ein Babel. Nur das Zusammenwohnen mit einer katholischen Mehrheit gibt ihm noch einigen äußerlichen Halt, ebenso wie der religiöse Eifer auch nur diesem Umstande seine ebenfalls äußerliche stets kampfbereite Regsamkeit verdankt. Doch fehlt es auch nicht an Predigern und Familien bei denen auch noch ernster innerlicher Glaube vorhanden, für wie lange, das mag Gott wissen. Der Elsässer Protestantismus hat übrigens auch schon eine Anzahl erfreulicher Rücktritte zur Kirche aufzuweisen, darunter der Vicomte de Bussierre, der Lehrer Winkler, der hochverdiente Arzt Dr. Richard und viele Andere.

Die jetzige Sprachgrenze ist ziemlich genau festzustellen. Im Süden und Südwesten des Elsasses, wo keine natürliche Grenze besteht, indem der Wasgau sich dort in

Ausläufern verliert, ist auch die Grenze unbestimmt. Die französische Sprache reicht bis in das Elsaß herein bei Belfort, während drüben in der Freigrafschaft (Franchecomté) in Mömpelgard und der Umgegend sich noch die deutsche theilweise erhalten hat. Etwas nördlicher scheidet der zu einer geschlossenen Gebirgsreihe angewachsene Wasgau sehr scharf das deutsche Elsaß von dem französischen Lothringen; der östliche Abhang ist deutsch, der westliche „wälsch". Da wo das Gebirge sich wiederum ausdehnt, tritt die deutsche Sprache hinüber nach Lothringen, um einen starken bald breitern bald schmälern Streifen zu bilden, der sich längs der elsässischen, bayerischen, preußischen und luxemburgischen Grenze hinzieht.

Deutschlothringen bildet deßhalb kein geographisch abgeschlossenes Ganze wie das Elsaß. Darum ist auch bei der Departementaleintheilung keine Rücksicht darauf genommen, besonders da keine größere Stadt, welche als Mittelpunkt dienen könnte, sich im deutschen Gebiete befindet. Im Wasgau-Departement (Hauptort Epinal), welches das Bisthum Saint-Dié (St. Dioel oder Dido) bildet, ist nur der nordöstliche Winkel, der Kanton Schirmeck, früher deutsch gewesen. Von andern deutschen Ortsnamen mögen Barembach, Rothau, Wische, Natzweiler, Nuß, Hurbach, Burgbruch (Bourgbruche), Leussingen (Leussange) genannt werden. Die deutsche Sprache ist fast gänzlich verschwunden; so viel ich weiß, wird in keinem Orte mehr deutsch gepredigt. Doch stellt das Mutterhaus der göttlichen Vorsehung in Portieux noch deutsche Schwestern für Schulen.

Ganz anders ist es schon in dem Meurthe-Departement wo die Bevölkerung der beiden Arrondissements Chateau-Salins (Salzburg) und Saarburg zum guten Theile deutsch, sonst aber nur unbedeutende Reste des Deutschthums zu finden sind. Die Städte erscheinen jedoch schon französischer als im Elsaß. Deßhalb zählen die amtlichen Statistiker hier auch nur etliche 70,000 Seelen welche gar nicht, und ungefähr ebenso viel welche zugleich mehr oder weniger nothdürftig französisch sprechen. Die Städte und Städtchen der deutschen

Gegenden sind: Saarburg, Finstingen (Fénétrange) mit einem deutsch-französischen kleinen Seminar, Altdorf (Altroff), Altersweiler (Albreschwiller), Walscheid, Pfalzburg (Phalsbourg), St. Quirin. Eine Menge Ortsnamen, wie Fleisheim, Nieder- und Oberstinzel, Hilbesheim, Schalbach, Lixheim, Hultenhausen, Brouderdorf, Wahl, Kerprich, Wiß, Bettborn, Mittelbronn, Vilsberg, Bühl, Lützelbourg, Bieberkirch, Münster, Bourscheid, spotten aller Französirung, so viel man auch einschmuggelt. Andere, wie Blanche-Eglise (Weißkirchen), Bidestroff, Dalhain, Lidresing, Wandelainville, Guinzeling, Louderfing, Einville, Guermange, Garrebourg, Postroff, Sommerviller, Hudiviller, Besange, verrathen den deutschen Ursprung in der sprechendsten Weise.

Im Mosel-Departement ist fast die Hälfte der Bewohner deutsch, nämlich das Arrondissement Saargemünd ganz, Diedenhofen fast ganz, das Arrondissement Metz aber zum kleinern Theile. Nur Briey ist ganz französisch. Die größere Hälfte der Pfarreien des Metzer Bisthumes sind demnach deutsch; wenn aber trotzdem die größere Hälfte der Diözesanen französisch ist, so kommt dieß hauptsächlich davon her, daß Metz selbst mit seinen 80,000 Seelen dazu gehört. Jedenfalls übersteigt die deutschsprechende Bevölkerung 225,000 Seelen. Die deutsche Sprachgrenze naht sich auf zwei Seiten bis ungefähr eine Meile den Thoren der Stadt Metz, in der ein Stadtviertel von 5 bis 6000 eingebürgerten Deutschen bewohnt wird, so daß es doch auch manchmal geborne Metzer gibt die deutsch verstehen. Uebrigens wird auf der Grenze der beiden Sprachen ein Mischdialekt gesprochen, der für Franzosen sowohl als Deutsche mehr Schwierigkeiten als sonst eine Mundart bildet. Doch verstehen diese Leute gut französisch, nicht aber deutsch. Von den französischen Dialekten Lothringens, die alle etwas Rauhes, Gutturales haben, ist wohl der Metzer derjenige welcher am meisten an das Germanische erinnert.

Zusammen werden wohl etwa 325,000 Lothringer deutsch

verstehen. Das vierte, westlich gelegene Departement dieser Provinz, das der Maas, ist durchaus französisch. Die ganze Provinz hat nahezu zwei Millionen Seelen, wovon demnach die Deutschen etwa den sechsten Theil bilden. Da dieselben seit jeher mit einer französischen Mehrheit sowohl geographisch als religiös und politisch zusammenhängen, die größeren Städte und Mittelpunkte und die Regierung stets französisch gewesen und an der Verbreitung dieser Sprache seit Jahrhunderten unablässig gearbeitet wird, so muß man sich wohl wundern, daß es noch so viel deutsches Element hier gibt. Ob und wie weit die deutsche Sprache schon zurückgewichen, ist nicht so leicht festzustellen. Metz z. B. war schon vor dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine französische Stadt, alle seine öffentlichen Akte sind in dieser Sprache abgefaßt. Wenn übrigens im Elsaß kaum noch einige kümmerlichen Erinnerungen an die vorfranzösische Zeit sich erhalten haben, so darf es nicht wundern, daß in Lothringen dieß noch weniger der Fall ist. Nur der lothringische Adel hat sich, nach der Heirath des Herzogs Franz mit Maria Theresia, viel an Oesterreich gehalten, obwohl vorher schon die meisten adligen Herren auch Ehren- und andere Stellen bei den französischen Königen bekleideten. Seit der Vertreibung der Bourbonen haben sich wiederum mehrere Mitglieder des Adels nach Oesterreich gewandt, in dessen Heer- und Staatsdienst sich noch einige befinden. Mehrere österreichische Familien, namentlich Fiquelmont, Saint-Quentin, Crenneville, Beaulieu, Mensdorf-Pouilly, Wimpfen u. s. w. sind lothringischen Ursprungs. Elsässer gibt es dagegen kaum mehr in österreichischen Diensten.

Hinsichtlich der Beziehungen Lothringens zu Frankreich braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Jungfrau von Orleans eine Lothringerin gewesen. Domremy, ihr Geburtsort, liegt im Wasgau-Departement, zwischen Neuf-Château und Vaucouleurs. Wenn also damals sich in diesem Lande eine solche Begeisterung für den französischen

König finden konnte, so muß man annehmen, daß das Volk von seiner politischen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reich entweder gar keine oder nur sehr unklare Begriffe hatte. Die Lothringer Herzoge bis herab zu den letzten haben stets die Ausrottung der deutschen Sprache sich angelegen seyn lassen.

Wir wollen hier noch einige Beispiele der Französirung deutscher Ortsnamen anführen. Im Elsaß: Dannemarie für Dammerkirch; Cernay für Sennheim; Obernay und Niedernay für Ober- und Niederehnheim; Wasselonne für Waßlenheim; Sarre-Union für Bockenheim; Petite-Pierre für Lützelstein; Delle für Delsberg; Ferrette für Pfirdt; Ribeauvillé für Rappoltsweiler; Marmontiers für St. Maurusmünster. In Lothringen: Sarreguemines für Saargemünd; Thionville für Diedenhofen; Bouzonville für Bausendorf; Boulay für Bolchen; Fénétrange für Finstingen; Cattenom für Kattenhofen (auch Kettenhofen); Pontpierre für Steinbiedersdorf; Faulquemont für Falkenburg; Morhange für Merchingen; Puttelange für Püttlingen; Narbéfontaine für Remmersbrunn; Telerchen für Teterchingen oder Dietrichingen; Grostenquin für Großtenchingen. Dabei sprechen alle Orte deutsch und beim Volke gilt nur der deutsche Namen.

In Deutschlothringen, beziehungsweise im Mosel-Departement, haben die Duruy'schen Maßnahmen zu einem Zusammenstoß und zu entsprechenden Kundgebungen des Volkes geführt. Freilich hat sich die deutsche und französische Presse nur mit dem kleinsten Theile der Frage, mit der Mallinger Petition beschäftigt, höchstens auch noch von den Vorfällen in Remeringen Notiz genommen. Mallingen ist ein ganz deutscher Ort unweit Sierck, kaum einige Stunden von der preußischen Grenze entfernt. Seit jeher ist nur deutsch dort gepredigt worden, indem keine zehn Personen im Dorfe sind welche einigermaßen französisch verstehen. Im Jahre 1867 verfaßte nun ein übereifriger Universitätsbeamter, Schulinspektor, eine Petition an den Senat, daß den Geistlichen geboten werden

möge fortan den Religionsunterricht französisch zu geben, indem der übrige Unterricht nur in dieser Sprache ertheilt und dieselbe allein noch von den Erwachsenen verstanden werde; ginge es aber den Bestrebungen der Geistlichen nach, so würden bald die Kinder nicht mehr mit den Eltern reden können. Nebenbei lief eine besondere Belobigung der Schullehrer, welche sich große Verdienste um die Verbreitung des Französischen in dieser Gegend erworben und nur von den bösen Geistlichen gehindert seien die fremde deutsche Sprache in kurzer Zeit mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nur in Mallingen aber fand der gute Mann Anklang; fünf mit dem Pfarrer überworfene Mitglieder des Gemeinderaths, darunter der Maire, unterzeichneten das Schriftstück ohne es, aus leicht zu errathenden Gründen, gelesen oder gar verstanden zu haben. Trotz dieses magern Erfolgs machte der Senat viel Aufhebens mit dem Ding, und auf Antrag des Berichterstatters Armand Thierry entschied er zu Gunsten der Bittsteller. Der Zweck war damit erreicht; nämlich der Pfarrer mußte auf Drängen der Regierung versetzt werden. Sein Nachfolger aber, Herr Weber, fährt ruhig fort deutschen Religionsunterricht zu ertheilen, weil dadurch allein er zum Zwecke gelangen kann.

Schlimmer ging es in Remeringen, einem zwischen Puttlingen und Saaralben gelegenen Flecken. Der Schullehrer Klein und die zwei Lehrschwestern thaten alles was zur Austilgung der deutschen Sprache von Duruy verordnet war, ohne sich im mindesten um den Pfarrer zu kümmern. Dieß ging ungefähr zwei Jahre hin. Als nun der Pfarrer die ältesten Kinder in den Vorbereitungsunterricht zum heil. Abendmahl nehmen wollte, stellte sich heraus, daß keines derselben deutsch lesen konnte. Dieser Vorbereitungsunterricht dauert nämlich hier ein ganzes Jahr vom eilften bis zum vollendeten zwölften, da außerdem nur die Lehrer einen kümmerlichen Religionsunterricht geben. Natürlich blieb da für den Pfarrer und seinen Kaplan nichts anderes übrig als zugleich auch deutschen Lese- und Schreibe-Unterricht zu geben.

Sie thaten dieß, wurden aber dafür in öffentlichen Blätter
mit Anklagen überschüttet und vom Maire Schang aus de
Schulsälen verwiesen. Da kein genügender Saal vorhande
war, hielten sie nun ihren Unterricht in der Kirche und i
einer Scheune. Aber nicht bloß die Abendmahlskinder, au
alle anderen wurden ihnen zugeschickt, so daß die öffentliche
Schulen leer standen. Die ganze Gemeinde, die Mitglied
des Gemeinderaths mit inbegriffen, protestirte bei allen B
hörden gegen die Vergewaltigung. Verschiedene Commission
und Behörden erschienen an Ort und Stelle, von Gendarm
umgeben, um die Gemeinde „zur Vernunft zu bringen“
Während der ganze Ort, zwei Familienväter ausgenomme
um Entfernung des Lehrers petitionirten, wurde der Bisch
gedrängt den Pfarrer, eigentlich nur Desservant, Herr
Pira, und den Kaplan Mohr zu versetzen. Er gab in so we
nach, daß er letztern, einen talentvollen eifrigen Priester un
schon im Alter eine Pfarrei zu übernehmen, zum Pfarrer i
Nemmersbrunn ernannte. Die Gemeinde that alles Möglich
um ihn zu behalten. Er mußte sich ordentlich aus dem Ort
stehlen. Sobald er aber fort war, war es auch um de
Lehrer geschehen. Kein einziges Kind ging mehr zu ihm d
die Schule und die Regierung, zudem mit Vorstellungen be
stürmt, mußte ihn nothgedrungen versetzen.

(Schluß folgt.)

XIV.

Professor Berg in Würzburg.

(Schluß.)

Anlangend das Hochstift Würzburg, so gründeten sich jene Aufklärungsmänner noch überdieß ein besonderes Organ in den „Würzburger gelehrten Anzeigen". Diese „Anzeigen", zu deren Gründung der Vorschlag aus der theologischen Fakultät an den Senat der Universität ausgegangen war, sollten nach den Worten der Herausgeber ein Organ werden, um „Aufklärung, Geschmack und Sittlichkeit im fränkischen Volke zu fördern und es mit solchen Schriften bekannt zu machen, durch welche die Ideen der Leser theils berichtigt, theils erweitert würden." Franz Ludwig unterstützte dieses Unternehmen, zumal die Redaktion, eine geraume Zeit aus Geistlichen bestehend, erklärt hatte, daß die Aufrechthaltung des „reinen katholischen Glaubenssystemes einer der vorzüglichsten Zwecke der gelehrten Anzeigen sei!" Indeß traten diese Blätter als entschiedene Gegner der früheren polemischen Theologie auf; sie erstrebten Duldung und Annäherung der Confessionen, indem sie eine innerliche Gleichberechtigung der Confessionen verkündeten, zumal sich die Aufklärerei mit der Hoffnung vertraut machte daß „Religions-Gelehrsamkeit und Rechts-Gelehrsamkeit im Jahre 2000 aus

dem Kreise der Wissenschaft verwiesen seyn würden!" Ja selb
die Schrift Kant's „Religion innerhalb der Grenzen d
bloßen Vernunft" wurde in den Anzeigen auf's wärmste en
pfohlen von dem Professor Reuß, einem Benediktiner-Orden
Priester! Eine „gesunde" Exegese der Bibel zu fördern wa
den „Anzeigen" eine wahre Herzensangelegenheit! Die B
förderung volksthümlicher Predigten — d. h. lediglich mor
lisirender und „gemeinnützliche Dinge" behandelnder, dergleiche
der Universitäts-Bibliothekar und Professor Feder verschieden
Specimina gab, wie denn auch Professor Andres, der au
dem Lager der Jesuiten in das der Aufklärer übergegange
war, für solche ein eigenes Predigt-Magazin schuf — die Refor
des Cultus und dergleichen waren stete Sorgen des Journal
an dem sich andere Mitglieder der Fakultät wie der seiner Ze
namentlich in Norddeutschland sehr bekannte Oberthür so
wie Onymus (geb. 1754, † 1836 als Domdekan in Würz
burg) betheiligten.

Dem ersteren (geb. 1745, † 1831) widmet Schwab de
neunten Abschnitt seines Buches. Und in der That, diese
höchst eigenthümliche Mann, der auf der einen Seite ei
Kosmopolit, auf der andern der Mann des ausgeprägteste
Lokalpatriotismus für Franken und seine Hauptstadt Würz
burg war, verdient es in dieser Aufklärungsperiode hervor
gehoben zu werden, zumal sich in ihm überhaupt wunderlich
Gegensätze fanden. Auch er war ein Freund und Förder
der „Aufklärung", wollte „Reinigung des Cultus", Ver
einigung der Confessionen, dabei war er wirklich Christus
gläubig und positiver Katholik, dem sicherlich nie auch nu
einer der Gedanken kam, wie solche sein Collega Berg i
Hülle und Fülle der akademischen Jugend preisgab, so ei
abgesagter Gegner er auch der Form war, in welcher z
seiner Zeit die Theologie vorgetragen wurde. „Von Natur"
sagte der Greis noch 1819 in einer öffentlich vorgetragene
Jubiläums-Rede von sich selbst, „mehr zur Intuition al
Spekulation geschaffen und lange an das Lesen der Dichte

des alten Latinums gewöhnt, mußte ich durch die trockne, seelenlose scholastische Philosophie an die Schwelle der Theologie wandern, fand aber diese so wenig als jene meinem Geiste und meinem bereits zu etwas Besserem gebildeten Geschmack zusagend." Bei der Aufhebung des Jesuitenordens, erzählt Schwab, sollte ihm die Professur der theoretischen Philosophie übertragen werden; allein er bat unmittelbar bei dem Fürstbischofe (Adam Friedrich von Seinsheim war Oberthür's Gönner von Kindestagen an) um eine andere Verwendung seiner Kräfte und erhielt die Professur der Dogmatik, für die er so wenig wie für das Lehramt der Philosophie die erforderliche Begabung besaß. Schwab fügt noch folgende Charakteristik bei: „Sein offener, für alles Gute und Schöne leicht erregbarer Sinn, seine lebhafte Phantasie, die sich Menschen und Dinge gestaltete wie es seinen Wünschen und Interessen entsprach, sein Streben nach einer vielseitigen Wirksamkeit, das ihn von einem Projekte zum andern trieb, die Selbsttäuschung, in welcher er bezüglich seiner Begabung bis zu seinem Tode befangen war und in welcher er die Erinnerungen und Eindrücke seines geselligen Verkehres und seiner ausgedehnten Lektüre als schwer zu bewältigende Ideenfülle seines Geistes nahm, erschwerten ihm die ausdauernde Arbeit eines genau abwägenden scharfen Denkens und das Einhalten einer streng logischen Ordnung der Gedanken, ohne welches eine erfolgreiche Behandlung wissenschaftlicher Probleme unmöglich ist, ungemein." Er hielt es nun für seine Aufgabe, die Dogmen in ihrer „Einfachheit und Schönheit reizend und wirksam" darzustellen, wobei er Theologie mit Religion verwechselte. Dabei wollte er „das Ideal eines praktischen Lehrers verwirklichen", was wenn in irgend einer Disciplin, gerade bei dem strengwissenschaftlichen Charakter der Dogmatik ein Fehlgriff ist. Vom Dogma wollte er nie abweichen; dagegen bewegte auch er sich mit größerer Freiheit im Kreise der im Cultus und den verschiedenen kirchlichen Institutionen durchzuführenden „Verbesserungen".

Im Uebrigen war Oberthür, obwohl unter allen Aufklärern der orthodoxeste, derjenige dessen Rechtgläubigkeit zur Zeit Franz Ludwigs, dem er überhaupt eine persona ingrata war, am meisten Anfechtungen erleiden mußte. Nimmt man noch hinzu, wie der Exegete Onymus, dem Rosenmüller und Eichhorn die höchsten Ideale waren, die heil. Schrift erklärte, und der Professor Feder die Moral traktirte, indessen die alten Jesuiten-Professoren Grebner und Wiesner Niemand mehr hören mochte, so mußten allerdings im älteren Klerus gerechte Befürchtungen für die Zukunft erstehen. Es ist nicht uninteressant die Schritte der Gegner jener Aufklärung zu verfolgen, wobei nur zu beklagen, daß sie nicht mit offenem Visire auftraten. Auch an anonymen Denunciationen fehlte es nicht, welche Franz Ludwig gewöhnlich unbeachtet ließ. Schwab hat eine Hauptquelle der Denunciation aufgefunden, worüber sein Buch nachzulesen ist. Bezüglich der „Gelehrten Anzeigen" sprach übrigens Franz Ludwig in seinem Rescripte an die Universität vom 10. Februar 1787 selbst aus: „Ich kann nicht unangemerkt lassen, daß ich mit manchen Recensionen der hiesigen gelehrten Zeitung nicht allerdings zufrieden gewesen sei und meine Mißbilligung bei einer und anderer Gelegenheit mittel- und unmittelbar zu erkennen gegeben habe. Ich würde auch nichts dagegen gehabt haben, wenn eine Widerlegung derselben erschienen wäre" u. s. w. Doch mißbilligt er höchlich den „Pasquillantenton" der Gegner.

Allein auch die geistliche Regierung ward mit einer tiefer eingehenden Eingabe „von einem rechtschaffenen aber ungenannt bleiben wollenden Manne" 1792 behelliget, welche Anklagen gegen den jüngern Klerus und einige nicht genannte Professoren der Theologie bezüglich ihrer theologischen Ansichten enthielt. Wir übergehen die interessanten Mittheilungen Schwab's über die Verhandlungen der geistlichen Regierung, können aber nicht umhin die merkwürdige Resolution des Fürstbischofs Franz Ludwig zu berühren. Er sagt: „Ich weiß nicht, ob die geistliche Regierung nicht auch

schon die Bemerkung gemacht hat, daß man jetzt, da die Philosophen eines benachbarten Reiches nicht allein die Staatsverfassung sondern auch das Meiste der positiven Staatsreligion um- und weggeworfen haben, von diesem Mißbrauche der Philosophie und Aufklärung auf die Nothwendigkeit schließe, Philosophie und Aufklärung gänzlich zu verbannen. So unrichtig dieser Schluß an sich selbst ist, da er von einem Extreme zum andern führt, so viel Blendendes hat er jetzt, da man sich einbildet, Alles was den Menschen lieb ist, werde unverrückt in seinem Geleise bleiben, wenn man den Geisteskräften der Menschen die Fesseln anlege, in welchen sie sich noch vor 20 bis 30 Jahren befanden. Unbemerkt kann ich aber nicht lassen, daß manche Leute hinter diesem Schluß eben nicht die reinsten Absichten haben. Indeß sie gegen die Liberalität unserer Zeiten deklamiren, halten sie den älteren Zeiten, ihren Kenntnissen und Vorurtheilen und manchmal ihren Leidenschaften eine Apologie und wähnen mit Einführung des alten Köhlerglaubens und der alten Furcht vor Inquisition nicht sowohl die Religion als vielmehr sich selbst wieder mehr emporheben zu können."

Es ist nicht möglich dieses ganze höchst merkwürdige Rescript mitzutheilen, nur sei noch die Aeußerung Franz Ludwigs wiedergegeben, in welcher er sich entschieden gegen Strafen bezüglich der Lektüre verbotener Bücher ausspricht, da „bei dem unwiderstehlichen Schwung, den der menschliche Forschungsgeist in neuern Zeiten genommen hat, und bei der an sich selbst wohlthätigen und gemeinnützigen Aufklärung sich der Menschen ein Freiheitssinn bemächtiget, welcher bei mehreren Dingen durch Anwendung scharfer Zwangsmittel oder durch Gewalt schlechterdings nicht zurückgehalten werden kann, sondern aufgehalten auf der einen Seite, auf der andern einen desto gefährlicheren Gang nimmt." Niemand wird verkennen, daß hier der Fürst als wahrer Staatsmann sprach, welcher aber noch überdieß seinen Standpunkt der geistlichen Regierung gegenüber mit den Worten ausdrückte: „Der Eifer

für die Glaubenslehre ist allerdings nicht nur gut und löblich, sondern auch um da nothwendiger, weil der Glaube die Grund-Veste der Moralität ist; nachdem er sich aber doch wie Mittel, wenn gleich unentbehrliches Mittel, zur Moralität als Endzweck verhält, so sollte dieser Eifer für Moralität mit jenem für den Glauben gleich und sozusagen parallel seyn, woran es aber in vergangenen Zeiten bei dem übertriebenen Eifer für den Glauben, bei der Verketzerungssucht und Consequenzmacherei und bei dem daraus entstandenen praktischen Irrthum, als wenn das Christenthum hauptsächlich nur im Recht- und Viel-Glauben bestünde, allerdings gefehlt hat. Gleichwie aber heutigen Tags die Sache fast umgewandt ist und soviel und gleichsam ausschlüssiges Gewicht auf den Betrieb der Moralität gesetzt wird, daß die Grund-Veste der Sittlichkeit, der Glaube zu viel aus dem Gesichtspunkte kommt oder gar Gleichgültigkeit gegen die Religionswahrheiten entsteht, so werde ich, wenn ich mich der Verketzerungssucht entgegen zu setzen gedenke, ebenso wenig geschehen lassen, daß entschiedene Religionswahrheiten angefochten, verunstaltet, durch dreiste und schiefe Auslegungen untergraben oder wegvernünftelt werden . . . Frei von aller parteilichen Abneigung gegen das Alte und ohne gleich zärtliche Vorliebe für das Neue, habe ich mir bei allen meinen Grundsätzen und Maßnehmungen in allem dem was außer den unveränderlichen Religionswahrheiten einem Wechsel und einer Veränderung unterliegen kann, schon längst die Mittelstraße gewählt . . . All das vorausgesetzt, erkläre ich ferner, daß ich stets ein Beförderer der wahren und zweckmäßigen Aufklärung seyn und bleiben werde, von deren Wohlthätigkeit, wenn darunter gründlicher Religionsunterricht und steter Betrieb der Sittlichkeit mitverstanden wird, ich vollkommen überzeugt bin." Man sieht deutlich und klar, wie dem großen Fürsten, der freilich die Aufklärung in einem ganz andern Sinne faßte als seine Professoren, das In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem charitas vor Augen schwebte.

Ein besonderer Abschnitt wird den seiner Zeit in Deutschland berühmt gewordenen Predigten Berg's und Zirkel's über die Pflichten der höheren Stände sowie der Rede des ersteren auf den Tod Franz Ludwigs gewidmet. Franz Ludwig der den „übel verstandenen Freiheitssinn" der Revolutionszeit sich selbst zum Gegenstand seiner Hirtenbriefe gewählt hatte, wünschte besonders den höheren Ständen ihre Pflichten in den schwierigen Zeiten an das Herz gelegt zu sehen, und ernannte für 1793 Professor Berg und Subregens Dr. Zirkel, den späteren Weihbischof, zu Predigern für die geistlichen Uebungen der Charwoche und gab ihnen als Predigtthema die Frage zur Beantwortung: „Was fodern Religion und Klugheit von den höhern und aufgeklärten Ständen bei den jetzigen kritischen Zeitläuften." Diese Reden (von Berg sind die 1. 2. 4. und 6.) deren erste die Vorfrage eröffnete: „Wer hat Schuld an unserer betrübten Lage? Ist's die Aufklärung, welche die Staaten jetzt beunruhigt, oder hat sie nicht schon vorher durch Herabsetzung der Religion und Schwächung der Sittlichkeit den Grund dazu gelegt?" wurden gedruckt und fanden in ganz Deutschland ungemeinen Beifall, der auch auf Franz Ludwig überging. „Noch nie, schrieb Hofrath Meiners, der berühmte Göttinger Professor, hat man Ihren Fürsten hier so hoch gepriesen, als seit der Zeit, wo man die Predigten des Hrn. Professor Berg und seines Collegen gelesen hat. In ganz Deutschland hätte man so nicht predigen können, als in der Hofkapelle zu Würzburg." Der bekannte Henke besprach gleichfalls diese Predigten, nannte beide Prediger scharfsinnige Menschenkenner, feine Beobachter des Charakters unseres Zeitalters, freimüthige Philosophen für die Welt, gründliche Moralisten und glänzende Redner. Professor Paulus rechnete diese Predigten (in der Jenaer Literatur-Zeitung 1794 Nr. 156) etwas stark „zu den vollkommensten, die je in der katholischen oder protestantischen Kirche erschienen sind." Nicht minder besprochen wurde zwei Jahre später Berg's Trauerrede auf Franz Ludwig, in der er die Grundsätze eines

„wahrhaft aufgeklärten Fürsten“ in einem Lebensbilde zu veranschaulichen sucht. Bekanntlich hat diese Rede ihre eigene selbst gedruckte Censurgeschichte, in der übrigens Berg als unzuverlässig erscheint.

Franz Ludwigs Nachfolger und letzter Herzog in Franken war Georg Karl von Fechenbach, zugleich Dombechant in Mainz, der als Statthalter zur Zeit der berüchtigten Uebergabe von Mainz an die Franzosen eigenthümliche Erfahrungen über die Mainzer Aufklärung gemacht haben mochte. Er glaubte nun ohne zu einer förmlichen Reaktion zu schreiten, doch durch geeignete Maßregeln dem Weiterschreiten dieser „geistigen Bewegung“ Einhalt thun zu müssen, weßhalb er seine Universität, namentlich aber die theologische Fakultät, gegen deren Lehrweise sich fort und fort Klagen erhoben, überwachen ließ, die von ersterer verlangte Censurfreiheit ablehnte und die theologischen Vorlesungen wieder in lateinischer Sprache zu halten befahl. Auch führte er sehr orthodoxe Elemente in die theologische Fakultät ein und würde wahrscheinlich noch andere Maßregeln nach und nach getroffen haben, wäre nicht der Einfall der Franzosen dazwischen gekommen und bald darauf das Projekt der Säkularisation aufgetaucht, welcher entgegen zu wirken nun die Hauptsorge ward. Das Publikum über die Rechtswidrigkeit und die nachtheiligen Folgen der Säkularisation aufzuklären war das Streben der Regierungen, in welchem auch die Würzburger thätig waren. Und hier trat als der entschiedenste Gegner der Säkularisation in zwei Schriften Professor Berg auf, der übrigens auch noch, veranlaßt durch den Fürstbischof, eine Satyre auf die Schelling'sche Naturphilosophie schrieb: „Lob der allerneuesten Philosophie“, welcher von gegnerischer Seite ein beißendes Pasquill „Lob der Cranioscopie“ entgegengesetzt wurde. Die spätere Berufung Schelling's nach Würzburg gab Berg Gelegenheit in würdiger wissenschaftlicher Weise den Kampf gegen die Identitätsphilosophie zu erneuern.

Der nächste Abschnitt des Buches ist den kirchlichen

Verhältnissen des Fürstbisthums unter der kurpfalz-bayerischen Regierung gewidmet, einer Regierung welche — Montgelas an der Spitze — rücksichtslos über Recht, Besitz und Herkommen hinwegschritt, keine Fundation achtete und sich den Haß des eigentlichen Frankenvolkes zuzog. Parität der Confessionen im Widerspruche mit dem westfälischen Friedensschluß, Aufhebung der Klöster und Stifter, Beseitigung kirchlicher Gebräuche, Anmaßung des gesammten Patronatsrechtes, Hineinregieren in die Kirche und Mißachtung aller kirchlichen Rechte, theilweise Protestantisirung der Universität, an der man sogar eine „protestantisch-theologische Fakultät" errichtete, waren die Segnungen, welche selbst die fränkischen Männer der Aufklärung erschreckten, obschon es auch „gelehrte Lohnbedienten" gab, die in die Welt hinausriefen: „Zerrissen ist die Kette der Finsterniß und des Aberglaubens! Euch wird Befreiung vom Joche des Wahns, der Irreligion, des Lasters und des Heuchelscheines, womit Stolz und Habsucht drückte und berückte! Ueberzeugende, fromme, reine Jesuslehre wird euer Nationalglück begründen! Posaunet es ein und aus den Anfang des frohen Jubels, des Befreiungsjahres 1802!" So die von dem Domvikar Baur, einer sehr bekannten Würzburger Persönlichkeit, herausgegebene Zeitschrift „Argus", welcher Berg seinen „Anti-Argus" entgegensetzte, der theilweise eine Quelle der Zeitgeschichte ist und tiefe Blicke in das damalige Getriebe thun läßt.

Ein wichtiger und ausgezeichnet gearbeiteter Abschnitt des Schwab'schen Werkes ist der vierzehnte: „Die Kant'sche Philosophie in Würzburg. Berg's philosophische Schriften Sextus und die Epikritik". Der Fürst welcher zuerst auf einer katholischen Universität das Lehren der Kant'schen Philosophie gestattet hatte, war Fürstbischof Franz Ludwig, wozu ihn nicht nur die innerste Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit gründlicher philosophischen Bildung für eine gedeihliche Wirksamkeit im Kirchen- und Staatsdienste, sondern auch das System selbst durch seinen Geist

sittlicher Reinheit und strenger Betonung der Pflicht bewog, abgesehen davon daß bereits damals Kant's Philosophie die in Deutschland herrschende war und eine Philosophie ohne Kant in Deutschland kaum gedacht werden konnte. Der Mann welcher Kantische Philosophie mit Begeisterung an der Universität lehrte, war der bereits erwähnte Benediktiner Matern Reuß (geb. 1751), der selbst unterstützt durch den Fürsten nach Königsberg reiste, um Kant's Vorlesungen zu besuchen und ein tieferes Verständniß des Meisters zu gewinnen. So wurde die Universität zugleich durch dessen Nachfolger Professor Andreas Metz wirklich eine philosophische Pflanzschule. Allein 1799 erhielt Berg, der sich von jeher als Gegner der Kant'schen Philosophie gezeigt hatte, die Frage zur Erwägung: „ob der öffentliche Unterricht in einer Philosophie, aus welcher so verderbliche Corollarien für die christliche Religion nothwendig folgen, zu gestatten sei?“ Es lag im Grunde eine Ironie des Schicksals darin, daß ein Mann zur Beantwortung dieser Frage im Interesse der christlichen Religion auserwählt ward, der thatsächlich fort und fort daran arbeitete, sie in ihren Fundamenten zu erschüttern! Allein auch hier zeigte sich der Janus wieder in seiner Wunderbarlichkeit!

Berg konnte mit ruhigem Gewissen fort und fort seine verderblichen Corollarien für die christliche Religion als Professor publicus et ordinarius dociren, daß aber ein Zweiter nach seiner gewiß gleichfalls „verkleisterten“ Weise auch derlei vorbringe, das war ihm schon wieder unerträglich. Berg, dessen Scharfsinn die Consequenzen des Kantischen Systems richtig überschaute, sprach sich entschieden gegen dasselbe aus. „Ich war längst der Ueberzeugung, sagt er, daß diese Philosophie sich nicht mit der positiven Religion verträgt.“ Jedoch war Berg auch wieder Professor, dem die Lehrfreiheit ein Palladium seyn mußte, und diese war der Grund des Vermittlungs-Vorschlages, auf katholischen Universitäten die Kant'sche Philosophie nur nach ihrer formalen und praktischen

ite vorzutragen. So geschah es auch, obwohl die geistliche
gierung gegen den Vortrag überhaupt war. Obiger Pro-
or Metz blieb Lehrer der kritischen Philosophie bis zum Herbste
Jahres 1834, also unter vier Regierungen, und mit
ht entwirft Schwab von ihm das Bild: „Er hielt sich
r an die formale Seite des Systems, wandte seine Kraft
nders auf die propädeutische Aufgabe des Kriticismus, die
tik des Erkenntnißvermögens, wie auf die praktische Phi-
phie Kant's und berührte die übrigen Probleme nur vor-
gehend. Wenn nun dieser Erkenntnißtheorie zu Folge
es Wissen auf das Gebiet der Erfahrung beschränkt wurde,
m die Grundsäulen der Metaphysik, Gott, Freiheit, Un-
lichkeit theoretisch wie Nebelbilder zerflossen und erst
der als Postulate der praktischen Vernunft Gehalt und
tigkeit gewannen, so war damit der religiöse Sinn der
hörer weit weniger gefährdet, als man dachte; denn in-
i sie den praktischen Glauben Kant's, ungeachtet er gar
jt auf ein Daseyn für die Erkenntniß geht, für identisch
men mit dem von der Kirche für die christliche Offen-
ung geforderten, blieb für diesen Glauben das ganze Reich
Uebernatürlichen unangetastet." In der That bewahrt der
re fränkische Klerus heute noch gerade diesem Lehrer das
kbarste Andenken.

Unterdessen war Schelling nach Würzburg gekommen.
ie akademische Jugend lauschte den abendlichen Vorträgen
elling's mit um so größerer Spannung, je länger die
üllung der verheißenen Allerkenntniß auf sich warten
t. Die geistreichen oft überraschenden Construktionen
elling's in der Naturphilosophie, die scharfe meisterhafte
til, mit welcher er seine Gegner abfertigte, das oft bis
r Arroganz gesteigerte Selbstgefühl, in dem er sich trug
d gab, imponirten der unerfahrnen Jugend mächtig und
rten, wie man klagte, bei der Voraussetzung, als spende
helling mühelos das Alles bloß aus dem Reichthum des
enies, zur Verachtung der „todten Gelehrsamkeit", zunächst

der selbstverläugnenden Aneignung jener Kenntnisse, die für den speciellen Beruf des Theologen, Arztes und Juristen unentbehrlich waren. Die Universität wünschte diesen Nachtheil auszugleichen durch Berufung eines anderen Lehrers, der nach Kant's Tendenzen fortzuwirken und die Philosophie in der Anwendung auf den gesammten Kreis menschlicher Kenntnisse fruchtbar zu machen strebte und verstände, der die Jugend philosophisch in's Realistische führen könne.“ Da trat nun Professor Berg mit seinem philosophischen Systeme hervor. Die erste Schrift ist benannt: „Sextus“. Berg schreibt: „Innigst überzeugt nicht nur von der Falschheit sondern auch von der Schädlichkeit (der Philosophie Schellings), sofern auch der Vortheil, den ein sonst falsches philosophisches System gewährt — die Fertigkeit bestimmt, deutlich, bündig und geordnet zu denken und sich auszudrücken — durch sie bei dem Studirenden im hohen Grade leidet, wolle er jedem uneingenommenen Kopf dieses einleuchtend zu machen suchen.“ Sextus soll ein Gegenstück zu Schelling's Bruno seyn. Die Urtheile über Berg's Arbeit waren nach den philosophischen Richtungen der Beurtheiler sehr verschieden. Die Göttinger „gelehrten Anzeigen“ traten für sie auf; ja eine andere Zeitschrift erhob die Sprache des Sextus weit über jene des Bruno. Daß die Verehrer Schelling's eine andere Sprache führten, versteht sich von selbst; daß aber Berg solche nicht vertragen konnte und sogar den weltlichen Arm gegen seinen Recensenten gerne angerufen hätte, ziemt wohl am wenigsten dem Philosophen. Endlich erschien seine Epikritik. In ihrer Ankündigung sagt er, „der Alles zerstörende Skepticismus“ (und Berg!?) „werde die Köpfe nöthigen, sich nach einem sichern Hafen oder doch festen Ankerplatz umzusehen; die Verwirrung welche die neuesten Systeme hervorgerufen, rührte nur daher, weil man sich über das was der Philosophie zur Einleitung dienen und derselben wie der Text seinem Commentare als das Exponendum vorausgehen müsse, das Faktum des Erkennens, zu verständigen und bei der Er-

klärung diesem Verständniß treu zu bleiben zu wenig bedacht war." Diesem Versehen sollte seine Epikritik begegnen und das Wesen des Erkennens aufschließen. Schwab gibt eine ebenso mühevolle als treffliche Quintessenz des scharfsinnigen Werkes (S. 399—430) welche kaum einen Auszug zuläßt. Das Buch selbst blieb — unbeachtet.

Sehr interessant ist der Abschnitt „Das Ende der theologischen Aufklärung zu Würzburg unter Großherzog Ferdinand. Berg's Streitschriften gegen die neu sich erhebende Hierarchie." In Folge des Preßburger Friedens war Würzburg als Großherzogthum an den früheren Großherzog Ferdinand von Toskana gekommen, der 1806 seine Regierung antrat. Noch nie wurde eine Regierung mit einem solchen aufrichtigen Jubel empfangen als die großherzogliche gegenüber der bayerischen, die dem Volke so verhaßt war wie die spätere in Tyrol. Berg selbst, der viel von Bayern erwartet hatte, gibt den Grund an: „Mehr als die Plackereien persönlicher Dienstleistungen und Erpressungen wird von den Menschen die Qual zu vieler Neuerungen angeschlagen, die unter dem Namen Organisation oder Verbesserung alte Gewohnheiten ausreißt, bestehende Verfassungen zertrümmert und die Völker mit einer Fluth von Gesetzen überschwemmt. Die Menschen fühlen sich dann in ihrem innersten Wesen gedrückt!" Leider konnte sich Ferdinands Regierung den Napoleon'schen Einflüssen nicht entziehen! Was die religiöse Stellung des Großherzogs und seiner Regierung betraf, so war Ferdinand als Prinz des Hauses Oesterreich und italienischer Fürst entschiedener Katholik und ebenso auch nur mit solchen umgeben. Einen besondern Einfluß bei Hof hatte der Weihbischof Gregorius Zirkel, früher — wie bereits bemerkt — Professor der Theologie in Würzburg, nunmehr die eigentliche Seele der nahezu verwaisten Diöcese. Er kannte kein Heil für die Diöcese als Entfernung der noch aus Franz Ludwigs Zeit stammenden Professoren der theologischen Fakultät, zu der auch ein Bamberger Exeget, Professor Schlosser,

durch die bayerische Regierung gekommen war. Hiezu gab den nächsten Anlaß eine Doktor-Dissertation des Alumnus-Presbyter Georg Riegler — des späteren Bamberger Professors und Polygraphen — der das Canticum Mosis (Exod. V) exegesirte und das Poetische mit dem Mythischen gleichstellend sich offenbar vom katholischen Boden entfernte. Derselbe von der geistlichen Behörde (damals Vikariat genannt) amtlich zur Rede gestellt, vindicirte diese mythische Erklärungsweise seinem Lehrer Professor Schlosser, worauf den Theologen und speciell den Klerikalseminaristen der Besuch der Vorträge des Professors Schlosser untersagt ward. Dieses geschah am 14. August 1807. Die Abhandlung war aber nebst den Streitsätzen mit „einstimmiger Genehmigung der theologischen Fakultät" gedruckt worden, es war sofort der eigentlich Schuldige die Fakultät selbst, die natürlich es auch nicht an Schritten fehlen ließ. Der geforderte Ausspruch der bischöflichen Behörde auf Beaufsichtigung des theologischen Unterrichts ließ sich rechtlich und billig nicht abweisen, allein ebensowenig war an eine Einigung mit den Professoren aus den Tagen Franz Ludwigs zu denken, auf die schon aus persönlichen Gründen alle Rücksicht zu nehmen war. Bereits bildeten sich Parteien gegen die bischöfliche Behörde und für die Fakultät, als am 7. September 1809 die ganze Frage durch eine neue Organisation der Universität gelöst wurde, in welcher Akte die Universität Würzburg gesetzlich wieder als katholische Universität erklärt, die seitherige theologische Fakultät aufgelöst und an deren Stelle das unter dem Bischofe und seinem Vikariate stehende geistliche Seminar mit allen Rechten und Pflichten einer Fakultät gesetzt wurde.

Die von Schwab mitgetheilten Einzelnheiten sind wirklich merkwürdig. Sämmtliche Mitglieder der theologischen Fakultät, die übrigens mit ihren vollen Gehalten in den Ruhestand versetzt worden waren, fügten sich schweigend in die getroffene Maßregel, nur Berg vermochte es nicht die Sache ruhig hinzunehmen. Noch am 23. Juli 1811 schrieb

›fessor Paulus nach Heidelberg: „Ich bin lebendig
Die Pensionirung der gesammten theologischen
vie die Subordination der Universität unter das
er Katholicität sei bekannt genug. Die fran=
:minarstheologie scheine den Stiftern dieser Revo=
vollkommenes Muster. „In diesen Winkeln läßt
|o viel Licht in die Köpfe, als man für gut findet,
n der hierarchische Nimbus nicht anders als ge=
nn." Merkwürdig bleibt überdieß für einen katho=
:ologen die Hartnäckigkeit mit der er die „Katholi=
: Universität, die doch wirklich für das katholische
estiftet war, zu bekämpfen bemüht war. — Mit
ıerkt Schwab S. 466: „Welches Vertrauen von
ischöflichen Behörde konnten Lehrer der katholischen
erwarten, welche die geistige Gütergemeinschaft, die
ı protestantischen Theologen der Universität einge=
elbst äußerlich damit beurkundeten, daß sie das
: Doktorat auch an Protestanten, wie 1805 unter
ıate Oberthür's an den Orientalisten Schnurer in
verliehen? Indem aber die Fakultät, wohl in der
n getheilten Hoffnung einer Auflösung der alten
Verfassung, die Schranken welche dem Lehrer der
ı Theologie gezogen sind, nicht weiter beachten zu
ubte, bot sie dem Vikariate selbst die Hand zu
rsichtsmaßregeln."
im J. 1809 war eine anonyme Schrift des bekannten
ı Frey in Bamberg unter dem Titel erschienen:
ıes Religions=, Kirchen= und Staats=Recht aus
iffen entwickelt", welche die Approbation des Weih=
irkel erhalten hatte. Dieß war Veranlassung für
durch eine Gegenschrift „Kritik des natürlichen
hts" Genugthuung zu verschaffen, eine Schrift „die
rfe und Härte der Beurtheilung des kirchlichen Lebens
rchlichen Rechtsverhältnisse, insbesondere dem Staate
, wie rücksichtslose Zergliederung der angeblichen

Vernunftprincipien des Kirchenrechts betrifft, kaum i
Gleichen seitdem gefunden hat."

Berg galt indessen auch der großherzoglichen Regier
als eine zu tüchtige Kraft, als daß man sie ungenutzt h
liegen lassen mögen. So erhielt Berg im Einverständ
mit der Universität 1811 den 14. September die Prof
der Weltgeschichte, die er zwar annahm, ohne jedoch jene
friedigung zu finden, welche ihm sein früherer Wirkungs
geboten hatte. Auch hier gibt Schwab mehrfache Aus
aus seinen immerhin mit Freimuth gehaltenen Vorträ
aus denen die Charakteristik des 18. Jahrhunderts hier Wi
holung finden möge, weil sie auch auf heute paßt. „Ueb
Keime der Auflösung und Vorboten des Sturmes, der
alten Europa das unhaltbar Gewordene wegfegt oder in se
Grundlagen erschüttert. Die Staaten hatten sich mei
überlebt; der einzige Maßstab für die Stärke des Sta
war das stehende Heer geworden. Durch die Ausbil
desselben wurde die Scheidewand zwischen dem Hof und
Volke vollendet. Die Völker wurden wehrlos. Ein Sc
konnte das Geschick mächtiger Staaten entscheiden. W
die politischen Stützen brachen, schwankten die morali
nicht weniger. Die Politik hatte sich laut genug von d
Ideen, sogar dem Anstand und Schein des Rech
losgesagt. Die Heiligkeit des Besitzstandes,
anerkannten Grundsätze des Völkerrechts wi
der Convenienz, die nichts Höheres weiß als
rondirung. Der Egoismus, zum Princip der Handlu
im Privatleben erhoben, tritt desto schamloser in der P
auf und wirkt dann auf die Auflösung aller bürgerl
Verhältnisse zurück. Beim Princip des bloßen Egoismus
hält sich kein Staatenbund . . . Aber auch unter den
tionen hatten sich Ideen verbreitet, die mit der bestehe
Ordnung der Dinge in Widerspruch standen. Sophismen
Volkssouveränität als Basis des Staates durch Schrifts
in Umlauf gesetzt, durch die errungene Unabhängigkeit N

amerika's scheinbar bestätigt und von den Vertheidigern derselben nach Europa gebracht, waren der Zunder zu einem furchtbaren Brand, sobald der zündende Funke fiel. Für Profanation der Volksreligion hatten schon lange Andere gesorgt und was bleibt dem Volke noch heilig, wenn Religion und Verfassung profanirt sind?"

Mit der neuen Restaurationsperiode, mit dem wieder erwachenden kirchlichen Leben, überhaupt mit der ganzen Zeitrichtung konnte sich Berg, der von allen seinen früheren Collegen allein auf seinem Aufklärungsstandpunkt stehen geblieben war, nicht mehr befreunden, wobei noch überdieß Widerwärtigkeiten in den äußern Verhältnissen sein ohnehin verstimmtes Gemüth verbitterten. „Berg erscheint in seinen letzten Jahren lebensmüde und, wie einzelne Aeußerungen seines Nachlasses gewahren lassen, innerlich unbefriedigt; wohl mochte das Bewußtseyn, an Umfang des Wissens und Schärfe des geistigen Blickes seine gesammte Umgebung zu überragen, seinem Ehrgeize schmeicheln, aber zugleich ließ das Gefühl des Mangels an Einheit und Wahrheit des Lebens sich nicht abweisen, wie wenig auch der Egoismus das Gemüth zu seinem Rechte kommen ließ. Er starb am 6. April 1821 in seiner Curie, zum alten Herzog genannt, nachdem er sich noch . . . die Sterbsakramente hatte reichen lassen" (S. 507).

Dieses der Inhalt eines Buches, welches durch die Neuheit eines massenhaften und trefflich verarbeiteten Materiales sicherlich eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen der Literatur bleiben, aber ebenso sicher je nach dem Standpunkt der Leser die verschiedensten Urtheile erfahren wird, trotz der Objektivität welche der Historiker eingehalten hat und die jedem unbefangenen Leser wohlthuend entgegentritt. Aufrichtig gesprochen, so ist das Buch bloß eine Lösung des Problems: wohin gerathen in einer aufgeregten Zeit scharfsinnige strebsame junge Theologen, wenn die Theologie geistlos und breit

vorgetragen und jeder Widerspruch und Zweifel gewaltsam niedergehalten wird? Dieses Problem ist durch die eingehende Geschichte des Würzburger Theologen Berg und seiner Zeitgenossen lehrreich gelöst, und hierin liegt das Verdienst dieser mühevollen Arbeit, deren Größe schon der erkennen wird, welcher das Buch studirt, noch mehr aber der würdigen kann, welcher, wie der Referent, in der Lage ist, das Material nach Inhalt und Form zu überschauen, aus dem das Werk herausgearbeitet werden mußte.

Worauf aber der größte Werth zu legen ist: das gläubige Auge erkennt aus dem Inhalte dieses Buches abermals die tröstende Wahrheit, wie Gott über seine Kirche im Großen wie im Kleinen wacht. Trotz solcher Lehrer blieb der fränkische Klerus wie das fränkische Volk unbeirrt und unversehrt in seinem Glauben, welcher jedem Aufklärungsversuche widerstand, weil Menschenwerk gegen Gotteswerk nie auf die Dauer bestehen kann.

XV.

Die letzten Lusignan.

Charlotta von Lusignan und Caterina von Cornaro, Königinen von Cypern. Von Karl Herquet. Regensburg, Pustet 1870.

Ein volles Säculum ist bereits darüber hingegangen, seitdem J. P. Reinhard die einzige in Deutschland erschienene Geschichte des Königreichs Cypern veröffentlichte (1766 bis 1768, zwei Theile). Unverkennbar lag das Bedürfniß einer neuen Behandlung der Geschichte jenes levantinischen Reiches

vor und es muß daher als ein entschiedenes Verdienst um die Geschichtswissenschaft angesehen werden, daß die französische Akademie schon im J. 1841 den historischen Preis für das J. 1843 auf eine Geschichte von Cypern unter den Lusignan's setzte, wobei zugleich besondere Rücksicht auf die damaligen inneren Verhältnisse der Insel, ihre politischen commerciellen Verbindungen mit dem Orient und den italienischen Seestaaten genommen werden sollte.

Der Lösung dieser Frage wendete der Pariser Archiv-Direktor L. de Mas Latrie seine Kraft und seinen Fleiß zu und seine Arbeit wurde des Preises für würdig befunden. Doch hielt die Akademie dieselbe noch der Erweiterung fähig und so ließ L. de Mas Latrie erst nach weiteren achtjährigen Studien als Frucht derselben im J. 1852 einen Band Urkunden erscheinen, welchem 1856 ein zweiter folgte. Dieses umfangreiche Material hatte der Verfasser aus den französischen, italienischen, spanischen Archiven und Bibliotheken sowie aus dem Ordensarchiv in Malta und aus den Sammlungen des brittischen Museums größtentheils selbst zusammengetragen, und erst nachdem er dieses Fundament in ächt wissenschaftlicher Weise gelegt hatte, ging er an die Ausarbeitung der geschichtlichen Darstellung. So erschien denn 1861 der erste Band seiner cyprischen Geschichte, der die Zeit von der Eroberung Cypern's durch König Richard bis zum Aufhören der Kreuzzüge (1191—1291) enthält. Seitdem erschien von dem Buche nichts mehr und es spricht der Verfasser unseres Werkes in der Vorrede etwas mysteriös von Hemmnissen, die dem Erscheinen der beiden noch in Aussicht genommenen Bände in den Weg getreten, deren Erörterung aber nicht hierher gehöre; auch sei noch keine Aussicht auf ihre Beseitigung, obgleich diese im Interesse der Wissenschaft dringend zu wünschen wäre.

Mit vollem Recht hat sich daher ein deutscher Gelehrter der Lösung der Aufgabe bemächtigt, die der französische Forscher rühmlich begonnen, aber nicht zu Ende geführt hat.

Es ist dieß um so anerkennenswerther, als der immerhin weitschichtige Stoff gründlich durchgearbeitet werden mußte, ehe ein so gediegenes Werk, wie das vorliegende, zu Stande kommen konnte. Freilich brachte Herquet durch die vieljährigen Beziehungen, in denen er zu dem Johanniterorden gestanden und welche ihm Veranlassung genug zum Studium der Geschichte und der Verfassung desselben gegeben, ebensowohl eine gute Vorbereitung wie auch eine ungewöhnliche Liebe zu dem Gegenstande mit, als er sich zur Behandlung desselben entschloß *).

Wie der Verfasser in der aus dem denkwürdigen Dorfe Bronnzell datirten Vorrede ausdrücklich bemerkt, wählte er Stuttgart zur Ausarbeitung seiner Schrift, weil er sich überzeugt hatte, daß die dortige ungemein reichhaltige k. Bibliothek für seine Zwecke ausgiebiges Material bieten und er sich Seitens des Vorstandes derselben jeder erdenklichen Förderung und Unterstützung erfreuen würde. Diese sei ihm denn auch in der That im vollsten Maße zu Theil geworden. Im Gegensatz zu diesem Lobe steht des Verfassers Klage über die Erfolglosigkeit der Bemühungen eines Freundes während dessen Aufenthaltes in Rom, eine photographische Reproduktion der Freske des römischen Hospitals San Spirito zu erhalten, welche den Empfang der Königin Charlotta Seitens des Papstes Sixtus IV. darstellt.

Das Haus Lusignan gelangte 1192 aus der Hand des englischen Königs Richard in den Besitz der Insel Cypern, nachdem die Herrschaft der Templer trotz des von ihnen an-

*) Von demselben Autor erschien vor einigen Jahren eine für die Geschichte und namentlich für die Diplomatik werthvolle Publikation über die Karolinger Urkunden des Klosters Fulda: „Specimina diplomatum monasterio Fuldensi a Karolis exhibitorum. Photographische Nachbildungen der dem Kloster Fulda ertheilten Karolinger Urkunden. Mit erläuterndem Text nach den Originalen des Landesarchivs zu Fulda herausgegeben von Dr. Karl Herquet.“

gerichteten Blutbades unmöglich geworden war. Der Mannsstamm regierte bis zum J. 1267, nach dessen Aussterben das Haus Antiochien-Lusignan in der Regierung folgte. Dasselbe erlebte, wenn auch nur auf kurze Zeit, unter Hugo IV. und Peter I. eine Periode des Glanzes und ritterlicher Blüthe. Namentlich steht Peter I. als ein leuchtender Stern nicht nur seines Hauses, sondern seines Zeitalters da und sein Tod, der durch den verschworenen Adel herbeigeführt wurde, war eines Ritters nicht unwürdig. Als er auf's gräßlichste verstümmelt den Dolchen von Mördern erlegen war, sollen diese gesagt haben: „Begib dich jetzt nur wieder auf deine großen Züge nach Frankreich, Preußen und Syrien, verkuppele nur unsere Frauen mit deinen geliebten Franzosen! Haben wir dich doch einen ganz anderen als den französischen Tanz gelehrt." Zwar erhoben die Mörder den Sohn Peters auf dessen Thron, allein „mit Entsetzen vernahm das Volk, das ihn immer sehr geliebt hatte, die Nachricht von dem Ende seines Souveräns. Im Abendlande war die Entrüstung nicht minder stark. Peter, der fast an allen Höfen bekannt war, galt dort als das Ideal aller Ritterlichkeit, und seine Thaten erhob Mancher so sehr, daß man ihn nicht allein den Großen nannte, sondern ihn auch mit Gottfried von Bouillon zu vergleichen wagte."

Der Verfasser beschränkt sich auf eine cursorische Behandlung der Geschichte von Cypern bis zur Zeit, in welcher sich allmählig das dramatische Ende des kleinen Reiches vorbereitet. Dieß war aber mit der Thronbesteigung Charlotta's im Juli 1458 der Fall.

Schon lange ruhte die schwere Hand der Republik Genua drückend auf Cypern und es hätten andere Kräfte, als die einer jungen Fürstin und ihres schwachen Gatten dazu gehört, um dem Lande wieder eine freie Bewegung zu geben. Zudem lauerte die Republik Venedig längst auf eine passende Gelegenheit, sich der Insel zu bemächtigen. Obgleich mit Muth und Willenskraft ausgestattet, vermochte Charlotta

doch nicht das um sie gespannte Netz zu zerreißen. Mit Hülfe eines mächtigen und stolzen Adels wurde sie aus dem Lande vertrieben und ihr Halbbruder bemächtigte sich der Regierung. Die Verbannte führte jetzt ein ruhe- und freudeloses Leben, bis ihr die fortgesetzten Anstrengungen, die Herrschaft wieder zu gewinnen, einen frühzeitigen Tod bereiteten.

Dem Usurpator gelang es zwar die Genuesen von der Insel zu vertreiben, allein jetzt war für Venedig die Zeit gekommen, einen längst gesponnenen Plan zu realisiren. Mas Latrie hat nach Dokumenten und Depeschen aus dem venetianischen Archiv den Beweis erbracht, daß die Republik in den cyprischen Angelegenheiten bei weitem nicht die glänzende Rolle gespielt hat, wie es ihre Historiker glauben machten. Wir erfahren, daß schon Charlotta von den Agenten Venedigs überwacht war, daß kein Geld und keine Versprechungen gespart wurden, um das Obercommando in den cyprischen Festungen zu erhalten. Wir sehen ganze Reihen vornehmer Cyprioten, auf denen auch nicht der leiseste Verdacht ruhte, mit ihren Familien in Venedig internirt.

Wir können hier nicht die an dramatischen Momenten so reiche Verwickelung der Geschichte der letzten Lusignan's verfolgen, welche in der Vereinigung Cyperns mit Venedig im J. 1489 endigte, und wollen nur darauf hinweisen, daß auch die Dichtkunst sich des hochdramatischen Stoffes längst bemächtigt hat, indem die Geschichte der Katharina Cornaro bereits zweimal für die Bühne ausgebeutet wurde, und zwar fast gleichzeitig in französischer und in deutscher Bearbeitung.

Indem wir nur noch den Fleiß rühmen, welchen der Verfasser auf das vorliegende Werk verwendete, und der Geschicklichkeit in der Behandlung des wenig gekannten, aber höchst interessanten Stoffes unsere ganze Anerkennung zu Theil werden lassen, glauben wir unsere empfehlende Anzeige auf keine angemessenere Weise als mit Anführung des Schlusses der Schrift selbst schließen zu können:

„Der Name der Lusignan's ist, wie der so vieler anderen Königsgeschlechter, längst verklungen. Der Reiz des Wunderbaren aber, der an ihm in höherem Grade haftet, rettete ihn für die Poesie, für die märchenhafte Sage. Und so lebt er fort in dem Sagenschatz des deutschen Volkes, in dem duftigsten Gebilde, das die gestaltungsreiche Phantasie der abendländischen Völker jemals hervorgebracht hat. Er schimmert uns entgegen aus dem Märchen von der schönen Melusina, der Herrin des Schlosses Lussin, die obgleich ein Wesen aus jenen Regionen, wozu nur der Poesie die goldenen Schlüssel anvertraut sind, und den Gesetzen unseres Daseyns nicht unterworfen, unter diese doch, erfaßt von der Macht der Liebe, sich beugt und so die Mutter eines edlen Geschlechtes wird, dessen Söhne in die Zauberwelt des Orients nach Ehren und Ruhm ausziehen und dabei bis zu einem Throne sich aufschwingen. Zwar muß sie, nachdem einmal ihre ideale Natur und damit der Gegensatz zu unserem Daseyn kund geworden, ihrem menschlichen Walten fortan wieder entsagen, aber als ein ächtes Gebilde der Poesie, die uns in ihr verkörpert entgegentritt, wacht sie nun schützend über den Sprossen des Hauses und empfindet ihre Schmerzen mit. Und als ein solcher poetischer Schutzgeist hat sie in der strahlenden Fassung des Märchens sich längst Unsterblichkeit gesichert, wenn auch ihr eigener spätgeborener Enkel, zugleich der letzte Zweig ihres Stammes, wie wir ihn wohl bezeichnen dürfen, der gute Dominikaner Stephan von Lusignan, seine Ahnfrau in dieser idealen Gestaltung förmlich zu verläugnen sucht und sie gern in eine faßbare, trockenangelegte, historisch-genealogische Figur umsetzen möchte."

XVI.

Zur Kenntniß der politischen Verhältnisse der Schweiz.

Die Fortentwickelung der berechtigten, legitimen Demokratie ist offenbar die große Zukunftsfrage wie überall, so auch besonders der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Seit den dreißiger Jahren befindet sich die Schweiz in einer fast ununterbrochenen Verfassungs-Reformbewegung, welche langsam aber sicher die Erweiterung der Volksrechte durch Mitwirkung des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung mittelst endgültig entscheidender Abstimmung erstrebt. Bei der Bundesrevision von 1866 hatte diese Bewegung schon einen so mächtigen Aufschwung genommen, daß sie die Repräsentativ-Verfassung im Stände- und National-Rathe zu bekämpfen vermochte. Mit der Verfassungsrevision von Zürich, welche der demokratischen Bewegung einen neuen bedeutenden Anstoß gab, gewann dieselbe eine Ausdehnung, welche die Umwandelung der Kantone und der Eidgenossenschaft in rein demokratische Volksstaaten fast in sichere Aussicht stellt. Hiedurch würde die Verfassungsbewegung, nachdem sie in den dreißiger Jahren mit der Beseitigung der aristokratischen Stände und regimentsfähigen Familien begonnen hatte, dann zu den indirekten Wahlen, von diesen zu den direkten,

von letzteren zur Abberufung und von ihr zum Veto übergegangen war, zu einem consequenten und jedenfalls geschichtlich berechtigten Abschluß gelangen.

Der in der Schweiz begonnene Kampf zwischen der Repräsentativ- und der reinen Demokratie ist nicht allein höchst interessant und belehrend, sondern dürfte auch für einen großen Theil Europa's, wo das Repräsentativ-System, so wie es sich wenigstens auf dem Continent, zum wesentlichen Unterschiede von der englischen Monarchie, herausgebildet hat, noch viele naive und fast abergläubische Verehrer zählt, wirklichen praktischen Einfluß zu gewinnen bestimmt seyn.

In dem Stadium, bei welchem die Verfassungsbewegung nunmehr angelangt ist, will das Schweizervolk sich in der Ausübung seiner allerdings in den Kantonen wie in der Bundesverfassung anerkannten Souveränität nicht mehr, wie bisher meistentheils, auf die Wahl seiner Behörden und die Sanktion der Verfassung beschränkt sehen, sondern Gesetz und Verwaltung seiner obersten Entscheidung unterworfen haben.

Die über diese ganze wichtige Frage von der Tages- und periodischen Literatur entwickelten oder von Politikern und besonders Nichtpolitikern mir persönlich geäußerten Ansichten möchten sich in folgendem Wesentlichen zusammenfassen lassen.

Die Repräsentativ-Demokratie hat sich im Bewußtseyn des Schweizervolkes überlebt, indem sie keineswegs das gehalten, was sie versprochen und ebenso sehr sich selbst als anderen Illusionen gemacht hat. Die von derselben gewährten Vortheile sind kaum größer als jene welche die constitutionelle Monarchie mit parlamentarischer Regierung zu bieten vermag.

Die mit dem Repräsentativ-System zur Geltung kommende Ausübung der Souveränität durch das Wahlrecht ist eine im höchsten Grade mangelhafte, indem die schweizerische Verfassung den betreffenden Akt an einen bloß periodisch

wiederkehrenden Zeitpunkt bindet und dadurch öfters den Uebelstand erzeugt, daß dieser Akt und die Absicht des Volkes, eine wirkliche souveräne Willenskundgebung zu thun, nicht zusammentreffen. Gegenüber einer solchen Beschränkung hat selbst die constitutionelle Monarchie durch die Einrichtung der Kammerauflösung eine größere Freiheit sich gewahrt.

Die bisher bestandene rein formelle Wahloperation, welche mit der Stimmabgabe ihren Abschluß findet, entzieht hiernach den Wählern jeden Einfluß und jede Controle auf die Thätigkeit der Gewählten, und das ganze Recht wird zu einer bloßen Täuschung.

Die reinen Monarchisten verwerfen mit großer Plausibilität und noch mehr Recht die moderne Volksvertretung, wie sie sich auf den Trümmern der alten Stände erhoben hat. Sie wollen die souveräne Autorität von Institutionen umgeben wissen, die jene aufklären, mäßigen und ihr nöthigenfalls einen gewissen Widerstand, den sie zu respektiren Interesse hat, entgegensetzen, während der moderne Constitutionalismus die Autorität als eine Art Schreckensbild betrachtet, solange selbe nicht in einem eisernen Cirkel eingeschlossen ist, einem Cirkel, den dann die Zeitungsschreiber und Tribunen je nach Belieben einzuengen oder zu erweitern sich vorbehalten.

Ebenso erscheint mir auch die ganze Argumentation, welche ich oben zu entwickeln versucht habe, vom Standpunkte der reinen Demokratie aus als nicht allein berechtigt, sondern auch als logisch — obschon zwar selbst die souveränsten Völker, wie die Nordamerikaner, sich keineswegs absolut der Logik ihrer Institutionen gemäß zu entwickeln pflegen. In Bezug auf letztere habe ich nur, beispielswegen, daran zu erinnern, erstens daß in Nordamerika die heterogene Institution der Sklaverei ausschließlich einer augenblicklichen Kriegsnothwendigkeit, keineswegs aber der Logik zu Gefallen geopfert, dagegen ohne alle Nothwendigkeit der besiegte Süden einer mit dem Geiste und dem Buchstaben der Verfassung

Washington's in entschiedenstem Widerspruch stehenden Centralisation unterworfen worden ist; zweitens daß die Nordamerikaner das große liberale Dogma der europäischen Nationalökonomie — das des Freihandels — total verworfen und was noch interessanter ist, sich bisher dabei äußerst wohl befunden haben.

Wenn nun nach den hier mehr und mehr zur Geltung kommenden Ansichten das Repräsentativ-System der Demokratie nur wenige Vorzüge vor der constitutionellen Monarchie besitzt, so ist dagegen bekanntlich die Volkssouveränität vermittelst der Sanktion der Verfassung durch das Volk vollkommen hergestellt.

Wie jedoch beim Wahlrecht, so ist in der Repräsentativdemokratie auch bei dieser allerdings wirklich demokratischen Staatshandlung die Volkssouveränität dadurch beschränkt, daß das Volk nur über die Verfassung, nicht aber über die Gesetze abstimmen kann. Indem nun den Behörden die Gesetzgebung und Verwaltung fast in souveräner Weise gewährt bleibt, entstehen zwei Souveränitäten, welche unabhängig nebeneinander wirken und öfters sich entgegenwirken, so daß häufig die Bestimmungen der Verfassung in der Gesetzgebung und Verwaltung zur Täuschung gemacht werden können und nicht selten gemacht werden.

Zur Lösung dieses Widerspruches sollen daher Verfassung und Gesetzgebung Ausfluß des gleichen Willens und das Volk allein berechtigt seyn zu entscheiden, ob die Gesetze der Verfassung entsprechen.

Durch die Einführung des Referendums, d. h. des Rechtes des Volkes über organische Gesetze, Staatsverträge und größere Staatsausgaben abzustimmen, würde dann in richtiger Verbindung mit der Institution der Initiative, die Harmonie zwischen Verfassung und Gesetzgebung wieder hergestellt seyn.

Diese ganze Erweiterung der Volksrechte würde indessen die Thätigkeit der bestehenden verschiedenen Rathskörper, wie

namentlich des großen Rathes, nicht aufheben, sondern nur vermindern, indem letzterer auch in der Zukunft die leitenden Grundsätze der einzelnen Gesetze mit gemeinverständlicher Begründung darzulegen und die detaillirte Ausführung derselben durch Verordnung zu erledigen hätte. Der große Rath würde keineswegs zu einer bloßen Vorberathungs-Commission herabgedrückt werden und die gesetzgeberische Gewalt nur bei dem Volke ruhen — sondern beide Faktoren der Gesetzgebung würden auch ferner übereinstimmen müssen, um ein Gesetz zu Stande zu bringen. Dagegen würde allerdings der eigentliche Schwerpunkt der Politik aus dem großen Rathe auf das Volk selber übergehen.

Man gesteht hier gern zu, daß die Repräsentation die sachverständige Intelligenz ist und nicht allein im Ganzen den guten Willen, das Wohl des Volkes zu befördern gezeigt, sondern wirklich manches Gute geleistet hat.

Dagegen glaubt das Schweizer Volk sich überzeugt zu haben, daß es dieser sachverständigen Intelligenz an der Empfänglichkeit für die Bedürfnisse des Volkes und an der praktischen Einsicht zu ihrer Abhülfe gänzlich mangelt; daß diese Intelligenz das Volk von sich fern gehalten und die heilsame Wechselwirkung von Behörden und Volk aufgehoben hat.

Das Schweizer Volk will nur, wie mir scheint, nicht länger, was vielfach geschehen, nach Theorien, sondern nur seinen wirklichen Bedürfnissen gemäß regiert werden, nicht darunter, aber auch nicht darüber hinaus.

Letzteres ist öfters in den kleinern, einfach ländlichen und armen Gebirgs-Kantonen vorgekommen, denen man ganz complicirte Gesetze, Universitäten und Kunstakademien oktroyirte, während sie nur das Bedürfniß von einfachem Recht, guten Straßen, sparsamem Haushalte und Elementar-Schulen hatten; ebenso wie man auch ohne alle äußere concrete Veranlassung, bloß des Princips der Toleranz wegen, dieser für eine indifferentere Zeit bequemsten aller Tugenden, Verfügungen und

Gesetze erließ, welche zwar die Denk- und Gefühlsweise der Majorität auf's tiefste verletzten, irgend nennenswerthen praktischen Nutzen jedoch in keiner Weise aufzuweisen vermochten.

Das Volk ist hier zur Ansicht gelangt, daß an ihm als dem eigentlichen Körper des Staates sich stets am unmittelbarsten die Wirkung der öffentlichen Verhältnisse vollzieht, wo es stets am direktesten leidet, wenn schlecht regiert wird, während die Regierer sich den Wirkungen der öffentlichen Uebelstände größtentheils entziehen, ja oft Krisen, wie z. B. finanzielle, durch wohlberechnete Börsenspekulationen exploitiren, jedenfalls durch die Herrschaft auf entschiedene Weise sich zu entschädigen wissen. Darum glaubt das Volk auch am competentesten zu seyn unmittelbar zu bestimmen, welche Ideen seinen Bedürfnissen Befriedigung zu verschaffen geeignet sind. Diese Ideen selbst verlangt es von seinen Behörden und Führern.

Die bisher zu Gunsten der Einführung des Referendums entwickelten Argumente sind allerdings von sehr hoher Bedeutung, jedoch mehr auf das Räsonnement der gelehrten und staatsmännisch gebildeten Vertheidiger dieser Institution, als auf allgemeine volksthümliche Ueberzeugungen und Ansichten basirt. Dasjenige Argument aber, welches sich des Volksbewußtseyns mit vollster Klarheit und, wie ich glaube, eben deßhalb unwiderruflich bemächtigt, dasjenige Argument welches die Popularität des Repräsentativ-Systems für alle Zeiten unpopulär gemacht hat, ist die ganz maßlose, widersinnige Gesetzmacherei, womit das Volk fast in allen Kantonen, am meisten jedoch in den industriellsten oder materiell günstigst vorgeschrittenen heimgesucht worden ist.

Die Unmasse von Gesetzesbänden, welche dem Volke gar nicht, den Rechtsgelehrten nur theilweise bekannt, selten und stets nur unvollkommen ausgeführt worden sind, wurden dem Schweizer Volke oktroyirt, nachdem es sich, um den Einfluß der Patricier zu brechen, in die Arme der Advokaten, Doktoren und Professoren geworfen hatte. Die professionelle

Manie dieser Stände, die Bewegungen des Volkes in kleinlichster Weise einzuengen, hat denn auch unter Anderm dem Kanton Bern die zehn umfangreichen Gesetzesbände verschafft, deren gleiche und beständige Anwendung die Verzweiflung aller derer ausmacht, die in Rechtsstreitigkeiten verwickelt werden.

Dieser gar nicht genug zu beklagenden Gesetzgebungswuth wird nun sofort ein Ende gemacht durch die Einführung des Referendums.

Eben in dem Haupteinwande der Gegner desselben, nämlich daß bei den heutigen complicirten socialen Verhältnissen die Anforderungen an die Gesetzgebung so groß seien, daß das Volk denselben zu genügen gänzlich außer Stande seyn werde, eben in diesem scheint mir der bei weitem wichtigste und entscheidendste Grund zur Annahme jener Institution zu liegen.

Gerade daß das Volk gar nicht einmal die materielle Zeit haben würde viele Gesetze zu machen — dieses eben halte ich für eine ganz unschätzbare Wohlthat und für den Hauptvortheil welchen das Referendum, das der Präpotenz der Advokaten und Professoren ein sicheres und hier allgemein vorausgesehenes Ende bereitet, dem Volke zu gewähren bestimmt ist.

Der allgemeinste Einwurf der Gegner des Referendums ist, daß das Volk keine Zeit habe der Ausübung selbst absolut nothwendiger Akte der Gesetzgebung obzuliegen. Dem entgegen wird von der anderen Seite darauf hingewiesen daß, da bis jetzt ein Kanton alljährlich auf kantonalen und eidgenössischen Volks-Abschied ungefähr zwei halbe Tage verwende, mit der neuen Institution der betreffende Zeitaufwand beiläufig vier bis fünf Tage betragen werde und daß diese dem Landeswohle ganz füglich gewidmet werden können, besonders wenn man sich entschlöße den namentlich in den katholischen Katonen seit der zwangsmäßigen Abschaffung der meisten traditionellen Feiertage in wahrhaft bedenklichem

Grade überhand nehmenden Besuch der Bier- und Schnapshäuser in etwas zu beschränken.

Soweit ich vergangenen Sommer bei gelegentlichen Ausflügen die Schweiz in einzelnen Theilen kennen zu lernen Gelegenheit fand, überzeugte ich mich, daß außer den Beamten, die bekanntlich in Republiken zur relativen Sicherung ihrer temporären Stellung in den politischen Fragen ihrer Partei unbedingte Folge leisten, oder sonstigen in dem Parteiwesen verwickelten professionellen Politikern — selten unabhängig gestellten Männern zu begegnen sei, welche nicht von dem Referendum wenigstens zweierlei mit Sicherheit erwarten zu können glaubten:

Erstens: Verminderung der bisherigen unheilvollen Gesetzmacherei, sowie die des mehr und mehr unerträglich werdenden Einflusses der Advokaten. Zweitens: eine sparsamere, den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der Bevölkerung angemessene und die zukünftige Generation nicht übermäßig und ungerecht engagirende Finanzverwaltung.

Die dem Referendum günstigen Politiker von Fach wollen dasselbe besonders als ein großes politisches Volksbildungsmittel und sehen Gefahr nur da voraus wo die Regierung sehr radikal (wie z. B. in Genf) ist. Meiner eigenen Ansicht nach wird das Wirken des Referendums zunächst und im Allgemeinen conservativ seyn, und erscheint mir als Bürgschaft dafür der dem politischen Rationalismus noch vielfach widerstrebende Sinn der Schweizer, sowie die moralische Disciplin welche sie sich so ziemlich noch zu bewahren gewußt haben.

Was nun das augenblickliche Verhältniß der einzelnen Kantone zu der Referendums-Frage betrifft, so ist dasselbe folgendes:

In den alten Volksstaaten Glarus, Appenzell, Unterwalden, Graubünden und Schwyz besteht das obligatorische Referendum, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, daß dieses alte Referendum etwas anderes ist als das modern-demokratische Institut gleichen Namens in den großen Kantonen. Jenes

ist der zurückgebliebene Niederschlag des alten Föderalismus, der alten Thalsouveränität; dieses dagegen eine Verkörperung des modernen Gedankens der Volkseinheit; jenes ist getragen von der Idee der communalen Selbstständigkeit, dieses von dem Begriff der Souveränität der großen allgemeinen Volksgemeinschaft. Baselland, Zürich und Bern haben das fakultative, Waadt dasselbe mit Initiative, Neuenburg und Wallis das Finanz-Referendum und letzthin Aargau dasselbe principiell angenommen.

Diesen Kantonen stehen am nächsten: St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, Solothurn und Luzern, und zwar sowohl durch das Veto als auch durch ihre ganze bei der letzten Bundesrevision, wo von ihnen vielfache, sogar für die gesammte Eidgenossenschaft, irgend eine Form der Volksabstimmung betreffende Anträge gestellt wurden, bewiesene Richtung. Rein repräsentativ sind nur noch Freiburg, Baselstadt und Zug.

Dagegen sind dem Referendum entschieden ungünstig die westlichen, die französisch redenden Kantone, mit Ausnahme Neuenburgs, sowie auch Tessin, indem man dort die Ueberzeugung, resp. die Befürchtung hegt, daß mit der Einführung des Referendums in den Kantonen, dasselbe bei der nicht mehr zu vermeidenden Bundesrevision auch in die Bundesverfassung übertragen werden, und demzufolge eine ihren Interessen nachtheilige Centralisirung, d. h. Germanisirung eintreten dürfte.

Diese Befürchtungen werden nun in der ganzen übrigen Schweiz als unbegründet oder doch als übertrieben angesehen, sowohl weil die Einführung des Referendums in die Bundesverfassung keineswegs eine nothwendige und noch weniger eine bald zu gewärtigende Folge der Aufnahme desselben in den Kantonen seyn, als auch weil eine in diesem Sinne durchgesetzte Bundesrevision unmöglich eine Centralisirung herbeiführen könnte, welche der Majorität des Schweizer Volkes selbst im höchsten Grade antipathisch ist. Diese wirk-

Majorität soll ja eben durch das Referendum zum ver-
en Ausdruck gelangen, zum Unterschied von der Gegen-
wo dieselbe so häufig nur eine scheinbare und künst-
gewesen ist. Gerade ein großer Theil der conservativen
i, unter Anderm die politisch gebildete, besonders auch
katholische Geistlichkeit, namentlich der Bischof von
urg, der bekannte P. Roh, sowie zahlreiche Personen die
der Politik kein Geschäft machen, sehen in der Auf-
e des Referendums in die Bundesverfassung die beste
ährleistung für die Aufrechterhaltung der Autonomie der
one; ja vielfach wird dasselbe als das einzige Mittel
chtet, dem, wie überall, so auch in der Schweiz hervor-
nden Zuge zur Bildung eines Einheitsstaates zu wider-
n. Dieser Ansicht kann man sich um so eher zuneigen,
die zweckmäßigere und reellere Geltendmachung des
ten Volkswillens in der Eidgenossenschaft, als bisher
chen, ohne Zweifel die Verstärkung der natürlichen und
nftigen Einheit zur Folge haben dürfte.

Die vorherrschende Stimmung, so weit ich dieselbe er-
jen konnte, widerstrebt entschieden, wie dieß auch die
e Geschichte des Schweizer Volkes zur Erscheinung bringt,
Einheitsstaate d. h. der Vernichtung der politischen
nomie der Kantone, indem man in denselben einen
schritt zu höherem nationalen Leben nicht zu erblicken
ag, und ein kleinerer Staat von ein paar Millionen
vohnern für den Verlust der lokalen Freiheit und Un-
ngigkeit nicht wie in großen Staaten durch eine im-
nte Machtentfaltung nach außen einigermaßen entschädigt
en könnte. Letzteres würde um so weniger der Fall seyn,
die Schweiz als eine Republik mit höchst einfachen, fast
r bäuerlichen als bürgerlichen Sitten und entsprechender
nsweise des in den Militär-Monarchien an- und ausge-
eten Geschmackes für solche Machtentfaltung gänzlich ent-
rt, und die dadurch herbeigeführte Finanz-Zerrüttung der
isten dieser Militärstaaten wahrlich keine Ermuthigung

ist, muthwillig und ohne jede äußere Nothwendigkeit der Beispiel nachzuahmen.

Nach den Folgen welche die übermäßige Centralisati in anderen Ländern herbeigeführt hat oder in diesem Auge blicke herbeiführt, darf man mit Sicherheit anticipiren, d sollte eine extreme Partei auch hier ihre centralisirend Pläne in Bezug auf das Justiz= und Unterrichtswesen, die Militär=Organisation, sowie hinsichtlich der Verhältni des Staates zur Kirche vollständige Trennung der letztern v jenem verfolgen und somit die jetzigen politischen Grundla des Bundes zerstören, die Zerreißung der Schweiz in sicherer Aussicht steht, als es die von Polen war, von d Augenblicke an wo das Dissidententhum zur bürgerlich Gleichstellung gelangte und damit dem schwedischen, russisch und preußischen Einflusse Thür und Thor geöffnet wurde.

Diejenige Centralisation welcher die Majorität der g mäßigten Partei, d. h. des Schweizer Volkes, offenbar güns ist, bezieht sich hauptsächlich auf gewisse materielle Einri tungen, läßt dagegen die jetzige politische Grundlage d Bundes im Wesentlichen vollkommen unversehrt.

Die erwähnten materiellen Einrichtungen betreffen: ei noch größere Centralisirung als die durch die Revision v 1848 gewesen ist: a) des Postwesens; b) des Eisenbahnwesen c) Gleichstellung der niedergelassenen Schweizer mit den niede gelassenen Kantonsbürgern hinsichtlich des Stimmrechts in G meindeangelegenheiten; d) Gleichstellung der in einem Kant niedergelassenen Schweizer mit den Bürgern desselben hinsic lich des Stimmrechts in kantonalen Angelegenheiten; e) Re lung der Besteuerung und der rechtlichen Verhältnisse Niedergelassenen überhaupt in der Ausübung des frei Niederlassungsrechts; f) in der Justiz wohl hauptsächlich Schaffung einer mehr einheitlichen Handelsgesetzgebung, des Wechselrechtes und vielleicht auch des Concursverfahren jedoch auch dieses nur im Wege der mit den einzelnen Ka tonen abzuschließenden Concordate.

Im Unterrichtsfache: Errichtung einiger höherer Schulen, wie eines allgemeinen Polytechnikums, einer agronomen Anstalt und vielleicht auch einer Landesuniversität. Von Monopolisirung des Unterrichtes seitens des Staates, resp. Oktroyirung confessionsloser Schulen kann hier gar nicht die Rede sein, indem den Schweizern, wie den Engländern, das Verständniß für einen solchen Eingriff in die Rechte der Familie vollkommen fern liegt.

Es ist möglich daß der moderne Radikalismus mit der Änderung der bisherigen Religiosität und des gegenwärtigen Rechtsbewußtseyns auch hier seine Ideen von der Omnipotenz des Staates, auf deren Reducirung zu Beginn der europäischen neuen Aera von 1848 gerade wie auf Reducirung der Bureaukratie, der Armee und der Schuldenlast den Völkern Hoffnung gemacht wurde, nach und nach zur Verwirklichung bringt. Allein diese Epoche wird dann, meiner und nicht allein meiner Überzeugung nach, mit der Auflösung des Bundes selbst zusammenfallen und auf diese Weise der Welt das niedrige, Ekel erregende Schauspiel erspart bleiben, in dem Lande wo, mit Ausnahme Englands, noch am wenigsten falsche Freiheit getrieben wird und die Rechte der Familie noch am meisten respektirt worden sind, christlich gesinnte Eltern zur Erhaltung von Schulen angehalten werden welche, indem sie keine Religion lehren, zur Gleichgültigkeit gegen alle heranbilden und ausschließlich den Juden und glaubenslosen Protestanten Nutzen bringen.

Indem der Schluß dieses Berichtes, dessen Anfertigung sowohl in Bezug auf die Sammlung des dazu nöthigen Materials als auch zur Feststellung eines selbstständigen motivirten Urtheils einen längeren Zeitraum in Anspruch nahm, mit der Beendigung der Wahlen zum Nationalrath zusammenfällt, bin ich noch in dem Fall hervorheben zu können, daß deren Ergebniß ein den gemäßigten Principien durchaus günstiges gewesen ist.

Die bei diesem Anlaß von den einzelnen Kantonen auf-

gestellten Programme zeigen, soweit darnach auf die
mung des ganzen Kantons geschlossen werden darf, d
weitem größeren Majorität nach, nirgends extreme Wi
und auf politische Experimente hinauslaufende Theorien

Ueberall zwar wird die Revision der Bundesverfa
im Sinne einer Erweiterung der Volksrechte betont,
jedoch in Bezug auf Modus, Grad und Details irgend
zu präjudiciren, so daß hiernach diese Frage als eine
offene der neuen Bundeslegislative übermittelt wird.

Die den in den respektiven Programmen entwic
Grundsätzen entsprechend gewesene Wahl der Candidaten
demnach fast mit Sicherheit voraussehen, daß die sehr
scheinlich vorzunehmende Reform der Bundesverfassung
über das wirklich vorhandene Bedürfniß hinauserstreckt,
dern die gegenwärtige Organisation des Bundesstaates, w
das kantonale mit dem eidgenössischen Leben versöhnt,
wahrt bleiben werde.

Wenn somit, mehr conkret gesprochen, schon die
nahme des conservativen Referendums kaum wohl ang
doch nicht durchgesetzt werden dürfte, möchte das rad
wohl nicht einmal zur Berathung zu kommen Aussicht h
Dasselbe verlangt nämlich Sanktionirung der organi
Gesetze nur ausschließlich durch die Majorität des Vo
während das conservative Referendum zu jener Sank
die Majorität des Volkes und die Majorität aller K
tone will, wie solches dermalen zur Abänderung der
stehenden Bundesverfassung besteht.

Wie in der wichtigen Frage der Bundesrevision
Sieg der gemäßigten Partei von entscheidendem Einflusse
wird, so dürfte auch voraussichtlich die ganze Haltung
Administration des neuen Bundesrathes dem entsprec
seyn und diese wiederum auf die einzelnen Kantone zu
wirken.

Ich glaube diese Arbeit nicht schließen zu sollen,
hier noch besonders zu constatiren, wie schwierig es in

demokratisch organisirten Ländern ist, bei sich erhebenden großen und wichtigen Fragen die öffentliche Meinung mit einiger Sicherheit kennen zu lernen.

In Folge der außerordentlichen Vertheilung des politischen Einflusses gibt es der politischen Centralpunkte sehr viele und die überall höchst mittelmäßige und durchaus nur lokalen und materiellen Interessen oder aber doktrinären Cliquen dienstbare Presse vertritt noch viel weniger die wirkliche öffentliche Meinung, als dieses in den constitutionell-monarchischen Staaten der Fall ist, wie unter andern in Frankreich, wo notorisch der so wichtig gewordene ökonomische Conservatismus des Bauernstandes, wie auch die reaktionären Tendenzen des provinzialen Bürgerstandes, von der Presse ganz ignorirt werden.

Die Journalisten selbst sind von der zwischen der Quantität und Qualität der Tagesblätter bestehenden geringen Solidarität dermaßen überzeugt, daß z. B. die englische „Times" Specialagenten in die einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union sendet, sobald eine bedeutende politische Frage in Anregung gebracht wird, und zwar dieses nach dem Beispiel des New-York-Herald selbst und ungeachtet der etlichen Hunderte von in der Gesammtunion erscheinenden Blättern.

XVII.

Balde's ausgewählte Dichtungen.

Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von Jakob Balde. Uebertragen von Johannes Schrott und Martin Schleich. München 1870.

Die Baldefeier vom Sommer 1868 trägt ihre Früchte. Dem Biographen des Dichters folgen nunmehr die Uebersetzer. Als wir vor zwei Jahren die zu Balde's zweihundertjährigem Todesgedächtniß*) erschienene Studie von G. Westermayer, „Jacobus Balde", die erste erschöpfende und so lang vermißte Biographie des deutschen Horaz aus dem Zeitalter der Renaissance, in diesen Blättern (Bd. 62, S. 452 ff.) der Aufmerksamkeit der Leser empfahlen, schloßen wir unsere Anzeige mit einem Wunsche, in den Worten: „So nehmen wir denn die gegenwärtige Biographie als ein Pfand dafür, daß eine kritische Gesammtausgabe der Werke Balde's folgen und mit den Jahren vielleicht auch eine Gesammtübersetzung seiner lyrischen Dichtungen erscheinen werde, auf daß wir ihn ganz und mit bewußtem Stolz uns eigen nennen mögen. Denn er war unser!"

---

*) Balde, geb. 1604 zu Ensisheim im Elsaß, starb am 9. August 1668 zu Neuburg an der Donau.

Der zweite Theil unseres Wunsches scheint nun zuerst in Erfüllung zu gehen. Wenigstens ist ein glückverheißender Anfang dazu gemacht in den „Ausgewählten Dichtungen", welche zwei Balde-Verehrer in München, Schrott und Schleich, in löblicher Vereinigung zu übertragen unternommen. Dieser Anfang ist gleich so trefflich gelungen, daß man nur wünschen kann, es möge demselben bald die Fortsetzung folgen.

Die gebotene Auswahl umfaßt 44 Gedichte aus verschiedenen lyrischen Sammlungen Balde's, erstreckt sich aber, wie die Herausgeber hervorheben, vorzüglich auch auf die bisher fast ganz unbekannten Bücher der „Wälder", in denen der Dichter die köstlichsten Schätze seiner Empfindung und seiner Laune niederlegte.

Von frühern Versuchen dieser Art unterscheiden sich die vorliegenden Uebertragungen zu ihrem Vortheile dadurch, daß auch metrisch das altrömische Gewand abgestreift ist, daß die beiden Uebersetzer grundsätzlich auf die Nachbildung antiker Strophen verzichteten und die dem deutschen Genius gemäßeren und geläufigeren deutschen Versmaße mit dem Reime wählten. Oder wie Schrott in der poetischen Einführung des Dichters, der „das stolze Rom zu dienen zwang zu unserm Preise mit metallnem Klang", sich ausdrückt:

„Wir formten um in leicht gereimte Lieder
Gelöstes Erz antiker Rhythmenglieder."

Das ist offenbar der allein richtige Weg, wenn Balde seine Wiedergeburt feiern, wenn er im Volke eingebürgert und ein völlig deutscher Dichter auch der äußern Form nach werden soll, wie er es seiner Gesinnung und seinem geschichtlichen Charakter nach gewesen. Jeder Schriftsteller will allerdings, wie Döderlein, der Uebersetzer des Horaz ausführt, in seinem besondern Ton übersetzt seyn, aber ohne steife Nachahmung und ohne daß man der deutschen Sprache Gewalt anthut; die Individualität des Schriftstellers muß jede Uebersetzung wiedergeben, aber nicht die seines Sprachidioms.

Es ist sicherlich ein Glück das nicht jedem klassischen

Dichter widerfährt, daß an seine Verdeutschung wirkliche Dichter Hand anlegen und ihre beste Kraft an die Lösung der immerhin mühevollen, mit Selbstbeschränkung und Entsagung verknüpften Aufgabe setzen. Wohl wird auch unter der Hand des gewiegtesten Uebersetzers manche Schönheit des Originals der Umbildung zum Opfer fallen; aber der nachdichtende Poet wird fast unwillkürlich von dem Seinigen dazugeben und, ohne die Ursprünglichkeit des Autors zu beschädigen, wenigstens das Entfallende durch andere schöne Wendungen und Bilder zu ersetzen wissen. So entsteht dann eine congeniale Nachdichtung, wie wir sie hier vor Augen haben.

Die beiden Uebersetzer haben sich in die Arbeit ganz nach ihrer Individualität getheilt; der ernstere Theil der Gedichte fiel naturgemäß Schrott anheim, indeß Schleich, der Humorist des Münchener Punsch und witzreiche Lustspiel-Dichter, seinem Naturell entsprechend mehr das scherzhafte Element in dem Lieder- und Gestaltenreich unseres vielseitigen Dichters aufsuchte. Durch die Mischung beider Elemente konnte die Auswahl nur gewinnen, und so hat es sich denn auf's beste gefügt, daß hier, wie es in der Einleitung heißt,

„Vom gleichen Drange süßer Pflicht getrieben
Ungleiche Männer rasche That verband."

Schrott, auf dessen Antheil zwanzig Nummern treffen, hat sich durch Abstreifung des antiken Metrums die Sache nichts weniger als leicht gemacht; denn als versuchter Sprachbändiger greift er mit Vorliebe gerade zu den schwierigsten Versmaßen, wie sie nur immer dem feierlichen Schritt seiner Muse wohl anstehen. So wählte er z. B. die Ottave gleich für die beiden ersten Balde'schen Gedichte der Sammlung, die in diesem neuen Gewande majestätisch genug dahinrauschen: in der großartigen Ode an den Kurfürsten Maximilian, in der das bewegte Herrscherleben des Ligaführers mit dem einfach großen Strich des Meisters umrissen ist; und ebenso in dem Festgedicht auf die Enthüllung der Mariensäule in

ünchen am 9. November 1638, dessen letzte schöne, pro-
etisch ausklingende Strophen also lauten:

Hier hat der Fürst ihr, der gelöbnißtreue,
Aus Marmor aufgerichtet den Altar.
Aufragt die Säule zu des Himmels Bläue,
Wie kaum in Rom je eine schlanker war,
Und auf der Säule Blume steht das neue
Goldblanke Bild mit aufgelöstem Haar.
Die Krone schmückt das Haupt, das milde, süße,
Und huldigend kost der Mond um ihre Füße.

Dein Antlitz ist zum Morgenroth gewendet
Doch bist die schönre Weltaurora Du!
Das holde Kind auf deinen Armen sendet
Dir seines Lächelns süßes Glänzen zu.
Bevor die Sterne ihren Lauf geendet,
Sie halten still in träumerischer Ruh',
Mit Strahlenküssen sie bei Dir verweilen,
Um ungern durch die Räume fortzueilen.

Was ich prophetisch ahne, wird geschehen:
„Mit Gaben, Kerzen, Kränzen werden sie
Zu diesem Freialtare künftig gehen.
Der Bürger beugt mit frommem Sinn das Knie
Und wird zu ihr hinauf mit Liebe sehen,
Und mangeln wird ihr die Verehrung nie!
Trompeten werden schallen, Chöre singen,
Und durch die Wolken wird die Andacht dringen."

Bayern erscheint in dieser Auswahl besonders berück-
htigt, sowohl in seinen historischen Gestalten und Denk-
älern als in seinen landschaftlichen Reizen. Wuchtig wie
s Helden Schwert erklingt die Ode auf Pappenheims Tod;
ll liebender Bewunderung der Nachruf an Tilly, dessen
estalt der zeitgenössische Dichter so leibhaft anschaulich
hildert:

Seht ihr ihn noch, wie schnell das Haupt er wandte
Und schneller noch im Haupt das Augenpaar?
Wie er den Degen aus der Scheide rannte,
Wie er, geschmückt von bunter Federnschaar,

Den alten Kremphut, den ein jeder kannte,
Vielförmig stülpte, drohte wo Gefahr?
Wie auf dem weißen Roß der greise Reiter
Gesessen hat, voll Trotz und dennoch heiter?

Vom Patriotismus eingegeben ist Balde's Preis a
deutsche Einfachheit, sowie die an die deutschen Reichsf
gerichtete Schicksalsfrage „Krieg oder Frieden", die vo
Wirkungen beider eine lebhaft ausgeführte Schilderun
wirft, hier in tönenden Tetrametern wiedergegeben.
Gedichte sind mehr persönlicher Art. Worte der Freun
vernimmt man im „Garten des Pylades" und in dem
reichen Zuruf an den meerfahrenden Liduin Piccolomin
bitterer Galgenhumor über die dem Poeten aufgenöthigte
eines Hofhistoriographen bricht dagegen in dem „verwe
Hochzeitsgedicht" durch. Mit Adlerschwingen erhebt
dann wieder in der Vision vom „Sonnenweib". I
Lebewohl, das der Dichter der hingemordeten Maria S
in den Mund legt, ruht eine ergreifende Stimmung un
königliche Bildersprache: „Breit strömt die Rache w
Themse hin", ruft sie der königlichen Schwester und Mö
in England zu. Zu dem Schönsten aber zählt wo
„Hymne der Sehnsucht", die der formgewandte Ueb
auch durch eine eigenthümliche Strophenform ausgezeichn

Auch Schleich hat in seiner Auswahl (im Gan
Nummern) manchen Glückszug gethan. Als guter Mü
und „Particularist" hält er sich zunächst an's Heimisch
eröffnet die Reihe seines Liedersprengels mit dem ge
Echolied aus den „Wäldern", worin Balde seine Lieb
wanderung von München isaraufwärts, „bald über
bald eingesenkt, bald zwischen grünen Buchen", nach
bojischen Tempe Heselo besingt. Das gefällt ihm vor a

Dieß heseloische Tempe kann
Mit dem Thessaliens streiten,
Hier zeigt sich Flora Jedermann
Von ihren schönsten Seiten.

Wie geht so manches Brünnlein hell
In Laub und Gras verloren.
Es schwitzt den reinsten Lebensquell
Der Berg aus tausend Poren.

Da rauscht die Isar ihren Gruß.
Ach niemals sah ich Wogen,
Die mit so graziösem Fuß
Beschrieben ihre Bogen.

Die anmuthige Schilderung der „hängenden Gärten" des Prinzen Albert ist auf's anmuthigste wiedergegeben. Ebenso die Apostrophe an „die Knabenstatue am Eingang zu den Gärten". In's Gebiet der grotesken Komik schlägt das im Garten zu Haidhausen gesungene, ziemlich hart an Carrikatur streifende Loblied auf den Gärtner Adam Holl, jenen ergötzlichen Typus urgermanischer Ungeschlachtheit, ungefüger Kraft und gutmüthiger Einfalt, dessen grundbiederes Wesen der Humorist am Ende dadurch ehrt, daß er bekennt, ähnlich wie es Alexander gelüstete Diogenes zu seyn, so möchte er, wenn er nicht Balde wäre, am liebsten Gärtner Holl seyn. Gar launig liest sich die Ode an den Katarrh, den „Stimmräuber" und selber „heiser bellenden Cerberus". Die Zornode an den bayrischen Bierhumpen dürfte in unserem chemischen Zeitalter nicht ganz unzeitgemäß seyn. Der scherzhaften Gattung gehört weiterhin zu: „Mein Weibchen", nämlich die Cither des Dichters, und das in einem geschmeidigen Rhythmus sich bewegende lyrische Signalement von der „Liebe", worin die gefährliche Waffenmacht des kleinen Schalks Amor schalkhaft beleuchtet wird. Glücklich ist die Stimmung in dem launigen Gedicht an den Schlaf, den „Pförtner unterm Thor der Träume", festgehalten. Aus der Zwiesprache des Dichters mit seinem Zeisig, der allein das Vorrecht hat ihn zu stören „im Dichten und im Liederbau", muthet uns ein kleines niedliches Stück Stillleben an.

Schalkhafte kleine Landsirene,
Bald stiehlst du Mandeln vom Papier,

Und will ich sie dir wieder nehmen,
Mit Fluggeräusch enthüpfst du mir.

Bald pickt dein Schnabel meinen Finger,
Setz ich ihn ein in's Saitenspiel.
Du lässest nicht die letzten Laute
Zum ersten klingen, wie ich will.

Ziehst du nicht Töne in die Länge,
So plätscherst du doch jedenfalls,
Und reibst dein Köpfchen mit den Nägeln,
Auf daß symmetrisch glänzt dein Hals.

Das Jahr geht um, bis du wirst fertig,
So viel hast du mit Schmuck zu thun,
So oft tauchst du dich in die Fluthen
Und wieder auf, um dann zu ruh'n.

Wie nah hast du das Käfigthürchen,
Bist kein Gefangner, bist zu Haus.
Schweifst hohen Sprungs entlang die Stäbe
Und furchtlos fliegst du ein und aus.

Wenn Atropos recht sanft, das hoff ich,
Dich einst beim Flügelchen erwischt,
(Auch euer Seyn beschließt die Parze)
So geb ich Rosen, thaubefrischt,

Und Veilchen dir zum Ruhelager,
Bekränze das mit Immergrün,
Und eine Muse, die ich bitte,
Trägt zum Parnaß mein Vöglein hin.

Schleich, dem der Soccus geläufig ist, gelingt vor a
der leichte, spielende, ungezwungene Ton. Wie gut ihm
zur Abwechslung auch der Ernst ansteht, davon birgt
Sammlung mehr als eine Probe; z. B. „die Himmelskön
an der Fronte der Münchener Residenz", ein Ehrensp
Balde's auf das schöne und hier so recht an seinem P
stehende Erzbild der Patrona Bavariae, und ähnlich der Reise
des aus Tyrol heimkehrenden Dichters an „das Marien
zu Ettal." Da das Passionsspiel im Laufe dieses Jahrs n

ichen nach Ammergau pilgernden Reisenden an Ettal
beiführt, so mag dieser Balde'sche Reisegruß hier noch ein
tzchen finden. Er lautet:

Des Berg's, des Wald's Vorsitzende dort oben,
Wohl denk ich dein in dieses Thales Ruh!
Wie grünts um dich, wie bist von Schatten du
Lockig umwoben!

Gern hätt' ich meinen Schritt hinaufgetragen
Nach deinem Fenster, das von ferne winkt.
Doch ach, der Weg ist weit, die Peitsche sinkt
Träge vor'm Wagen.

Weil denn unmöglich ein Zusammenkommen,
Thun wir, was auch getrennte Lieb' erzweckt:
Wir grüßen uns! Mit Wünschen sei bedeckt
Mit meinen frommen.

Doch rühr' auch du zum Lebewohl die Hände!
Begegnen soll sich unser Wechselgruß
Wie Echotöne an dem schatt'gen Fuß
Steinerner Wände!

Diese Proben reichen hin, um die Mannigfaltigkeit in
Auswahl und die gewandte Behandlung der Form er-
en zu lassen. Schrott hat die Sammlung durch ein an-
henbes eigenes Gedicht, „Einführung des Dichters", er-
:t; Schleicht beschließt sie in ähnlicher Weise durch das
volle Schlußgedicht: „Balde's letzter Gang durch München".
je nun die Aufnahme dieser ausgewählten Dichtungen in
deutschen Lesewelt eine solche seyn, daß sie die Uebersetzer
ie und ermuntere zur Weiterführung des verdienstvollen
rnehmens. Denn der Reichthum Balde's ist noch lange
t erschöpft; die Größe und Originalität seines Geistes
r ist so seltener Art, daß es eine Ehrensache bleibt, seine
höpfungen zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Nur wenige steh'n im Lichte der Verklärung
Wie Er, so rein, unnahbar, tadellos!

XVII.

Balde's ausgewählte Dichtungen.

Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von Jakob Balde. Uebertragen von Johannes Schrott und Martin Schleich. München 1870.

Die Baldefeier vom Sommer 1868 trägt ihre Früchte. Dem Biographen des Dichters folgen nunmehr die Uebersetzer. Als wir vor zwei Jahren die zu Balde's zweihundertjährigem Todesgedächtniß *) erschienene Studie von G. Westermayer, „Jacobus Balde", die erste erschöpfende und so lang vermißte Biographie des deutschen Horaz aus dem Zeitalter der Renaissance, in diesen Blättern (Bd. 62, S. 452 ff.) der Aufmerksamkeit der Leser empfahlen, schloßen wir unsere Anzeige mit einem Wunsche, in den Worten: „So nehmen wir denn die gegenwärtige Biographie als ein Pfand dafür, daß eine kritische Gesammtausgabe der Werke Balde's folgen und mit den Jahren vielleicht auch eine Gesammtübersetzung seiner lyrischen Dichtungen erscheinen werde, auf daß wir ihn ganz und mit bewußtem Stolz uns eigen nennen mögen. Denn er war unser!"

---

*) Balde, geb. 1604 zu Ensisheim im Elsaß, starb am 9. August 1668 zu Neuburg an der Donau.

Der zweite Theil unseres Wunsches scheint nun zuerst in Erfüllung zu gehen. Wenigstens ist ein glückverheißender Anfang dazu gemacht in den „Ausgewählten Dichtungen", welche zwei Balde-Verehrer in München, Schrott und Schleich, in löblicher Vereinigung zu übertragen unternommen. Dieser Anfang ist gleich so trefflich gelungen, daß man nur wünschen kann, es möge demselben bald die Fortsetzung folgen.

Die gebotene Auswahl umfaßt 44 Gedichte aus verschiedenen lyrischen Sammlungen Balde's, erstreckt sich aber, wie die Herausgeber hervorheben, vorzüglich auch auf die bisher fast ganz unbekannten Bücher der „Wälder", in denen der Dichter die köstlichsten Schätze seiner Empfindung und seiner Laune niederlegte.

Von frühern Versuchen dieser Art unterscheiden sich die vorliegenden Uebertragungen zu ihrem Vortheile dadurch, daß auch metrisch das altrömische Gewand abgestreift ist, daß die beiden Uebersetzer grundsätzlich auf die Nachbildung antiker Strophen verzichteten und die dem deutschen Genius gemäßeren und geläufigeren deutschen Versmaße mit dem Reime wählten. Oder wie Schrott in der poetischen Einführung des Dichters, der „das stolze Rom zu dienen zwang zu unserm Preise mit metallnem Klang", sich ausdrückt:

„Wir formten um in leicht gereimte Lieder
Gelöstes Erz antiker Rhythmenglieder."

Das ist offenbar der allein richtige Weg, wenn Balde seine Wiedergeburt feiern, wenn er im Volke eingebürgert und ein völlig deutscher Dichter auch der äußern Form nach werden soll, wie er es seiner Gesinnung und seinem geschichtlichen Charakter nach gewesen. Jeder Schriftsteller will allerdings, wie Döderlein, der Uebersetzer des Horaz ausführt, in seinem besondern Ton übersetzt seyn, aber ohne steife Nachahmung und ohne daß man der deutschen Sprache Gewalt anthut; die Individualität des Schriftstellers muß jede Uebersetzung wiedergeben, aber nicht die seines Sprachidioms.

Es ist sicherlich ein Glück das nicht jedem klassischen

zu seyn, hat es Herr Häring mit all seinen Dienstjahren und Verdiensten noch nicht über den Kaplaneiverweser hinausbringen können. Allerdings falls das Sprichwort juvat socios habere malorum nicht trügt, müßte er in einem ununterbrochenen Freudentaumel schweben. Zwar nicht von Kirchen- wohl aber von Culturstaates wegen sind Landessöhne mit grauen Haaren als Verweser mit einer Tagesgebühr von anderthalb Gulden im Kirchendienst, neben ihnen junge Lecker und Fremdenlegionäre mit fettestem Einkommen im Staats- oder besser im Ministeriumsdienst nirgends häufiger als in Baden. Nominell ist die Kirche vom Staate getrennt und sogar selbstständig. Aber wehe dem Kirchendiener der mehr als den polizeimäßigen Verstand und mehr als den ordonnanzmäßigen Fleiß besitzt. Er geräth als „minder genehm" in das schwarze Buch der Residenz, der Staat, das heißt der jeweilige Ministerpräsident weist ihn bei Pfründbewerbungen mit oder auch ohne Angabe eines Grundes beharrlich zurück. Noch im Jahr X der verheißenen Freiheit und Selbstverwaltung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens spricht der Staat das entscheidende Wort bei der Besetzung von Aemtern der „freien" Kirche.

Durch die für eine officiell so lichtentbraunte Stadt ziemlich elend beleuchteten Straßen wandelte ich an der Seite des Herrn Häring ohne Verzug dem Vereinshause zu. Mein Begleiter ist dem katholischen Deutschland als trefflicher Redner bekannt. Er war der erste Redakteur des ersten kleineren katholischen Blattes, welchem das durch und durch verlogene, bloß in der Feindseligkeit gegen die katholische Kirche wie gegen die enorme Mehrheit der Bevölkerung consequente Unwesen der „neuen Aera" das Daseyn gegeben. Seine „freie Stimme vom See" prosperirt vortrefflich. Als Haupt der Opposition hat er mit dem famosen Bürgermeister Strohmeyer mehr als einen Strauß mit Ehren ausgefochten. Herr Strohmeyer ist weltbekannt durch den wohlfeilen Heroismus, womit er erklärt hat, der Abhaltung einer katholischen Generalversammlung im Rayon seines Paschaliks „mit allen Mitteln" entgegentreten zu wollen; nicht minder durch seine Excommunikation. Letztere ward dem enragirten Kirchenstürmer erst zu Theil, nachdem alle

Mittel der Güte und Geduld vollständig erschöpft waren. Kaum war die angeblich „verrostete mittelalterliche Waffe" geschwungen, so gerieth die ganze Freimaurerwelt in Aufregung. Es regnete Adressen für den vorgeblichen Martyrer der „Gesetzestreue". In Constanz selbst verhöhnten von notorischen Logenmännern notorisch bezahlte Werkzeuge des ehrenmännischen Fanatismus des Unglaubens und Kirchenhasses den Erzbisthumsverweser auf die bubenhafteste Weise, bis einige wackern Lyceisten dem Unfuge ein Ende machten. Weil das Haupt der katholischen Kirchengesellschaft eines der unwürdigsten und unbändigsten Mitglieder nothgedrungen abseits gestellt, deßhalb geruhte ein „confessionsloses" Ministerium den Bischof Lothar in Anklagestand versetzen zu lassen und zwar — eine bessere Zukunft wird es kaum glauben — wegen „Mißbrauches des geistlichen Amtes!" Der oberste Gerichtshof des Ländchens hob das Verweisungserkenntniß als unbegründet auf und ward dafür von Helden der Gesetzestreue ebenso gesetzwidrig als straflos im Kothe herumgezogen. Die erste rechtliche Folge des Urtheiles hätte der Austritt des Excommunicirten aus der katholischen Stiftungscommission seyn sollen. Allein Bürgermeister Strohmeyer dachte nicht an freiwilliges Zurücktreten. Dem strikten Wortlaute des Gesetzes zuwider behandelte ein „confessionsloses" Ministerium den „Katholiken Strohmeyer" nach wie vor als berechtigtes Mitglied. Dasselbe bestritt somit das Recht wie die Pflicht eines katholischen Bischofes, ein räudiges Schaf von der Heerde auszusondern, logisch das natürlichste Recht jedwelcher Gesellschaft unwürdige und feindselige Mitglieder auszuschließen. Noch mehr. Völlig correkt weigerte sich der geistliche Vorstand den Excommunicirten zu den Sitzungen der Stiftungscommission einzuladen. Fruchtlosen Unterhandlungen bereitete die famose stramme Energie des badischen Musterministers ein Ende. Derselbe ließ von der Polizei die Akten und Gelder einfach wegnehmen und legte die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens der guten Stadt Constanz in die Hände des Oberamtmannes . . .

So seelenvergnügt als wäre ich nach kurzer Fahrt [illegible] meinen alten Penaten zurückgekehrt, saß ich im Vereinsh[illegible] der höchst uneinigen Stadt der Stroh-, Katzen-, Piep-, Fl[illegible]

und anderer Maier. Der niedere und qualmerfüllte, aber
räumige Saal war gesteckt voll. Ein günstiger Stern hatte
rechten Zeit mich hergeführt. Mancher interessante Gast war
schienen, der Abend bot mir Gelegenheit, die Bekanntschaft a
Kämpen der Kirche und Volksfreiheit zu erneuern und jün
Kämpen kennen zu lernen oder doch in nächster Nähe zu b
achten. Gesänge, Deklamationen und Reden wechselten in
zu rascher Aufeinanderfolge. Meine Besorgniß Schillers Gl
oder den Kampf mit dem Drachen, des Sängers Fluch oder
Hebels Wiese zum hundertstenmale anhören zu müssen, er
sich als völlig grundlos. Auch schienen alle Redner Göthe's W
beherziget zu haben, der Meister des Styles zeige sich nicht
dem was er sage, sondern was er weise verschweige.

Lange war mein Verbleiben an der Seite meines t
lichen Geleitmannes nicht. Einer Billardkugel ähnlich mußte
mich hinauf und hinab, herüber und hinüberschieben lassen, th
weil das Gedränge oft groß theils die Zahl meiner Bekann
nicht klein war.

Längere Zeit saß ich neben einem einfach aber elegant
kleideten noch jungen Herrn von kaum mittlerer Größe,
dunkelblondem Haupthaar und röthlichem Vollbart, schö
Stirne und etwas hervorstehenden lebhaften grundgescheit
Augen. Der Herr sprach keinerlei Idiom sondern reines H
deutsch, wobei mitunter auffiel, daß er das rechte Wort n
jedesmal sofort zu packen verstand und alsdann den entsprech
den französischen Ausdruck Umschreibungen vorzog. Mani
und Aeußerungen kennzeichneten den Mann von Welt,
Kenner der Politik wie des großstädtischen Lebens, die Gesic
farbe dagegen wies nach der Studierstube des Gelehrten.
steigerte meine Ungeduld, den Namen meines Nebenman
kennen zu lernen, und unter den obwaltenden Umständen ma
ich die Sache brevi manu ab, indem ich ihn einfach um A
schluß bat. Schweigend reichte er mir seine Karte, ich l
Hermann Kuhn, rue Grenelle, Paris.

Freudig überrascht reichte ich dem Deutsch-Franzosen
Hand. Wer sollte sich nicht freuen den liebenswürdigen Red
teur des Pariser „Monde", einen der gewiegtesten Kämpen

katholischen Frankreich persönlich kennen zu lernen? Niemand wäre geeigneter wie dieser zweite Chamisso, der die deutsche Sprache nicht minder in der Gewalt hat wie die französische, die Solidarität der katholischen Interessen diesseits wie jenseits des Rheines zur Geltung zu bringen. Ein deutsch-französisches Blatt wäre nichts weniger als ein Meerwunder. In den fünfziger Jahren hat der Redakteur des Ami de la religion solches versucht, jedoch ohne reussiren zu können. Unbekümmert um nationale Vorurtheile und politische Schranken arbeiten die Freimaurer romanischer und germanischer Zunge gemeinsam. Wie lange werden wir unsern bittersten Gegnern noch den Gefallen erweisen, kein Organ der Vermittlung und Verbrüderung zwischen dem katholischen Frankreich und Deutschland zu besitzen? Bis jetzt dürfte es wenige Casino's oder andere Vereine geben, in denen der Monde oder ein anderes gutes französisches Blatt aufliegt; eher findet man die Indépendance, den Siècle, oder eine ähnliche Trompete der Revolution in Schlafrock und Pantoffeln.

An einem Seitentischchen traf ich ein vierblätteriges Kleeblatt, auf welches das katholische Deutschland stolz seyn darf. Da saß ein Mann von schlichtem ernsten Wesen; dem Aeußern nach hätte man ihn für einen behäbigen Geschäftsmann halten mögen. Wer ihn aber genauer betrachtete oder auch nur fünf Minuten anhörte, was er mit sonorer Baßstimme vorbrachte, gelangte sofort zu einer andern Ansicht. Auf einer mittelgroßen kräftig gebauten Büste ruhte ein Haupt, dessen Einzelheiten Reminiscenzen aus der Bildergallerie deutscher Classiker in mir weckte. Die breite von dunkelblonden Locken umkräuselte Stirne, das klare feste Augenpaar, die von Gesundheit strotzenden Wangen, die etwas keck aufstrebende Nase, der scharf geschlossene Mund und das hervorspringende Kinn machten den Gesammteindruck von Intelligenz, Kraft und Entschiedenheit. Was der Herr vorbringen mochte, es hatte Hand und Fuß und haarscharfe Logik. Es war Dr. Johannes Bumüller von Ravensburg. Wer kennt die in Tausenden von Exemplaren verbreiteten pädagogischen und historischen Schriften dieses Mannes nicht?

Bumüllers vis-à-vis war ein noch junger geistlicher Herr,

schlank und hoch gewachsen, mit kastanienbraunem Haupthaar und länglichtem fein und edel zugeschnittenen Antlitz. Der Mann hatte etwas Feines und Liebenswürdiges in seinem ganzen Wesen und Gebahren, ich möchte fast sagen etwas Johannismäßiges. In der That trägt er auch den Namen dieses Lieblingsjüngers des Herrn, der wackere Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte zu Frankfurt am Main. Jahre hindurch war er ein Mitarbeiter und zugleich der Liebling des großen Forschers Böhmer; jüngst ist er nunmehr auch zum Biographen und Herausgeber des literarischen Nachlasses seines Altmeisters geworden. Schon früher hat Janssen durch die herrliche Schrift „Schiller als Historiker" gezeigt, er gehöre zum großen Unterschiede von den Geschichtsbaumeistern zu jenen ächten Jüngern der Wissenschaft, vor denen man den Hut schon deßhalb tiefer als je herabziehen muß, weil dieselben in allen Zweigen des Wissens leider immer seltener werden, seltener besonders in unserm mit parteiwütbigen Schulmeistern jeglicher Sorte unsäglich geschlagenen Deutschland. Männer wie Janssen sind Kerneichengewächs; sie wollen Wahrheit, sie gehen den Dingen auf den Grund unbekümmert um die wechselnden Tendenzen des Tages, um Fürstengunst und Minutendunst.

Zwischen dem kernhaften Sohne des Schwabenlandes und dem Vertreter der mußpreußisch gewordenen weiland freien Reichsstadt saß als der dritte im Bund ein Cisleithane, obwohl kein naturwüchsiger, denn er darf sich rühmen, dem „bestregierten Lande diesseits des Oceans", wie ein Berliner Spottvogel Jung-Baden zu taufen beliebte, entsproßt und zugleich auch entronnen zu seyn. Der im reifsten Mannesalter stehende urkräftig gebaute, dunkelbraune, bebrillte und heftig beschnurrbartete Herr heißt mit dem Anfangsbuchstaben Dr. Weiß, Professor der Geschichte in Graz, ein gefeierter Lehrer und tüchtiger Historiker. Neben dem riesigen Gfrörer hat er zur Zeit des am Grabe des Großherzogs Leopold entbrennenden und heute nach bald siebzehn Jahren noch nicht ausgefochtenen Kirchenstreites als Privatdocent erfolgreich gewirkt. Nebenbei redigirte er die „Freiburger Zeitung" besonnen und gemäßigt wie es einem Jünger Klios wohl ansteht. Die preußischen Occupationstruppen hatten soeben

[illegible]ittel der Güte und Geduld vollständig erschöpft waren. Kaum [illegible]ar die angeblich „verrostete mittelalterliche Waffe" geschwungen, gerieth die ganze Freimaurerwelt in Aufregung. Es regnete [illegible]dressen für den vorgeblichen Martyrer der „Gesetzestreue". In [illegible]onstanz selbst verhöhnten von notorischen Logenmännern noto[illegible]isch bezahlte Werkzeuge des ehrenmännischen Fanatismus des [illegible]nglaubens und Kirchenhasses den Erzbisthumsverweser auf die [illegible]ubenhafteste Weise, bis einige wackern Lyceisten dem Unfuge [illegible]n Ende machten. Weil das Haupt der katholischen Kirchen[illegible]esellschaft eines der unwürdigsten und unbändigsten Mitglieder [illegible]othgedrungen abseits gestellt, deßhalb geruhte ein „confessions[illegible]loses" Ministerium den Bischof Lothar in Anklagestand ver[illegible]setzen zu lassen und zwar — eine bessere Zukunft wird es [illegible] glauben — wegen „Mißbrauches des geistlichen Amtes!" Der oberste Gerichtshof des Ländchens hob das Verweisungs[illegible]erkenntniß als unbegründet auf und ward dafür von Helden der Gesetzestreue ebenso gesetzwidrig als straflos im Kothe herum[illegible]gezogen. Die erste rechtliche Folge des Urtheiles hätte der Aus[illegible]tritt des Excommunicirten aus der katholischen Stiftungscom[illegible]mission seyn sollen. Allein Bürgermeister Strohmeyer dachte nicht an freiwilliges Zurücktreten. Dem strikten Wortlaute des Gesetzes zuwider behandelte ein „confessionsloses" Ministerium den „Katholiken Strohmeyer" nach wie vor als berechtigtes Mitglied. Dasselbe bestritt somit das Recht wie die Pflicht eines katholischen Bischofes, ein räudiges Schaf von der Heerde aus[illegible]zusondern, logisch das natürlichste Recht jedwelcher Gesellschaft unwürdige und feindselige Mitglieder auszuschließen. Noch mehr. [illegible]llig correkt weigerte sich der geistliche Vorstand den Excom[illegible]municirten zu den Sitzungen der Stiftungscommission einzu[illegible]laden. Fruchtlosen Unterhandlungen bereitete die famose stramme [illegible]nergie des badischen Musterministers ein Ende. Derselbe ließ [illegible] der Polizei die Akten und Gelder einfach wegnehmen und [illegible] die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens der [illegible] Stadt Constanz in die Hände des Oberamtmannes . . .

So seelenvergnügt als wäre ich nach kurzer Fahrt zu meinen alten Penaten zurückgekehrt, saß ich im Vereinshause der höchst uneinigen Stadt der Stroh-, Katzen-, Piep-, Flegel-

und anderer Maier. Der niedere und qualmerfüllte, aber geräumige Saal war gesteckt voll. Ein günstiger Stern hatte zur rechten Zeit mich hergeführt. Mancher interessante Gast war erschienen, der Abend bot mir Gelegenheit, die Bekanntschaft alter Kämpen der Kirche und Volksfreiheit zu erneuern und jüngere Kämpen kennen zu lernen oder doch in nächster Nähe zu beobachten. Gesänge, Deklamationen und Reden wechselten in fast zu rascher Aufeinanderfolge. Meine Besorgniß Schillers Glocke oder den Kampf mit dem Drachen, des Sängers Fluch oder gar Hebels Wiese zum hundertstenmale anhören zu müssen, erwies sich als völlig grundlos. Auch schienen alle Redner Göthe's Wort beherziget zu haben, der Meister des Styles zeige sich nicht in dem was er sage, sondern was er weise verschweige.

Lange war mein Verbleiben an der Seite meines treulichen Geleitmannes nicht. Einer Billardkugel ähnlich mußte ich mich hinauf und hinab, herüber und hinüberschieben lassen, theils weil das Gedränge oft groß theils die Zahl meiner Bekannten nicht klein war.

Längere Zeit saß ich neben einem einfach aber elegant gekleideten noch jungen Herrn von kaum mittlerer Größe, mit dunkelblondem Haupthaar und röthlichem Vollbart, schöner Stirne und etwas hervorstehenden lebhaften grundgescheidten Augen. Der Herr sprach keinerlei Idiom sondern reines Hochdeutsch, wobei mitunter auffiel, daß er das rechte Wort nicht jedesmal sofort zu packen verstand und alsdann den entsprechenden französischen Ausdruck Umschreibungen vorzog. Manieren und Aeußerungen kennzeichneten den Mann von Welt, den Kenner der Politik wie des großstädtischen Lebens, die Gesichtsfarbe dagegen wies nach der Studierstube des Gelehrten. Das steigerte meine Ungeduld, den Namen meines Nebenmannes kennen zu lernen, und unter den obwaltenden Umständen machte ich die Sache brevi manu ab, indem ich ihn einfach um Aufschluß bat. Schweigend reichte er mir seine Karte, ich las: Hermann Kuhn, rue Grenelle, Paris.

Freudig überrascht reichte ich dem Deutsch-Franzosen die Hand. Wer sollte sich nicht freuen den liebenswürdigen Redakteur des Pariser „Monde", einen der gewiegtesten Kämpen des

holischen Frankreich persönlich kennen zu lernen? Niemand
re geeigneter wie dieser zweite Chamisso, der die deutsche
rache nicht minder in der Gewalt hat wie die französische,
Solidarität der katholischen Interessen diesseits wie jenseits
Rheines zur Geltung zu bringen. Ein deutsch-französisches
att wäre nichts weniger als ein Meerwunder. In den fünf-
er Jahren hat der Redakteur des Ami de la religion solches
sucht, jedoch ohne reussiren zu können. Unbekümmert um natio-
le Vorurtheile und politische Schranken arbeiten die Frei-
maurer romanischer und germanischer Zunge gemeinsam. Wie
nge werden wir unsern bittersten Gegnern noch den Gefallen
weisen, kein Organ der Vermittlung und Verbrüderung zwi-
chen dem katholischen Frankreich und Deutschland zu besitzen?
s jetzt dürfte es wenige Casino's oder andere Vereine geben,
denen der Monde oder ein anderes gutes französisches Blatt
fliegt; eher findet man die Indépendance, den Siècle, oder
e ähnliche Trompete der Revolution in Schlafrock und Pan-
feln.

An einem Seitentischchen traf ich ein vierblätteriges Klee-
att, auf welches das katholische Deutschland stolz seyn darf.
a saß ein Mann von schlichtem ernsten Wesen; dem Aeußern
ch hätte man ihn für einen behäbigen Geschäftsmann halten
gen. Wer ihn aber genauer betrachtete oder auch nur fünf
nuten anhörte, was er mit sonorer Baßstimme vorbrachte,
langte sofort zu einer andern Ansicht. Auf einer mittelgroßen
stig gebauten Büste ruhte ein Haupt, dessen Einzelheiten
miniscenzen aus der Bildergallerie deutscher Classiker in mir
ckte. Die breite von dunkelblonden Locken umkräuselte Stirne,
s klare feste Augenpaar, die von Gesundheit strotzenden Wan-
n, die etwas keck aufstrebende Nase, der scharf geschlossene
und und das hervorspringende Kinn machten den Gesammt-
ndruck von Intelligenz, Kraft und Entschiedenheit. Was der
nn vorbringen mochte, es hatte Hand und Fuß und haar-
harfe Logik. Es war Dr. Johannes Bumüller von Ravens-
rg. Wer kennt die in Tausenden von Exemplaren verbreiteten
dagogischen und historischen Schriften dieses Mannes nicht?

Bumüllers vis-à-vis war ein noch junger geistlicher Herr,

schlank und hoch gewachsen, mit kastanienbraunem Haupthaar und länglichtem fein und edel zugeschnittenen Antlitz. Der Mann hatte etwas Feines und Liebenswürdiges in seinem ganzen Wesen und Gebahren, ich möchte fast sagen etwas Johannismäßiges. In der That trägt er auch den Namen dieses Lieblingsjüngers des Herrn, der wackere Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte zu Frankfurt am Main. Jahre hindurch war er ein Mitarbeiter und zugleich der Liebling des großen Forschers Böhmer; jüngst ist er nunmehr auch zum Biographen und Herausgeber des literarischen Nachlasses seines Altmeisters geworden. Schon früher hat Janssen durch die herrliche Schrift „Schiller als Historiker" gezeigt, er gehöre zum großen Unterschiede von den Geschichtsbaumeistern zu jenen ächten Jüngern der Wissenschaft, vor denen man den Hut schon deßhalb tiefer als je herabziehen muß, weil dieselben in allen Zweigen des Wissens leider immer seltener werden, seltener besonders in unserm mit parteiwüthigen Schulmeistern jeglicher Sorte unsäglich geschlagenen Deutschland. Männer wie Janssen sind Kerneichengewächs; sie wollen Wahrheit, sie gehen den Dingen auf den Grund unbekümmert um die wechselnden Tendenzen des Tages, um Fürstengunst und Minutendunst.

Zwischen dem kernhaften Sohne des Schwabenlandes und dem Vertreter der mußpreußisch gewordenen weiland freien Reichsstadt saß als der dritte im Bund ein Cisleithane, obwohl kein naturwüchsiger, denn er darf sich rühmen, dem „bestregierten Lande diesseits des Oceans", wie ein Berliner Spottvogel Jung-Baden zu taufen beliebte, entsproßt und zugleich auch entronnen zu seyn. Der im reifsten Mannesalter stehende urkräftig gebaute, dunkelbraune, bebrillte und heftig beschnurrbartete Herr heißt mit dem Anfangsbuchstaben Dr. Weiß, Professor der Geschichte in Graz, ein gefeierter Lehrer und tüchtiger Historiker. Neben dem riesigen Gfrörer hat er zur Zeit des am Grabe des Großherzogs Leopold entbrennenden und heute nach bald siebzehn Jahren noch nicht ausgefochtenen Kirchenstreites als Privatdocent erfolgreich gewirkt. Nebenbei redigirte er die „Freiburger Zeitung" besonnen und gemäßigt wie es einem Jünger Klios wohl ansteht. Die preußischen Occupationstruppen hatten soeben

für rathsam gehalten Angesichts einiger sehr ernst aufgehobenen Finger die badischen Fleischtöpfe stehen zu lassen und im Galopp „nach rückwärts sich zu concentriren". Modergeruch und Kirchhofsstille erfüllte Stadt und Land. Wie anderwärts gefiel eine an Geist blutigarme und dafür an Gesinnungslosigkeit steinreiche Bureaukratie sich in der jämmerlichsten Polizeiplackerei. Gar mancher miles gloriosus von heute half wacker mitplacken; die Freischärler saßen mit abgenommenen Urbärten scheu und unverständlich brummend hinter dem Ofen; nicht wenige schworen allem Demokratismus ab und tranken Brüderschaft mit Hirams [illegible], straflos ausgegangenen Söhnen. Von solchen Chamäleonnaturen hat Lord Byron gesungen:

> Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen
> Und später alle Könige gelobt,
> Sie haben „hoch die Republik!" geschrieen
> Und später gegen Republik getobt.
> Jetzt sind sie liberal, doch stets erbötig
> Den Rock zu wechseln und die Haut, wenn nöthig.

Die Minister stramm und regierungssüchtig bis hinein in die Suppenschüsselchen des Zuchthauses; die Tribunen der Kammern in permanenter „sittlicher Entrüstung" ob den Unthaten und ruchlosen Planen der Freischärler, servil im Superlativ unter der einzigen Bedingung, daß die greifbaren Interessen der „Intelligenz" und des „Besitzes" gefördert würden — in einer solchen Zeit der engherzigsten und kurzsichtigsten Reaktion, allgemeiner Erschlaffung und universellen Servilismus entfaltete Erzbischof Hermann das glorreiche Banner der Kirche; er forderte von dem vielköpfigen modernen Ludwig XIV., Staat genannt, das lange genug verkannte und vorenthaltene Recht des katholischen Klerus und Volkes zurück. Redakteur Weiß aber stellte sich auf die Seite des „hochwürdigsten Revoluzzers", wie [illegible]liberale Preßlakaien sofort sich ausdrückten. Die Aussicht auf ein ewiges Privatdocententhum erschien als eine zu gelinde Strafe, der verwegene Biograph des hochmittelalterlichen Königs Alfred d. Gr. mußte in's Loch. Nicht umsonst hatte mit dem Talente eines eminenten Oberpolizei-Direktors ausgerüstet der Justizminister die Standrechtsparagraphen 631 a und Consorten ausgeklügelt,

Allerweltsfangsäcke für Alles und für Jeden, was und den man packen will. Mit ihrer Hülfe kam Dr. Weiß richtig hinter vier Mauern, das Exempel war statuirt. Nicht lange hernach folgte der Gemaßregelte einem ehrenvollen Rufe in den damals noch deutschen und sogar mit lange unerhörten katholischen Geburtswehen ringenden Kaiserstaat. Professor Weiß hat wohlgethan, einer über alle Beschreibung hinaus jämmerlichen und kleinlichen Winkelwirthschaft den Rücken zu kehren, die nur mit servilen Mittelmäßigkeiten dauernd sich zu vertragen vermag. In seinem unseligen Geburtsländchen hätte er schwerlich Zeit und Luft behalten sein umfassendes „Lehrbuch der Weltgeschichte" zu verfassen, ausgezeichnet durch Adel der Gesinnung wie durch eine Fülle von Studien und Forschungen, nicht minder durch die Eleganz und Durchsichtigkeit des Styles.

Der vierte am Kleeblatttische war ein nicht mehr junger Herr, dessen etwas verwitterte Züge häufig durch die Tabakswolken verhüllt wurden, welche er seiner langen Pfeife behaglich entlockte. Wäre Baden nicht eben Baden sondern etwas Besseres und namentlich ein ehrlich constitutioneller Staat, so müßte Obergerichtsanwalt Dr. Otto von Wänker seit Jahren eine Zierde der Volksvertretung seyn. Mehr als einmal hat die Regierung dessen Wahl energisch hintertrieben, wenn nicht mit Recht so mit desto besserer Spürnase. Der Mann besitzt was die Alten von einem tüchtigen Juristen verlangt haben: ferreum caput, plumbeas nates, auream crumenam. Er ist bekannt als ausgezeichneter Redner und Publicist, dabei ein unbeugsamer unabhängiger Charakter und — da sitzt der Hase vollends im Pfeffer! — wenn auch nichts weniger als ein ultramontaner Heißsporn, so doch ein kirchentreuer Katholik. Derlei Männer taugen nicht in das „erweiterte Ministerial-Collegium". Zur Zeit der wildesten Aufregung der Jahre 1848 und 1849, besonders in den Prozessen gegen Fickler, Blind und Struve hat Herr v. Wänker als Substitut des Staatsanwaltes der Monarchie wie der badischen Regierung die ersprießlichsten Dienste geleistet. Er that dieß mit einer unverwüstlichen Ruhe und geistigen Ueberlegenheit, durch welche er sich die Achtung der ärgsten Gegner erzwang. Nachdem die Gewitterstürme aus-

Schule. Der Katechismus wird ebenfalls übersetzt und französisch erklärt und aufgesagt.“ Selbstverständlich handelt es sich hier nur um mündliche Uebersetzungen, welche flüchtig behandelt werden, von denen deßhalb die Kinder fast nichts behalten.

Kurz und gut, das Deutsche ist principiell aus dem Unterricht verbannt; dieß ist auch der schließliche Zweck des Programmes. Diese Sprache ist nur provisorisch noch als Verkehrsmittel geduldet. Man beabsichtigt nichts weniger als die vollständigste Vertilgung der alten Sprache unseres Landes. Man will um jeden Preis und binnen kürzester Zeit damit aufräumen. Es ist ein feststehender Entschluß, ein von oben gekommener Schlachtruf ist überall verbreitet: Delenda est Carthago, die deutsche Sprache muß verschwinden!

Durch welche Gründe aber will man diesen gegen unsere Muttersprache geübten Ostracismus und dieß Verbannungsurtheil rechtfertigen? Welche Ursachen macht man geltend um uns in dieser Weise zu behandeln, uns so in unsern heiligsten Interessen und in Allem anzugreifen, was uns lieb und theuer ist? Wir finden diese Gründe theils im vorgedachten Programm selbst, theils in gewissen Präfektur-Rundschreiben und noch eingehender in einem anonymen, bloß mit dem Wort: „ein Universitarier“ unterzeichneten Brief, den das amtliche Blatt unseres Departements veröffentlicht hat, als Antwort auf eine vortreffliche Flugschrift: „Ueber den deutschen Unterricht in unseren nordöstlichen Departementen“ *). Wir legen jene Gründe dar, um nachher darauf zu antworten.

1) Das Gesetz duldet den Unterricht in fremden Sprachen in den Volksschulen nicht.

2) Unsere Verschmelzung mit Frankreich wird immer un-

*) Bei Leroux in Straßburg 1868 in beiden Sprachen erschienen als Sonderabdruck einer Reihe von Artikeln der Espérance in Nanzig, neben dem Pariser Monde und dem „Niederrheinischen Kurier“ das einzige französische Tagblatt welches die ganze Angelegenheit sachgemäß behandelte. Jenes gut katholische sehr verbreitete Blatt ist nämlich von zwei Deutschlothringern, den Herren Käuffer und Wagner geleitet.

gerade Gestalt kam mir vor wie eine Verkörperung der
nung bei Jesus Sirach: „Trachte nicht darnach ein Richt
seyn, wenn du nicht Macht genug hast dem Unrecht zu st
damit du nicht etwa des Mächtigen Angesicht scheuest und
Rechtschaffenheit in Gefahr komme.“

Es fehlt uns nicht an Talenten, desto mehr a
Charakteren! klagte schon vor Jahrzehnten der Frei
Lamartine. Beim Anblicke des vierblätterigen Kleeblatt
Tischchen des schwarzen Casino in der Rheingasse würd
Gerechtigkeitsgefühl auch ihm das Zugeständniß abgen
haben: je niederschlagender die Regel, desto glänzender di
nahmen.

Was ist des Deutschen Vaterland? begann ein pr
Chor zu fragen. Wo ist ein wirklich ehrlich gebliebene
sches Herz, dem der gesunde Menschenverstand noch Adju
dienste leistet, welches von obiger Frage seit 1866 ni
Wehmuth und Ingrimm erfüllt wird? Wäre ich nicht
worden und „fühl bis an's Herz hinan“ gegen alles
treiben, mit eisernen Fäusten hätte ich den Takt schlag
wünschen mögen, jeder Schlag sollte mit hundertfacher
auf die Rücken der Nationalmiserabeln fallen. Doch wa
erhitzen? Das einzig Bleibende im Flusse des Daseyns he
Wechsel, Narren und Schurken haben zu jeder Zeit d
schichte die Hauptrolle gespielt, mundus regitur Dei provi
et hominum stultitia!

Man beruft sich auf das Gesetz; wirklich, aber auf welches denn? Wäre es etwa dasjenige welches der Herr Minister des öffentlichen Unterrichts am 9. März 1867 der Kammer mit folgenden Worten erklärt hat: „Wir können nicht daran denken in Frankreich die deutsche Sprache auszurotten, während wir gleichzeitig in unsern höhern Schulen auf die Verbreitung der fremden Sprachen hinarbeiten, und überdieß im Elsaß (und in einem Theile Lothringens) die deutsche Sprache ein Mittel ist, um mit den benachbarten deutschen Bevölkerungen zu verkehren."

Oder ist es etwa das Gesetz welches der Kaiser selbst, wenige Zeit nachher, bei seiner Rückkehr von Salzburg erläutert hat, indem er die in Straßburg versammelten Lehrer ermahnte in der Pflege des deutschen Unterrichts fortzufahren, und ihnen zugleich auch für den Eifer und die Bemühungen für die Verbreitung der französischen Sprache gedankt hat?

Man beruft sich auf das Gesetz und es besteht bloß ein einfaches Regulativ welches der Departementalrath auf Antrag des Akademie-Inspektors genehmigt hat, welches folgerichtig auch den Umständen gemäß abgeändert werden kann, und mittelst dessen die genannte Versammlung in der That auch das Mittel besitzt, alle, auch die kleinsten Einzelheiten der Unterrichtsgegenstände zu prüfen und zu beaufsichtigen. Weiß der universitarische Briefsteller dieß nicht, so ließe sich dieses Nichtwissen schwer mit seiner amtlichen Stellung vereinigen.

Können anderntheils die deutschen Bewohner des Nordostens mit den ausschließlich französischen Bevölkerungen der Westküsten und der Südprovinzen verglichen werden? Man würde großes Unrecht und eine unmögliche Aufgabe ohne ersichtlichen Zweck auf sich nehmen, wollte man Kinder welche kein Wort dieser Sprachen verstehen, englisch, spanisch oder italienisch lesen oder schreiben lehren. Es ist denn doch etwas anderes, wenn die Lothringer und Elsässer verlangen, daß ihnen Lesen, Schreiben und der Katechismus in ihrer heimathlichen Sprache gelehrt werden, welche allein von ihnen verstanden wird. Ihre Wünsche gehen bekanntlich nicht über dieß bescheidene Maß hinaus.

Ist es nicht eine schwere Beleidigung, unsere alte Mutter-

legen, das jetzt in unsern Elementarschulen gegen die deutsc unsere Muttersprache angewandt wird.

Nach dem Wortlaut des Programmes vom 29. März 18 und seit jener Zeit bei uns eingeführt, „ist der Gebrauch deutschen Sprache nur als ein provisorisches obwohl unentb liches Mittel geduldet, um während der ersten Zeit des Sc besuchs den Verkehr zwischen Lehrer und Schüler zu unterhalte

Gleich darauf heißt es: „Es darf nie vergessen wer daß die deutsche Sprache wohl als Mittel, nicht aber als Ge stand des Unterrichts gebilligt werden darf, das Gesetz erla es nicht anders. Sobald das Kind im Stande ist das Fra sische zu verstehen, darf nicht mehr deutsch mit ihm gespro werden und der Unterricht muß ausschließlich französisch seyn Die Versammlung (der Departementsrath) will den Augen schneller herbeiführen, an welchem die ganze Bevölkerung Departements, die so französisch in ihrer Gesinnung ist, im Umgang keine andere Sprache mehr gebrauchen wird, die Nationalsprache."

Demnach ist auch das Deutschschreiben vollständig aus gesetzlichen Schulplan ausgeschlossen, indem es heißt: „Die Sch werden nur im französisch Schreiben geübt; die Schreibvorl blätter sollen in's Deutsche übersetzt und erklärt werden. Text dieser Vorlegeblätter muß immer französisch seyn." W noch etwas deutsch Lesen gelehrt wird, so beginnt man da erst wenn die Kinder schon fließend französisch lesen könne nur die jüngsten Kinder werden darin der Form nach, in ein fast lächerlichen Weise, ohne Folge und deßhalb auch ohne folg geübt. Das deutsch Lesen ist bei den Kindern von 10 12 und 13 Jahren ausgeschlossen, also gerade um die Zeit dieselben den Vorbereitungsunterricht des heil. Abendmahls halten sollen. Deßhalb wird auch der Katechismus nur fr zösisch gelernt und aufgesagt, also in einer Sprache die Kinder so gut wie nicht verstehen. Das Programm sagt ü diesen wichtigen Gegenstand: „Erzählungen aus dem alten neuen Testamente werden französisch übersetzt, besprochen erklärt. Das sonntägliche (in der Kirche deutsch gehörte) Ev gelium wird französisch übersetzt, erklärt und erzählt in

zösisch sprechen, und ihr werdet sehen, was aus der großen französischen Familie wird. Ist es denn die Sprache, welche die Nationalität eines Volkes bestimmt? Seht ihr nicht, daß euer System, würde es ernstlich angewandt, geraden Weges zur Zerreißung des Vaterlandes führte?

Ihr wollt nur Franzosen! Sind wir es weniger als die eben erwähnten Bevölkerungen? Haben wir nicht ebenso viel, vielleicht noch mehr Recht den Namen Franzosen zu tragen als sie? Haben wir denselben nicht um den Preis der größten und meisten Opfer, um denjenigen unseres besten für die Ehre des Vaterlandes und zur Vertheidigung seiner Grenzen vergossenen Blutes erworben? Sie können versichert seyn, Herr Universitarier, wir sind getauft, und das gut getauft; es ist unnöthig es nochmal unter Ihrer Pathenschaft zu werden. In unsern Annalen werden Sie den Beweis finden, nebst den Namen der Pathen und andern schätzenswerthen Belegen für die Richtigkeit dieser Taufe. Befragt unsere Geschichte, denn wir haben eine solche vor der wir nicht zu erröthen brauchen, so werdet ihr vielleicht auch zufrieden seyn, die deutschen Lothringer zu nehmen wie sie sind. Man gesteht ja selbst, daß wir der Ueberzeugung nach Franzosen sind und vom besten patriotischen Geist beseelt. Man sagt wirklich nicht zu viel damit, denn wir haben nicht nachgelassen die überzeugendsten Beweise dafür beizubringen. Dieß ist die wahre und beste Nationalität.

Ohne Ausnahme haben wir alle den lebhaften Wunsch, das Französische kennen zu lernen und unsern Kindern es beibringen zu lassen. Niemals aber werden wir zugeben, daß dieß auf Kosten unserer Muttersprache geschieht, weil wir dieselbe ebenso nöthig brauchen. Wenn ihr weiter gehen wollt, als wir wollen, dann werdet ihr euern Meister finden und mit euern Plänen scheitern. Verzichtet namentlich auf eure absolutistische Handlungsweise, welche bei uns nie anschlagen wird.

3. Es kommt noch besser. Die Religion sowohl als die Sittlichkeit sollen ebenso gebieterisch wie die Vaterlandsliebe die Ausrottung unserer alten Mundart fordern. Nach dem gütigen Urtheile des Hrn. Universitariers wären wir jetzt nur ein zusammengelaufener Haufe von Verbrechern, Meineidigen, Dieben

vollständig seyn, so lange wir nicht ebenso französisch in d
Sprache als in den Herzen sind. „In den patriotischen Pr
vinzen des Ostens will man Franzosen, keine Deutsche
(Circular des Präfekten des Mosel-Departements am 25. N
1868).

3) Die Ausrottung unseres deutschen Idioms ist ein groß
Vortheil für Religion und Sittlichkeit.

4) Der gleichzeitige Unterricht in beiden Sprachen ist i
unsern Schulen unmöglich; dann ist es auch nicht möglich
unsere Bevölkerung dahin zu bringen, zugleich französisch und
deutsch zu sprechen.

5) Die einsichtsvollsten Männer des Landes haben sich f
die Beseitigung unserer Mundart aus dem Elementarunterric
ausgesprochen.

6) Preußen gibt uns hierin ein Beispiel, welches eben
falls nur den deutschen Unterricht in seinen Schulen an d
Grenze duldet.

7) Schließlich wendet sich der Universitätsmann an unse
Patriotismus: Wir sollen Preußen nicht helfen si
unsere deutschen Provinzen anzueignen.

Ew. Majestät geruhe uns zu erlauben, offen nach unse
Ueberzeugung denjenigen zu antworten, welche mit solcher A
maßung diese Gründe vorbringen.

1. „Das Gesetz, wendet man immer ein, bestimmt di
Gegenstände des Unterrichts und begreift keine fremden Sprache
darunter, ebensowenig die deutsche in Elsaß und Lothringen, al
die italienische oder spanische im Süden, oder die englische a
der Nordküste. Das Gesetz erlaubt nichts dieser Art."

So liest man gedruckt in dem amtlichen Programme d
Mosel-Departements, während in unserer Nachbarschaft, in d
zwei Rhein-Departementen, der gleichzeitige Unterricht in deu
scher und französischer Sprache allgemein und mit Genehmigun
der Regierung eingeführt ist. Glaubt man, daß wir uns mi
solcher Münze bezahlen lassen? Wir kennen und befolgen kein
andern Gesetze als diejenigen welche von den Erwählten d
allgemeinen Stimmrechts im gesetzgebenden Körper geschaff
werden.

zösisch sprechen, und ihr werdet sehen, was aus der großen französischen Familie wird. Ist es denn die Sprache, welche die Nationalität eines Volkes bestimmt? Seht ihr nicht, daß euer System, würde es ernstlich angewandt, geraden Weges zur Zerstückelung des Vaterlandes führte?

Ihr wollt nur Franzosen! Sind wir es weniger als die oben erwähnten Bevölkerungen? Haben wir nicht ebenso viel, vielleicht noch mehr Recht den Namen Franzosen zu tragen als sie? Haben wir denselben nicht um den Preis der größten und edelsten Opfer, um denjenigen unseres besten für die Ehre des Vaterlandes und zur Vertheidigung seiner Grenzen vergossenen Blutes erworben? Sie können versichert seyn, Herr Universitarier, wir sind getauft, und das gut getauft; es ist unnöthig es nochmal unter Ihrer Pathenschaft zu werden. In unsern Annalen werden Sie den Beweis finden, nebst den Namen der Pathen und andern schätzenswerthen Belegen für die Richtigkeit dieser Taufe. Befragt unsere Geschichte, denn wir haben eine solche vor der wir nicht zu erröthen brauchen, so werdet ihr vielleicht auch zufrieden seyn, die deutschen Lothringer zu nehmen wie sie sind. Man gesteht ja selbst, daß wir der Ueberzeugung nach Franzosen sind und vom besten patriotischen Geist beseelt. Man sagt wirklich nicht zu viel damit, denn wir haben nicht nachgelassen die überzeugendsten Beweise dafür beizubringen. Dieß ist die wahre und beste Nationalität.

Ohne Ausnahme haben wir alle den lebhaften Wunsch, das Französische kennen zu lernen und unsern Kindern es beibringen zu lassen. Niemals aber werden wir zugeben, daß dieß auf Kosten unserer Muttersprache geschieht, weil wir dieselbe ebenso nöthig brauchen. Wenn ihr weiter gehen wollt, als wir wollen, dann werdet ihr euern Meister finden und mit euern Plänen scheitern. Verzichtet namentlich auf eure absolutistische Handlungsweise, welche bei uns nie anschlagen wird.

3. Es kommt noch besser. Die Religion sowohl als die Sittlichkeit sollen ebenso gebieterisch wie die Vaterlandsliebe die Ausrottung unserer alten Mundart fordern. Nach dem gütigen Urtheile des Hrn. Universitariers wären wir jetzt nur ein zusammengelaufener Haufe von Verbrechern, Meineidigen, Dieben

sprache, welche seit zweitausend Jahren ausschließlich von
Voreltern gesprochen wird, im eigenen Lande als eine
Sprache zu behandeln; die Sprache in der wir alle
Knien der Mutter die Bezeichnungen der uns theuersten Geg
die ersten Begriffe von Gott und der Religion gelern
welche heute noch die einzige Mundart ist die alle verste
gebrauchen, namentlich auf dem Lande? Also diese Spr
welche sich unsere theuersten Erinnerungen knüpfen,
dem häuslichen Herde verbannt, als eine fremde behand
den, welche kein Bürgerrecht bei uns hat? Wahrhaft
übersteigt Alles!

2. „Unsere Verschmelzung mit Frankreich wird
unvollständig seyn, bis man unsere Sprache vernichtet
abscheuliche Gemisch (affreux patois), wie man die
jeder Gelegenheit mit einer leicht zu errathenden Ab
zeichnet. Wir wollen, sagt der Verfasser des Circul
25. November 1868, „in unsern patriotischen Bevölkeru
Ostens Franzosen haben, keine Deutschen."

Die Bevölkerung Deutschlothringens muß sich v
solchen Ausdrucksweise betroffen und beleidigt fühlen,
langer Zeit glaubte sie im Besitze ihres unter den für
theilhaftesten Umständen erworbenen Naturalisationsbriefs
Sollte sie vielleicht bis heute über diese Hauptsache im
gewesen seyn, und wäre sie wirklich nahe daran ausgen
werden, weil sie unwürdig wäre der großen Nation anzu

Ihr wollt nur Franzosen! Dann müßt ihr aus
Grunde auch die andern Bevölkerungen ausschließen w
Nationalsprache nicht verstehen, wie die 2 Millionen B
im Westen, die 300,000 Flamänder im Norden, di
300,000 Basken in den Pyrenäen, die 400,000 Ita
Corsika und Nizza, und vielleicht auch die Provença
Languedocier, die Gascognier und wie viele andere; un
nicht von eueren Anforderungen lassen wollt, so müßt
die unzähligen verdorbenen, unverständlichen Dialekte
ausrotten, welche in den Dörfern fast aller Provinzen de
reichs gesprochen werden. Und weil ihr die Ausschli
liebt, so schließt immerzu alle Bewohner aus, welche ni

richten. Nach seinem Urtheil ist aber der gleichzeitige Unterricht durchaus unmöglich.

Aber handelt es sich denn etwa darum, unsern Kindern zwei Sprachen auf einmal einzuprägen? Ehe sie zur Schule kommen, kennen sie schon ihre alte Muttersprache, die einzige welche sie je gehört und die sie von der Wiege an gesprochen, die einzige in der sie denken und ihre Gedanken ausdrücken können. Es ist gewiß, so wie sie sind, im Alter von 5 bis 6 Jahren, verstehen sie alle das Deutsche unendlich besser als die jungen Zöglinge höherer Schulen das Französische verstehen, nachdem sie mehrere Jahre lang diese Sprache mit großem Eifer und Unkosten erlernt haben. Sie verstehen freilich keine einzige Regel derselben; aber sie verstehen etwas besseres: sie haben als angebornes Erbe den schwierigsten Theil der Sprache inne, nämlich die Redewendung, den Bau der Sätze, überhaupt dasjenige was man den Geist, die Eigenheit der deutschen Sprache nennt. Es genügt deßhalb sie in dieser Sprache lesen und schreiben zu lehren, und dann besitzen sie auch das einzige Mittel, Fortschritte im Französischen machen zu können. Diese Thatsache vereinfacht die Frage ungemein.

Weit davon entfernt dieß zuzugeben, geht der anonyme Universitarier in seiner Unwissenheit und seinen Vorurtheilen so weit zu behaupten: „Will man die unentbehrlichsten Kenntnisse unter dieser Bevölkerung verbreiten, dann muß man vor Allem dieses abscheuliche deutsche Patois ausrotten das, schlimmer als Unkraut und Dornen, das Verständniß der Kinder abstumpft und sie unfähig macht, die französische Grammatik und Redeweise sich anzueignen.“

In unserer Jugend hat man uns auch einige Kenntnisse beizubringen gesucht, und ist dabei oft weit über das Nothwendigste hinausgegangen. Niemals ist es aber Jemand eingefallen, man müsse deßhalb die Muttersprache gleich einem Unkraut ausrotten. Im Gegentheil, gerade mittelst derselben haben wir Alles gelernt; selbst diejenigen welche höhere Studien machten, haben stets dieselbe Methode beobachtet; sie gingen stets vom Bekannten aus um zum Unbekannten zu gelangen, was übrigens in allen Schulen der Welt ebenso geschieht. Man will nur die

und Einbrechern, Leute die von einer wahren Verbrecherwuth besessen sind, und dieß alles deßhalb weil wir deutsch sprechen. Mittels gewisser Verbrecher-Statistiken soll dieß bewiesen werden.

Wir sind nicht im Stande diese Tabellen zu prüfen, ebensowenig als die Unparteilichkeit mit der sie abgefaßt sind. Aber wenn wirklich in Deutschlothringen mehr Verbrechen begangen werden als im andern Theile des Departements, dann muß man die Ursache anderswo als in unserer Sprache und der vorgeblich durch dieselbe bewirkten Absonderung suchen, nämlich in der großen Zahl unserer Berg- und Hüttenwerke und Fabriken, die fortwährend 12 bis 15,000 fremde Arbeiter beschäftigen; dann auch in der geographischen Lage unseres Landes, das auf eine Ausdehnung von 50 Stunden sich längs Bayern, Preußen und Luxemburg hinzieht und deßhalb tagtäglich von flüchtigen Verbrechern und Landstreichern heimgesucht wird, die bei uns ihr Geschäft fortzusetzen suchen oder sich, namentlich in der mit ungeheuren Wäldern bedeckten ehemaligen Grafschaft Bitsch, auf den Schmuggel verlegen. Jene Gegend bietet ihnen die besten Schlupfwinkel. Man rechne die Vergehen dieser Leute ab, an denen die einheimische Bevölkerung nicht betheiligt ist, und dann wird man finden, daß in Deutschlothringen weniger Verbrechen begangen werden als in dem französischen Theil.

Ein noch überzeugenderer Beweis ist aber, daß das Mosel-Departement, trotzdem es überwiegend deutsch ist und trotz der eben bezeichneten nachtheiligen Umstände, stets unter der Durchschnittszahl von Verbrechen geblieben ist, welche nach der vergleichenden Statistik jedem Departement zukommt. Es geht daraus hervor, daß in den meisten französischen Departementen mehr Vergehen, besonders aber mehr Verbrechen vorkommen, als in Deutschlothringen; folglich sind Religion und Sittlichkeit durchaus nicht wegen der deutschen Sprache im Nachtheil. In einzelnen Ortschaften mögen die Bewohner wohl etwas rauh und ungebildet erscheinen, aber sie zeichnen sich nichtsdestoweniger durch ihren religiösen Sinn, ihre Ehrlichkeit, ihre Pflichttreue, durch ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit vortheilhaft aus.

4. Der Anonymus will gern zugeben, daß es wünschenswerth wäre die Grenzbewohner in beiden Sprachen zu unter-

über alle Schwierigkeiten wegzusetzen. Der Gebrauch beider Sprachen, den man für unmöglich hält, besteht vollständig in allen unsern kleinen Städten, Bitsch, Saargemünd, Püttlingen, Saaralben, St. Avold, Bolchen, Bausendorf, Sierck und Diedenhofen (Thionville), wo derselbe durch die Gewalt der Thatsachen längst fest eingewurzelt ist. Dabei verbreitet er sich auch in den größern Flecken und Dörfern, natürlich nur in denen wo auch die deutsche Sprache genügend gepflegt wird.

Der Gebrauch beider Sprachen ist übrigens für den täglichen Verkehr unentbehrlich. Das Französische ist uns als Nationalsprache nothwendig, das Deutsche aber als unsere Muttersprache, die allein unter uns gesprochen wird. Wir sind dazu nicht durch eine chinesische Mauer von Deutschland getrennt, heute mehr als jemals fallen die Grenzschwierigkeiten, und der beiderseitige Verkehr nimmt einen ungewöhnlichen Aufschwung. Dieß sind Thatsachen die nicht bestritten werden können, besonders nicht durch Ihren eigenen Ausspruch, Herr Universitarier: die Engländer, sagen Sie, kommen in unsere Häfen um Eier, Butter und Geflügel zu kaufen; deßhalb duldet der internationale Verkehr die Unkenntniß fremder Sprachen nicht.

In den Lyceen und Collegien mag man die zwei Sprachen lernen, sagen Sie weiter; aber man verschone damit die armen Dorfkinder, welche man vom Feld oder vom Viehhüten wegnimmt, um ihnen das ABC, den Katechismus und die vier Species zu lehren, was schon Mühe genug kostet.

Wir geben zu, daß es unmöglich ist in den Elementar-Schulen eine tüchtige Bildung in den zwei Sprachen zu geben, wie dieß in höhern Anstalten geschieht. Aber welche Verwandtschaft besteht zwischen einem Lyceum und einer Dorfschule, zwischen Collégiens welche das ihnen ganz fremde Deutsche erlernen, und den deutschen Kindern einer Landschule, denen man Lesen, Schreiben und den Religionsunterricht in ihrer eigenen Sprache lehrt. Wie kann man beide so verwechseln? Wie kann man annehmen, der Unterricht in beiden Sprachen solle in unsern Dorfschulen ebenso vollständig betrieben werden als in höhern Anstalten? Da hört aller Vergleich auf.

Wenn aber, wie Sie selbst gestehen, für die große Mehrheit

Elementarschulen Deutschlothringens davon ausnehmen, man hier die einheimische Sprache zuerst ausrotten will dann die französische mittels der französischen einzubläuen.

Wir wollen Ihre wegwerfenden Bezeichnungen mit schweigen übergehen, obwohl Sie dieselben in Ihren Circ und im amtlichen Blatt des Departements gar oft gebra Diese planmäßige Beschimpfung ist zu Ihrer Gewohnhe worden und ist an sich viel schlimmer als der Schulst Remeringen, mit dem Sie sich beschäftigen. Es gibt aber Personen welche diese Ihre Haltung verurtheilen und m daß Sie, trotz der anerkannten Unkenntniß des Deutschen noch wissen müßten, unsere Sprache sei kein abscheuliches, w Patois, und daß solche Bezeichnungen nur die unzähliger gons treffen können, die im übrigen Frankreich in allen fern gebräuchlich und für den Gebildeten unverständlich Mit Ausnahme einiger Gemeinden des Bezirks Diedenhof der lothringische Dialekt sogar besser als der mancher Ge jenseits des Rheins.

Eigentlich gibt es kein deutsches Patois; man unters wohl in unserer Sprache das Schrift- und das gewö Deutsch. Das erstere, in Stil und Aussprache gemesse scharf, ist die Sprache der Gebildeten, der Vornehmen. gewöhnliche Deutsch, dessen Ausdrücke sämmtlich ebenso sind und nur mit weniger Schärfe, mit einiger Abweichun Nachlässigkeit ausgesprochen werden, zerfällt freilich in m provinziale Mundarten. Aber alle diese unter sich wen weichenden Dialekte — und dieß ist was sie von dem franzö Patois unterscheidet — werden von Jedermann verstanden, gut von den Gebildeten wie von den Ungebildeten. Ander wird die deutsche Schriftsprache fast ebenso gut vom Volk standen als von denen die sie täglich gebrauchen. Dieß hä Herr Universitarier, der so gelehrt über unsere Sprache abs doch wissen müssen.

Der Herr behauptet auch, der gleichzeitige Gebrauch Sprachen wäre unmöglich. Er bedarf nur der Erwähnun so etwas in der Geschichte noch nicht vorgekommen, um Behauptung zu beweisen. Dieß ist eine gar zu leichte Ar

sie werden bei Schulparaden vorgeführt und dienen dazu, das Verlangen nach französischem Religionsunterricht zu begründen, wie dieß in Mallingen und sonstwo geschehen.

Besucht man dagegen eine der wenigen Schulen, wo unbehindert durch das aller Möglichkeit hohnsprechende, unvernünftige universitarische Programm, beiden Sprachen die gebührende Sorgfalt zugewandt wird, dann findet man die Kinder mit angemessenen Uebersetzungsarbeiten beschäftigt, welche ihren Geist anregen; sie arbeiten mit Lust und Erfolg, lernen genügende Anfangsgründe des Französischen und gut deutsch lesen und schreiben. Wir könnten einige Ortschaften anführen, wo beide Systeme in verschiedenen Schulen befolgt werden und der Unterschied ganz augenscheinlich hervortritt. Die nach dem Universitätsprogramm unterrichteten Kinder können beim Ablauf der Schulzeit sagen: Magister, per totam noctem laborantes nihil cepimus. Zur großen Betrübniß der Eltern müssen dieselben Sonntags beim Gottesdienste darauf verzichten, ein Gebetbuch zu gebrauchen, da sie ja nicht darin lesen könnten oder, wenn dasselbe französisch wäre, sie es nicht verstünden. Daneben sieht man die Mädchen, deren Lehrerinen sich nicht an das amtliche Programm kehren und die deßhalb in beiden Sprachen fließend lesen, ihr Meßgebet und ihren deutschen Katechismus verstehen.

Das Beispiel des Elsasses ist noch schlagender. In dieser, der unserigen der Lage an der Grenze und der Sprache nach ganz gleichen Provinz, die dabei auch unsern Patriotismus theilt, ist der zweisprachige Unterricht zur allgemeinen Zufriedenheit von jeher in Uebung gewesen, ohne daß, bis in die letzte Zeit, die Universität sich dagegen auszusprechen getraute; die Kinder bringen es deßhalb auch dort ziemlich weit in beiden Sprachen, in denen stets gleichzeitig geprüft wird. Wir haben uns an Ort und Stelle davon überzeugt; ebenso haben es die Kantons-Delegirten des Niederrheins bestätigt. Einer der über die Sache urtheilsfähigsten Männer des Elsasses sagt darüber: „Der deutsche Unterricht ist in dem Gebiet der Straßburger Akademie gestattet. Die Lokalbehörden haben die betreffenden Einzelheiten festzustellen. Uebrigens arbeitet man gegenwärtig in Straßburg ein

unserer Kinder das Erlernen des Lesens, Schreibens und des Katechismus schon bedeutende Schwierigkeiten hat, warum dann ihnen nicht eher diese Gegenstände in ihrer eigenen Sprache als in einer fremden beibringen, die sie nicht verstehen? Um so wenig zu lernen, braucht man eben nicht noch vorher jahrelang eine fremde Sprache sich anzueignen. Indem der Universitarier die geringe Summe der in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse zugibt, widerlegt er sich selbst. Wie kann er denn sein für unsere Schulen so unheilvolles Programm der Ausschließung des Deutschen rechtfertigen? Er wird doch nicht verlangen, daß wir noch länger die glänzenden Ergebnisse ertragen, welche sein System in Remeringen und Mallingen geliefert, von denen gar zu viel gesprochen worden, obwohl die Leute der Universität viel besser gethan hätten ganz davon zu schweigen.

Dieselben gestehen zu, daß man schon so viele Mühe hat nur das Unentbehrlichste den Kindern beizubringen, obwohl unsere Dorfjugend eben nicht dümmer ist als diejenige der französischen Ortschaften. Die einzige Ursache der „schimpflichen, unverzeihlichen Unwissenheit“ unserer Landbevölkerung ist, nach dem Urtheile aller Verständigen, nur darin zu suchen, daß man alle Mittel anwendet, die Muttersprache gleich einem schädlichen Unkraute auszurotten; sie besteht in der erzdummen Methode, die armen Kinder zu zwingen, das ABC, den Katechismus und die vier Species in einer ihnen gänzlich fremden Sprache zu erlernen. In allen Schulen, worin das amtliche Programm streng eingehalten wird, lernen die Kinder nur mechanisch, ohne Verständniß, ohne Eifer und geistige Anregung; sie bleiben unwissend und die Schule ist ihnen widerwärtig. Wenn sie im Alter sind das heil. Abendmahl zu empfangen, besitzen sie nicht einmal die einfachsten Religionskenntnisse und verstehen weder deutsch noch französisch zu lesen und zu schreiben. Dieß ist das einzig wirkliche und mögliche Ergebniß des amtlichen Unterrichtswesens.

Freilich gibt es hin und wieder in all diesen Schulen einen besonders begabten Zögling, den man mit vieler Mühe dahin gebracht hat, eine Anzahl jener landläufigen Redensarten auswendig zu wissen, mit denen die Schulbücher angefüllt sind. Diese vereinzelten Erscheinungen dienen dann als Probe des Ganzen,

unsere Sprache, deren Daseyn ihnen höchst unangenehm ist und die sie deßhalb verächtlich als ein Patois bezeichnen. Sie gehören den vornehmen Ständen an, die mit uns nichts gemein haben, nur französisch sprechen und nur diese Sprache bewundern, also Alles bei uns schon durch die Brille ihrer Vorurtheile sehen. Gehen wir nun diese Autoritäten einzeln durch, welche man uns entgegensetzt.

Die erste ist ein Abschnitt eines am 27. Juni 1861 dem akademischen Rath zu Nanzig durch den ersten Präsidenten des dortigen kaiserlichen Gerichtshofes vorgelegten Berichtes, in dem von allem Möglichen die Rede ist, nur nicht von dem worum es sich hier handelt. Es wird viel von den großen Nachtheilen unserer Unkenntniß des Französischen gesprochen, um uns zum Erlernen dieser Sprache anzuspornen. Wir erkennen das Alles sehr wohl an, aber es ist damit nicht bewiesen, daß der zweisprachige Unterricht unmöglich ist, und beweist noch viel weniger zu Gunsten des jetzigen Ausschließungssystemes.

Die zweite Autorität ist diejenige eines anderen Richters, der 1865 im Rath des Mosel-Departements behauptete, man müsse, um alle Mischung beider Sprachen zu vermeiden, unsere alte Mundart mit den alten Maßen und Gewichten auf gleichen Fuß stellen, deren Gebrauch nur durch streng durchgeführte Verbote abgeschafft werden konnte.

Dieß genügt um zu beweisen, daß diese Herren, sie mögen noch so wohlgesinnt und gelehrt seyn, nichts von der Sache verstehen. Glaubt man ernstlich, eine Sprache einfach durch eine Polizeimaßregel ausrotten zu können, wie man es mit den alten Maßen und Gewichten gemacht? Man probire es doch einmal!

Der anonyme Universitarier führt die frühern Präfekten gegen uns in's Feld. Es ist etwas sehr Einfaches und Natürliches, daß dieselben eifrig an der Verbreitung der Nationalsprache gearbeitet, dieß anerkennt man in Deutschlothringen sehr wohl; denn darin entsprachen sie unsern Wünschen und Bedürfnissen. Aber keiner derselben hat je daran gedacht, einen so willkürlichen unnatürlichen Zustand in unsern Schulen einzuführen wie der gegenwärtige, wo die einzige bei uns übliche Sprache durchaus von der Schule ausgeschlossen ist. Bis zum

neues allgemeines Regulative aus, welches dem zweisprachi Unterricht noch günstiger seyn wird. Das Ergebniß ist, daß d Deutsche gewinnt und mit ihm das Französische; beide Sprach aber fördern die geistigen Fortschritte der Zöglinge. Ihr V stand entwickelt sich viel besser durch den Gebrauch beider Sp chen, als wenn nur eine bei dem Unterricht geübt wird. D halb muß das Deutsche gehörig gepflegt werden."

Könnte es auch anders seyn? Der gesunde Verstand u vielhundertjährige Erfahrungen bestätigen, daß man durch d Vergleich und nur allmählig das Unbekannte durch das B kannte, das Schwierige durch das Einfache erlernt. Und d gegenüber will man deutschen Kindern einen ausschließlich fr zösischen Unterricht auferlegen und ihnen Bücher in die Hä geben, die wahre Hieroglyphen für dieselben sind. Kann es der Welt etwas Verkehrteres, Undankbareres geben, als Kin einer solchen Marter zu unterwerfen? Ist es etwa zu viel v langt, nicht schlechter als das Elsaß behandelt zu werden; ist zu viel beansprucht, den Kindern die Möglichkeit zu gewäh ihre Muttersprache, die ihnen so nothwendig als das tägli Brod, so weit auszubilden, daß sie ihre Religion kennen ler und ihre Briefe unter sich schreiben können, ohne Fremde dar angehen und ihre Unwissenheit gestehen zu müssen?

Ein Mann der zwei Sprachen versteht, steht für zwei, s ein berühmter Mann der Gegenwart; wir haben dieselbe A sicht, und deßhalb wollen wir deutsch und französisch versteh so viel in unsern Kräften liegt. Unser Verlangen ist durcha dem Rechte gemäß und kann uns nicht verweigert werden; Erziehung unserer Kinder gehört uns allein. Unser Recht hierin unfraglich und wir dulden nicht, daß man es uns n länger vorenthält, denn wir sind unserer Viele die in di Hinsicht einen bestimmten Entschluß gefaßt haben.

5. Was soll man aber von Denen sagen, welche d Frage als Autoritäten schon längst gegen uns entschieden hab Wir könnten deren Urtheilsfähigkeit bestreiten, indem sie, t ihrer hohen Stellung, unsere Verhältnisse nicht kennen, niem unter uns gewohnt oder selbst nur unser Land gesehen hab Nur aus sich wissen diese Autoritäten von der Frage; sie ha

unsere Sprache, deren Daseyn ihnen höchst unangenehm ist und die sie deßhalb verächtlich als ein Patois bezeichnen. Sie gehören den vornehmen Ständen an, die mit uns nichts gemein haben, nur französisch sprechen und nur diese Sprache bewundern, also Alles bei uns schon durch die Brille ihrer Vorurtheile sehen. Gehen wir nun diese Autoritäten einzeln durch, welche man uns entgegensetzt.

Die erste ist ein Abschnitt eines am 27. Juni 1861 dem akademischen Rath zu Nanzig durch den ersten Präsidenten des dortigen kaiserlichen Gerichtshofes vorgelegten Berichtes, in dem von allem Möglichen die Rede ist, nur nicht von dem worum es sich hier handelt. Es wird viel von den großen Nachtheilen unserer Unkenntniß des Französischen gesprochen, um uns zum Erlernen dieser Sprache anzuspornen. Wir erkennen das Alles sehr wohl an, aber es ist damit nicht bewiesen, daß der zweisprachige Unterricht unmöglich ist, und beweist noch viel weniger zu Gunsten des jetzigen Ausschließungssystemes.

Die zweite Autorität ist diejenige eines anderen Richters, der 1865 im Rath des Mosel-Departements behauptete, man müsse, um alle Mischung beider Sprachen zu vermeiden, unsere alte Mundart mit den alten Maßen und Gewichten auf gleichen Fuß stellen, deren Gebrauch nur durch streng durchgeführte Verbote abgeschafft werden konnte.

Dieß genügt um zu beweisen, daß diese Herren, sie mögen noch so wohlgesinnt und gelehrt seyn, nichts von der Sache verstehen. Glaubt man ernstlich, eine Sprache einfach durch eine Polizeimaßregel ausrotten zu können, wie man es mit den alten Maßen und Gewichten gemacht? Man probire es doch einmal!

Der anonyme Universitarier führt die frühern Präfekten gegen uns in's Feld. Es ist etwas sehr Einfaches und Natürliches, daß dieselben eifrig an der Verbreitung der Nationalsprache gearbeitet, dieß anerkennt man in Deutschlothringen sehr wohl; denn darin entsprachen sie unsern Wünschen und Bedürfnissen. Aber keiner derselben hat je daran gedacht, einen so willkürlichen unnatürlichen Zustand in unsern Schulen einzuführen wie der gegenwärtige, wo die einzige bei uns übliche Sprache durchaus von der Schule ausgeschlossen ist. Bis zum

chen Systeme zugestimmt hätten, das wir um keinen Preis wollen und das uns so nachtheilig ist.

In den amtlichen Circularen und im Moniteur de la Moselle (amtlich) weist man auch so gerne auf die „im Vereine mit der geistlichen Behörde berathenen und vom Herrn Bischof gutgeheißenen Maßnahmen.“ Wir wissen nun nicht, in wie weit hier der Herr Bischof zugestimmt hat. Aber wir sind sicher, daß er mit vollem Bewußtseyn und voller Verantwortlichkeit eine für das religiöse Leben so höchst nachtheilige Maßregel nicht begutachten konnte und daß er, wenn er eine Zustimmung gegeben, sie nicht in dieser Form gegeben haben kann. Dazu kennt der Bischof denn doch die Verhältnisse zu gut.

6. Der Universitarier stellt uns auch das Beispiel der preußischen Saargegend vor, deren Schulen er besucht. Durch seine mittelst Dollmetscher geführten Unterhaltungen mit den dortigen sehr tüchtigen Lehrern hat er erfahren, daß die preußische Regierung auf der ganzen Grenze keine andern Lehrer setzt, als solche welche gar nicht französisch verstehen und deßhalb die Kinder auch nur in ihrer Nationalsprache unterrichten. Folglich müssen wir auf unsere Grenze nur Lehrer schicken, die gar nicht deutsch verstehen und nur französisch unterrichten. Welche prächtige Schlußfolgerung al pari! Also weil in der preußischen Saargegend, wie bekannt ein ausschließlich deutsches Land, die Lehrer nur deutsch verstehen und unterrichten, müssen auf dieser Seite der Grenze, wo die Bevölkerung ebenso deutsch ist als in der Saargegend, die Lehrer unsere deutschen Schulkinder nur französisch anreden und unterrichten!

Uns scheint es dagegen viel vernünftiger, daraus den Schluß zu ziehen daß, wenn in Preußen die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden die sie verstehen, wir unsererseits auch nichts Besseres zu thun haben. Die preußische Methode ist sehr logisch und vernünftig. Wir können nicht dasselbe von derjenigen der Universität sagen, der wir übrigens die Bezeichnungen ersparen wollen, die ihr von sehr sachkundigen Männern gegeben werden. Bei uns verkommt jetzt die ungeheure Mehrheit der Kinder in der Unlust am Lernen; sie lernen weder deutsch

seinem Gedächtniß vorstelle und es deßhalb dem Lehrer ebenso leicht ist, dasselbe nur französisch zu lehren; 2) daß die Uebersetzungen keiner der beiden Sprachen nützen und nur den Geist des Kindes verwirren. Die Commission hat diesen Gründen nach eingehender Prüfung nicht den Werth zuerkennen können, den ihnen der Saargemünder Bezirksrath beilegt. Es ist nicht wahr, daß die Landessprache dem Kinde keine Gedanken vorstellt; denn, so jung dasselbe auch seyn mag, denkt und drückt es sich in derselben aus; dabei ist es unmöglich einem Kinde die Worte einer fremden Sprache verständlich zu machen ohne sich dessen Muttersprache und mündlicher Uebersetzung zu bedienen. Anderntheils wird der Religionsunterricht und die Predigt nur in deutscher Sprache gehalten, was dann befürchten ließe, die nur französisch unterrichteten Kinder möchten ihn nicht gut verstehen. Die Erfahrung hat übrigens diese Frage schon gelöst: die in deutschen Orten angestellten französischen Lehrer haben nicht bleiben können, weil sie den Katechismus nicht deutsch zu lehren verstanden, wie es die Regulative vorschreiben, und weil sie als Gemeindeschreiber fortwährend in Verbindung mit nur deutsch sprechenden sind, denen gegenüber sie ihre Pflichten nicht erfüllen konnten, weil sie sie nicht verstanden. Aus diesen Gründen hat die Commission geglaubt sich den Wünschen des Saargemünder Bezirksraths nicht anschließen zu können, die gar zu ausschließlich sind. Die ablehnenden Vorschläge der Commission sind deßhalb angenommen" *).

Der Generalrath ist demnach den Maßregelungen fremd, die gegen den deutschen Unterricht in's Werk gesetzt wurden. Es hätte uns auch sehr befremden müssen, wenn ehrenwerthe, aus unserer Mitte hervorgegangene Männer einem sol-

*) Merkwürdig aber ist, daß gerade der Bezirksrath des ausschließlich deutschen Arrondissements einen solchen Antrag stellen konnte. Der Eindruck von Sadowa, patriotischer Uebereifer, noch mehr aber der Einfluß der aus Bayern stammenden Familien Geiger und Utzschneider sind die Ursache davon. Im September 1869 redete indeß der seitdem Senator gewordene Baron Geiger auf dem landwirthschaftlichen Fest in Volmünster die Bauern deutsch „Liebe Landsleute" an.

chen Systeme zugestimmt hätten, das wir um keinen Preis wollen und das uns so nachtheilig ist.

In den amtlichen Circularen und im Moniteur de la Moselle (amtlich) weist man auch so gerne auf die „im Vereine mit der geistlichen Behörde berathenen und vom Herrn Bischof gutgeheißenen Maßnahmen.“ Wir wissen nun nicht, in wie weit hier der Herr Bischof zugestimmt hat. Aber wir sind sicher, daß er mit vollem Bewußtseyn und voller Verantwortlichkeit eine für das religiöse Leben so höchst nachtheilige Maßregel nicht begutachten konnte und daß er, wenn er eine Zustimmung gegeben, sie nicht in dieser Form gegeben haben kann. Dazu kennt der Bischof denn doch die Verhältnisse zu gut.

6. Der Universitarier stellt uns auch das Beispiel der preußischen Saargegend vor, deren Schulen er besucht. Durch seine mittelst Dollmetscher geführten Unterhaltungen mit den dortigen sehr tüchtigen Lehrern hat er erfahren, daß die preußische Regierung auf der ganzen Grenze keine andern Lehrer setzt, als solche welche gar nicht französisch verstehen und deßhalb die Kinder auch nur in ihrer Nationalsprache unterrichten. Folglich müssen wir auf unsere Grenze nur Lehrer schicken, die gar nicht deutsch verstehen und nur französisch unterrichten. Welche prächtige Schlußfolgerung al pari! Also weil in der preußischen Saargegend, wie bekannt ein ausschließlich deutsches Land, die Lehrer nur deutsch verstehen und unterrichten, müssen auf dieser Seite der Grenze, wo die Bevölkerung ebenso deutsch ist als in der Saargegend, die Lehrer unsere deutschen Schulkinder nur französisch anreden und unterrichten!

Uns scheint es dagegen viel vernünftiger, daraus den Schluß zu ziehen daß, wenn in Preußen die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden die sie verstehen, wir unsererseits auch nichts Besseres zu thun haben. Die preußische Methode ist sehr logisch und vernünftig. Wir können nicht dasselbe von derjenigen der Universität sagen, der wir übrigens die Bezeichnungen ersparen wollen, die ihr von sehr sachkundigen Männern gegeben werden. Bei uns verkommt jetzt die ungeheure Mehrheit der Kinder in der Unlust am Lernen; sie lernen weder deutsch

französisch, während in den preußischen Schulen schnelle glänzende Erfolge erzielt werden.

Wenn aber der Universitarier, anstatt auf seinen Aus-
n nach der Saar die schnellste Ausrottungsmethode gegen
deutsche Sprache bei uns zu studiren, seine Schritte nach
schlothringen gewandt hätte, mit dem festen Vorsatze einige
bei uns zu bleiben, um hier zu erfahren was er noch gar
zu wissen scheint, und ohne sich um die von oben gegebene
ole zu kümmern, wenn er die wirklichen Förderer der Jugend-
ung, namentlich unsere Pfarrer befragt hätte: dann wäre
cher zur Ueberzeugung gekommen, das von ihm vertheidigte
em sei durchaus unmöglich und unpraktisch. Er würde er-
en haben, daß nur allein der zweisprachige, vernünftige
rricht zu bestimmten, befriedigenden Ergebnissen führt und
alle Interessen der Religion und der Familie, des Vater-
es und der Gesellschaft dessen Aufrechterhaltung und Aus-
ung gebieten. Dieß würde ihn besser über unsere Zustände
rklärt haben als seine Ausflüge nach Preußen; er würde
den unermeßlichen Nachtheil des jetzigen Systemes er-
en und wissen, wie es mit dem Französischsprechen der
Kinder bestellt ist. Der Werth der amtlichen Statistiken
die Zahl der Kinder welche französisch reden oder dasselbe
verstehen, und welche den Katechismus aufsagen ohne ein
rt zu verstehen, würde ihm dann bald klar geworden seyn.

Wir sind alle ohne Ausnahme für die möglichste Verbrei-
g des Französischen durch die Schule, aber wir sind auch
iso, und dieß aus den gegründetsten Ursachen, für den Unter-
t in unserer Muttersprache und wollen durchaus keinen aus-
ießlich französischen Unterricht. Wir könnten eine große Zahl
n Dörfern nennen, wo nach amtlichen Berichten vierzig, fünfzig
er mehr Erwachsene französisch verstehen, während in der That
ren Zahl sich auf zwei oder drei beläuft, die fremden Beamten
sgenommen. Dieselbe Ueberschätzung besteht hinsichtlich der
hl der Kinder, welche nach amtlichen Nachweisen geläufig
nzösisch sprechen sollen. Dieses „geläufige Französisch" be-
chränkt sich auf eine gewisse Zahl eingelernter Worte wie Cours,
n, viens, oui, non, joue und einige auswendig gelernte

Redensarten wie etwa René a fumé sa pipe, die alle ohne Verständniß durcheinander geworfen werden. Zwei oder drei Jahre nach der Entlassung aus der Schule ist, trotz aller amtlichen Programme, dieses „geläufige Französisch" völlig vergessen und die Muttersprache so vollkommen vorherrschend in all unsern Dörfern, daß die meisten der dort wohnenden französischen Beamtenkinder binnen sehr kurzer Zeit zu Deutschen werden und ihre Muttersprache vergessen. Der Mangel an ernstlichen Fortschritten in der Nationalsprache ist dabei nicht etwa auf Rechnung der Nachlässigkeit der Lehrer zu stellen. Diese letztern sind vielmehr fast ohne Ausnahme sehr ehrenwerthe, von der Wichtigkeit ihres Berufs durchdrungene Männer. Viele derselben büßen ihre Gesundheit ein, indem sie, dem neuen Programm entsprechend, tagtäglich sich stundenlang mit mündlichen Uebersetzungen und unverstandenen französischen Erklärungen abmühen. Die erwähnte Ueberschätzung der Zahl der Französischsprechenden ist bei den meisten Lehrern auf Rechnung der Furcht zu setzen, indem die genaue Angabe des wirklichen Sachverhaltes ihnen bei ihren Vorgesetzten von großem Nachtheil seyn würde, denn diese müßten dann die Unhaltbarkeit ihres Systems einsehen.

Wäre der Universitarier zu uns gekommen, dann hätte er auch erfahren, daß Religion und Sittlichkeit bei uns sehr in Gefahr sind, nicht aber weil wir deutsch sprechen, sondern weil man diese Sprache, in der unsere Kinder ihren ersten Religions-Unterricht in der Familie erhalten und in der allein sie auch ihre spätere religiöse Ausbildung erhalten können, austretten und verbieten will. Die in diesem Sprachenstreit behauptete Stellung der Geistlichkeit ist nicht in zeitlichen Hintergedanken sondern in Ursachen begründet, welche weit darüber hinausgehen. Um es dahin zu bringen daß alle, geistliche und weltliche Behörden, Familienväter und Lehrer einmüthig für die Verbesserung und Ausdehnung des Unterrichts wirken, ist es durchaus nöthig, daß vorher die Schule eine solche Einrichtung erhalte, die allen Interessen Rechnung trägt und unsern Pfarrern erlaubt, die Kinder in der Sprache zum ersten heiligen Abendmahl vorzubereiten, welche sie allein verstehen. Hier liegt der Kern der ganzen Frage.

legen. Es hat uns dieß unumgänglich geschienen, damit klar bewiesen würde, wie sehr es Zeit ist den so gespannten Verhältnissen ein Ziel zu stecken.

Wir hatten lange gehofft, daß das Gute aus dem Ueberwuchern des Schlimmen hervorgehen würde, daß die traurigen Ergebnisse des neuen Unterrichts-Systems endlich den Urhebern die Augen öffnen und sie bestimmen würden, nach einer mehrjährigen schmerzlichen Probe von selbst wiederum zu einer Methode zurückzukehren, die allein unsern Bedürfnissen, unsern unveräußerlichen Rechten und dem gesunden Menschenverstande entspricht. Ohne diese letzthin durch gewisse Maßnahmen, welche die Fortdauer des Ausrottungssystems gegen unsere Sprache verrathen, durchaus getäuschte Hoffnung, wären unsere demüthigen Klagen schon vor einem Jahre, zur Zeit des ersten heil. Abendmahls des kaiserlichen Prinzen, vor Ew. Majestät gebracht worden. Wir haben die Beschreibung dieser für ganz Frankreich so erbaulichen Feier mit ungemeiner Rührung und Freude gelesen, welche aber in unsern Dörfern durch traurige und bittere Gedanken vergällt wurde, indem wir nicht umhin konnten die Stellung des kaiserlichen Prinzen, der von der Vorsehung so bevorzugt und von seiner Wiege an mit so vieler Sorgfalt und hohen Beispielen umgeben wurde, zu vergleichen mit derjenigen unserer armen Dorfkinder, welche in der Unkenntniß der Wahrheiten der Religion aufwachsen, da man ihnen dieselben durchaus in einer für sie unverständlichen Sprache einprägen will, von der sie kaum einige Worte auszusprechen vermögen.

O welche peinlichen, traurigen Thatsachen könnten wir hier anführen, wenn wir nicht Rücksicht üben wollten! Wie viele unserer Pfarrer haben den Schmerz alljährlich zwölf- bis vierzehnjährige Kinder vor sich zu sehen, welche sie zu ihrem und deren Eltern Bedauern nicht ordentlich zum ersten heil. Abendmahl vorbereiten können, so viel Mühe sie sich auch geben. Wie viele armen Eltern, die ihr tägliches Brod durch schwere Arbeit verdienen müssen, die oft über ihre Kräfte geht, brechen sich während des Winters von ihrer so nöthigen Ruhe und ihrem Schlafe ab, um ihren Kindern deutsch Lesen und den deutschen

Katechismus zu lehren. Wie viele jungen Leute welche, nachdem sie die Schule verlassen, weder deutsch zu lesen noch zu schreiben, dagegen aber nur deutsch zu sprechen verstehen, während sie das was sie französisch lesen und schreiben (wenigstens mechanisch) nicht verstehen, sind demnach unfähig die Meß- und sonstigen Gebete im Buche zu verfolgen, oder einen kleinen Briefwechsel mit ihrer Familie oder bei Geschäftsangelegenheiten in derjenigen Sprache zu führen, die allein von der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung verstanden wird.

Das Uebel ist groß und es ist unumgänglich nothwendig auf Abhülfe zu denken. Wir können es nur wiederholen, alle unsere Wünsche gehen dahin, unsere Kinder die Sprache lernen und unter uns verbreiten zu sehen, welche von der großen, heldenmüthigen und edlen französischen Nation gesprochen wird, mit der unauflöslich verbunden zu seyn wir stolz sind. Anderntheils ist es aber auch durchaus nothwendig, in unseren Schulen das Lesen, Schreiben und den Katechismus in der Muttersprache zu lehren. Der zweisprachige Unterricht ist überall bei unsern Nachbarn des Elsasses gebräuchlich und zwar mit einem solchen Erfolg, daß Ew. Majestät bei Ihrem erwähnten Besuche in Straßburg den versammelten Lehrern danken und sie beglückwünschen konnten für die Fortschritte in der Nationalsprache und sie zugleich auch zur Pflege des Deutschen zu ermuthigen vermochten.

Sire, da unsere Lage in jeder Hinsicht dieselbe ist wie jene der zwei rheinischen Departemente, glauben wir uns berechtigt zu bitten, daß auf Weisung Ew. Majestät der ausschließlich französische Unterricht in unsern Dörfern durch den zweisprachigen Unterricht ersetzt werde; mit einem Worte, daß das jetzige Schulprogramm (Regulativ) durch dasjenige des Elsasses ersetzt werde.

Unter dem System des allgemeinen Stimmrechts hat Jeder das Petitionsrecht. Wir gebrauchen dasselbe heute mit der Ueberzeugung, daß die Ew. Majestät unterbreitete so wichtige Frage, welche schon seit zu langer Zeit einen so bedeutenden Theil der treuesten, opferwilligsten Unterthanen in Besorgniß und Aufregung erhält und zu den bedenklichsten Aufreizungen führt,

sehr bald unter einem so hohen Schutze eine den dabei betheiligten großen Interessen entsprechende Lösung erhalte rc.

(Folgen 30,000 Unterschriften von Familienvätern.)

Soviel bis jetzt in Erfahrung zu bringen gewesen, hat diese Petition, welche zugleich als Broschüre verbreitet wurde, einen befriedigenden Erfolg gehabt. Obwohl noch nichts endgültig festgesetzt war, sind die Lehrer einige Zeit nachher angewiesen worden, den Kindern deutsch lesen zu lehren. Man erwartet, daß ein allgemeines Regulativ festgestellt werde, auf das man sich in streitigen Fällen berufen könne.

Aus dem Schriftstück ist ersichtlich, daß die Deutsch-lothringer, ebenso gut wie die Elsässer, durchaus Franzosen sind. In politischer Hinsicht huldigen sie meist der Republik oder, was für sie dasselbe ist, dem Kaiserreich. Die Bourbonen haben in beiden Provinzen nie viele begeisterte Parteigänger gezählt, besonders gar keine unter dem Landvolke. Auch in der Freigrafschaft, wo sich einige Erinnerungen an das deutsche Kaiserthum erhalten, und theilweise in Burgund herrscht so ziemlich dasselbe Verhältniß. Unter dem Volke hat sich in der Freigrafschaft das Bild seines Helden Loucadou erhalten und fast zur Sage ausgesponnen. Loucadou war der abenteuerliche verwegene Parteigänger des Kaisers gegen Ludwig XIV., der seiner nie Herr werden konnte.

Die vorwiegend republikanische Gesinnung des Elsasses, Lothringens und der Freigrafschaft, die dazu drei der religiös am besten stehenden Provinzen sind, mag wohl in der spätern Vereinigung mit Frankreich und dem Stammesunterschiede ihren Grund haben. In diesen Ländern waren viele freie Städte, mehrere unabhängige Bisthümer und Abteien, überhaupt viel Lokalfreiheiten und, dem übrigen Frankreich gegenüber, eine gewisse Selbstständigkeit. Die erste Revolution hatte einen bedeutenden Anhalt in manchen Städten, und als später das Kaiserthum die Cultusfreiheit wiederum [illegible]stellte, waren auch die der Kirche treu gebliebenen S[illegible] und das ganze Landvolk gewonnen. Daher der hier

Katechismus zu lehren. Wie viele jungen Leute welche, nachdem sie die Schule verlassen, weder deutsch zu lesen noch zu schreiben, dagegen aber nur deutsch zu sprechen verstehen, während sie das was sie französisch lesen und schreiben (wenigstens mechanisch) nicht verstehen, sind demnach unfähig die Meß- und sonstigen Gebete im Buche zu verfolgen, oder einen kleinen Briefwechsel mit ihrer Familie oder bei Geschäftsangelegenheiten in derjenigen Sprache zu führen, die allein von der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung verstanden wird.

Das Uebel ist groß und es ist unumgänglich nothwendig auf Abhülfe zu denken. Wir können es nur wiederholen, unsere Wünsche gehen dahin, unsere Kinder die Sprache lernen und unter uns verbreiten zu sehen, welche von der großen, heldenmüthigen und edlen französischen Nation gesprochen wird, mit der unauflöslich verbunden zu seyn wir stolz sind. Anderntheils ist es aber auch durchaus nothwendig, in unseren Schulen das Lesen, Schreiben und den Katechismus in der Muttersprache zu lehren. Der zweisprachige Unterricht ist überall bei unsern Nachbarn des Elsasses gebräuchlich und zwar mit einem solchen Erfolg, daß Ew. Majestät bei Ihrem erwähnten Besuche in Straßburg den versammelten Lehrern danken und sie beglückwünschen konnten für die Fortschritte in der Nationalsprache und sie zugleich auch zur Pflege des Deutschen zu ermuthigen vermochten.

Sire, da unsere Lage in jeder Hinsicht dieselbe ist wie jene der zwei rheinischen Departemente, glauben wir uns berechtigt zu bitten, daß auf Weisung Ew. Majestät der ausschließlich französische Unterricht in unsern Dörfern durch den zweisprachigen Unterricht ersetzt werde; mit einem Worte, daß das jetzige Schulprogramm (Regulativ) durch dasjenige des Elsasses ersetzt werde.

Unter dem System des allgemeinen Stimmrechts hat Jeder das Petitionsrecht. Wir gebrauchen dasselbe heute mit der Ueberzeugung, daß die Ew. Majestät unterbreitete so wichtige Frage, welche schon seit zu langer Zeit einen so bedeutenden Theil der treuesten, opferwilligsten Unterthanen in Besorgniß und Aufregung erhält und zu den bedenklichsten Aufreizungen führt,

und geleitet. In der St. Genovefakirche hat der Dechant, Herr Freppel, mit Hrn. Baltenweck ebenfalls den deutschen Gottesdienst errichtet. Die deutschen Schwesternhäuser in Paris sind meist auch mit Elsässerinen und Lothringerinen besetzt.

Auch auf Deutschland haben die deutschen Provinzen Frankreichs in religiöser Hinsicht Einfluß ausgeübt. Der Bischof von Straßburg, Msgr. Räß, war längere Jahre Professor in Mainz und Mitbegründer des „Katholik". Seine Schriften sind bekannt. Oefters sind auch Elsässer und Lothringer Geistliche in benachbarte deutsche Diöcesen übergetreten. In Amerika zählen viele unter den deutschen Priestern. Ein Lothringer, Hr. Junker, ist Bischof von Alton, ein Elsässer, Herr Rapp, Bischof von Cleveland. Herr Kött, Bischof von Fulda, und Herr Kobes, Bischof von Modona in partibus, apostolischer Vikar von Senegambien, gehören ebenfalls durch Geburt dem Elsaß an. Dagegen weiß ich keinen einzigen Elsässer oder Deutschlothringer, der einen Bischofsstuhl im übrigen Frankreich oder in den französischen Kolonien inne hätte *). Selbst die Bischöfe von Metz und Nanzig sind keine Lothringer, und seit unendlich langer Zeit haben beide Diöcesen keine Hirten gehabt, welche deutsch verstanden hätten.

Für das Ordensleben haben die Anstalten beider Provinzen Bedeutendes geleistet und ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland erstreckt. Das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern vom heil. Karl Borromäus zu Nanzig hat ganz Norddeutschland bis Pommern und Preußen in seinen Wirkungskreis gezogen, und in Trier, Berlin u. s. w. weitere Mutterhäuser gegründet. Ebenfalls in der Nanziger Diöcese, in St. Jean du Bassel, befindet sich das Noviziat und Mutterhaus der deutschen Schwestern von der göttlichen Vorsehung, welches gegenwärtig über dreihundert Schulen durch mehr denn fünfhundert seiner Mitglieder versehen läßt.

*) In jüngster Zeit wurde Msgr. Freppel zum Bischof von Angers ernannt. D. Red.

Die meisten dieser Schulen sind in Lothringen und in Elsaß. Die Straßburger Vincenz-Schwestern haben in Mainz und an andern Orten Niederlassungen. Die Schwestern vom göttlichen Erlöser, aus Niederbronn (Straßburger Diöcese), haben sich namentlich in Süddeutschland, Bayern, Oesterreich, Wien und bis nach Ungarn ausgebreitet. Die Rappoltsweiler Vincenz-Schwestern versehen gegen vierhundert Schulen.

Auch durch die männlichen Orden ist die Verbindung zwischen den deutschen Provinzen Frankreichs und Deutschland unterhalten worden. Deutsche Priester traten im Elsaß in den Jesuitenorden ein und stifteten dann Häuser ihres Ordens in Deutschland. Die Jesuiten haben in Straßburg (mit Noviziat in Issenheim), Nanzig und Metz Niederlassungen und versehen namentlich in beiden letztern den Gottesdienst und die Seelsorge für die Deutschen. In Metz haben sie auch eine berühmte höhere Schule. Redemptoristen gibt es zu Bischenberg, Mülhausen und Landser in der Straßburger- und zu Teterchingen in der Metzer-Diöcese. Dieselben sind zum großen Theile aus Deutschland herübergekommen. Die Trappisten haben eine Abtei auf dem Oelenberg (Straßburger Diöcese) in den Wasgau-Bergen; der Abt ist ein Preuße und hat seit mehreren Jahren eine Zweiganstalt in Marienwald, in der rauhesten, unfruchtbarsten Gegend der Eifel, von der aus kürzlich wieder eine Niederlassung in Kroatien gebildet werden sollte. Da aber die liberale österreichische Regierung so etwas nicht mit der modernen Freiheit verträglich fand, wendeten sich die Trappisten nach der Türkei und kauften sich in der Herzegowina an, die jedenfalls keinen Schaden davon haben wird, daß die Krone ackerbauender Mönche sich dort niederläßt. Die Schulbrüder haben ein deutsches Noviziat in Willerhof, die Marien-Schulbrüder eines in Ebersmünster. Von letztern sind Zweiganstalten in Mainz und Frohsdorf (hier durch den Grafen Chambord), von den erstern in Coblenz und Aachen und von da aus in Wien gegründet worden.

In religiöser Hinsicht sind demnach Elsaß und Lothringen nicht nur für Deutschland nicht verloren, sondern sogar sehr wichtig. Sie haben das neuere Ordensleben von Frankreich nach Deutschland übertragen helfen und somit der deutschen Kirche wesentliche Dienste geleistet. Ihre Dienste würden unbedingt noch bedeutender seyn, wenn nicht verschiedene deutsche Staaten in der engherzigsten Weise den Orden so viele Hindernisse in den Weg legten. Wäre die Bildung der Elsäßer und Lothringer Geistlichen nicht so ausschließlich französisch, dann würden dieselben sicher noch bedeutendere Einwirkung auf Deutschland und Frankreich ausüben. Sie würden noch mehr die geistigen Vermittler zwischen beiden Ländern werden. Dieß walte Gott! Andere Hoffnungen in Bezug auf Elsaß und Lothringen zu hegen, wäre thöricht.

XX.

Cultur und Rechtsleben.

Cultur und Rechtsleben. Von Prof. Wilh. Arnold in Marburg. Berlin 1865.

Cultur und Recht der Römer. Von demselben. Berlin 1868.

Die früheren Arbeiten des scharfsinnigen und gründlichen Forschers, der unter unsern hervorragendsten Rechtshistorikern unzweifelhaft eine der ersten Stellen einnimmt, haben in diesen Blättern (Bd. 50, S. 309 ff.) bereits eine gebührende Berücksichtigung gefunden, insbesondere die „Geschichte des Eigenthums in den deutschen Städten", welche zur Kenntniß der Entwicklung der mittelalterlichen ... haft die trefflichsten Beiträge liefert. Von den beid...

Die meisten dieser Schulen sind in Lothringen und in
Die Straßburger Vincenz-Schwestern haben in Mai
an andern Orten Niederlassungen. Die Schwester
göttlichen Erlöser, aus Niederbronn (Straßburger D
haben sich namentlich in Süddeutschland, Bayern,
reich, Wien und bis nach Ungarn ausgebreitet. Die Ra
weiler Vincenz-Schwestern versehen gegen vierhundert S

Auch durch die männlichen Orden ist die Verb
zwischen den deutschen Provinzen Frankreichs und D
land unterhalten worden. Deutsche Priester traten im
in den Jesuitenorden ein und stifteten dann Häuser
Ordens in Deutschland. Die Jesuiten haben in Str
(mit Noviziat in Issenheim), Nanzig und Metz
lassungen und versehen namentlich in beiden letzter
Gottesdienst und die Seelsorge für die Deutschen. In
haben sie auch eine berühmte höhere Schule. Redempt
gibt es zu Bischenberg, Mülhausen und Landser i
Straßburger- und zu Teterchingen in der Metzer-D
Dieselben sind zum großen Theile aus Deutschland he
gekommen. Die Trappisten haben eine Abtei auf dem
berg (Straßburger Diöcese) in den Wasgau-Bergen; d
ist ein Preuße und hat seit mehreren Jahren eine Zweig
in Marienwald, in der rauhesten, unfruchtbarsten Gege
Eifel, von der aus kürzlich wieder eine Niederlassu
Kroatien gebildet werden sollte. Da aber die liberale
reichische Regierung so etwas nicht mit der modernen
heit verträglich fand, wendeten sich die Trappisten na
Türkei und kauften sich in der Herzegowina an, die
falls keinen Schaden davon haben wird, daß die Krone
bauender Mönche sich dort niederläßt. Die Schulbrüder
ein deutsches Noviziat in Willerhof, die Marien-Schul
eines in Ebersmünster. Von letztern sind Zweiganstal
Mainz und Frohsdorf (hier durch den Grafen Cham
von den erstern in Coblenz und Aachen und von da a
Wien gegründet worden.

In religiöser Hinsicht sind demnach Elsaß und Lothringen nicht nur für Deutschland nicht verloren, sondern sogar sehr wichtig. Sie haben das neuere Ordensleben von Frankreich nach Deutschland übertragen helfen und somit der deutschen Kirche wesentliche Dienste geleistet. Ihre Dienste würden unbedingt noch bedeutender seyn, wenn nicht verschiedene deutsche Staaten in der engherzigsten Weise den Orden so viele Hindernisse in den Weg legten. Wäre die Bildung der Elsässer und Lothringer Geistlichen nicht so ausschließlich französisch, dann würden dieselben sicher noch bedeutendere Einwirkung auf Deutschland und Frankreich ausüben. Sie würden noch mehr die geistigen Vermittler zwischen beiden Ländern werden. Dieß walte Gott! Andere Hoffnungen in Bezug auf Elsaß und Lothringen zu hegen, wäre thöricht.

XX.

Cultur und Rechtsleben.

Cultur und Rechtsleben. Von Prof. Wilh. Arnold in Marburg. Berlin 1865.

Cultur und Recht der Römer. Von demselben. Berlin 1868.

Die früheren Arbeiten des scharfsinnigen und gründlichen Forschers, der unter unsern hervorragendsten Rechtshistorikern unzweifelhaft eine der ersten Stellen einnimmt, haben in diesen Blättern (Bd. 50, S. 309 ff.) bereits eine gebührende Berücksichtigung gefunden, insbesondere die „Geschichte des Eigenthums in den deutschen Städten“, welche zur Kenntniß der Entwicklung der mittelalterlichen Gesellschaft die trefflichsten Beiträge liefert. Von den beiden oben

verzeichneten neuern Werken Arnold's ist freilich das erstere schon vor mehreren Jahren erschienen, aber wegen der darin gebotenen ungemein reichen Resultate ist eine eingehendere Besprechung desselben immer noch am Platze, und dabei steht es mit dem letzteren Werke in so innigem Zusammenhang, daß wir dieses nur richtig würdigen können, wenn wir damit die Besprechung des ersteren verbinden. Sagen wir sofort, daß beide Werke nach Gehalt und Form auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte den bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart beizuzählen sind.

Das Wort „Cultur" gehört zur Zeit leider fast zu den abgegriffenen Schlagwörtern, in denen sich die Gegenwart gefällt, um das moderne Leben in bewußtem oder unbewußtem Gegensatz mit dem Christenthum anzupreisen, und darum scheut man sich fast den Ausdruck in seiner natürlichen und unverfänglichen Bedeutung noch zu gebrauchen. Indeß gibt es doch keinen andern, der gleich gut und kurz das Gesammtergebniß einer geschichtlichen Entwicklung bezeichnen könnte, und so wird er trotz seines Mißbrauchs im gewöhnlichen Leben für die historisch-politischen Wissenschaften immerhin unentbehrlich bleiben.

In diesem wissenschaftlichen Sinn nimmt der Verfasser das Wort. Und zwar nicht im Gegensatz gegen das Recht, sondern im innigsten Zusammenhang damit, so daß das Recht jeweilen nur als lebendiges Glied der nationalen Cultur erscheint, zugleich Wirkung und Ursache derselben ist. Es ist überall und jederzeit abhängig von den übrigen nationalen Lebensäußerungen, von der Summe sittlicher, geistiger und wirthschaftlicher Kraft die sich darin kundgibt, wie es seinerseits wieder diese mitbedingt und bestimmt und zum Gesammthaushalt des Volkes sowohl in materieller als intellektueller Hinsicht sein Theil beiträgt; es ist also Symptom und Quelle bestimmter Culturzustände, ein nothwendiges Produkt, wie ein wesentlich mitwirkender Faktor derselben, und kann daher vollständig auch nur aus ihnen im Ganzen, nie für

allein erkannt und begriffen werden. „Der Jurist“, sagt
wld, „der sich mit mehr oder minder abstrakten Regeln
beschäftigen hat, geräth leicht auf den Gedanken, als sei
Recht nur um seiner selbst willen da oder als führe
in isolirtes, auf sich beschränktes Daseyn. Besonders sind
Romanisten dieser Gefahr ausgesetzt, weil sie es mit
n Recht zu thun haben, das dem nationalen Leben erst
llich einverleibt worden ist, vielleicht auch weil die Art
fremden Rechts einer solchen Auffassung mehr zuneigt,
das deutsche. Je weniger wir aber Gelegenheit haben,
der unmittelbaren Anwendung des Rechts mitzuwirken,
o dringender wird die Aufgabe, den innigen Zusammen-
g des Rechts mit dem Leben im Auge zu behalten. Bei
m einzelnen Institut sollten wir nach dem praktischen
stehungsgrund fragen, überall Zweck und Bedürfniß zu
rschen suchen, dem ein Rechtssatz seinen Ursprung ver-
kt, und hiebei vor Allem die wirthschaftliche Seite mehr
bisher geschehen zur Erklärung herbeiziehen. Dieß nach-
klich hervorzuheben, auf die unendlich mannigfachen Wechsel-
hungen zwischen dem Rechts- und Culturleben eines Volks
zuweisen und versuchsweise die allgemeinsten für römisches
deutsches Recht darzuthun, war die Hauptaufgabe des
fassers“ . . . „In der That bildet das Recht immer nur
Glied in dem Ganzen des Volkslebens, das ebenso sehr
es mit verstehen und begreifen lehrt, wie es umgekehrt
er nur im Ganzen begriffen werden kann. Und gleicher
ise hängt auch die Fortbildung des Rechts durch tausend
den mit der übrigen nationalen Entwicklung zusammen;
wird von ihr getragen und bestimmt, wie es seinerseits
eder auf sie zurückwirkt.“

Dieß ist der Grundgedanke der beiden vorliegenden Schriften.
I der ersten, die man als allgemeine Einleitung in die
chtswissenschaft bezeichnen könnte, sucht der Verfasser die
rwandtschaft zwischen Cultur und Recht in dem ange-
teten Sinn überhaupt näher darzulegen, in der zweiten

führt er sein Thema für das römische Recht speciell i
zelnen durch und geht zugleich von dem gewonnenen
punkt aus zu einer Vergleichung des römischen un
schen Rechts über. Noch zwei weitere Bände sollen
von denen der eine Staat und Recht im Mittelalt
andere die Aufnahme des römischen Rechts in Deu
auf gleiche Art behandeln werden. Der Verfasser h
mit nicht bloß eine sichere Grundlage für die Kriti
Rechte aufzustellen, sondern auch die merkwürdige T
der Reception des fremden Rechts besser als es bish
lich war zu erklären.

Der bezeichnete Grundgedanke an sich ist so einle
und liegt gerade dem Nicht=Juristen so nahe, daß e
fallend erscheinen könnte, weßhalb es nothwendig ist,
so ausführlicher Weise zu begründen und durchzuführen
Historiker wie der Staatsmann wissen längst, daß Gese
Recht Kinder ihrer Zeit sind, die nur im Zusamme
mit ihr verständlich werden und auf der andern Sei
gleich die Zeit, der sie angehören, wieder unserem Verst
näher bringen. Allein die Jurisprudenz hat sich, a
Folge der Reception des römischen Rechts, von den i
Wissenschaften fast ganz isolirt; seit dem 16. Jahrh
wollte man kein anderes als das fremde Recht mehr
lassen, ja die Kenntniß des deutschen war den ge
Juristen so vollständig abhanden gekommen, daß C
der berühmte Helmstädter Polyhistor, dasselbe förmlich
entdecken und sein Daseyn aus den einheimischen
quellen beweisen mußte. Da war es natürlich, d
romanistischen Jurisprudenz — und eine andere gab
auf die neueste Zeit in Deutschland nicht — auch
danke an den Zusammenhang des Rechts mit dem
verloren ging und daß sie, wenn überhaupt Partikul
anerkannt wurden, daneben doch dem römischen die
tung eines Weltrechts beilegte, das für jede
und jedes Volk gleich gut passe. Und wie der Wiss

ging es mit dem Recht selber. Eine tiefe Kluft zwischen ihm und dem Volke bildete sich aus, seine unmittelbare Fortbildung aus den einheimischen Zuständen und Bedürfnissen heraus hörte auf, und zuletzt stand es dem gemeinen Mann nicht mehr als Schutz und Schirm zur Seite, sondern als fremde unheimliche Macht gegenüber. Auch das sogenannte Naturrecht der beiden letzten Jahrhunderte war nicht im Stande, das unnatürliche Verhältniß zu ändern und Recht und Wissenschaft dem Leben zurückzugeben.

Eine Neubelebung der Jurisprudenz ging nun zwar zu Anfang unseres Jahrhunderts von der historischen Schule aus. Sie bekämpfte den Absolutismus und Kosmopolitismus des Naturrechts, entwickelte zuerst näher die Lehre von den Rechtsquellen, Gewohnheit, Gesetz und Wissenschaft, und betonte im Anschluß daran gerade die nationale Bedeutung des Rechts, wie jedem Volk in derselben Weise wie es eine besondere Sprache rede, auch ein besonderes Recht eigenthümlich sei. Es geschah das vor Allem in der Schrift von Savigny über den Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, dann von Puchta ausführlicher in der Lehre vom Gewohnheitsrecht. Doch hat sich auch die historische Schule noch nicht vollständig von den Beschränkungen der frühern Theorie frei machen können, merkwürdiger Weise am wenigsten gerade da, von wo aus sie am erfolgreichsten das alte Naturrecht bekämpfte, in der Lehre von den Rechtsquellen. Man übersah, daß wie jedes Volk sein besonderes Recht habe, so auch die Rechtsquellen bei jedem sich eigenthümlich entwickeln. So ist die Savigny'sche Theorie derselben im Grund nur eine Abstraktion von der Geschichte des römischen Rechts, die sich im Wesentlichen bei jedem Volk wiederholen sollte. Und zugleich lag der Schule noch ein Anderes vollkommen fern, wofür die Zeit selbst noch keine Empfänglichkeit hatte: der Nachweis, wie nun das Recht im Einzelnen mit der Cultur seines Volkes, insbesondere mit dem wirthschaftlichen Leben in Verbindung stehe

und wie eins aus dem andern nothwendig sich ergänze. Mit anderen Worten, es fehlte der historischen Schule noch an der Verbindung der Jurisprudenz mit der Nationalökonomie, die doch für beide Wissenschaften so bedeutungsvoll ist. Sie wurde nicht negirt, vielmehr im Gegentheil stillschweigend vorausgesetzt, aber die Art und Weise des Zusammenhangs vorläufig ganz unbestimmt gelassen. Eine nähere Verbindung konnte freilich auch erst versucht werden, nachdem die Nationalökonomie selbst weitere Fortschritte gemacht *).

---

*) Treffend sagt der Verfasser über die Nationalökonomie und deren Aufgaben: „Ist es doch erst in neuester Zeit gelungen, sie in Bahnen zu lenken, die ihre Benutzung möglich machen, seitdem sie, Dank sei es den Verdiensten von Knies und Roscher, von den Holzwegen der Abstraktion dem wirklichen Leben zugeführt wurde. Denn lange Jahre war sie ein Tummelplatz einseitiger Theorien und Spekulationen, von denen weder für das Leben noch für die Wissenschaft ein Gewinn zu hoffen war. Und eine große und schwere Aufgabe bleibt ihr noch immer zu lösen übrig: die Geschichte der Volkswirthschaft bei den wichtigeren Culturvölkern, und zwar vornehmlich im Alterthum und Mittelalter, genauer zu untersuchen und darzustellen. Erst wenn diese Arbeit gethan ist, wird die Nationalökonomie den übrigen historischen Wissenschaften vollkommen ebenbürtig zur Seite treten; erst dann wird sie den vollen Gewinn abwerfen, den die letzteren lange schon von ihr erwarten und den sie ihr zum Theil bereits vorweg genommen haben. Aber wie ganz anders müßte sich die Geschichte gestalten, um wie viel tiefer und umfassender müßte unsere Einsicht werden, wenn wir überall so zu sagen das Fleisch und Blut des Völkerlebens kennen lernten, wenn wir für die äußeren Erscheinungen und Symptome zugleich die treibenden Kräfte und Ursachen auffinden könnten! Würde nicht das römische Recht noch weit vollständiger unserer Kenntniß erschlossen werden, wenn es auch in dem wirthschaftlichen Leben des Volkes seine Erklärung gefunden hätte? Denn gerade das letztere vermag uns besser als alles Andere diese treibenden Kräfte der Entwicklung aufzudecken; erst dadurch gewinnen wir auch für die Geschichte ein Verständniß der kleinsten Theile, aus denen doch schließlich alles Leben, im geschichtlichen wie im naturwissenschaft-

Nach beiden Seiten erscheint die Arbeit des Verfassers
Ergänzung und Fortbildung der Grundwahrheiten der
orischen Schule. Er steht ganz auf dem Boden derselben
will nur von hier aus eine weitere Entwicklung der
orie zulassen, aber er bleibt nicht bei dem einmal errun-
en Besitz stehen, sondern sucht ihn nach allen Seiten
er zu begründen, zu erweitern und zu vertiefen, und darin
st das Hauptverdienst der Arbeit: die Rechtsgeschichte

---

lichen Sinne, besteht und hervorgeht. Freilich müssen hier Philologen und Juristen dem Nationalökonomen hülfreiche Hand leisten, in ähnlicher Weise wie es für die Erforschung des griechischen und römischen Alterthums bereits geschehen ist. Und was für das Alterthum gilt, gilt in noch höherem Grade für das Mittelalter. Hier aber wird der Abgang aller nationalökonomischen Hülfsmittel noch schmerzlicher empfunden. Man wendet wohl ein, daß es an Stoff und Quellen zu solchen Arbeiten fehle. Allein wenn die Darstellung wirthschaftlicher Zustände für das Alterthum möglich war, so wird sie doch wahrlich auch für unsere eigene Vergangenheit möglich seyn, deren Quellen ungleich massenhafter fließen und die in dem heutigen Culturleben noch unmittelbar fortdauert. Der Verfasser, welcher Gelegenheit hatte eine Reihe von Archiven durchzusehen, darf Allen die sich mit Eifer derartigen Untersuchungen hingeben wollen, eine unendlich reiche Erndte versprechen. Nur zum kleinsten Theil sind die Schätze welche noch in unseren Archiven lagern, ausgebeutet und veröffentlicht. Denn aus demselben Grunde, aus welchem die Geschichtschreibung in früherer Zeit das wirthschaftliche Leben übersah oder geringschätzte, nahm man auch bei Urkundenpublikationen darauf wenig oder gar keine Rücksicht. Man veröffentlichte das was man für die herkömmlichen Objekte der Geschichte brauchen konnte, und ließ das scheinbar Unbedeutende und Geringfügige liegen, was nach unsern Ansichten oft gerade das Wichtigste ist. Wenn es nicht Urkunden waren, die auf namhafte Personen Bezug hatten, wurden sie gewiß bei Seite geschoben Erst die neueren Urkundensammlungen sind zweckmäßiger und verständiger angelegt, und wir dürfen es vielleicht nicht einmal beklagen, daß die älteren, die auch in formeller Hinsicht Manches zu wünschen übrig ließen, uns noch eine reiche Nachlese aufgespart haben."

wieder in Verbindung mit der Universalgeschichte gebracht zu haben. Es ist eine Brücke zwischen der Jurisprudenz und den übrigen historischen Wissenschaften, insbesondere der nahverwandten Nationalökonomie geschlagen, die Schranken beseitigt, die bisher den Juristen hinderten, das Recht aus der Geschichte, und den Historiker, die Geschichte auch aus dem Recht zu erklären. Daher ist die Arbeit durchaus nicht bloß für specifische Juristen, sondern zugleich für die Vertreter der übrigen historischen Wissenschaften bestimmt, wie sie denn andererseits ebenso gut für jeden gebildeten Laien verständlich ist und ihm eine bessere Einsicht in das Wesen und den Zweck des Rechts verschafft, als es die populären Schriften gewöhnlichen Schlags vermögen. Die Darstellung ist überall klar, ohne allen gelehrten Apparat, so daß es keines ermüdenden Studiums beim Lesen bedarf.

Ob auch der andere Zweck des Verfassers, das Recht selbst wieder in unmittelbare Verbindung mit dem nationalen Leben zu bringen, erreicht wird, ist allerdings eine Frage der Zeit und von dem wissenschaftlichen Erfolg der Arbeit nicht allein abhängig. Es wird dabei wesentlich mit auf die Thätigkeit der Gesetzgebung und die Stellung ankommen, welche sie in Zukunft dem römischen Recht gegenüber einnimmt. Denn solange letzteres noch unmittelbar anwendbar bleibt, kann von einem direkten Zusammenhang seiner Institute mit unserer eigenen Cultur keine Rede seyn. Wir würden dann, wie bisher, den Zwiespalt beider so gut es eben gehen will zu vermitteln und uns mit dem geschriebenen Buchstaben auf die eine oder andere Art abzufinden suchen müssen. Indeß liegt es auf der Hand, daß wenn die Theorie des Verfassers richtig ist, ihre Rückwirkung auf die Praxis und die Gesetzgebung von selbst eintreten wird. Ohnehin haben ja die einsichtsvolleren Romanisten die ältere Theorie von einer Reception des römischen Rechts „in complexu" längst als unhaltbar aufgegeben, so daß der Verfasser sich auch in diesem Punkt nur an die historische Schule anschließt. Denn indem sie das

römische Recht in seiner Reinheit darstellte, hat sie auch den Zwiespalt zwischen ihm und den deutschen Zuständen erst recht aufgedeckt. Darüber aber müssen wir früher oder später wieder hinauskommen. „Für uns", sagt Arnold (Cultur und Recht der Römer S. 104), „hat die naive Vermittelung zwischen dem römischen und heutigen Recht aufgehört. Wir müssen untersuchen, was von dem ersten wirklich noch anwendbar und was als unpraktisch davon auszuscheiden ist. Denn eine Täuschung darüber, daß es dem geltenden Recht nicht entspricht, ist jetzt unmöglich. Darum sollten die Juristen die immer noch die unbedingte Geltung des römischen Rechts behaupten, sich erst klar werden, was sie damit meinen, ob sie dieselbe dem alten ächten römischen Recht oder auch seiner gesammten Fortbildung vindiciren. Das Erste hieße ein Stück fremden Volkslebens ohne weiteres auf die Gegenwart übertragen wollen. Das Zweite können wir zugeben, sobald uns gestattet wird, alles Unbrauchbare auszuscheiden und das Uebrige für die Zukunft weiter fortzubilden. Das größte Unrecht aber ist es, an der Reception „in complexu" festzuhalten, ohne eine Ahnung von ihrem Einfluß auf unser Leben und ihren unberechenbaren Folgen zu haben. Ein Germanist der heutzutage bei den Begriffen des römischen Rechts stehen bleibt, wo das Bedürfniß eine andere und freiere Behandlung fordert, ist gefährlicher als alle Romanisten des 16. Jahrhunderts zusammen. Denn wie sich diese über das römische Recht hinwegsetzten, um es mit dem wirklichen Leben in Einklang zu bringen, soll jetzt umgekehrt das Leben nachstehen, nur um das fremde Recht zu retten. Und insofern ist etwas Wahres an dem schweren Wort was Schmidt gesprochen, daß unser Volk an dem fremden Recht sich nicht bloß fortbilden, sondern auch zu Grunde gehen könne. Nein, von seiner unmittelbaren Gültigkeit, weil man eine Zeitlang träumte, es sei für immer „in complexu" recipirt, kann keine Rede mehr seyn; es wird erst dann anfangen fruchtbringend und segensreich für uns zu wirken, wenn

seine formelle Gültigkeit aufgehört hat. Wir müssen das J
seines Buchstabens zerbrechen, die Institute in ihre Elem
auflösen und mit diesen weiter bauen; nur so kann es
unser wirthschaftliches Leben angeschlossen und aus deuts
Geiste wiedergeboren werden. Statt also überall von
römischen Voraussetzungen auszugehen, ist die nächste
gabe die, alle Standpunkte zu verfolgen, von denen wir
über dasselbe erheben können, und dazu möchte der folg
Versuch ein Weiteres beitragen. Nicht das ist die Auf
im ersten Wurf eine vollständige und erschöpfende Kriti
liefern, sondern zu beweisen, daß eine solche möglich
nöthig ist; wir wollen kein Endurtheil, für das weder u
Kraft ausreichend, noch die Zeit überhaupt reif seyn mö
wir wollen nur zeigen, wie man darnach streben muß,
unsere Jurisprudenz gleich der römischen zu einer schöp
schen und lebendigen zu machen. Lernen werden wir
fremden Recht immer, am meisten dann, wenn wir von s
Fesseln uns befreit und die Einsicht erlangt haben,
daran eigentlich zu lernen ist."

Wir geben nun einen kurzen Inhaltsauszug der b
erschienenen Bände, und theilen daraus einige Proben
um unsere Leser desto eher zu einer eingehenden Besch
gung mit dem Werke anzuregen.

Der erste Band, Cultur und Rechtsleben, m
uns mit der Methode des Verfassers näher bekannt, w
bei jedem Rechtsinstitut nach dem praktischen Entstehu
grund fragt, überall Zweck und Bedürfniß zu erfor
sucht, denen ein Rechtssatz seinen Ursprung verdankt,
hierbei vor Allem nächst der sittlichen die wirthschaf
Seite mehr als bisher zur Erklärung herbeizieht. Er
dert zunächst die einzelnen Faktoren des nationalen L
und ihre Wechselwirkung, Sprache, Kunst, Wissens
Sitte, Wirthschaft, Recht und Staat, wobei Sitte
Sittlichkeit als Mittelpunkt derselben, oder wie es an
spätern Stelle ausgedrückt wird, gleichsam als Seel

Völkerlebens erscheinen. Aus den Ausführungen über die Kunst, als einen von den nationalen Faktoren, welche die Völker erst zu dem machen was sie sind, heben wir folgende Stelle hervor:

„. . . Aus dem Reichthum der griechischen Sprache, der Feinheit ihrer Syntax und der Freiheit die sie dabei dem Gedankenausdruck gewährt, würden wir wohl auf den Reichthum des griechischen Geistes und die Möglichkeit einer griechischen Philosophie, allein gewiß nicht auf die eigenthümliche Strenge, Schönheit und Einfachheit der griechischen Kunst schließen können. Ohne daß uns also Denkmale und Beschreibungen griechischer Kunstwerke erhalten wären, würde unsere Kenntniß des griechischen Volkes trotz aller Massenhaftigkeit sprachlicher Ueberreste doch nur eine sehr einseitige seyn. — Auch die Kunst kann darum in einem andern Sinne ein Spiegel des Volkes und der in ihm lebenden Ideen genannt werden. Und zwar nach Form und Inhalt, die sich grade hier wesentlich bedingen: sowohl die äußere Art und Weise, wie ein Volk auf dem Gebiet der Kunst seine Gedanken und Empfindungen verkörpert, als diese selbst und die besonderen Richtungen in denen es seinen Kunsttrieb äußert, sind charakteristisch für die Eigenthümlichkeit des nationalen Lebens. So die antike im Vergleich zur mittelalterlichen und modernen, die griechische und die römische, und wieder die deutsche im Gegensatz zur romanischen Kunst: eine jede führt uns in die geheime und verborgene Natur ihres Zeitalters und Volks ein, denen sie angehört. Ueberall treten in den verschiedenen Zweigen der Kunst, die diese oder jene Zeit, das eine oder andere Volk mit Vorliebe angebaut hat, in dem eigenthümlichen Gepräge das die Gebilde der Kunst an sich tragen, der Struktur der Gebäude, dem Schnitt der Bildwerke, dem Charakter der Malerei, Musik, der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie, endlich vor Allem in den Ideen und Idealen die jedes Volk in seiner Kunst darzustellen und zu verwirklichen sucht, alle die Züge und Richtungen hervor, die dem Volk und der Zeit selbst eigenthümlich sind. Eben weil jede Eigenthümlichkeit der Kunst einer Eigenthümlichkeit des Volkes in seiner besondern Anlage oder weitern Entwicklung

entspricht. Ein griechischer Tempel und eine deutsche Kirche des Mittelalters sind gleichsam Bilder des griechischen und deutschen Geistes selber. Daher die bekannten Versuche, andere Erzeugnisse des nationalen Lebens, die keine so sinnlich greifbare Gestalt annehmen, durch den Charakter nationaler Kunstwerke veranschaulichen zu wollen . . ."

Nächst der Sprache ist die Kunst „am entschiedensten ein Ausdruck des nationalen Geistes, zumal nach der Seite der Empfindung und des Charakters der Völker. Und wegen ihrer nahen Verbindung mit dem Cultus und der wirthschaftlichen Cultur nicht minder wie mit Verfassung und Sitte, kurz wegen ihres unmittelbaren Zusammenhangs mit den meisten übrigen Seiten des Volkslebens ist sie gleich der Sprache auch eine wichtige Quelle der Geschichte. Daß alle Kunst ihren Ausgangspunkt in dem nationalen Glauben hat und den Beziehungen des Menschen zum Leben nach dem Tode, daß also von der Art, wie diese gedacht und das Verhältniß zur übersinnlichen Welt gefaßt werden, auch Art und Form der Kunst abhängen, bedarf kaum der Erinnerung. Aber auch das wirthschaftliche Leben ist von bedingendem Einfluß auf Zahl und Bedeutung, Wesen und Charakter der nationalen Künste. Bloß ackerbauende oder auf einer noch tiefern Stufe stehende Völker können außer Poesie und Musik nur die rohesten Anfänge der bildenden Künste entwickeln; jeder weitere Fortschritt derselben setzt volle Befriedigung der materiellen Bedürfnisse, ja einen gewissen Grad nationalen Wohlstands voraus; oder anders ausgedrückt: Baukunst, Bildhauerei und Malerei gelangen erst im Anschluß an das städtische Leben zu höherer Ausbildung und Blüthe. Und ebenso eng hängt die Entwicklung der Kunst mit dem öffentlichen Leben und der nationalen Sitte zusammen: die ganze antike Kunst wird nur in Verbindung mit dem Staatsleben und der Sitte des Alterthums verständlich, die Kunst des Mittelalters nur in Verbindung mit den kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen dieser Zeit und die moderne wieder nur mit denen der Gegenwart. — Die Hauptbedingung bleibt dabei natürlich immer, daß ein Volk überhaupt kunstsinnig ist. Denn wo es einem Volke von Haus an Trieb und Liebe zur Kunst mangelt, können selbst

die allergünstigsten äußern Umstände keine solche hervorrufen. Das sehen wir z. B. an dem Gegensatze des griechischen und römischen, oder in neuerer Zeit des italienischen und französischen Volkes. Allein die eigenthümliche Ausbildung der Kunst hängt überall zugleich von der übrigen nationalen Entwicklung ab. Darum fängt man jetzt an, auch vergleichende Kunstgeschichte zu treiben, ähnlich wie die Sprachvergleichung sich längst bei uns eingebürgert hat. Sobald das Feld eifriger angebaut seyn wird, darf man auch von ihr noch eine Reihe wichtiger Resultate nicht bloß für die Geschichte der Kunst, sondern des gesammten nationalen Culturlebens erwarten. Sie wird auch erst die rechte Grundlage für die Aesthetik darbieten, wie die Sprachvergleichung es für die Sprachphilosophie gethan hat; eine festere und positivere, als es alle aprioristisch oder vermeintlich nicht aprioristisch aufgestellten Regeln der Aesthetik seyn können" (S. 22—26) . . .

„Fast in noch höherm Grad als bei der Sprache zeigt sich der enge Zusammenhang der Kunst mit der nationalen Sitte. Von der Musik ist das am allgemeinsten bekannt, und war es schon den Völkern des Alterthums, weßhalb mitunter einzelne Tonarten als verweichlichend geradezu verboten wurden. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für unser Volk gewesen, daß das in so vieler Hinsicht tief zerrüttete und verkommene 18. Jahrhundert eine so reine und zarte und zugleich so kräftige, gesunde und heitere Musik hervorbringen konnte, gleich als habe sich der beste Theil unseres Wesens dorthin geflüchtet und hier im Stillen seine Blüthen getrieben. Aber auch von den bildenden Künsten kann es behauptet werden. Darum reden wir von einer keuschen und reinen oder von einer lasciven und üppigen Kunst, von ernstem strengem Styl und von weichlichen ausgearteten Formen. Denn wie die Kunst ihren geistigen Ausdruck, so empfängt sie auch ihren sittlichen von dem Gemüth und Charakter des Volkes. Vergleichen wir die italienische und die deutsche Kunst des Mittelalters, so zeigt das eigenthümliche Gepräge einer jeden, in Baukunst, Plastik und Malerei, diesen Gegensatz des Gemüths und Charakters der Völker. Wohl mag die italienische Kunst, zumal die Malerei, an Zauber der Formen und Farben

die unsere weit übertreffen, die nationalen Vorzüge die ...
gäben wir doch nicht dafür her, denn an Tiefe und Inn...
der Auffassung, an scheuer Zaghaftigkeit und Reinheit d...
drucks und in der Architektur selbst an Kraft und Ge...
Gedankens reicht jene nicht an die deutsche hinan. Wi...
Art und Weise der Kunst sich die nationale Sitte ...
kundgibt, so läuft auch der Verfall der Kunst mit ...
übrigen Volkslebens parallel. Und zwar zeigt er sich ...
früher und unmittelbarer als in der Sprache, die ...
geistig ihrer Natur nach länger widerstehen kann. Wi...
das im Alterthum an dem Verfall der griechischen Ku...
in der neuern Zeit wenigstens an denjenigen Künsten, ...
die Baukunst mit bestimmten Richtungen der Zeit dire...
sammenhängen. So geht z. B. dem Verfall des kirchlich...
bens im 14. und 15. Jahrhundert der Verfall der kirc...
Baukunst, der Verwilderung der Sitte im 17. Jahrhund...
Entartung der Renaissance zum Roccoco- und Zopfstyl d...
und 18. Jahrhunderts zur Seite" (S. 39 — 40).

Dann behandelt der Verfasser das Verhältni...
Wirthschaft, Recht und Staat specieller und zeigt an ...
Reihe historischer Parallelen aus dem Alterthum, ...
alter und der neuern Zeit, wie jedes Gebiet im Ei...
auf das andere einwirkt. Hierauf folgt das eigentliche ...
des Buchs, eine Darstellung der drei Elemente, aus ...
Zusammenwirken das positive Recht überall hervorge...
deren keines zu irgendeiner Zeit fehlen kann: die fa...
Grundlagen oder die bestimmten Culturzustände, aus ...
das Recht mit entspringt oder an die es sich anschließt, ...
dann wieder durch seine Vorschriften und Regeln zu ...
schen; der sittliche Bestandtheil, der das Recht als ...
des freien Willens durchdringt und es aus dem Ge...
Faktischen in das des Ethischen emporhebt; der ...
Ausdruck und die Begriffe, in denen sich das Rec...
schließlich als solches verkörpert und wieder von S...
Sittlichkeit unterscheidet. Bezüglich des dritten E...
machen wir ganz besonders auf die Entwicklung ...

allgemeinen Ausdrucksmittel des Rechts, Bild, Wort und Begriff aufmerksam, die in dieser Weise vollkommen neu ist. Sehr schön wird z. B. entwickelt:

„Die bildliche Ausdrucksweise ist die älteste, an diese reiht sich die wörtliche, an diese die begriffliche, so jedoch daß zu keiner Zeit eine davon ganz fehlt und jede folgende die vorhergehende voraussetzt. Mindestens verlangt die begriffliche, damit sie sinnlich wahrnehmbar wird, zugleich die Anwendung von Zeichen oder Worten. Im Einzelnen gestaltet sich ihr Verhältniß nach Zeiten und Völkern sehr verschieden, im Ganzen aber folgen sie ihrer geschichtlichen Ordnung nach ebenso aufeinander wie die Rechtsquellen, so daß dem Gewohnheitsrecht die bildliche, dem Gesetz die wörtliche, der Wissenschaft die begriffliche Ausdrucksweise als eigenthümlich und nothwendig zur Seite geht. Aber wie schon die Rechtsquellen selbst nicht in der Art einander ablösen, daß die eine Zeit nur Gewohnheitsrecht, eine andere nur gesetzliches und eine dritte nur wissenschaftliches hätte, so ist auch keine derselben auf das ihr eigenthümliche Ausdrucksmittel beschränkt, vielmehr kann das Gewohnheitsrecht so wenig ganz des wörtlichen und begrifflichen Ausdruckes entbehren, wie das gesetzliche oder wissenschaftliche des bildlichen. Das gesprochene oder geschriebene Wort ist zu allen Zeiten nöthig. Rechtsbegriffe so roh sie seyn mögen muß es ebenfalls von Anfang an geben, und selbst die abstrakteste spätere Entwicklung wird immer gewisse Bilder und Zeichen im Recht beibehalten“ (S. 290).

„Die Symbole sind also der älteste Ausdruck des Rechts, eine Form worin es unmittelbar angeschaut, sinnlich greifbar werden soll. Der Gedanke wird durch ein Bild vertreten, der Begriff durch ein Zeichen; nicht der Verstand, sondern zunächst die Sinne sollen angeregt und gefesselt werden, der älteren Entwicklungsstufe der Völker gemäß, die gleich der Kindheit das Abstrakte noch nicht fassen kann, dafür aber um so mehr plastischen Trieb und Formensinn hat. Sowohl einzelne Rechte und Begriffe selbst, wie namentlich Rechtsgeschäfte, prozessualische Handlungen oder die Sühne für begangene Verbrechen werden

auf diese Weise versinnlicht oder durch begleitende Zeichen erklärt. Da Sache und Recht daran ursprünglich nicht genau unterschieden worden, ist in der Regel wo eine Sache symbolisirt erscheint zugleich das Recht daran, und zwar das Cardinalrecht, das Eigenthum gemeint, die Sache wird für das Recht gebraucht, wie man später umgekehrt auch wohl das Recht statt der Sache nennt. Alle Symbole gehen also darauf aus, eine Sache oder Person oder Handlung oder ein Rechtsverhältniß oder eine bloße Solennität bildlich darzustellen. Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht zum Zeichen seiner wirklichen Theilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gestellt, ein Wagen gefahren, ein Feuer angezündet zum Zeichen der Besitznahme; der Mann streckt die Finger aus, wirft seinen Handschuh, entschuhet sich, die Frau lööt ihren Gürtel, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Geberde redet, das Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus. So bezeichnet, um ein paar der gewöhnlichsten Symbole anzuführen, der Stab die Gerichtsbarkeit und Herrschaft, das Stabbrechen den unwiderruflichen Urtheilsschluß, das Schwert die höchste Gewalt, daher besonders die Strafgerichtsbarkeit mit dem Blutbann, in der deutschen Rechtssprache auch den Mannsstamm, wie die Spindel die Verwandten von Seiten der Frau, ein Speerwurf die Ansage des Krieges, bei den Römern zugleich die kriegerische Erbeutung und das Eigenthum, der Mantel den Schutz, der Schlüssel das Recht der Hausfrau, der Ring das Verlöbniß oder den Ehebund, Haar und Bart den freien Mann, ähnlich wie bei andern Stämmen der Hut, der Handschlag die Bekräftigung eines Vertrags, Erz und Wage im römischen Recht den abgeschlossenen Kauf, Erde, Gras, ein Halm oder Ast das Grundstück, von dem sie genommen sind, Uebergabe dieser Zeichen daher die Uebergabe des Eigenthums an demselben, ein Kreuz oder Mahlstein die Grenze, ein Kaiserbild oder eine sogenannte Rolandsäule die städtische Immunität, das Weichbild oder Stadtrecht, die Handauflage oder der Anfang die Vindikation, Scheere und Besen (Haarschur und Ruthenschlag) den Verlust der Freiheit und Ehre, das Ueberschütten eines Erschlagenen mit Weizen oder Geld die Bedeckung und Sühne des Verbrechens u. s. f."

An dieses Capitel schließt sich eine Uebersicht der drei Rechtsquellen (Gewohnheitsrecht, Gesetz, Rechtswissenschaft) und ihrer Bedeutung für die verschiedenen Culturstufen, sowie die Begründung und Durchführung des heutigen Civilrechtssystems als nothwendiger Abschluß der begrifflichen Behandlung des Rechts. Nirgends fehlt es an erläuternden Beispielen, vielfach sind kleine historische Excurse eingeschoben, um das Buch, was bei juristischen Schriften leider so oft geschieht, nicht zu einer trocknen Deduktion werden zu lassen.

Der zweite Band, Cultur und Recht der Römer, enthält eine Darstellung des römischen Rechts und seiner Geschichte im Zusammenhang mit der Cultur des Alterthums und unter steter Vergleichung mit dem Bildungsprozeß des deutschen Rechts. Also nicht eine geschichtliche und systematische Uebersicht nach Art der Institutionen-Lehrbücher, sondern zugleich den Versuch einer freien und unbefangenen Kritik des römischen Rechts, soweit ein solcher nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft schon als möglich erscheint. Im ersten Theil wird ein allgemeines Bild von dem politischen und wirthschaftlichen Leben der Römer gegeben und in wenigen, aber festen Zügen Entwicklung, Blüthe und Verfall desselben geschildert. Man kann daraus für die richtige Beurtheilung der Dinge der Gegenwart, speciell bezüglich Italiens, ungemein viel lernen. So heißt es z. B.:

„In demselben Maß, in welchem die Eroberungen zunahmen, schwoll der Reichthum der herrschenden Familien an. Das ungeheure Capital aber, welches in Rom zusammenströmte, ward zur völligen Zerstörung des italienischen Ackerbaues benutzt. Denn da es keine andere Produktion gab, mußten die Reichen ihr Capital wohl oder übel im Boden anlegen. Der kleine Bauer also ward ausgekauft, die alten Erbgüter verschwanden und die frühern Eigenthümer sanken zu verschuldeten Pächtern oder Tagelöhnern der Capitalisten herab. Bald theilte sich die Bürgerschaft in reiche Gutsbesitzer und in Prole-

tarier aufgelöst: das Capital führte in Rom einen ähnlichen Krieg gegen die Arbeit, wie heutzutage, nur daß es ihr an jedem Mittel des Widerstandes fehlte, was bei uns glücklicher Weise nicht der Fall ist. Denn Alles was jetzt seine Uebermacht mildert und erträglich macht, das Christenthum, die persönliche Freiheit der Arbeiter, die Concurrenz des kleinen mit dem großen Capital, die Mannigfaltigkeit verschiedener Erwerbszweige, das Privileg der Geburtsstände, die Aristokratie der Kunst und Wissenschaft — das Alles fehlte in Rom und konnte, nachdem man einmal auf der abschüssigen Bahn angelangt war, durch nichts ersetzt werden."

„Als der italische Ackerbau nicht mehr die Produktionskosten deckte, weil die Provinzen die Brodfurcht fast unentgeltlich lieferten, ließen die Grundherren, die keine Noth zur Bestellung trieb, das Land lieber unbebaut und führten als Ersatz der alten Agricultur die Viehzucht ein. Schon die Staatsländereien, denen in der letzten Zeit der Republik stets das Schicksal der Auftheilung drohte, waren vielfach dazu benutzt worden, um nicht bei der Einziehung mit dem Besitz zugleich Bau und Besserung zu verlieren. Nun wurde das unglückliche System auch auf das Privateigenthum ausgedehnt. Ganze Strecken des schönsten und fruchtbarsten Bodens, die Tausende von fleißigen Anbauern hätten ernähren können, verödeten zu Viehtriften und mußten die Schafe und Rinderheerden ihrer Herren füttern. Nicht viel besser war es, wenn die reichen Grundherren auf ihren Latifundien Oel- und Weinpflanzungen anlegten. Freilich war das Land zu dieser Produktion trefflich geeignet, und ein verhältnißmäßiger Anbau dieser Art hätte neben der alten Ackerwirthschaft wohl bestehen können. Allein hier war es wieder die Art und Weise wie derselbe getrieben wurde, was zum Unsegen gereichte: das Uebermaß und der Plantagenbetrieb durch Sklaven. Oder es erhoben sich da wo die Vorfahren im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod gebaut hatten, die colossalen Villen und Lustgärten, die künstlichen Fischteiche und Bäder. Auf der einen Seite ein Rückschritt zur Barbarei, auf der andern Luxus und Ueberfeinerung, das waren die unvermeidlichen Folgen vom Untergang des Mittelstandes.

Es sind die beiden Seiten ein- und derselben Entwicklung. Denn wenn in einem Land, das Gott zum Ackerbau bestimmt hat, die Viehzucht eingeführt wird, so verkündet das auf wirthschaftlichem Gebiet den nämlichen Verfall, wie der Uebergang zur Schwelgerei und Sinnenlust auf sittlichem. Das Schlimmste aber war, daß die Sklavenbevölkerung in demselben Verhältniß zunahm, in welchem die freie sank . . . Sobald das Capital zur Alleinherrschaft gelangt war, mußten auch Handel und Gewerbe demselben dienstbar werden. Beide waren beinahe ausschließlich in den Händen der Sklaven und Freigelassenen, die für Rechnung ihrer Herren und Patrone arbeiteten" (S. 34—36).

Das freie Handwerk war das erste Opfer, welches dem Moloch des Capitals gebracht wurde.

„Der Großhandel war von jeher schon in den Händen der Reichen gewesen. Mit der raschen Ausdehnung des Staats hatte der Verkehr weit großartigere Dimensionen angenommen wie ehedem, da Rom nur der Markt von Latium oder Italien war. Aber es war ein künstlicher und unfruchtbarer Handel, der wieder nur das Mißverhältniß von Reich und Arm vergrößern half. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein gesunder Handel einen gesunden Ackerbau voraussetzt. Denn eine blühende Landwirthschaft ist die Lebensbedingung des Handels, wie dieser es allein möglich macht, den Anbau durch stärkere Arbeits- und Capitalverwendung zu steigern. So entsprach der römische Handel genau den Zuständen der Bodencultur . . . Hätte sich länger ein gesunder Ackerbau erhalten, so würden die Römer im Lauf der Zeit von selber dazu gelangt seyn, auch den Credit, der im Boden steckt, zu entwickeln. Allein nachdem die Grundlagen des Volkslebens einmal angefressen waren, konnte es nicht mehr dazu kommen, ja es scheint, daß in der Ausbildung des Credits die Römer selbst hinter den Griechen zurückgeblieben sind. Eben weil es keine besondern Berufstände gab, Großhändler und Grundbesitzer zusammenfielen. Denn erst die reiche und mannigfache Wechselwirkung dieser Stände aufeinander hat unser höheres wirthschaftliches Leben möglich gemacht, seitdem mit dem Aufkommen der Städte sich ein eigener Handels- und Gewerbsstand

bildete, Adel und Bauern aber der Landwirthschaft treu blieben. So konnte einmal das bewegliche Capital, was im Handel und Gewerbe gewonnen war, zur Befruchtung des Bodens angewandt, und sodann das Capital, welches der Boden darstellte, durch Anleihen wieder im Handel und Gewerbe nutzbar gemacht werden. Beides führte unmittelbar darauf, den Capitalwerth des Bodens zu steigern und einen hypothekarischen Credit zu erzeugen, wie er jeder höhern Wirthschaftsstufe eigenthümlich und nothwendig ist: der zunehmende Gewerbfleiß befruchtete den Ackerbau, die steigende Bodencultur begünstigte wieder das Gewerbe. In Rom geschah keins von beidem, weil es weder einen produktiven Ackerbau noch ein produktives Gewerbe gab, und darum sind die Römer nie zur Ausbildung eines wahren Credits gelangt, gewiß der deutlichste Beweis, daß ihre Wirthschaft trotz der relativ vorgerückten Entwicklung eine unvollkommene geblieben ist" ... „Wie ein furchtbarer Alp lastete der Steuerdruck auf dem Reich; vor Allem waren es die Städte die darunter litten, weil sie bei der Eintheilung des Reichs in Stadtbezirke für die Steuern aufkommen mußten, ohne doch besondere Erwerbsquellen zu haben. Alle möglichen Arten von Steuern wurden ersonnen, alle Hebel für ihre pünktliche Abführung in Bewegung gesetzt, um die Bedürfnisse des Staats und seiner kostspieligen Verwaltung zu bestreiten. Und doch war es nichts Seltenes, daß Jemand seinen Grund und Boden preisgab, um sich von der unerschwinglichen Steuerlast zu befreien. Nur mit Gewalt konnte der Dekurionenstand in den Städten erhalten werden; am Ende scheute man sich nicht, ihn durch Verurtheilung von Verbrechern zu rekrutiren. Selbst die großen Capitalisten trugen nur mit Widerstreben zu den Lasten des Staates bei. Als der Reichthum die einzige Tugend und die Armuth das einzige Laster geworden war, fing man an zu berechnen, wieviel das römische Bürgerrecht eigentlich koste. Ein Stolz war es freilich nicht mehr, Römer zu seyn. Meinte doch Einer von ihnen, der in die Gefangenschaft Attila's gerathen war, daß bei den Hunnen behaglicher zu leben sei als unter den Römern." „Wie die freie Arbeit das erste, so war die Nationalität das letzte Opfer, welches das Capital verschlang. Mi

r Verarmung ging die wachsende Entvölkerung Hand in Hand. minderter Nahrungsspielraum, vermehrte Unsittlichkeit: wie te es da anders seyn können" (S. 38—43).

Am Schluß des Capitels sagt der Verfasser:

„Wir erleben es alle Tage, wie Jemand Hab und Gut zehrt und sein Eigenthum in andere Hände kommen sieht. er wie ein ganzes Weltreich im eigentlichen Sinne des Wortes gezehrt werden kann, davon hat die Geschichte nur ein einziges spiel aufzuweisen. Auch das Christenthum machte die alte Welt ht wieder jung; sie konnte seinen tiefsten Inhalt nicht mehr erfen und auf sich wirken lassen. Es trat als heilende und erende Kraft in die Geschichte, aber auch als reinigendes Feuer, s seinen vollen weltverjüngenden Segen erst entfaltete, nachdem r die vorchristlichen Völker das Gericht gekommen war. Wohl f die entsetzliche Wirthschaft der Römer, welche die Selbstzerung systematisch betrieb, uns zum Mitleid mit einem Volk bejen, das einst so rein und groß in die Geschichte eingriff und noch cht in der Rechtswissenschaft eine so herrliche Blüthe trieb Aber kann uns auch an den Keim des Todes erinnern, den jede schliche Entwicklung in sich trägt, und gerade die christlichen lker mögen es bedenken, daß auch sie nicht für die Ewigkeit immt sind. Sie haben vielseitigere und höhere Aufgaben, r Lebensdauer ist nicht an so kurze Zeiträume gebunden, ja liegt vorläufig noch außer aller Berechnung, aber unsere antwortung wird um so schwerer seyn, da wir unendlich here Mittel und Hülfsquellen und im Christenthum zugleich e Möglichkeit einer steten Verjüngung und Wiedergeburt haben."

Im nächsten Capitel folgt die Rechtsgeschichte, wobei die turgemäße Thätigkeit der Rechtsquellen und deren harmonischen Zusammenwirken hervorgehoben wird, wie es in gleicher oder ähnlicher Weise bei keinem anderen Volke stattgefunden habe.

Der zweite Theil des Bandes gibt eine systematisch geordnete Darstellung des Vermögensrechts. Hier springt insbesondere der Gegensatz zwischen dem römischen und deutschen Recht in die Augen, daß jenes ein viel reicheres und feiner

ausgebildetes Obligationsrecht, dieses umgekehrt ein
digeres und künstlicheres Sachenrecht erzeugt hat. De
lichen Grund dafür findet der Verfasser darin, daß d
von einer städtischen Entwicklung ausgingen, da
früh zum Handel und zur Geldwirthschaft gelangte
rend die Deutschen fast das ganze Mittelalter hin
Großen und Ganzen bei dem Ackerbau und der Na
schaft stehen blieben.

Der dritte Theil behandelt auf ähnliche Art d
lien= und Erbrecht. Dabei wird gezeigt, wie sich n
sittlichen und geistigen Element auch hier das wirth
geltend macht und wie die großen Gegensätze der v
Gewalt, des ehelichen Güterrechts, der Familienerb
der Testirfreiheit, die wir bei Römern und Germane
zum Theil wenigstens ebenfalls auf die verschieden
schaftliche Cultur zurückführen, oder doch vollständig
dieser mit zu erklären sind, aber mehrfach verwirft
fasser sehr entschieden die Einseitigkeit neuerer Juri
das ausschließliche Gewicht darauf legen wollen. Dage
er einen Hauptgrund für die hohe Vollendung des r
Rechts, wie wir glauben vollkommen richtig, gera
Einseitigkeit, womit das Volk sich auf die Geldwirthsc
die Ausbildung eines ihr entsprechenden Privatrechts
habe — ein warnendes Memento für die modernen
völker. „Wie die Sachen einmal stehen, kann es nur
an Einsicht seyn, noch in unbedingte Bewunderung d
schen Rechts auszubrechen, nur Mangel an gutem
noch einer Alleinherrschaft desselben das Wort zu re
war ein zweifelhaftes Glück für das römische Volk,
Leben in einseitiger Ausbildung des Rechts sich
hat, und was damit zusammenhing, in Eigennutz,
und Genußsucht zu Grunde gegangen ist."

XXI.

Eine populäre Biographie Böhmer's.

Johann Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen von Johannes Janssen. Bearbeitet nach des Verfassers größerem Werk. Freiburg, Herder 1869. S. 358. (Preis 1 fl. 24 kr.)

Kaum hat in den letzten Jahren irgend eine literarische Erscheinung allseitig von den verschiedensten politischen Parteien und religiösen Richtungen so einstimmige Anerkennung sich erworben, als „Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften", welche Professor Janssen in Frankfurt vor ungefähr anderthalb Jahren in drei Bänden veröffentlicht hat und die damals auch in diesen Blättern ihre gebührende Würdigung gefunden. Nicht bloß wurde das hohe Maß künstlerischen Geschickes und Geschmackes, die genaue Kenntniß des Stoffes, die Weihe und Würde gelobt, womit der Verfasser in anziehender Darstellung ein lebensvolles Bild Böhmer's zu geben wußte, sondern noch mehr die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhaltes hervorgehoben. Um nun diesen reichen Inhalt einem größeren Publikum, das bekanntlich nicht gerne ein Werk von drei Bänden kauft, zugänglicher zu machen, hat Janssen das Wichtigste und Interessante daraus zu einem gedrängten Bilde zusammengestellt und bietet es in einem kleinen Bande, in eleganter und

zugleich billiger Ausgabe, den Lesern unter dem Titel: „Böhmer's Leben und Anschauungen."

In diesem kleinen Werke, das nicht ein bloßer Auszug des früheren, sondern im Wesentlichen, namentlich von der zweiten Abtheilung an eine neue Bearbeitung ist, behandelt Janssen Böhmer's Erziehung und Heranbildung im engen Familienkreise zu Frankfurt, sein arbeitsames aber gedrücktes Jugendleben, seine Universitätsjahre zu Heidelberg und Göttingen; er schildert dann Böhmer's Aufenthalt in Rom unter den deutschen Künstlern, seine Studien und Anschauungen über Kunst und Literatur überhaupt, seine großartige wissenschaftliche Wirksamkeit für vaterländische Geschichte, endlich seine Anschauungen über Christenthum und Kirche, über Politik und öffentliches Leben. Den Schluß bildet eine treffliche Charakteristik des trefflichen Mannes, dessen getreues Bildniß den Anfang des Buches schmückt.

Böhmer war geboren 1795 und starb im J. 1863 zu Frankfurt am Main. Seine Kindesjahre fallen in die Epoche des Zusammenbruches der alten Zeit unter der Macht der Ideen von 1789, seine Jugend fiel in jene Zeit französischer Herrschaft, wo der Napoleonismus seine üppigsten Früchte trug, wo deutsche Fürsten, die deutschen Stämme knechtend, in der Macht des französischen Imperators sich sonnten, wo auch die freie Stadt Frankfurt einem französischen Vasallen, dem Fürstprimas Dalberg huldigen mußte. Frankfurt war damals noch keine Judenstadt. Die damaligen Frankfurter waren biedere, fromm und rechtlich gesinnte Leute, hingen mit wirklicher Begeisterung an Kaiser und Reich, freuten sich des Ruhmes und Glanzes ihrer Stadt und waren vorzüglich stolz auf ihre Verfassung, die sie mit nichts in der Welt vertauscht hätten; sie waren darum die entschiedensten Feinde der französischen Ideen, der „welschen Freiheit". Als die Kunde von der Niederlage Napoleons bei Leipzig nach Frankfurt drang, war der Jubel groß und besonders im Böhmer'schen Hause war die Freude hierüber grenzenlos. Wenig

Tage darnach verließ Böhmer das elterliche Haus, um nach Heidelberg zu ziehen; er war jetzt in den Jahren, wo er sich für irgend eine Berufssphäre entscheiden mußte, und er wählte das Studium der Jurisprudenz, weniger aus Neigung als „aus bloßem Mangel eines Besseren".

Es ist erhebend zu hören, welch hohe, wahrhaft menschliche Ziele die Edleren der damaligen Juristen anstrebten, wozu allein sie ihre Kenntnisse verwerthen wollten. Böhmer's Vater war selbst Jurist und hatte sich in seiner Jugend als Advokat in Zweibrücken niedergelassen, bis er als Kanzleidirektor nach Frankfurt berufen wurde. Auf jene Zeit seines Anwaltslebens zurückblickend durfte er, dreiundsiebenzig Jahre alt, kurz vor seinem Tode von sich sagen, daß er stets dahin gestrebt habe: „das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waisen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen. O ein edles Gefühl entflammet hier die reine Seele, die sich bei solchen Handlungen um so mehr erhebet, als sie zugleich die scheußlichen Plane der Unwürdigen, Niederträchtigen vereitelt, welche unter dem Scheine des Rechtes, um Gold gedungen, sich die größte Anstrengung unermüdet geben, das Recht zu beugen. Gegen diese das Recht zu vertheidigen, erregt ein Gefühl seiner eigenen Würde — mir war es das seligste, das beglückendste." Zu einem solchen Juristen suchte der alte Böhmer seinen jungen Johann Friedrich heranzubilden, und als dieser sein Examen als Doktor beider Rechte glücklich bestanden hatte, rief er ihm ganz ebenso zu: „Fühle die hohe Würde des Standes, dem du nun entgegen gehest, das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waisen Hülfe zu bringen, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen."

Derselbe auf's Reine, Hohe und Edle gerichtete Sinn beseelte auch den jungen Böhmer: „Ich halte dafür", schrieb dieser am 26. September 1817, „daß es mir ganz unmöglich

sei, jemals meine Rechtskenntniß und sonstige Einsichten wissentlich für eine schlechte Sache anzuwenden. Solches werde und kann ich nie thun." Aber er setzte schon damals hinzu: „Ich sehe aber eine Advokatenlaufbahn, sie sei noch so glücklich in Vertheidigung des Rechtes der Parteien, nicht als meine alleinige Bestimmung an, weder als Mensch noch als Gelehrter und Geschäftsmann." Sein Sinn war bereits auf größere Dinge gerichtet, und dieses sein inneres Streben erhielt eine bestimmte, enger abgegrenzte Richtung durch den Umgang mit den deutschen Künstlern in Rom, wohin er sich im Sommer 1818 begeben hatte. Bevor er noch nach Italien ging, war ihm bei Betrachtung der Boisserée'schen Gemälde-Sammlung ein neues Licht aufgegangen. Er erhielt vor diesen Kunstwerken „unauslöschliche Eindrücke von der Erhabenheit und begeisternden Wirkung einer Kunst die auf christlichem Boden erwachsen war und die ganze Innerlichkeit des deutschen Gemüthes wiederspiegelte." „Da sah ich, schreibt er, mit einem Male, wie schnöde verkannt unser Größtes ist und daß z. B. statt der vorgeworfenen Steifheit Lieblichkeit und Grazie gerade eminente Eigenschaften unserer Alten sind." Nachdem er auch noch die Münster von Freiburg und Straßburg gesehen, da konnte „kein Zunftgelehrter ihm mehr einreden: das Mittelalter, welches solche Werke schuf, sei ein Zeitalter der Barbarei gewesen."

In Rom kam Böhmer gerade zur glücklichsten Zeit an, zur Zeit wo Männer wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler, Olivier, Ramboux, Mosler, Hermann, Plattner, Barth, Dietrich, Müntler und noch viele Andere ein „geistiges Deutschland" bildeten, wie es im Vaterlande selbst an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Alle diese Männer wollten das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen und von heißer Liebe für alles Vaterländische erglüht, bezweckten sie in ihrer ganzen Kunst nichts Anderes als mitzuwirken an dem neuen Werke der Zeit, an der Wiedergeburt des deutschen

dessen unter der Fremdherrschaft gestählte Kraft nach
Kämpfen die Freiheit errungen hatte. Böhmer be=
denn auch als das wichtigste Resultat seines Auf=
in Rom die „erhöhte Schätzung und Liebe des
dischen“. „Das Vaterländische“, sagt er, „kann man
n, wenn man es kennt. Seine Kenntniß liegt in
ichte, in der Sprache und Literatur, in der Kunst.“
nit war auch das Gebiet bezeichnet, dessen Bearbei=
hmer übernehmen wollte. Das erste Jahrzehnt nach
ückkehr von Rom widmete er hauptsächlich Kunst=
wozu er als Administrator des Städel'schen Kunst=
s in Frankfurt viele Gelegenheit hatte. Nach seiner
ng sollte, wie alle Wissenschaften, so auch die Kunst
n, um die neuere Bildung, die im Christenthum
auf die rechten d. h. christlichen Grundlagen zurück=
; er hielt die christliche Kunst berufen, „das jetzige
erfallene Geschlecht zu erfassen und zu edlerer Eini=
d Befriedigung zu führen.“
äter wurde Böhmer durch Brentano und mehr noch
n Freiherrn von Stein für das Studium der Ge=
gewonnen, dem er dann seine volle Kraft weihte.
veggrund war hauptsächlich ein patriotischer. „Ich
sagen“, schrieb Böhmer einst, „daß nicht Neugierde,
oder bloße Liebhaberei mich bei diesen Studien an=
es war die Liebe zum Vaterlande, die Ueberzeugung,
Kenntniß der Vergangenheit belehrend für die Gegen=
n könne, die Hoffnung, daß das Wahre zum Guten
nöge . . . In der Geschichte einer Nation scheint
ihr Selbstbewußtseyn zu liegen und das „Erkenne
t“ scheint mir nicht bloß auf die Individuen anwend=
dern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren
Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn da=
e ursprüngliche Persönlichkeit derselben, welche doch
ltürliches Menschenwerk ist, Verdunkelungen erlitten
n solchen Umständen befinden wir uns und kein Ge=

bildeter kann es vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen, für die er doch ebenso verantwortlich ist wie Andere für ihr Handeln. Was soll hier nun leitend seyn? Ein vollkommenes und absolut gültiges Gesetz für irdische Zustände kann weder erdacht noch geltend gemacht werden. Das Rechtsgefühl weist uns auf die Anerkennung des unbestrittenen Besitzstandes und auf die Beachtung des thatsächlich Ueberkommenen hin, und dieses vermögen wir hinwieder in den größeren Verhältnissen nur aus der Geschichte kennen zu lernen. Nun sind die meisten Menschen so rasch bei der Hand mit ihrem Urtheil und geben sich doch so wenig Mühe, die Thatsachen zu erforschen, auf die es sich stützen muß. Diesem Beispiele wollte ich nicht folgen, sondern ich wollte lieber die Thatsachen recht genau kennen lernen und dann erst unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Ich habe gefunden, daß diese Methode eine Kraft besitzt, welche die Seele von den Leidenschaften reinigt. Denn die rechte Erkenntniß der Geschichte gibt zum Hasse viel weniger Stoff, als vielmehr zum Schmerz über die Unvollkommenheit der irdischen Dinge und zu besseren Entschlüssen für die Zukunft. So habe ich denn immer geglaubt, daß die Erkenntniß des Wahren auch zur Verwirklichung des Guten führen werde."

Religiöse Ueberzeugungen, Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl blieben für Böhmer immer die bei seinen historischen Arbeiten treibenden Kräfte. Was er über seine persönliche Stellung zur historischen Wissenschaft dachte, hat er in folgenden bezeichnenden Worten ausgesprochen: „Auch in der historischen Wissenschaft gilt: Verläugne dich selbst; nicht was uns am liebsten, sondern was uns am schwersten, sollen wir zu leisten suchen und gerne verzichten auf augenblicklichen Erfolg, auf den Beifall der Menge, kurz auf alle die Dinge welche jene bethören, die der Wissenschaft nicht um ihrer selbst und vor allem nicht um ihrer höheren Zwecke

willen dienen, sondern aus persönlichen Rücksichten, wie sie Eigennutz, Stolz und Frevel erzeugt. Die Selbstverläugnung der Jünger der Wissenschaft ist ihr Gebet. Mabillon äußerte einmal: Die wahren Rosen der Wissenschaft blühen nur dem demüthigen Forscher."

Darnach handelte Böhmer und wählte darum nicht das Gebiet bestechender Darstellung, sondern das der mühsamen Forschung. Und als arbeitsamer demüthiger Forscher hat Böhmer in dreißig Jahren angestrengter Thätigkeit mehr geleistet, als anderwärts ganze Vereine und Akademien zu leisten vermögen. „Für Volk und Vaterland! sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde." So hatte Böhmer im J. 1829 beim Beginn seines Fundamentalwerkes, der Kaiserregesten geschrieben, und diesem Gelübde blieb er für alle Zukunft treu in der Wissenschaft und im Leben. Wir müssen aber hierüber, wie überhaupt über den ganzen reichen Inhalt des Buches, den Leser auf dieses selbst verweisen. Dasselbe enthält für jeden Gebildeten so vielseitige Belehrung nicht bloß sondern auch Anregung, daß es selbst der ausgedehntesten Anzeige kaum möglich wäre, auch nur das Wichtigere zu berühren. Es gibt kein Buch, in dem der Gebildete so gründlich eingeführt wird in das Studium der vaterländischen Geschichte, in die Kenntniß der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart Deutschlands nach jeder Richtung hin, in wissenschaftlicher, künstlerischer, kirchlicher, politisch-socialer Beziehung.

Was besonders seine Anschauungen über die letztgenannten Gegenstände anbelangt, so ist Böhmer durch seine grundlegenden historischen Arbeiten ein Apologet der Kirche, der katholischen Religion geworden, wie er in politischer Be-

ziehung den Standpunkt eines Großdeutschen in bestem Sinne des Wortes als Anhänger der Idee von Kaiser und Reich von Jugend auf festgehalten hat*). Wer irgend einen tieferen Einblick in die Fragen der Zeit gewinnen, ein sicheres Urtheil in dem Gewoge von Meinungen sich verschaffen will, der greife zu diesem Buche, in welchem die Ansichten eines Mannes niedergelegt sind, dem das gründlichste Wissen, der Umgang mit den größten und trefflichsten Männern der Gegenwart, die reichste Erfahrung, endlich eine edle unabhängige Gesinnung, ein lebhaftes Gefühl für Wahrheit und Recht zu Gebote standen.

Besonders wünschten wir das Buch in den Händen der Jugend. Böhmer war selber ein ehrlicher und treumeinender Freund der Jugend und besaß alle geistigen und sittlichen Eigenschaften eines tüchtigen, uneigennützigen, anregenden und begeisternden Lehrers, aus dessen Umgang jüngere Freunde den reichsten Gewinn zogen. „In meiner Jugend", wiederholte er oft, „war ich am liebsten mit ältern Männern im Verkehr; selbst alt geworden, wendete ich mich am liebsten an die Jugend." Er verwies dabei auf Niebuhr, der im Alter das jugendliche Gelübde, die Jugend durch Liebe zu heben, erfüllt habe, wie zum Dank für das Wohlwollen und die Anregung die er als Jüngling empfangen. „Ich habe das Gefühl, daß ich nie etwas im Leben geleistet haben würde, wenn ich nicht Männer gefunden hätte, in denen ich in jugendlicher Begeisterung wie eine Art von Verkörperung jener Ideale erblickte, die mich erfüllten." Und ein solcher Mann ist Böhmer für das nachwachsende Geschlecht nun selber geworden.

Gegenwärtig, wo Alles dem Erfolg nachläuft, wo die allgemeine Charakterlosigkeit Signatur der Zeit ist, wo

*) Vergl. über Böhmer's Ansichten über Christenthum und Kirche, Politik und öffentliches Leben auch die Anzeige des größeren Werkes in diesen Blättern Bd. 63. S. 500—516 und 540—550.

ne verständig-nüchterne Gesinnungsweise als das allein
ichtige gepriesen wird, ist es dringend nöthig, daß doch die
ngere heranwachsende Generation eine idealere Auffassung
winne, daß sie an den hohen Zielen die unsere großen
rfahren verfolgt, sich emporziehe und aus ihnen Kraft
d Muth und Selbstverläugnung schöpfe. Die höchsten
üter der deutschen Nation stehen auf dem Spiele, wenn
i der Jugend eine bloß realistische Gesinnung sich immer
hr breit machen kann, wenn die Begeisterung für die
elen Güter der Menschheit, für Religion, für Wahrheit,
echt und Freiheit immer mehr erlischt. Dem entgegen zu
irken, wüßten wir kein Buch mehr zu empfehlen, als
öhmer's Leben und Anschauungen". Jeder wird aus
sem Buche eine mächtige und ächte Begeisterung schöpfen
r das deutsche Volk und Vaterland, für Recht und Frei-
t; jeder wird daraus lernen, seine Religion zu lieben und
achten, in ihr das tragende Element seines Wirkens und
ebens zu suchen. Das Janssen'sche Buch soll ein deut-
es Familien- und Volksbuch werden. Wenn die Deutschen
der verehren und anstreben, was Böhmer verehrt und an-
trebt hat, dann kann der Misere der jetzigen Lage abge-
fen werden und die deutsche Nation wieder einer großen
kunft entgegensehen.

XXII.

Oesterreichische Zustände.

I.

Wien. Ende Januar 1870.

Wie unendlich bildsam ist doch der Constitutionalis
in Oesterreich! Denn was die jüngste Zeit uns brachte,
Wort und Schrift, in Thun und Lassen, es drängte ja
hin zu dem traurigen Schluß: wir hatten zwei volle J
hindurch keine Regierung, sondern nur unverbundene R
rungselemente, deren Widerstreit, durch persönliche wie s
liche Motive, jedes Zusammenfassen zu einem harmoni
Ganzen vereitelt hat. Wir haben aber auch „keine ei
lichen Majoritäten in Oesterreich, sondern nur je nach
Frage des Tages wechselnde Summen von Minoritäten"
wie dieß der Gefeiertste unter den Gefeierten, Minister Gi
in seinem Memorandum vom 18. Dezember wörtlich nie
schrieb. Also keine Regierung und keine politische Majo
und doch — eine „parlamentarische Regierung"! Die
Zwiespalt des Gedankens vermag sich der gewöhnliche Me
schenverstand nicht anders zu erklären, als durch die A
nahme einer bewußten oder unbewußten Täuschung je

Heroen der neuen Aera, die den leeren trügerischen Schein von dem Lichte der Wahrheit nicht unterscheiden können oder wollen. Vielleicht gelingt es noch Hrn. Dr. Lustkandl, dem Professor für österreichisches Staatsrecht an unserer Hochschule, diesem Manne mit dem wunderbar feinen Verständniß für die Species: Constitutionalismus austriacus — in dieses Wirrsal widersprechender Gedanken Licht und Versöhnung zu bringen! Bis dahin muß ich mich aber offen zu der Ansicht bekennen, daß „die Unwahrheit unsere Lage beherrsche."

Die veröffentlichten Memoranden unserer Minister enthüllen ein trauriges, ja beschämendes Stück Geschichte des kranken Staatswesens, beschämend zunächst für den deutschen Liberalismus, der sich stolz als Retter vordrängt und nun durch seine Koryphäen den vollendetsten Bankerott constatiren lassen mußte. Das Nachspiel welches jetzt unter der Firma Giskra-Herbst, befreit von lästigen Ministercollegen, beginnen soll, wird das unvermeidlich gewordene Concursverfahren nicht hemmen, im Gegentheil — jeder Tag wird das Drängen der zahlreichen Gläubiger steigern, und die von mancher Seite in Aussicht gestellte Verzweiflungsthat einer „rücksichtslosen Inconsequenz", die sich zunächst bei der Polenfrage äußern würde, könnte nur den Unwillen steigern und das Urtheil verbittern. Die Allg. Zeitung hat jüngst, mit Zustimmung der Reichskanzlei, einen richtigen Gedanken ausgesprochen, was ihr nicht immer gelingt. Sie meint: wenn Giskra jetzt abträte, würde er als deutscher und verfassungstreuer Märtyrer gefeiert werden, während er im entgegengesetzten Falle sich selbst in der kürzesten Frist regierungsunmöglich machen werde. Ganz richtig. Wenn die Blüthe ohne Störung des natürlichen Processes abgefallen ist, erst dann erkennt man, daß diese Pflanze keine Früchte trägt. Durch jene richtige Bemerkung der Allgemeinen Zeitung ist aber meine aufmerksame Theilnahme noch nicht erschöpft.

Ich habe mir heute überhaupt das Augsburger „Welt-

blatt" auserkoren, nicht etwa um im Streben nac
heit *dieser* Leuchte zu folgen, sondern deßhalb weil
wähnte Blatt dankenswerthe Aufschlüsse bringt, wie
gewisser Stelle die innere Lage Oesterreichs aufgefa
will, und wie man, mit einer seltenen Beweglic
Geistes, immer neue Gesichtspunkte aufzufinden be
die besser geeignet scheinen die Grundursachen unsere
dem Gesichtsfeld zu entrücken. Auch darin liegt e
„Zustand" und nicht das unbedeutendste; darin li
zugleich eine Aufforderung, den Gegenstand der D
um so schärfer in's Auge zu fassen und auch jen
desselben zu cultiviren die man sonst vielleicht we
achtet hätte.

Jene Zeitung widmete der Ministerkrisis und
der Veröffentlichung der ministeriellen Denkschrifte
Leitartikel, der mit dem Satze anhebt: „Wer heute
(am 13. Januar) die Tagesblätter unserer Haupts
Hand nimmt, hat eigentlich kein Recht mehr sich da
wundern, wenn das Ausland nur mit einem Ge
mitleidvoller Verachtung auf die österreichis
stände blickt." Das Blatt hat hiemit zwar kein gro
ein unbedachtes Wort gelassen ausgesprochen, den
liegt die schärfste Verurtheilung der Politik des Herrn
kanzlers Grafen Beust, welcher die „Allgemeine
selbst auf das eifrigste gedient hat. Der 4. Febru
und seine That gehören dem Herrn von Beust an,
That zeugte die Herrschaft des deutsch-nationalen L
mus, dieser zeugte zunächst die Dezember-Verfassu
die Ministerherrschaft der Herrn Giskra und Herb
zeugten wieder den unversöhnlichen Haß der Nation
dieser zeugte Gewaltmaßregeln einer- und Ausgleich
andererseits, und diese endlich zeugten die Ministermem
Eines hat sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem
ergeben. Im Jahre 1867 hat Herr von Beust du

ungen und Zusicherung der freiesten politischen Aktion,
den Aufwand all seiner Beredsamkeit, die genannten
Männer zum Eintritt in die Regierung bestimmt. Er
arin nur consequent gehandelt, allein die Verantwortung
e Folgen trifft in erster Linie nur ihn selbst.
Die politisch-nationale Richtung der Herrn Giskra und
l war seit dem J. 1861 — und die des erstgenannten
848 — Jedermann sehr genau bekannt; dieselben sind
schluß des Jahres 1867 eben wegen dieser Rich-
mit Ministerportefeuilles bedacht worden. Sie sind
Richtung auch als Minister treu geblieben — und
wo der politische Mißgriff sich täglich fühlbarer macht,
bedenklichere Symptome eines unhaltbaren Zustandes
ichen, hält man sich für berechtigt die Schuld und
ntwortung diesen Männern allein zuzuschieben, welche
nur das Werk fortsetzten, das ein Anderer begründet
egonnen hat!
Wessen Politik weckt denn also ein „Gefühl mitleid-
Verachtung"? Um diesem nur zu gerechten Vorwurfe
egnen, hat man in letzter Zeit der „öffentlichen Mei-
sogar zu insinuiren gesucht: die genannten deutsch-
alen Parteiführer seien in's Kabinet berufen worden
- ein „Werk der Versöhnung" (!) zu vollbringen. Wir
allen Respekt vor einem diplomatischen Genie, aber
t doch noch keinem beigefallen, bei einem Versöhnungs-
der Leidenschaftlichkeit die erste Rolle zuzuweisen. Jedes
che Kind in Oesterreich wußte, daß, so wie die Verhält-
in den letzten zehn Jahren sich gestaltet hatten, die
ung der oftgenannten Minister das Signal zum er-
sten nationalen Kampf abgeben werde. Sollte der
e Leiter der Staatsgeschäfte dieß allein nicht gewußt
n? Dieser Vorwurf würde mindestens nicht leichter
en als der ersterwähnte, den man bekämpfen will.
Für eine Politik die diesseits die Deutschen und jenseits

die Magyaren für sich hat, ist die Opposition anderer Völker ohne Gefahr und Bedeutung: diese Worte hat Herr von Beust im Jahre 1867 gesprochen und sein damals inaugurirtes politisches System damit zu begründen gesucht. In demselben Jahre erklärte er als leitender Minister im Abgeordnetenhaus des Reichsrathes: Er als Minister habe es nicht zu bedauern, daß die Vertreter des czechischen Volkes sich vom Reichsrathe fernhielten! Diese Aeußerungen ergänzen sich gegenseitig und sind beide geschichtlich wahr, nur besitzt die zweite noch den Vortheil nicht abgeläugnet werden zu können, weil die stenographischen Aufzeichnungen der Kammer dieß nicht gestatten. Fassen diese Aussprüche, die der genannte Staatsmann zwar leichten Sinnes, aber wohlbewußt gethan hat, nicht den Kern der ganzen Politik in sich, die sich in den letzten drei Jahren vor unseren Augen abspielte? Giskra und Herbst haben ohne Zweifel mehr Leidenschaftlichkeit in den Entwicklungsprozeß hineingetragen, aber in der Grundanlage und Richtung fand durch sie keine Aenderung statt, und der höhere Grad von Leidenschaft hatte auch wieder den relativen Vortheil, den Prozeß beschleunigt, das Erkennen des großen politischen Fehlers erleichtert zu haben.

Die Ministerminorität hat in ihrer Denkschrift vom 26. Dezember „die Herbeiführung einer Verständigung mit der gesammten nationalen Opposition“ als „die dringendste Angelegenheit der Regierung“ bezeichnet und die Allg. Zeitung fügte hiezu: „Dieß ist ein wahrhaft staatsmännischer Gedanke, der gegenüber den Deklamationen über Legalität und Verfassungstreue mit absoluter Gewißheit über kurz oder lang den Sieg davon tragen muß.“ Sehr weise! Wenn ich mir aber die Thaten und Erklärungen des leitenden Ministers im Jahre 1867, und die respektiven Lobeshymnen des genannten Blattes aus dieser Zeit gegenwärtig halte, wenn ich dessen Urtheile von damals und jetzt zusammenstelle, [illegible]

kann ich zu keinem anderen Schlusse kommen, als daß solche Weisheitssprüche zunächst nur dazu bestimmt sind, die Volksmeinung zu verwirren und den Geschichtsforscher auf eine falsche Spur zu leiten. Es ist wahrhaftig keine dankbare Aufgabe, die journalistische Behandlung ernster Fragen einer besonderen Prüfung zu unterziehen. Eine gewisse Berechtigung zur Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, die man einem Tagblatte nicht streitig machen kann, bringt es mit sich, daß ein kritisches Verweilen bei den Ausführungen solcher Blätter als ein pedantischer und nutzloser Aufwand an Mühe und Zeit betrachtet wird. Blättert man aber in den Geschichtsbüchern über die neuere Zeit, so wird man mit Schrecken gewahr, wie irrig diese Meinung ist. Nicht etwa um die verschiedenen Geistesströmungen des öffentlichen Lebens, um die sich bekämpfenden Parteitendenzen zu erkennen, wird sich aus den politischen Blättern Raths erholt — das wäre ja sehr begründet; nein, man glaubt die objektive geschichtliche Wahrheit aus solchen leicht zugänglichen Quellen in bequemer Weise schöpfen zu können. Und hat ein solches „Geschichtswerk" nur einige Lustra glücklich überstanden, so hat es begründete Hoffnung von den Nachfolgern selbst als Quelle benützt zu werden, und die Lüge schleppt sich durch Generationen als „Geschichte" fort. Der Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts Paul Jovius (Giovio), der von einem Freunde gemahnt wurde vorsichtig zu seyn und nichts Falsches zu berichten, gab zur Antwort: Daran ist wenig gelegen; sobald nur die jetzt lebenden Personen gestorben sind, wird das Alles für baare Wahrheit gelten. Der Mann hatte nicht unrecht: seine Ansicht war nicht nur im Allgemeinen ziemlich zutreffend, sondern hat sich auch bezüglich seines Geschichtswerkes bewährt, welches durch Jahrhunderte recht eifrig benützt wurde. Das gewissenlose Geschichtemachen hat noch lange nicht aufgehört ein ehrsames Gewerbe zu seyn, das einen ganz guten Ertrag abwirft, und deßhalb

sieht man, wie die Unternehmungen sich mehren, die unter dem Schein der Objektivität und Gründlichkeit als Geschichtsrepertorien unserer Zeit dem Publikum präsentirt werden, obwohl sie nichts anderes sind als Journalartikel in veränderter erweiterter Form. Wenn ich diese Betrachtung hier anstelle, so bestimmt mich dazu der Umstand, daß die Allg. Zeitung sich einer besonderen Gunst so mancher Geschichtsschreiber erfreut, und diese Vorliebe durch Thatsachen doch gar wenig unterstützt wird. Diese Erwägung soll es rechtfertigen daß ich noch einen weiteren Beleg, der mir eben zur Hand ist, nicht unbeachtet lasse.

Es ist dieß die „Vor- und Rückschau" welche die erwähnte Zeitung mit Schluß des Jahres zu bringen pflegt und die eine geeignete Gelegenheit bietet, den geschichtlichen Stoff zu Gunsten einer bestimmten politischen Richtung so zu verarbeiten, daß man darin ein förmliches Präparat für eine künftige Tendenzgeschichte erblicken muß. Die Nummern 11 und 12 dieses Jahres enthalten solche retrospektive Erwägungen, auf welche das eben Gesagte seine volle Anwendung findet. Das Ganze ist freilich nur aus den eigenen Correspondenzen und Notizen des vergangenen Jahres ohne Prüfung und Sichtung zusammengebraut, so daß selbst handgreifliche Unwahrheiten mit unterlaufen, wie z. B. die Behauptung, daß selbst in den czechischen Bezirken nur ein winziger Bruchtheil die Wahl in den Bezirksschulrath abgelehnt habe, während gerade das Gegentheil wahr ist. Die Zusammenstellung ist aber zum Vortheil des liberalen Regiments so effektvoll gehalten, es ist so viel von „frisch pulsirendem Leben," den „wesentlich gebesserten Staatsfinanzen," dem „materiellen Umschwung und volkswirthschaftlichen Fortschritt" die Rede, daß die „parlamentarische Periode" für die künftige Geschichtsschreibung als eine Art Himmelssegen hingestellt wird. Ueber die Verfassungswirren, diesen heiklichsten Punkt welcher den Lebensnerv des Staates

wird, um das anmuthige Geschichtsbild nicht zu
mit einigen Beruhigungsphrasen von „Ueberschätzung"
lusses der gegenwärtigen Krisis und der oppositionellen
ngen und dgl. hinwegzugleiten gesucht, während
eine Perspektive so reich an „Möglichkeiten" eröffnet
aß bei der Kühnheit des Pinselstrichs ganz darauf
wurde, wie sodann die Wirklichkeit um so trostloser
n müsse. „Möglich ist aber der gegenwärtige Zustand,
ist ferner eine Erweiterung der Lokalgesetzgebung
Verstärkung der Landesautonomie. . . Möglich aber
ist endlich selbst eine politische Decentralisation,
fast bis zu einem wohlgegliederten Bundesstaat im
des modernen Staates geht." Diese diplomatischen
gen und Krümmungen lenken mit solch zwingender
die Blicke nach dem Ballplatz, wo man in wahrhaft
er Weise für alle Eventualitäten Vorsorge trifft,
Wirklichkeit des Cisleithanismus vielleicht manches
em Schrecken verliert, wenn man nur weiß, daß
rselben eine Politik aller erdenklichen „Möglichkeiten"
hwingen regt.

verzweifelt schwach auch dieser Trost ist, ich will
noch dankbar annehmen, schon deßhalb weil dieser
r Schilderung der Lage ganz vortrefflich paßt. Was
aber bei aller Milde und Versöhnlichkeit der Stim-
zu einem Vorgang sagen, welcher als sprechendes
der „Entwicklung Oesterreichs auf geistigem Gebiete"
gierungsverordnung heranzieht, die aus Anlaß des
ten Skandals in dem Kloster der Karmeliterinen zu
" erlassen wurde? Der Inhalt dieser Verordnung —
ielt die Erklärung, daß bei Durchführung kirchlicher
ungen auf den weltlichen Arm nicht zu zählen sei —
dem Artikel nicht einmal angedeutet und kann von
isten Lesern kaum errathen werden. Je dunkler diese
fung, desto besser wurde der Zweck erfüllt, das in

Krakau aufgeführte Tendenzstück für die Geschichte der liberalen Aera aufzubewahren. Eine klare offene Darstellung hätte wohl der Wahrheit gedient, aber den hier verfolgten Geschichtszweck vereitelt; daher jenes Zwielicht, in dem, wohlberechnet, nur der „Skandal in einem Kloster" erkennbar ist, der bei einer besseren Beleuchtung zu einem Skandal der liberalen Herrschaft, zu einer Parodie des „Rechtsstaates" sich gestaltet.

Monate lang hat der Liberalismus, auf den Höhen und in den Tiefen, auf Kosten der Wahrheit und auf Kosten armer Klosterfrauen, von diesem „Skandal" gelebt, ja mit unbeschreiblichem Behagen daraus reiche Nahrung gezogen. Um den unvermeidlichen Rückschlag zu verhüten, sobald die Wahrheit an den Tag käme, gab man sich alle erdenkliche Mühe irgend eine strafbare Handlung der Klosterfrauen zu ermitteln. Alles vergebens. Es konnte bisher nicht allein kein Verbrechen, sondern auch kein strafbares Vergehen irgend welcher Art constatirt werden. Eine officielle Kundgebung über das Untersuchungsresultat fehlt aber bis heute. Natürlich! Der Liberalismus kann durch eine solche nichts gewinnen, und ein Kloster hat im liberalen Rechtsstaat kein Recht!

Damit ist aber die Illustration dieser Rechtsvollkommenheit noch nicht zu Ende. Gleich auf die erste Kunde von jenem Krakauer Ereigniß, bevor noch der Richter gesprochen, bevor auch nur ein gerichtlicher Anklagebeschluß vorlag, also nur auf den Lärm in den liberalen Blättern hin, hat die Regierung dem betreffenden Kloster die Subvention entzogen, welche dasselbe seit Jahren aus dem Staatsschatz bezog, und die ihm von Rechtswegen zustand, da sie nicht durch einen bloßen Gnadenakt gewährt wurde, sondern in Rechtsverhältnissen begründet war, welche die österreichische Regierung selbst anerkannte und deren endgiltige Ordnung bisher nur durch das russische Gouvernement, das hiebei betheiligt ist,

verzögert wurde. Eine Restitution, ein Widerruf jener mindestens übereilten Maßregel, auf Grund des gerichtlichen Untersuchungsresultates, ist bis heute nicht erfolgt. Es ist für jeden Rechtskundigen unbestreitbar, daß selbst bei einer erwiesenen strafbaren Handlung einzelner Klosterfrauen kein Rechtsgrund zu der erwähnten Maßregel vorlag, denn den Anspruch auf die Staatssubvention stellt das Kloster und nicht seine temporären Bewohnerinen. Im „Polizeistaat" hätte man jene Verfügung des Ministeriums Giskra als einen Akt der Kabinetsjustiz, als flagrante Rechtsverletzung betrachtet — im „Rechtsstaat" ist es nur eine gerechte Sühne des erzürnten Liberalismus, der nun einmal den Bestand von Klöstern mit Gleichmuth nicht zu ertragen vermag.

Die liberale Presse hat natürlich, da es einem Kloster und durch dieses der Kirche galt, über die „Energie" der Bürgerminister gejubelt. Für die Wiederherstellung des gekränkten Rechtes hat sie nie ein Sterbenswort verloren; im Gegentheil konnte man in einem den Regierungskreisen nahe stehenden Blatte die höhnende Bemerkung lesen: Mögen die Richter die Krakauer Karmeliterinen nicht für schuldig halten, wir, die aufgeklärten Streiter für Licht und Freiheit, halten sie dennoch für schuldig! In der letzten Session des galizischen Landtages wurde, in Form einer Interpellation, von der Regierung eine Erklärung über ihren mit den Rechtsgrundsätzen unvereinbaren Vorgang verlangt, aber diesem Verlangen vom Ministerium nur unverbrüchliches Schweigen entgegengesetzt.

Diese geschichtlichen Thatsachen werfen ein helleres Licht auf die inneren Zustände, als dieß oratorisch noch so vollendete Parlamentsproduktionen zu thun vermögen, und es genügt nicht dieselben in den Tagesblättern zu besprechen, sondern sie sollen in einem der Geschichte gewidmeten ernsten Blatte verzeichnet werden, wie dieß ihrer inneren

Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit der ganzen poli-
tischen Constellation entspricht.

Ueber das neue Schulgesetz, welches in jener „Rück-
schau" eine hervorragende Rolle spielt, will ich nicht viele
Worte verlieren. Sein Inhalt ist nicht neu, da Baden
hiezu das Muster geliefert hat, und es hat bis jetzt nur
sanguinische Hoffnungen auf der einen, und ernste Besorg-
nisse auf der andern Seite erregt, was denn doch nicht als
große Errungenschaft gefeiert werden kann. Zu verzeichnen
wäre höchstens, daß jüngst in der Adreßdebatte des Abge-
ordnetenhauses ein Mitglied der Linken das Geständniß ab-
legte: der Reichsrath habe, dem Princip der Abstraction
huldigend, Gesetze geschaffen, die den Sitten und der Lage
der Dinge nicht entsprechen. Diese Erklärung fand im Hause
keinen Widerspruch. Zu verzeichnen wären allenfalls noch
die sich mehrenden Nachrichten, die theilweise einen offiziellen
Charakter tragen, nach denen der Eifer im Schulbesuche an
vielen Orten bedeutend nachläßt. Wichtiger scheint es mir
zu seyn, auf die Bemerkung des Geschichtspolitikers der
Allg. Zeitung über die „wesentlich gebesserten Finanzzustände"
und den „materiellen Umschwung" näher einzugehen, da er
auf diesem Felde den Liberalismus vorzugsweise glorificiren
zu können vermeint, und hierin vom Minister Giskra noch
übertroffen wird, der in seiner letzten Parlamentsrede „die
Ordnung in den Finanzen" als hergestellt prokla-
mirte.

Eine Besserung der wirthschaftlichen Zustände hat seit
dem Jahre 1866 thatsächlich stattgefunden, wenn auch die
Freude nicht allzulange währte, da schon seit einiger Zeit
wieder über den matten Handelsverkehr, den auffallenden
Rückgang im Ertrag der Eisenbahnen u. s. w. laute Klage
erhoben wird. Die Ursachen jener Besserung waren: der
Ausgleich mit Ungarn, die reiche Ernte vom Jahre 1867
verbunden mit einem überaus lebhaften Körnerexport und

endlich die im Jahre 1866 erfolgte Emittirung von Staats-
noten.

Die „parlamentarische Periode“ ist aber nicht bloß an der letzten Maßregel, sondern auch an der erstgenannten Ursache vollkommen unschuldig und darf bezüglich des an [illegible]r Stelle angeführten, eigentlich entscheidenden Momentes auch nicht wagen die Prärogative des Himmels für sich in Anspruch zu nehmen. Sowie während des ersten parlamentarischen Versuchs die stete Steigerung und Schärfung des Conflictes mit Ungarn auf Handel und Verkehr lähmend einwirkte und dieß bereits im Jahre 1863 höchst fühlbar wurde, so hat natürlich die endliche Ausgleichung der tiefgreifenden Differenzen jenen Hemmungsgrund behoben und neues Leben in den Geschäftsverkehr gebracht. Ueber den erwähnten Ernteertrag und Exporthandel wurde aber statistisch festgestellt, daß während in den Jahren 1851 bis incl. 1866 zusammengenommen der Aktivhandel mit Brodfrüchten [illegible] Mill. Centner betrug und einen Werth von 126,7 Mill. Gulden repräsentirte, in den zwei Jahren 1867 und 1868 allein dieser Aktivhandel sich auf 48,5 Mill. Centner oder im Werth auf 242,4 Mill. Gulden belief. Es hat demnach dieses zweijährige Ergebniß das Gesammtresultat des Aktivhandels früherer sechzehn Jahre, der Menge nach, um 106,4 Procent und dem Werthe nach, um 91,3 Procent überstiegen.

Solche Ziffern dienen freilich nicht zur Glorificirung der „parlamentarischen Periode“, aber sie hätte doch in einer geschichtlichen „Rückschau,“ der es um die Wahrheit zu thun ist, einen Platz finden sollen, da sie schlagend beweisen, daß die wahre Ursache des „materiellen Umschwunges“ in dem Erntesegen in Oesterreich und der gleichzeitigen Mißernte außerhalb Oesterreichs zu suchen ist.

Die Emission der Staatsnoten endlich wäre unter normalen Verhältnissen gewiß nicht zu rechtfertigen gewesen,

und niemand wird verkennen, daß bei einem solchen Schritte üble Nachwirkungen mit in den Kauf genommen werden müssen. Allein auch abgesehen von der Kriegsnoth die eine solche Maßregel erheischte, war mit den Folgen der in der ersten Reichsrathssession beschlossenen Bankakte zu rechnen, welch letztere durch allzu rapide Reducirung der circulirenden Banknoten, bei gleichzeitigen gefahrvollen Complikationen der inneren und äußeren Politik, einen schwerfühlbaren Mangel an Zahlungsmitteln herbeiführte, so daß schon aus diesem Grunde eine Belebung des Geschäftsverkehrs nicht möglich war. Dieser Uebelstand hätte auch ohne die Kreigsereignisse von 1866 behoben werden müssen, und es ist eine unläugbare Thatsache, daß unter den angegebenen Verhältnissen die Vermehrung der Zahlungsmittel durch Ausgabe von Staatsnoten den ersten Impuls zu einem regeren Handelsverkehr gegeben hat. Wenn heute der Versuch wiederholt würde mit der Papierwirthschaft zu brechen und die Metallwährung dem Verkehr zurückzugeben, so steht ein klägliches Scheitern dieses Experiments abermals in sicherer Aussicht. Solange die politischen Verhältnisse nicht consolidirt sind, solange sie kein Vertrauen in die Zukunft gestatten, gibt es keine Macht welche die Metallwährung im Verkehr zu erhalten vermöchte.

In der neuen Freiheitsära wurde zwar häufig der sittlichen Entrüstung über jene Notenemission Ausdruck gegeben, man hat aber nichtsdestoweniger die aus dem betreffenden Gesetze vom J. 1866 fließende Berechtigung zur Notenausgabe bis zur äußersten Grenze von 412 Millionen, mit Einschluß der Salinen- und Münzscheine, ganz gut ausgenützt und die schwebende Schuld fortan auf dieser Höhe erhalten. Ja noch mehr, man hat in dieser selben Aera, durch die der Nationalbank gestattete Geschäftserweiterung, die Circulation uneinlösbarer Noten noch um 40 Millionen vermehrt und — mit Rücksicht auf Zeitpunkt und Verwerthung

r Maßregel — dem Börsenschwindel neue Nahrung
führt.

Hiemit bin ich bei einem Punkte angelangt, der einer
zeitsgemäßen Illustration der „parlamentarischen Periode“
ntliche Dienste leistet. Wie wurden die Vortheile benützt,
h aus der Belebung der Geschäfts- und Handelsthätigkeit
ren? Diese Frage hat doch wohl ihre volle Berechtigung,
die Benützung jener Früchte, die der liberalen Herr-
periode in ihren unschuldvollen Schooß fielen, lag
har in den Händen ihrer aufgeklärten Vorkämpfer und
nzen verfassungstreuen Heerbannes. Daß der glänzende
g jenes außergewöhnlich schwunghaften Exporthandels
lle Produktionszweige, auf den gesammten Geschäfts-
r wohlthätig und kräftigend einwirken und die Zahlungs-
keit der Contribuenten namhaft steigern werde, war als
verständlich vorauszusehen, und es ist eine höchst ober-
liche und haltlose Bemerkung des rückschauenden Poli-
der Allg. Zeitung, daß der massenhafte Export zu
Preisen den materiellen Umschwung allein deßhalb
erklären könne, weil Ungarn, welches von dieser
t in höherem Maße betroffen worden sei, in seiner
erleistung dennoch keine Fortschritte gemacht habe. Bei
Steuer handelt es sich nicht bloß um das Zahlenkönnen,
rn auch um das Zahlenwollen, und das letztere war zu
Zeiten die schwächste Seite unserer ungarischen Reichs-
sen, ein Umstand der leider bei Bestimmung des Bei-
verhältnisses zu den gemeinsamen Auslagen ganz außer
ung blieb und eine Ueberlastung der zahlungswilligen
ungarischen Länder herbeiführte. Wer Ungarns innere
ltungen kennt, weiß überdieß auch, daß es dort an
Apparate fehlt, der in anderen Ländern der Steuerfor-
ng den nöthigen Nachdruck verleiht. Den Kundigen wird
daher durch solche oberflächliche Bemerkungen nicht
iten.

Die Ausweise des Finanzministers „für die im R
rath vertretenen Länder“ zeigen deutlich genug, d
Staatskassen sich durch jene gnädige Fügung des Hi
eines reichlicheren Zuflusses erfreuten, und daß die
das Präliminar überschreitende Steuereinnahme der B
über manche Verlegenheiten hinweggeholfen hat, den
Finanzkunst sonst rathlos gegenübergestanden wäre. D
klärung, daß diese Besserung nicht nachhaltig war, is
nur zu leicht. Vom Monat Januar bis September
also durch volle acht Monate, hat die tollste Spielwu
wahrhaft frenetischer Spekulationsschwindel die Köp
herrscht, und trotz der schweren Katastrophe des
September, welcher Tausende von Existenzen zum
fielen, sieht man auch heute wieder die frevelhafte
liche Ausbeutung des Leichtsinns und geistiger Besch
heit mit einem Cynismus sondergleichen sich frei und
hemmt, ja kaum mißachtet, entfalten; Zeuge dess
Patronisirung des türkischen Eisenbahnanlehens, welch
gar ein amtliches Wiener Blatt unter dem Titel
„Privatarbeit“ seine Dienste leiht. Dieses Gift, dies
Corruption hat sich bereits durch alle Schichten der
schaft, bis zum Tagarbeiter herab, verbreitet. Trotzdem
man unter den Vertrauensadressen welche kürzlich als
in der Noth von vielen Gemeinden und Vereinen, auf
nicht mißzuverstehenden Wink, der Ministermajorität
met wurden, auch solche — und zwar von Landes
städten — die auf den Curszettel der Börse als
segensreicher Wirksamkeit der Bürgerminister hinweisen
man nicht an Allem verzweifeln, so muß es der Einf
geschrieben werden, die den sittlichen Abgrund nicht si
dessen Rande sie mit tiefen Complimenten ihre Glückw
hersagt. Es sind liberale, sehr liberale und sehr verfa
treue Männer, die diesen Ruhm der Einfalt für sich i
spruch nehmen. Hat wohl je eine tiefe Corruption s

der Schatten an die Fersen einer richtigen lebensfähigen Politik geheftet? Liegt in dem kopflosen Haschen nach der materiellen Gunst des Augenblicks, in dem tollen Einsetzen der ganzen Existenz in das gewagteste aller Spiele, liegt hierin nicht der klarste Beweis, daß selbst jene die die jetzige politische Richtung mit dem Munde loben, sie thatsächlich als zukunftlos preisgeben? Wer der Zukunft vertraut, schätzt das Daseyn zu hoch um all sein Hab und Gut der Börse zuzutragen!

Die Antwort auf die früher gestellte Frage, über die Verwerthung der durch eine gütige Himmelsfügung gewonnenen Schätze, gibt sonach in sehr bündiger Weise die Geschichte der letzten Schwindelperiode, und selbst liberale regierungsfreundliche Blätter können den Angstruf nicht unterdrücken: der Unverstand und Egoismus drohe die reiche Ernte der letzten Jahre gänzlich zu verschlingen!

Eine dauernde Besserung der materiellen Zustände war auf diese Weise von vornherein ausgeschlossen, wenn auch neben den „Gründungsbanken" und ähnlichem volkswirthschaftlichen Raubbau, durch die Vermehrung der Schienenwege manches Nützliche geschaffen wurde. Uebrigens gehören die entscheidenden Schritte zur Sicherstellung der wichtigsten Linien, als der Franz-Josephsbahn, der Rudolfsbahn, der südlichen Staatsbahn — der verlästerten unparlamentarischen Periode an, sowie auch in dieser die, später nachgeahmte, Maßregel getroffen wurde, den Bahnunternehmungen Staatszuschüsse zu geben, wodurch der Eisenbahnbau, wie jetzt allgemein anerkannt wird, wesentlich gefördert wurde.

Ein zweiter Hinderungsgrund der dauernden Kräftigung der materiellen Lebensgrundlagen ist in der exorbitanten Steuerhöhe zu suchen. Das Finanzgesetz vom J. 1868 hat die schon vordem drückend hohen direkten Steuern noch um weitere sieben Millionen erhöht. Die Stadt Wien mag in ihren zahllosen Gründungsbanken, Verwaltungsrathstellen

u. s. f. eine Entschädigung suchen. Verlassen wir aber die Residenz und begeben wir uns in eine kleine Landstadt; wählen wir dort das erste beste Objekt — ein Wohnhaus mit dem Zinsertrag von jährlich 300 fl. und eine Grundfläche von einem österreichischen Joch, kaum zweieinhalb bayerische Morgen. Welche Abgabenlast ruht nun auf diesem bescheidenen Besitz? Nicht weniger denn eine jährliche Leistung von einhundertzweiunddreißig Gulden an Steuern und Landeszuschlägen. Hiezu kömmt außerdem eine Gemeindeumlage die, gering gerechnet, 25 bis 30 Procent der Steuer beträgt. Ich frage nun, ob solche „wesentlich gebesserte Finanzzustände" überhaupt haltbar seien? Das erste beste concrete Beispiel wirft jenes ganze phrasenreiche Räsonnement über den Haufen.

Und welche Wege sind denn Reichsrath und Regierung gegangen, welche gehen sie noch heute, um zur „Ordnung der Finanzen" zu gelangen? Der Weg ist folgender. Zuerst wurde die Zinsenlast der Staatsschuld durch ein Parlamentsvotum um 12 Millionen vermindert. Eine Zinsenreduktion ohne und gegen den Willen der Gläubiger nennt man im gewöhnlichen Leben einen Bankerott; in der Freiheitsära heißt dieß aber: Heranziehung des Einkommens aus Staatspapieren zur Deckung der öffentlichen Ausgaben. — Von dieser Maßregel ist man zu der zweiten, naheverwandten fortgeschritten und hat die Amortisirung der Staatsschuld — mit Ausnahme der Lotterieanlehen — eingestellt, was auch dort geschah wo die Tilgung bei Contrahirung der Schuld, also vertragsmäßig, bedungen war. Hiedurch erzielte man eine weitere Erleichterung der Finanzen von 8 Millionen. Bei den Lotterieanlehen, bei denen die gleiche Verfügung natürlich nicht möglich war, hat man wieder die ersterwähnte Procedur der Reduktion in Anwendung gebracht, die jährlich eine Million den Finanzen einbringt, und wornach der Besitzer eines Staatslooses, auf welchem die Zusicherung zu

losen ist den Treffer z. B. mit 100,000 fl. auszuzahlen, im Falle des Gewinnes nur 80,000 fl. bezahlt erhält. Nebst der bereits früher angeführten Erhöhung der direkten Steuern um den Betrag von 7 Millionen, wurde endlich der Finanzminister ermächtigt die Staatsgüter im Werthe von 40½ Millionen zu verkaufen. Dieß war der ganze Finanzplan, nach dem auch gegenwärtig noch operirt wird und der jedenfalls die Einfachheit und Faßlichkeit für sich hat. Der Verkauf der Staatsgüter ist großentheils schon vollzogen und natürlich weit unter ihrem Werth, da die Käufer sehr wohl wissen, daß nach jenem Finanzplan die Realitäten ohne Aufschub verkauft werden müssen, wenn nicht die Zahlungsunfähigkeit für die normalen Staatsauslagen eintreten soll. Von diesem Staatsgut erübrigt für das Jahr 1870 noch ein Werthbetrag von 17 Millionen, welcher zur Deckung der Auslagen des Ordinariums (!) im laufenden Jahre bestimmt ist. Die größte Rolle bei dieser „Ordnung der Finanzen" besteht also darin, daß der Staat sich seines Stammguts entäußert, vom Capitale lebt, und in Folge dieser sinnreichen Maßregel hält man sich für berechtigt nach allen Weltgegenden selbstzufrieden auszurufen: der Staat ist auch im Jahre 1870 in der Lage seine Auslagen ohne Anlehen zu decken!

Wenn aber dieses Grundvermögen des Staates verbraucht ist, was schon im nächsten Jahre der Fall seyn wird, was dann? Die Regierungsantwort lautet: durch Erhöhung des Steuerertrages wird der Ausfall gedeckt werden. Wie ist das möglich, werden Sie fragen, da schon derzeit die Leistungsfähigkeit die höchste Spannung erleidet? Wie ist dieß möglich bei der inneren Zerklüftung, dem aufreibenden Völkerstreit? — Sie haben recht, wenn Sie so fragen, und mit Ihnen thun es Millionen in Oesterreich. Der Finanzminister des cisleithanischen „Reiches" ist ein grundehrlicher Mann, allein seine Vertrauensseligkeit wirkt erschreckend. Als ehe-

maliger Lehrer der Mathemathik scheint er sich mit Vorliebe der Rechnung mit unbekannten Größen zuzuwenden, was in der Finanzpolitik — der eigentlichen Aufgabe eines Finanzministers — ein verhängnißvoller Fehler genannt werden muß. Es trennen uns nur mehr Monate von den ernstesten Finanzverlegenheiten des Jahres 1871. Was ist nun geschehen um die Finanzen im nächsten Jahre wirklich zu bessern, da heute ihre „wesentliche Besserung" nichts als eine leere täuschende Phrase ist?

Bis nun wurde nur ein Gesetz votirt — der Liberalismus heilt bekanntlich Alles durch „Gesetze" — welches die Revision des Grundsteuerkatasters anordnet. Diese Maßregel verursacht an und für sich wieder einen Aufwand von Millionen ohne jede sichere Bürgschaft für eine reelle Erhöhung der Staatseinnahmen. Die Andeutungen des Finanzministers über den gehofften Erfolg beruhen alle auf einer völlig nebelhaften Annahme. Ungleichheiten sind in unseren Grundsteuerverhältnissen allerdings vorhanden; sie ergaben sich schon aus der Verschiedenheit des Zeitpunktes, in dem die Katastralarbeiten durch alle ihre Stadien in den einzelnen Ländern vollführt wurden. Wird denn aber diese Revision der Steuergrundlagen, wenn sie gründlich vorgenommen wird, nebst einer Minderbelastung einerseits, nicht auch eine Ueberlastung andererseits herausstellen, greller als man es wünschen mag? Und wird dann die „Steuerausgleichung", wie man sich euphemistisch auszudrücken liebt, wirklich ohne vorwaltendes fiskalisches Interesse, daher nicht bloß in einer Erhöhung der zu niedrig bemessenen Steuer, sondern auch in einer Herabsetzung der zu hoch bemessenen bestehen? Was die Staatsgüter im nächsten Jahre nicht mehr zu leisten vermögen, weil keine mehr vorhanden sind, soll ja durch jene „Steuerausgleichung" bewirkt werden, das fiskalische Interesse steht also dabei entschieden im Vordergrund und die sehr verbreitete Besorgniß,

ne solche Ausgleichung zur Ueberlastung aller Grund-
führen werde, ist wohl mehr als eitel Gespenster-
Eine Gleichheit ist dann freilich auch erreicht.
er englische Finanzmann sucht die Weisheit darin:
einzunehmen als auszugeben. Unsere „Ordnung der
en" huldigt dem entgegengesetzten Grundsatz. Wir geben,
erücksichtigung der Einnahmen, alle Jahre mehr aus
rauben dann nachträglich, sowie es sich eben machen
die Einnahmen hinauf. Die Staatsausgaben beliefen
Jahre 1869 auf 299,3 Millionen; für das Jahr
sind sie mit 320,6 Millionen veranschlagt. Also in der
e der „Ordnung der Finanzen", in einem Jahr der
Mehrbetrag von 21,3 Millionen! Alle Ministerien
ei dieser Erhöhung des Erfordernisses betheiligt, und
lagen für Erweiterung und Vermehrung der Ge-
sse, für Erhöhung der Zahl der bewaffneten Sicher-
gane, nehmen hiebei ein nicht allzu bescheidenes Plätz-
n.
ür das Jahr 1870 steht dem Erforderniß von 320
nen eine Bedeckung von 286 Millionen gegenüber, so
h ein Deficit von 34 Millionen ergibt, während der
bgang im Jahre 1869 21 Millionen betrug, also
rtschritt nach abwärts von 13 Millionen in einem
n Jahre! Die Kosten der dalmatinischen Expedition
n dieser Rechnung nicht inbegriffen. Die Deckung
en erwähnten, bis jetzt berechneten, Abganges wird in
rlös für das verkaufte Staatseigenthum und in Aktiv-
kassaresten der Vorjahre gesucht.
ei all den schweren Opfern welche der Bevölkerung
en Staatsgläubigern auferlegt wurden, diese Zustände
Verlauf eines Jahres! Von trauriger Vorbedeutung
ich die Steigerung der Kosten für die zwangsweise Ein-
ung der Steuern. Früher beliefen sich dieselben — die
rischen Länder abgerechnet — auf jährlich 20 bis

30,000 Gulden. Im Jahre 1868 betrugen sie
Gulden und mit derselben Summe glaubte die Re
auch im Jahre 1869 auszulangen. Wie trügeris
Hoffnung war, beweist das am Schluß des vorigen
vom Finanzminister an den Reichsrath gestellte Be
für den erwähnten Ausgabezweck einen Nachtragscre
nicht weniger als 94,000 Gulden zu gewähren, so
die Exekutionskosten 1869 mit 122,000 Gulden be
Es ist sehr bezeichnend, daß in den Voranschlag für
zu dem gleichen Zweck eine noch größere Summe,
lich 132,400 Gulden eingestellt wurden. Ein Wiener
welches bis zur letzten Katastrophe der Regierung
Berger — wohl zu unterscheiden von der Regierung
Herbst — nahestand, hat jene Kostensteigerung
treffenden Bemerkung begleitet: „Es ist dieß eine
erschreckende Progression, die zu deutlich zeigt, was
Phrasen von dem Steigen des Volkswohlstandes Wa
und was wir von einer noch weiter gehenden Erhöh
Steuern zu erwarten haben."

So viel über die behauptete „Ordnung der Fin
Der reiche Stoff welchen die Erlebnisse der letzten
der Betrachtung bieten, dürfte eine Fortsetzung der
den Erwägungen rechtfertigen. Vielleicht gestatten Si
diese demnächst einzusenden.

XXIII.

Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.

1. Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution. Von Hermann Hüffer. Erster Band: Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio. Vornehmlich nach ungedruckten Urkunden der Archive in Berlin, Wien und Paris. Bonn, A. Markus 1868. 490 S.
2. Oesterreich und Deutschland im Revolutionskrieg. Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit 1789 — 1795. Von Heinrich von Sybel. Düsseldorf, Buddeus 1868. XIV und 183 und LVII S.
3. Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskrieg bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio, von Hermann Hüffer. Zugleich als Erwiderung auf Heinrich von Sybel's Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit. Münster in der Aschendorff'schen Buchhandlung 1869. VI und 242 S.
4. Polens Untergang und der Revolutionskrieg von Heinrich von Sybel in dessen Historischer Zeitschrift Jahrgang 1870. S. 66 — 154.

„Der heftige Gegensatz“, sagt Hüffer in der Vorede des Nr. 1 verzeichneten Buches, „welcher im Sommer 1866 die beiden größten deutschen Staaten wider einander zu den Waffen rief, ist nicht plötzlich oder erst vor Kurzem entstanden, sondern durch die Geschichte mehr als eines Jahrhunderts vorbereitet; nicht bloß auf dem Felde

der Schlacht und diplomatischer Unterhandlungen, s
ebenso sehr in der Wissenschaft und Literatur hat er
Ausdruck gefunden." Besonders kam dieser Gegensa
dem Gebiete der Geschichtschreibung zur Geltung, und
der edle Freiherr von Stein sah richtig voraus, da
Zeit nicht mehr fern sei, wo die Geschichtschreibu
Deutschland ein politisches Gepräge tragen und zu
derung politischer Parteibestrebungen verwendet werden"

Ein solch' politisches Gepräge tragen z. B., u
an einige hervorragende Erscheinungen zu erinnern, S
„Geschichte der Revolution" und Häusser's „Deutsch
schichte seit dem Tode Friedrichs des Großen", welch
in Allem was von Seiten Oesterreichs in Deutschla
schah, nur Ungeschick, Neid, Unredlichkeit und Eigen
erblicken wissen und die preußische Politik während de
zösischen Revolutionszeit durch Anschuldigungen der
burgisch-lothringischen „Treulosigkeit" am besten verth
oder enschuldigen zu können glauben. Im Gegens
ihnen steht, abgesehen von Anderen, vornehmlich Alfr
Vivenot mit seinem verdienstlichen Werk: „Herzog A
von Sachsen-Teschen als Reichs-Feldmarschall", de
Historiker der die Materialien des österreichischen Hof
Staatsarchivs aus jener Zeit für die Oeffentlichkeit be
durfte und daraus die gewichtigsten Mittheilungen
„Hätte er sich nur", bemerkt Hüffer, „auf die Rechtfer
beschränkt, und nicht auch den Krieg in das feindlic
biet hinübertragen wollen! Aber auch dieser Schri
sucht seine apologetischen Absichten vornehmlich durch
Beschuldigungen des Gegners zur Geltung zu bringen
wie er nun auf der österreichischen Seite nur Ed
Pflichttreue, Beharrlichkeit, kurz den schönsten Verei
Tugenden des Helden wie des Staatsmannes uns vor
führt, so läßt er auf der andern den schwärzesten Pfu
Bosheit und Lüge, des Verraths und herostratischer
störungswuth vor uns sich aufthun."

den denn auf dem Gebiete der Wissenschaft „die
ander gleich feindlich gegenüber als in kaum
Tagen auf dem Schlachtfelde“, und die Behand-
schichte der früheren Zeit trug vielfach dazu bei,
i Gegensätze der Gegenwart noch zu verschärfen.
uslande“, betont Hüffer sehr treffend S. 11,
:indselige Sinn, der uns vordem gegenüberstand,
ılten hatte, mochte man sich doppelten Trium-
. Denn nicht genug, daß in jenen älteren Tagen
Uebergewicht hauptsächlich dadurch entschieden
es gelang, Deutsche gegen Deutsche aufzuregen
h Zwietracht und Mißtrauen gelähmten Kräfte
: andern zu überwinden, man mochte jetzt er-
elbst die Erinnerung, die geschichtliche Darstellung
isse die alte Zwietracht auf's neue zu entfachen
ı verstärken sich geeignet zeigte. Erwägt man
n Schatz ein Volk in seiner Geschichte bewahrt,
n den Nachtheil der für uns daraus entstand,
jenug anschlagen. Was anderen Nationen als
luelle der Einigung, als die wirksamste Förderung
en Bewußtseyns dient, sollte bei uns gebraucht
uns noch heftiger untereinander zu entzweien;
ie Schriftsteller anderer Länder gewöhnlich da-
, daß sie Alles was ihre Nation betrifft, in zu
:rben darzustellen lieben, so geschah es bei uns,
Hälfte der Nation der anderen nicht Schlechtes
werfen wußte, daß man selbst dem Auslande
: Fehler und Demüthigungen der eigenen Lands-
jagen, ja mit Uebertreibungen ausmalte, so daß
Schriftstellern eine gerechte und billige Auffassung
: sich erwarten ließ, als bei den deutschen. Wären
je begründet, welche die Wortführer beider Par-
nander erhoben, so gäbe es in den Jahrbüchern
hichte kaum etwas so Schmachvolles, jeder Mil-
Entschuldigung so völlig Entbehrendes, als die

Geschichte Oesterreichs und Preußens in den ersten Jahren des Revolutionskrieges; alles Elend, was über uns hereinbrach, hätten wir nicht allein im Uebermaß verdient, sondern es bliebe nur die Verwunderung, daß zwei so ganz unwürdige Staaten so viele und so heftige Schläge doch noch verwinden konnten, daß mit der frühern Macht nicht auch die Möglichkeit, sich wieder aufzurichten, völlig verloren ging."

Die Einseitigkeit der Historiker lag übrigens nicht bloß in ihrer politischen Parteistellung, sondern auch in der Natur der von ihnen benutzten Quellen begründet, indem sie nämlich ihre archivalischen Nachrichten beinahe ausschließlich entweder den preußischen oder den österreichischen Archiven entnahmen, also beständig nur die Anschauungen, Wünsche, Anklagen und Entschuldigungen der Einen Partei vor Augen hatten. Darum muß es für Hüffer's Werk von vornherein ein günstiges Vorurtheil erwecken, daß der Verfasser gleichmäßig die Archive in Wien und Berlin benutzte und dadurch im Stande war, beiden Theilen gerecht zu werden und aus dem Gewebe der diplomatischen Verwickelungen die vielverschlungenen Fäden zu entwirren. Im Herbst 1864 war es ihm vergönnt, auf dem geheimen Hof- und Staatsarchiv in Wien die auf die Verträge von Leoben und Campo Formio bezüglichen Papiere einzusehen und von den wichtigeren Abschriften zu nehmen, im Sommer 1866 erhielt er den Zutritt zum preußischen Staatsarchiv und eignete sich die bedeutendste Quelle für die Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich an, nämlich den Briefwechsel des preußischen Gesandten in Wien Marquis Lucchesini, sowie des Residenten v. Käsar mit dem Ministerium während der Jahre 1793 bis 1797. Ueber das Verhältniß Preußens zur französischen Republik erhielt er neue Aufschlüsse insbesondere aus den Berichten des Freiherrn von Sandoz-Rollin, der nach den Stürmen der französischen Revolution zuerst wieder die Stelle eines preußischen Gesandten in Paris bekleidete. Aber er beschränkte seine Forschungen nicht bloß auf die Archive in

und Berlin, sondern verschaffte sich auch die seltene
im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu
eine Untersuchungen fortzusetzen, und benutzte z. B.
Jahre 1794 und 1795 den Briefwechsel Barthelemy's
l Wohlfahrtsausschuß, mit dem Direktorium und dem
r Delacroix, ferner den Briefwechsel des französischen
ten Caillard in Berlin u. s. w., woraus er die Be-
en zwischen Preußen und der Republik von einer
Seite und auch aus französischen Berichten kennen
. Mit Hülfe aller dieser bisher unbekannten urkund-
l Materialien und unter sorgfältiger Benutzung aller
en Quellen verfaßte er sein Werk, unterwarf die
en Darstellungen einer eingehenden gründlichen und
nnigen, aber stets ruhigen und maßvollen Kritik,
die Schwächen und Fehler der früheren Historiker auf,
erkannte auch willig und freudig ihre Verdienste an, und
sich, unabhängig von den Meinungen und Gegensätzen
Tage, in seiner eigenen Darstellung der Personen
Dinge durch Unparteilichkeit und unbestechliche Wahr-
liebe leiten. Da der Verfasser zudem auch über ein be-
ndes Formtalent gebietet, so kann man sein Werk mit
m Rechte den hervorragendsten Erscheinungen auf dem
ete der neueren historischen Literatur beizählen.

Von jener traurigen Ansicht, daß die tiefere Erniedri-
g Preußens Oesterreich und umgekehrt die Oesterreichs
ußen zu gute komme, hat Hüffer sich vollkommen losge-
er sieht vielmehr die Schmach beider Staaten, weil auf
gemeinsame Vaterland zurückfallend, als gleich bedauerns-
h an. So weit er nun auch entfernt ist die Politik
r Zeit rechtfertigen zu wollen, so läßt sich doch nicht
nnen, daß nach seinen Ausführungen die beiden deut-
n Mächte in einem weit günstigeren Lichte erscheinen, als
s vorher der Fall war, und aus dem Ganzen ergibt sich das
ß für unser Nationalgefühl erfreuliche Resultat, daß der
pf für die Integrität des Reichs doch nicht in so schmach-

voller Weise und so ganz ohne Energie geführt worden ist, als man bisher anzunehmen pflegte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zu einer gedrängten Angabe der hauptsächlicheren neuen Gesichtspunkte, welche das Werk Hüffer's darbietet.

Das erste Buch (S. 17—171) reicht vom Ausbruch des Revolutionskrieges bis zum Frieden von Basel. Es gibt zunächst eine Uebersicht der politischen Zustände Europa's zu Anfang der Revolution und schildert dann die Verwicklungen im Osten des Welttheils, die Verhandlungen welche zu dem Vertrage von Pillnitz (27. August 1791) führten, und die Kämpfe der ersten Coalition gegen die drohende französische Umwälzung. Wie vor ihm von Sybel und Häusser, gelangt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß die Partei der Girondisten, um sich der Gewalt im Innern zu bemächtigen, zum Kriege gedrängt und den Ausbruch eigentlich unvermeidlich gemacht habe, wenn auch die wenig geschickten aufreizenden Maßregeln der deutschen Höfe von Schuld nicht frei zu sprechen sind. Auch in Bezug auf den preußischen Feldzug in der Champagne vom J. 1792 pflichtet Hüffer der Meinung der erwähnten Historiker bei: an ein heimliches Einverständniß Preußens mit der Republik sei damals noch nicht zu denken, die Unzulänglichkeit der Rüstungen, die mangelhafte Unterstützung von Seiten Oesterreichs, die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig haben nebst dem hereinbrechenden Regenwetter den unglücklichen Ausgang des Feldzugs herbeigeführt.

Gleich nach diesem Feldzuge tritt bekanntlich die Einwirkung der polnischen Ereignisse auf den Bestand der Coalition hervor. Diese finden sich theils nach den durch Sybel und besonders durch Ernst Herrmann eröffneten Quellen, theils nach eigenen Excerpten der Lucchesinischen Correspondenzen dargestellt. Besonders treten dabei die Stellung der deutschen Mächte zu der neuen constitutionellen Verfassung Polens vom 3. Mai 1791 und der russisch-preußische Thei-

lungsvertrag vom 23. Januar 1793 in den Vordergrund. Der Verfasser entscheidet sich rücksichtlich der ersten, zwischen Herrmann und Sybel so lebhaft erörterten Streitfrage mit Herrmann dahin, daß eine Begünstigung des polnischen Staatsstreichs von Seiten Kaiser Leopolds vor dem Ereigniß nicht anzunehmen, aber er meint, daß sie nach Sybel's Ausführungen für die spätere Zeit nicht zu läugnen sei.

Der eben erwähnte Theilungsvertrag machte dem guten Einvernehmen der deutschen Mächte ein Ende und blieb dann die Quelle andauernder Mißverhältnisse. Gleichwohl wurde durch Englands Vermittlung und unter dem persönlichen Einfluß König Friedrich Wilhelms III. ein Zusammengehen für das Jahr 1794 durch den Haager Vertrag vom 19. April 1794 noch einmal angebahnt. Hüffer gibt eine Würdigung dieses vielbesprochenen Staatsaktes; er hält es nicht für gerechtfertigt, wie Häusser von einem offenen Wortbruch Preußens zu reden, da der Wortlaut des Vertrags zweideutig ist, und von preußischer Seite die bestimmte Verpflichtung, das Heer nach Belgien zu führen, offenbar vermieden werden sollte. Dagegen findet er die lässige Kriegsführung am Rhein während des Sommers 1794 allerdings mit den im Haag übernommenen Verpflichtungen nicht im Einklange, und betrachtet sie zugleich als einen wesentlichen Grund des folgenden Unheils.

Vornehmlich aber war es der unglückliche Feldzug des Prinzen Coburg in Belgien, welcher in jenem Jahre und für lange Zeit entscheidend wirkte. Darüber enthält das vierte Capitel eine eingehende Erörterung. Er prüft insbesondere die von Sybel verfochtene Behauptung, daß Oesterreich die Niederlande und das linke Rheinufer freiwillig und ohne ernstlichen Kampf aufgegeben habe, weil man jene Provinz als werthlos erachtet und die bedeutendsten Kräfte in Polen habe verwenden wollen. Hüffer gelangt zu dem Ergebniß, daß diese Ansicht durchaus irrig sei, daß vielmehr, wie es auch die sachkundigen Erörterungen Witzlebens in

seiner Biographie des Prinzen Coburg annehmen lassen, in militärischen Beweggründen der Schlüssel jener vielbesprochenen, für Deutschland so unheilvollen Ereignisse zu suchen sei.

Sehr eingehend werden die nun folgenden Friedensverhandlungen zu Basel besprochen und hiefür lieferte das Archiv des auswärtigen Ministeriums in Paris manche interessante Ausbeute. Selbst die Zahl und Ordnung der geheimen Artikel wird von Hüffer zum erstenmal richtig *fest*gestellt. Gewiß nicht zur Rechtfertigung, aber doch zur Entschuldigung hebt der Verfasser, der überhaupt in seinem ganzen Buch gegen Preußen nichts weniger als feindlich auftritt, den Gesichtspunkt hervor, daß Preußen als dem aufstrebenden, nach neuen Gestaltungen ringenden Staatswesen unmöglich so viel an der Erhaltung der Reichsverfassung liegen konnte als der habsburgischen Dynastie, welche aus diesem Verhältniß seit Jahrhunderten den Glanz ihrer Stellung und auch noch in letzter Zeit nicht zu verachtende Vortheile zog. Gerade in der Verschiedenheit der österreichischen und preußischen Interessen gegenüber dem Reich und der Reichsverfassung erkennt Hüffer den entscheidenden Grund des verschiedenartigen Auftretens der beiden Mächte in damaliger Zeit. Dabei wird aber keineswegs „das kleinmüthige Aufgeben der Sache“ gebilligt, „zu deren Vertheidigung Preußen verpflichtet war“, und noch weniger die Zustimmung zu der Vergrößerung Frankreichs durch das linksrheinische Gebiet, welche, wenigstens eventuell, in den geheimen Artikeln des Friedens enthalten ist. Hardenberg erscheint gleichwohl in einem nicht ungünstigen Lichte: der Verfasser meint, er habe so viel geleistet, als unter so schwierigen Verhältnissen sich erwarten ließ, und auch die übrigen preußischen Minister seien doch von bedeutenden, wenn auch nicht ausreichenden politischen Gründen geleitet worden. Dagegen wendet er sich gegen die Auffassung Sybel's, nach welcher Oesterreich durch seine eifersüchtige und verrätherische Politik Preußen zum Frieden gezwungen, also auch an diesem Akte eigentlich Schuld

zu tragen hätte. Die Einwirkung der polnischen Ereignisse, insbesondere des österreichisch-russischen Vertrags vom 3. Januar 1795 wird freilich nicht verkannt, aber doch auf ein viel bescheideneres Maß als in der Sybel'schen Darstellung zurückgeführt, und die an demselben Tage von beiden Kaiserhöfen zum Abschluß gebrachte geheime Deklaration für die Entschlüsse Preußens als unwirksam nachgewiesen, schon deßhalb, weil sie in Berlin damals gar nicht, und überhaupt erst im Jahre 1852 durch Miliutin aus den Petersburger Archiven bekannt geworden ist. Ebenso werden die so oft wieder auftauchenden Gerüchte über Verhandlungen, in welchen der toskanische Gesandte in Paris, der Ritter Carletti, im Auftrage des Kaisers für die Erwerbung Bayerns die Preisgebung des linken Rheinufers angeboten haben soll, Verhandlungen auf deren Realität schon in damaliger Zeit und zuletzt von Herrn von Sybel eine Hauptanklage gegen Oesterreich gegründet worden ist (Sybel benutzt sie sogar als Mittelpunkt und Grundlage für ausgedehnte historische Combinationen, vergl. S. 170), als Erfindungen des französischen Repräsentanten Merlin von Thionville nachgewiesen, welche begreiflicherweise bei Hardenberg, dem preußischen Bevollmächtigten in Basel, ein nur zu williges Ohr und dann in Deutschland allgemeine Verbreitung fanden.

Das zweite Buch (S. 172—328) führt die Ueberschrift: „Die Präliminarien von Leoben", und beginnt mit einer besonders an dieser Stelle erwünschten Charakteristik Thugut's, welche das Urtheil über diesen vielgeschmähten Staatsmann bei manchen Lesern nicht unwesentlich zu dessen Vortheil zu modificiren geeignet ist. Gewiß ist Thugut von Fehlern nicht frei zu sprechen, aber auch seine großen Eigenschaften treten deutlich hervor, und gerechte Vorwürfe treffen weniger seine äußere Politik, als vielmehr seine Mitschuld an jenem unheilvollen System welches, wie Hüffer sich ausdrückt, „auf dem geistigen Leben lastete, durch die Absonderung von deutscher Wissenschaft und Literatur die fruchtbarsten Keime der

Bildung erstickt, und die Empfänglichkeit für würdige und ernste Dinge in dem Behagen eines sinnlichen Wohlseyns mehr und mehr verschwinden ließ" . . . „Unter Maria Theresia hatte dieß System wenigstens mildere Formen angenommen, von Joseph II. war es in seinem Grunde erschüttert. Erst unter Franz II. konnte es wieder zur vollen Herrschaft gelangen und hat dann, je länger desto verderblicher, mit kurzen Unterbrechungen der Monarchie tiefere Wunden als irgend ein verlorener Feldzug geschlagen. Es kann nicht für Thugut einnehmen, wenn man findet, daß sein Ministerium während dieser unheilvollen Rückwendung in's Leben trat; sollte er sie, wie es wenigstens den Anschein hat, nicht gehindert, sondern sogar gefördert haben, so lastet vollends auf seinem Namen schwere Schuld" (S. 186 ff.).

Nach dieser Episode schildert die wiederaufgenommene Erzählung die Streitigkeiten am Regensburger Reichstag, die zeitweise Unthätigkeit und dann die glänzenden Erfolge der kaiserlichen Waffen unter Clerfayt zu Ende des Jahres 1795. Häusser's Ansicht, daß Thugut in dieser Zeit abermals auf einen Einzelfrieden mit Frankreich hingearbeitet und für Bayern die Abtretung des linken Rheinufers angeboten habe, wird sowohl aus österreichischen als französischen Dokumenten widerlegt. Im Jahre 1796 neigte sich trotz der ruhmreichen Führung des Erzherzogs Karl der Sieg immer mehr auf die Seite der französischen Heere, welche nach der Eroberung Italiens in das Herz der kaiserlichen Erblande eindrangen. Der Verfasser gibt von diesen kriegerischen Ereignissen nur eine gedrängte Uebersicht, und verweilt vorzugsweise bei den gleichzeitigen Verhandlungen, über welche aus den französischen und österreichischen Archiven völlig neue und höchst interessante Aufschlüsse gegeben werden. Es zeigt sich, daß die Direktorialregierung, in Folge der innern Bedrängnisse lebhaft den Frieden wünschend, den Kaiser ohne Unterlaß in beinahe aufdringlicher Weise und durch die lockendsten Anerbietungen zu einem Einzelfrieden und zur Preisgebung des

linken Rheinufers zu bewegen sucht, daß aber Thugut in keiner Weise von dem Bündniß mit England und der Forderung der Reichsintegrität sich abbringen läßt. Endlich als die französischen Heere nur noch wenige Märsche von der österreichischen Hauptstadt entfernt sind, werden die Präliminarien von Leoben (18. April 1797) unterzeichnet. Aber auch dieser Vertrag ist, wenn man den langen unglücklichen Krieg und die gefährliche Lage des Staates in Betracht zieht, nicht eben ungünstig zu nennen. Am wenigsten ist der beinahe zum Axiom gewordene Vorwurf begründet, als habe Oesterreich schon in Leoben in rücksichtsloser Begier nach italienischen Erwerbungen die Rheingrenze preisgegeben. Hüffer weist vielmehr aus den österreichischen und preußischen Archivalien und den eigenen Aeußerungen Bonaparte's und des Direktoriums überzeugend nach, daß die in den Präliminarien ausgesprochene Anerkennung der „constitutionellen Grenzen“ der Republik nur auf die belgischen Provinzen des Kaisers und einige nicht sehr bedeutende Reichsgebiete sich beziehen konnte. Wären die Präliminarien ihrer wahren Bedeutung nach zur Ausführung gekommen, so wäre die Integrität des Reichs im Wesentlichen gewahrt geblieben, und Deutschland hätte ungefähr die Grenzen des Jahres 1814 erhalten. Ueber die Beraubung Venedigs, den schmachvollen Handel mit italienischem Gebiete, spricht der Verfasser den schärfsten Tadel aus; nur hebt er richtig hervor, daß man in jener Zeit, als ein eigentlich italienisches Nationalgefühl noch das ausschließliche Eigenthum weniger hervorragender Männer war, nicht schon den Maßstab anlegen dürfe, der jetzt, nachdem das Nationalitätsprincip mehr und mehr zur Herrschaft gelangt ist, als der berechtigte zu gelten pflegt.

Das letzte Capitel des zweiten Buches enthält die mit den genannten Ereignissen gleichzeitigen Verhandlungen Preußens mit der Republik, welche zu dem Berliner Vertrage von 1796 führten. Es bringt aus der Correspondenz des

preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn von Sandoz-Rollin, sehr interessante Mittheilungen und liefert wenigstens das befriedigende Ergebniß, daß der König Friedrich Wilhelm II. auch durch die glänzendsten Anerbietungen, wie sie, mit Drohungen vermischt, von den Franzosen ihm gemacht wurden, zu einem Bündnisse mit dem Reichsfeinde und zu einem offenen Bruche mit dem Kaiser nicht zu bewegen war. „Was mir", sagt Hüffer S. 295, „von der eigenen Hand dieses Fürsten bekannt geworden ist, bestätigt überhaupt nicht die ungünstige Meinung, die beinahe allgemein gegen ihn herrschend geworden war, ehe sie durch Sybel und Häusser wieder einigermaßen günstiger sich gestaltete. Es würde nicht gelingen, wollte man ihn als einen großen Charakter oder ausgezeichneten Regenten darstellen, aber noch weniger darf man glauben, daß er den Staatsgeschäften ganz fremd geblieben sei, oder gar kein Verständniß ihnen entgegen gebracht hätte; es zeigt sich im Gegentheil, wo er selbst urtheilt, gewöhnlich ein richtiger Verstand und ein guter Wille, von dem man nur wünschen muß, daß er mit größerer Festigkeit und Ausdauer sich Geltung verschafft hätte." Uebrigens ging Preußen in dem Berliner Vertrage noch einen wichtigen Schritt weiter als in Basel, indem es nicht nur vorläufig das linke Rheinufer der Gewalt der Franzosen überließ, sondern auch für die Zukunft versprach seinerseits sich der Erwerbung derselben durch Frankreich nicht zu widersetzen (vergl. S. 311).

Das dritte und letzte Buch (S. 329–488) enthält die dem Frieden von Campo Formio vorhergehenden Verhandlungen und bringt mit der Darstellung dieses Vertrags den Band zum Abschluß. Dieser letzte Theil ist bei weitem der wichtigste und beruht beinahe ausschließlich auf vordem unbekannten oder unzureichend benutzten Correspondenzen. Unter diesen sind vornehmlich die Berichte der österreichischen Bevollmächtigten, zunächst des Grafen Merveldt und des Marquis de Gallo, später des Grafen Ludwig Cobenzl hervorzu-

heben, welche unsere Kenntniß der damaligen Vorgänge wesentlich bereichern. Graf Ludwig Cobenzl wird vom Verfasser treffend charakterisirt. „Er war der Vetter des Vicekanzlers Philipp Cobenzl und wie dieser von Jugend auf mit den wichtigsten diplomatischen Geschäften betraut. Im Jahre 1777 wurde er an Friedrich den Großen nach Berlin geschickt, 1780, erst sechsundzwanzig Jahre alt, kam er als Gesandter nach Petersburg, wo er bald die entschiedene Gunst der Kaiserin sich zu eigen machte. Freilich nicht weniger durch die Talente des Gesellschafters als des Geschäftsmannes. Er besaß durchaus die leichte französische Bildung jener Zeit. Für die Bühne des Hofes schrieb er Theaterstücke, bei deren Darstellung er selbst eine seltene Begabung zur Geltung brachte. Es ist vorgekommen, daß ein Courier mit wichtigen Depeschen ihn hinter der Scene aufsuchte, dort sogleich seine Abfertigung erhielt, daß darüber das Stichwort überhört wurde, und der Gesandte eiligst auf die Bühne rannte, um durch eine witzige Improvisation die Störung wieder auszugleichen. Selbst unter den schweren Ereignissen des Jahres 1796 wußte er durch solchen Zeitvertreib seine Heiterkeit zu bewahren oder seine Besorgniß zu verbergen. „Ihr bestes Stück“, sagte ihm einmal die Kaiserin, „werden Sie wohl für den Tag aufsparen, an welchem die Franzosen in Wien einrücken.“ Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man den ganzen Werth des Mannes nach dieser leichtfertigen Außenseite bemessen. Er war ein vornehmer Herr des 18. Jahrhunderts mit den Fehlern seines Standes, aber zugleich mit den bedeutenden Eigenschaften, die man ihm selbst anrechnen muß. Hormayr kannte ihn als einen wohlwollenden, sogar als einen edeln Menschen; Männern wie Malmesbury und dem Cardinal Consalvi, flößten seine Fähigkeiten große Achtung ein; selbst Napoleon redet mit Anerkennung von ihm. In spätern Jahren, als er, frühzeitig gealtert, die höchste Leitung übernehmen sollte, ging die Aufgabe weit über seine Kräfte. Aber ist er der

einzige der bewiesen hätte, daß man als Diplomat sich aus zeichnen kann, ohne doch ein großer Staatsmann zu seyn?"

Die von Cobenzl geführten wichtigen Verhandlungen über die wir von Hüffer die erste ausreichende Kunde erhalten, gewinnen schon durch die Theilnahme Napoleons ein ganz vorzügliches Interesse. Nach so unzähligen Büchern die über diesen Mann geschrieben sind, könnte man es beinahe für unmöglich halten, noch etwas Neues von Bedeutung über ihn zu sagen, und doch erscheint hier eine sehr wichtige Epoche seines Lebens in einem ganz neuen Lichte. Auch legt dieser letzte Abschnitt für die historische Darstellungskunst des Verfassers das vortheilhafteste Zeugniß ab. Er hat es verstanden die fast dämonische Energie jenes mächtigen Charakters, wie er alle Mittel von der feinsten Schmeichelei bis zur wilden Drohung für die Erreichung seiner Ziele in Bewegung setzte, mit plastischer Deutlichkeit hervortreten zu lassen. Die detaillirte Darstellung Hüffer's findet überall wo die persönliche Betheiligung Napoleons und die Beweggründe seines Handelns zur Sprache kommen, eine auffallende Bestätigung in Lanfrey's trefflicher Geschichte Napoleons (Histoire de Napoléon), worin Napoleons eigene sowohl officielle als vertrauliche Mittheilungen, vor allem auch sein erst in neuerer Zeit herausgegebener Briefwechsel mit Scharfsinn und Unparteilichkeit verwerthet sind. Von vorzüglichem psychologischen Interesse ist in Hüffer's Erzählung auch die Beobachtung der Gegensätze, die sich zwischen den Berichten des Grafen Cobenzl und den Briefen des jüngeren republikanischen Generals, sowie der späteren Aufzeichnungen des besiegten Kaisers auf St. Helena herausstellen. Die ächt französische Art, wie Napoleon zeitlich und räumlich getrennte Ereignisse in seiner Darstellung zu einem dramatischen Effekt zu vereinigen weiß, zeigt sich insbesondere in seiner Schilderung jenes berühmten, unzählige Male nacherzählten Vorfalls, wo er im verstellten Zorn durch das Zerschmettern eines kostbaren Porzellanservices den österreichischen Bevoll-

mächtigten zum unverweilten Abschluß des Friedens gezwungen haben will. Diese Scene erhält jetzt eine völlig veränderte Gestalt, freilich ohne dadurch an geschichtlicher Bedeutung zu gewinnen, denn statt eines entscheidenden, kalt berechneten Wendepunktes der Verhandlung erscheint sie nur als ein zufälliger, unwillkürlicher Zornausbruch des aufgeregten jungen Generals, nicht am Vorabende, sondern eine Woche vor dem Abschlusse des Friedens, und das Zerbrechen des Gefäßes, wenn es wirklich erfolgt seyn sollte, hat auf den Inhalt der Bedingungen, über welche man bereits zwei Tage früher sich geeinigt hatte, einen wesentlichen Einfluß gar nicht mehr ausüben können. Wir wollen aber bei diesen wie bei andern Ereignissen dem Leser nicht vorgreifen, der diesen letzten Theil mit stets erneutem Interesse zu Hand nehmen wird, und fügen zum Schluß dieses unseres ersten Artikels nur noch Einiges über die Behandlung Venedigs durch Napoleon und die Franzosen bei.

Die Vernichtung der venetianischen Republik ist im Wesentlichen Napoleons persönliches Werk, und sein dabei angewendetes System von Doppelzüngigkeit, seine Treulosigkeit und Verlogenheit kennt in der Geschichte kaum ihres gleichen. „Gewillt, die Stadt als Preis des Friedens an Oesterreich auszuliefern, muß der französische General doch stets den Weg offen halten, sie nöthigenfalls auch gegen Oesterreich zu gebrauchen. Am 24. Mai kommt er mit de Gallo überein, daß Venedig zur Entschädigung des Kaisers dienen sollte; zwei Tage später gibt er der Municipalität mit den lebhaftesten Worten die Versicherung, er werde unter allen Umständen alle Kräfte aufbieten, um die venetianische Freiheit zu befestigen und das unglückliche Italien endlich ruhmvoll, frei und unabhängig auf der Weltbühne unter den großen Nationen zu erblicken. Nichts konnte ihm die Erlaubniß abgewinnen, daß die Stadt mit der cisalpinischen Republik sich vereinigen dürfe. Dagegen war es ihm ein bequemes Schreckmittel, den kaiserlichen Gesandten mit dieser

Vereinigung zu drohen und die Zuziehung eines venetianischen Bevollmächtigten zu den Sitzungen in Udine zu verlangen. Gerade während der letzten entscheidenden Verhandlungen mit Cobenzl war auf seine Veranlassung ein Congreß der vormals venetianischen Städte zu Venedig versammelt. Man erklärte es für eine Nothwendigkeit, mit der cisalpinischen Republik sich zu vereinigen, und schickte zwei Gesandte nach Passariano, um Bonaparte's Einwilligung zu erbitten. Aber zu spät; das Schicksal Venedigs war entschieden, nicht die weitest gehenden Versprechungen, nicht kostbare Geschenke an Bonaparte's Umgebung konnten es rückgängig machen. Immer trauriger gestaltete sich die Lage der Stadt; sie erhielt eine verstärkte französische Besatzung, die Municipalität verlor täglich an Ansehen und konnte nur durch gewaltsame Maßregeln gegen die Anhänger der alten Verfassung und eine neu hervortretende österreichische Partei sich behaupten. Man schlug den letzten verzweifelten Ausweg ein. Allgemeine Volksabstimmung sollte entscheiden, ob man die Freiheit bis auf's Aeußerste vertheidigen oder sich den Umständen beugen wolle. Aber das Ergebniß, obgleich durch alle Mittel der Regierung unterstützt, zeigte nur ein geringes Mehr der Stimmen für die Freiheit. Die Gesandten, welche in Paris auf diesen Volksbeschluß sich berufen sollten, wurden auf dem Wege von Bonaparte verhaftet und zur schleunigen Rückkehr genöthigt. Am 9. November übertrug die Municipalität ihre wesentlichsten Befugnisse einer Giunta von fünf Personen. Vergebens suchten diese Männer von der früheren Herrlichkeit der Republik noch Einiges zu retten; nur wie einen Leichnam wollten die Franzosen die Stadt wieder aus den Händen geben. So wurden noch bis zuletzt aus Gallerien und Bibliotheken die Wunder der Kunst, die kostbarsten Schätze der Wissenschaft hervorgezogen, das Arsenal geleert und angezündet, selbst der Bucentaur den Flammen übergeben, um das schmelzende Gold der Verzierungen zu gewinnen. Auch der uralte Raub aus Constantinopel, die vier ehernen Pferde

der Markuskirche, wurden in jenen Tagen nach Paris geschleppt, um in den Händen des zweiten Räubers abermals vergeblich an den Wechsel irdischer Macht und die sühnende Vergeltung des Unrechts zu erinnern. Als Alles geplündert war, zogen die französischen Truppen langsam aus dem venetianischen Gebiet sich zurück, die kaiserlichen besetzten, was jene verlassen hatten; am 18. Januar hielten sie in Venedig ihren Einzug."

XXIV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

IV. Die Bauten in der Landschaft.

Wimbledon-Park 7. Juli 1869.

Der Himmel ist mit Wolken bedeckt und aus Südwesten weht ein recht nasser Wind. Im Regen mag ich nicht mich in den Straßen von London herumtreiben und so will ich denn in meiner Beschreibung fortfahren. Bisher habe ich viel geschrieben von Dingen welche der liebe Herrgott geschaffen; soll Dir aber, wie ich es wünsche, eine ordentliche Vorstellung entstehen, so muß ich auch sprechen von jenen welche die Menschen höchstselbst gemacht haben.

Die englischen Landhäuser sind gar selten so regelrechte Gebäude, welche in ängstlicher Symmetrie trocken und langweilig erscheinen. Um solche pedantische Symmetrie kümmert sich der Gentleman lediglich gar nicht; oft sogar vermeidet er sie

ohne sichtbaren Grund. Der Engländer baut ein mittelgroßes Haus, als ob es aus einem halben Duzend sehr kleiner zusammengesetzt wäre, und häufig genug kömmt es vor, daß einem bestehenden da und dort neue Stücke angesetzt werden, wie es das Bedürfniß des größeren Raumes erfordert oder wie es ihm gerade gefällt. Daraus folgt nun sogleich ein sehr auffallender Unterschied gegen unsere Häuser. Fast überall auf dem Festland vermeidet der Baumeister die Durchschneidung der Dächer, denn er fürchtet die sogenannten Kehlen; dem Engländer sind die zusammenhängenden wagerechten Linien und die ununterbrochenen Flächen der Dächer sehr gründlich zuwider, und wenn in den Straßen der Städte die Nothwendigkeit ihm solche aufdringt, so vermeidet er sie gewiß bei den frei stehenden Häusern. In der ganzen äußern Form scheut er die regelrechte Einförmigkeit; deßhalb macht er an dem einen Theil Walmen und an dem andern Giebel; hier hat er nur die Höhe eines einzigen Stockwerkes und nebenan hat er deren zwei; und, damit nicht zufrieden, baut er noch die großen, oft ungeheuren Kamine. Die Nothwendigkeit welche die innere Behaglichkeit der Wohnung ihm auferlegt, benützt er zu einer Zierde für deren äußere Ansicht. Die Feuerung mit Steinkohlen erfordert einen lebhaften Abzug und deßhalb hat jede Feuerstelle ihr eigenes Zugrohr. Mehrere dieser Schlote werden nun in dem weiten Kamin hinaufgeführt, über welches sie auf eine gewisse Höhe, selbstverständlich immer über die Firste der Dächer hinaufreichen. Weil nun aber nicht alle Rauchröhren in einem und demselben Kamin hinaufgeführt werden können, so macht er deren so viel als er bedarf, und es erscheint das Haus mit einer größeren oder kleineren Anzahl nett verzierter oder einfacher Thürmlein, aus welchen eine Reihe aufrecht stehender Cylinder um einige Fuß höher in die Luft emporragen. Die großen Kaminthürme sind durchaus national; an Schlössern und an mittelalterlichen Häusern findet man solche in sehr großen Massen.

Die Giebel und die Kamine genügen aber noch immer nicht dem Geschmack des heutigen Engländers; denn gar häufig setzt er noch wirkliche und wahre Thürme an seine Landhäuser, oft nur um ein einziges, oft um mehrere Stockwerke höher als deren Façaden. Du fragst wozu diese Thürme? In unseren Ländern werden sie, wo sie an älteren und wohl auch an modernen Gebäuden vorkommen, meistens als Treppenhäuser benützt; in England ist, bei den neuen Häusern wenigstens, solche Verwendung fast niemals zu sehen, die Thürme enthalten Wohnzimmer, oft recht schöne, oft aber auch kaum brauchbare Gemächer. Häufig liegen die untern Stockwerke der Thürme nicht auf gleichen Höhen mit den Stockwerken des Hauses; hier haben sie ein Walmen- oder ein Giebel-Dach, dort nur eine Plattform mit Brüstung oder Geländer. Von außen sind sie einfach oder verschiedenartig nach dem Geschmack des Bauherrn verziert, und ist der Styl dieses Gebäudes auch sehr verschieden von dem Styl der Façaden, so kümmert das den Engländer nicht im geringsten.

Nicht nur der Baumeister von Beruf sondern auch jeder andere Mensch mit gesunden Augen muß gar viele dieser englischen Landhäuser, für sich betrachtet, gar sonderbar, oft sogar recht lächerlich finden; aber meistens mit dem schönen gelbweißen Backstein sehr gut ausgeführt, machen sie mit ihren Giebeln, Thürmen und Thürmlein zwischen den Bäumen einen heimlichen, recht lieblichen Eindruck.

Die Engländer haben eine entschiedene Liebhaberei für die Thürme; ohne solche ist kein öffentliches großes Gebäude und häufig ist ein großer Thurm in der Mitte einer Haupt-Façade und ein kleinerer an jedem Eck; nicht selten aber ist der große ein Eckthurm. Aus meinem Fenster sehe ich auf höchstens eine Stunde Entfernung zwei solcher Gebäude, jedes mit fünf Thürmen. An dem Parlaments-Haus steht der colossale Viktoria-Thurm an dem nordwestlichen, der Uhr-Thurm an dem nordöstlichen Eck, ein dritter in dem Mittelpunkt des Gebäudes und in den Façaden selbst stehen

viele kleinere Thürme. Diese sind alle die gleichen, vollkommen der betreffenden Façade des Hauses entsprechend, von den drei großen Thürmen jedoch ist keiner dem andern ähnlich.

Zur englischen Landschaft gehören als Hauptheile die Kirchen und darum gestatte, daß ich auch über diese d. h. über deren äußere Formen Dir Einiges sage.

Die frommen und unfrommen Leute welche die Baulasten für neue Gotteshäuser spenden, bauen diese, klein oder groß, nach ihrem Bedarf; sie lassen ihren Geschmack walten und kümmern sich wenig um die Reinheit des Styles. Da kannst Du an ein und derselben Kapelle sehen gothische Fenster und einen Portikus mit korinthischen oder römischen Säulen, an den Seiten des Kirchenschiffes den Tudor-Styl und zum Schluß des Chores ein ungeheures Fenster mit sonderbar gezeichneten Spitzbogen; gothische oder sogenannte klassische Verzierungen an Façaden deren Styl kein Bauverständiger zu bestimmen vermag, und zum Ueberfluß noch verschiedenes Material an den einzelnen Theilen. Das Alles hat jedoch geringen Einfluß auf die Scenerie der Landschaft, desto größern aber haben die Kirchthürme und daher über diese nur einige Worte.

Von sächsischen Kirchen bestehen, mit geringen Ausnahmen, nur noch kümmerliche Reste; aber sehr zahlreich sind noch solche welche man als normannische bezeichnet, mit einem oder mehreren Thürmen. Diese sind Gebäude welche, in verhältnißmäßig großen Maßen construirt, von viereckigen meist quadratischen Grundlagen zu mäßiger Höhe emporsteigen. Manchmal, jedoch nicht immer hat der massige Thurm einige Absätze, gewissermaßen Stockwerke, so daß die wagerechten Durchschnitte sich nach oben verjüngern. Die glatten oder verzierten Seiten sind oft durch Strebepfeiler gestützt, aber niemals trägt der alte Thurm eine Pyramide oder eine Spitze (spire), sondern er ist mit einer Plattform gedeckt, deren hohe Brüstungen wie Schießscharten durchschnitten sind und ursprünglich waren diese Oeffnungen auch

wirkliche Schießscharten. Sieht man die Kirchen an den Grenzen von Schottland und Wales, so kann man nicht im Zweifel seyn darüber, daß sie als wirkliche Vertheidigungswerke gedient haben. Wie in Oberitalien sind sie fast immer auf Höhen gebaut, welche steil abgeböscht oder von einer Mauer gestützt sind, deren Erhöhungen den Kirchhof umfassen. Wenn nun die Schotten oder die noch wilderen Walliser einfielen, da war der Kirchhof die Feste der Vertheidiger, die Zuflucht der Einwohner, und der beherrschende Thurm war das Reduit des Werkes; gerade so wie der Bergfrid in den mittelalterlichen Burgen.

Diese Form der Thürme ist die allgemeine in England geworden, aber sie hat, als der Kirchhof nicht mehr zum Vertheidigungswerk diente, mancherlei Veränderungen erlitten. An vielen, ohne Zweifel alten Thürmen wurde dem einen Eck ein kleines rundes Thürmlein angebaut, welches die Höhe des Hauptgebäudes um einige Mannshöhen überragt; und nicht selten sind den andern Ecken Giebelthürmchen aufgesetzt und in der Form und in dem Maße des erwähnten runden Eckthurmes auf dessen Höhe geführt. Manchmal aber ist dieser weggelassen, es sind nur die kleinen Giebel hergestellt und zwar wohl auch mit Spitzen. Die ursprünglich einfachen viereckigen Thürme erhielten nun allerlei Verzierungen in dem Geschmack der betreffenden Zeit; die Schießscharten wurden in Schnörkeln durchbrochen und wahrlich hat dadurch die Schönheit des Gebäudes durchaus nicht gewonnen. Wie nun der sogenannte Tudor-Styl sich entwickelt hat, das mag der Alterthümler ermitteln.

Bei der großen Masse der Kirchthürme, die in der neuen Zeit entstanden sind und noch tagtäglich entstehen, hat man die schöne alte Form verlassen. Auf den viereckigen Thurm sind feste schwere Pyramiden oder Kegel gesetzt, aber man sieht auch achtseitige und nicht selten kreisförmig-cylinderische Kirchthürme mit garstigen Spitzen von gehauenen oder von gebrannten Steinen sehr künstlich construirt.

Was ich von den Häusern geschrieben, das gilt a
von den Kirchen und ihren Thürmen. Für sich gesehen
die neuen oft sehr unschön; aber in ihre Umgebungen
stellt, machen sie meistens gar schöne Bilder; überall un
brechen sie die Einförmigkeit der Linien in der Landsc
und sie tragen nicht wenig bei zu dem Reichthum derselb

Willst Du, mein alter Freund, zusammenfassen,
ich Dir bisher geschrieben, so wirst Du von der Gegend,
der ich jetzt wohne, Dir doch wohl eine nicht unrichtige V
stellung bilden. In der Landschaft die ich Dir vorfü
erheben sich freilich nicht mächtige Berge, mit kühnen U
rissen scharf an den blauen Himmel gezeichnet; Du
nirgends eine recht weite Fernsicht, und darum man
der Landschaft ein großartiger Hintergrund, wie eigentl
Gebirgsgegenden ihn bieten. Wohin Du Deinen Blick w
dest — vor Dir liegt ein Boden der ohne schroffen Wec
mit sanft geneigten Flächen sich senkt oder zu mäßi
Höhen emporsteigt, zu Höhen welche nicht in Spitzen o
Kuppen sich enden, sondern den Gesichtskreis mit sanf
Wellenlinien begrenzen. Auf diesem Boden, nah und f
erscheinen wenige Fruchtfelder, aber überall siehst Du Wai
und Wiesen und Parks, und überall siehst Du wie un
heure Teppiche von grünem Sammt die englischen Rasen,
welchen das Laubwerk der Bäume dunkel abgeht. In
Gruppen dieser Bäume erscheinen große und kleine Gebäu
oft halb versteckt wie schamhaft und spröde hervorschaue
oft in starkem Licht hervortretend aus dem matten oder
tigen Grün, und da und dort ragt ein Kirchthurm du
oder hell über die Wipfel der Bäume heraus. Ist irg
eine Stelle mehr offen, so streift der Blick über die gr
Fläche zu der duftigen Ferne. In dieser erscheinen Bäu
und Gebäude mit weichen Umrissen und mit gebroche
Farben fast verschwimmend hinter dem Schleier der dunsti
Luft. Wenn, dem Auge näher gerückt, Bäume und Gebäu
wenn alle Gegenstände größer, ihre Linien schärfer und i

Farben bestimmter erscheinen, dann zeigt jede Stelle fast Dir ein heimliches und friedliches Bild, welchem nicht grelle Lichter und schwere Schatten die heimliche Ruhe stören. Diese Ruhe ist nicht jene der südlichen Länder, nicht jene die uns in Italien bezaubert oder die zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen nach heißen Sommertagen ein schöner Herbstabend in das weite Rheinthal herabsenkt. In der englischen Landschaft siehst Du niemals die orangenfarbigen feurigen Lichter und die tiefen violetten Schatten unter dem tiefblauen Himmel; in ihr ist nicht die Ruhe, in welcher der Mensch innerlich still, in welcher die erregte Empfindung ohne Gegenstand ist und das Gebet ohne Worte. In der englischen Landschaft erscheinen keine grellen Gegensätze, sie hat nicht die Ruhe, in welcher die Bewegungen des Geistes und Gemüthes zum Stillstand kommen, in welcher Denken und Fühlen sich von der Erde und deren Bewohnern entfernen — die englische Landschaft hat und gibt jene einfache Ruhe des Friedens, in welcher der Mensch mild und klar das Leben und dessen Verhältnisse auffaßt.

Wenn ich an einem schönen Sonntag in unserem Garten sitze, so höre ich wohl das ferne Rasseln der Bahnzüge, aber es stört so wenig als in einem einsamen Thal das Rauschen eines Wassers die Einsamkeit stört. Wenn nun an der wenig entfernten Hügelkette der Glaspalast glänzt, und wenn die Thürme auf Westminster als große Massen in dem lichtgrauen Duft erscheinen, wenn kein rauher Laut erschallt, wohl aber von allen Seiten her freundlich die Glocken klingen, dann empfinde ich mehr als je die Liebe die mich hier umgibt, und alle die Ideen die sonst wohl wirr empor tauchen, entwickeln sich zu klaren Gedanken. Ich empfinde dann die Heiligkeit des englischen Sonntages und dessen eigenthümliche Ruhe in dem Drang des geschäftlichen Lebens.

Hast Du irgend einen höheren und gut gelegenen Standpunkt, und übersiehst Du, etwa von der Terrasse des Schlosses von Windsor oder von dem Glaspalast von Sydenham, einen

bedeutenden Landstrich, so erscheint er Dir als eine weite Ebene, da und dort begrenzt von Hügelketten, welche in dem Duft viel höher, als sie wirklich sind, aussehen. Die Ansicht ist reich, aber sie ist nirgend überladen in ihrem Reichthum und darum ist sie auch so still und so friedlich. Dieser Theil des südlichen Englands — hier siehst Du es deutlich — ist ein ungeheurer Park, der weit um die Weltstadt herumliegt, ein Park mit Gehölzen, mit Baumgruppen und Fluren, mit Flüssen und Seen, mit Städten und Dörfern, mit Thürmen und Kirchen, allüberall von schönen Wegen durchschnitten. Mitten durch diesen Park strömt die mächtige Themse, eingefaßt von einer reichen Vegetation, welche sie bis in die Häusermassen begleitet und in das ungeheure Gewühl der Stadt.

Die nächsten Tage bin ich in London und darum mußt Du Dich ein wenig gedulden.

V. Eine Wanderung durch London.

Wimbledon-Park 11. Juli 1869.

Einige Policemen und einige Führer der Handsomes, der Cabs u. s. w., aber sicherlich nur wenig andere Cockneys werden sagen können, daß sie alle die 15,000 Straßen von London gesehen, und von den vielen Fremden welche sich eine Zeit lang darin herumgetrieben, haben wohl nur wenige eine allgemeine Vorstellung von dieser Welt gewonnen. Wäre sie nicht von früher her mir bekannt und wäre deren eigenthümlicher Charakter nicht derselbe geblieben, so würde ich mich wohl hüten Dir etwas darüber zu schreiben; denn ich möchte nicht, daß mein Geschreibsel Dir, wie jedem anderen ordentlichen Menschen, eine lächerliche Anmaßung wäre. Die Fremden freilich und besonders unsere deutschen Landsleute, die da über den Kanal gekommen, erzählen da allerlei von den Dingen die sie gesehen. Nun, sie haben den Wald von

Masten auf der untern Themse und sie haben die mehr oder weniger reichen Auslagen der Kaufläden gesehen; sie haben sich in dem Gewühl der City geängstiget; sie haben in die unzähligen Räume der Bank und in den schönen aber schmutzigen Saal der Börse hineingeschaut; sie sind in die Kathedrale von St. Paul und auch in die Abtei von Westminster eingetreten; sie sind durch die Höfe und wohl auch die Säle des Parlamentshauses und ohne Zweifel noch durch die ungeheuren Räume des brittischen oder des Museums von Süd-Kensington gelaufen. Diese Fremden haben die Lustbarkeiten in Cremorne und die Vorstellungen in der Alhambra genossen; sie haben Drury-Lane und Haymarket besucht; sie haben auf Coventgarden eine Traube, vielleicht auch einige Zapfen von einer Banane gekauft; sie haben in dem zoologischen Garten die Spaziergänge der Kinder auf den Rücken der Elephanten und der Kameele belächelt; sie haben die Kunststücke des See-Löwen mit seinem französischen Wärter, selbstverständlich die ungeheuerlichen Köpfe der beiden Nilpferde in dem schmutzigen Wasser angestaunt, sich an den Possen der Affen in ihrem großen Glashaus ergötzt, und gelegentlich sind sie wohl auch in Sydenham gewesen. Diese und andere Dinge beschreiben sie Dir wohl recht genau, aber über den eigenthümlichen Charakter der Stadt London wissen sie eigentlich nur wenig zu sagen.

Dieser Charakter liegt in der Größe aller Verhältnisse und in der Eigenart des englischen Wesens, welches diesen Verhältnissen sich anpaßt. Wenn ich nun es versuche Dir eine Vorstellung von demselben zu erwecken, so will ich nicht sogenannte Merkwürdigkeiten aufführen, welche Du in den zahlreichen Handbüchern in allen Sprachen z. B. in jenem von Peter Cunningham oder in dem betreffenden Band Bädeker aufsuchen magst. Sollten meine Mittheilungen auch Manches enthalten, was jene angeben, so habe ich doch immer solches nicht aus Büchern sondern immer aus meinen eigenen Wahrnehmungen geschöpft.

Aus der besten Karte so wenig als aus der Umsicht auf der Kuppel von St. Paul kann ein ehrlicher Mensch ersehen, wo dieses London anfängt und wo es aufhört. Die Stadt hat allmählig eine Menge der naheliegenden Orte verschlungen und dehnt sich noch immer mehr gegen diejenigen aus, welche durch einen gewissen freien Zwischenraum jetzt noch getrennt sind. Die Städte und Dörfer welche das Ungethüm von London verschlungen, tragen immer noch ihre alten Namen; man sagt Chelsea, Brompton, Kensington ꝛc., aber diese Namen bezeichnen jetzt nur wirkliche, vollkommen zusammenhängende Theile der Stadt, welche von den andern höchstens nur durch gewisse administrative Einrichtungen sich unterscheiden, und wer diese nicht kennt, der kann schlechterdings ihre Grenzen nicht auffinden. Das London aber hat noch immer kein Ende mit den Enden dieser seiner Theile, denn außerhalb dieser reiht sich nun in größeren oder kleineren Zwischenräumen die Unzahl der Landhäuser, der Fabriken und Manufakturen, der Lagerhäuser und Magazine u. s. w. bis zu den weiter entfernten Orten welchen, wenn nicht ein besonderer Stillstand eintritt, die Annektirung ebenfalls bevorsteht.

Wenn ich nun Strandend oder etwa die Einmündungen des Kensington-Kanales und des Sea-Flüßchens als den westlichen und den östlichen Endpunkt annehme, so beträgt, nach dem Lauf der Themse gemessen, die Länge von London 12,5 engl. Meilen oder 20,0 Kilom., die gerade Linie zwischen den beiden Punkten aber immer noch 9,0 engl. Meilen oder 14,5 Kilom. Die südlichen und nördlichen Endpunkte sind noch weniger bestimmt, man kann aber die größte Breite, etwa von Süd-Lambeth bis Kentish-Town, etwas nördlicher als das Ende des Regents-Parkes mindestens zu 5,0 engl. Meilen oder 8,0 Kilom. annehmen *). In niedriger

*) Zu besserer Vorstellung dürften die nachfolgenden Maß-Verhältnisse dienen:

Schätzung mag die Fläche der Stadt jetzt wohl 80,000 Acres oder 125 engl. Quadratmeilen oder nahezu 5,8 geogr. Quadratmeilen betragen, und auf dieser Fläche wohnt und lebt und bewegt sich eine Bevölkerung von 3,170,000 Menschen. Seit dem Jahre 1861 hat sich diese Bevölkerung von London um 367,700, also durchschnittlich in jedem Jahr um 45,900 Köpfe vermehrt. Willst Du diese Größen mit jenen anderer Länder vergleichen, so nimm dazu das Königreich Württemberg und das Großherzogthum Baden, welche zu den stark bevölkerten Landstrichen des Continentes gehören. Der Flächeninhalt dieser beiden beträgt 630 geogr. Quadrat-Meilen und die Bevölkerung 3,213,000 Köpfe. Es wohnen demnach in London nur 42,000 Menschen weniger als auf der mehr als hundertmal größeren Fläche der genannten Staaten in Deutschland. Dieser Unterschied ist noch nicht einmal so groß als der Durchschnittswerth der jährlichen Vermehrung in London, und diese mag so ziemlich gleich sein der Bevölkerung der Stadt Braunschweig *). Die An-

---

Eine englische Meile = 1760 Yards = 5280 Fuß.
" " " = 1609,3 Met. = 1,6093 Kilom.
" " " = 0,2173 geograph. Meilen.
" geograph. " = 4,6028 englische Meilen.
Ein Acre = 4840 Quadr.-Yards = 43560 engl. Fuß.
" " = 4047 Quadr.-Meter = 0,4067 Hectares.
Eine englische Quadratmeile = 640 Acres.

*) Im J. 1862 wurde die Fläche von London angegeben zu 78,080 Acres oder 122 engl. Quadratmeilen. Seit dieser Zeit aber sind neue Stadttheile mit Plätzen und Gärten entstanden und die Schätzung dieser Vergrößerung zu 1920 Acres ist sicherlich nicht zu hoch. — Die Berechnungen des General-Registrators geben die Bevölkerung von London:

im Jahre 1861 zu	2,803,034	Köpfe
" " 1869 "	3,170,784	"
also Zunahme in 8 Jahren	367,720	Köpfe
Durchschnitt für 1 Jahr	45,965	"

zahl der Häuser aber ist mit 380,000 jetzt wohl zu niedri
geschätzt.

Der Fremde, wenn er in London herumgeht, kann die
Größe nicht fassen; denn er sieht eben nur was zunächst um
ihn herum ist; was er gesehen, beurtheilt er nach einem mi
gebrachten Maßstab, und was er nicht gesehen, das geht ga
nicht in seine Vorstellung ein. Ich selbst, als ich zum erste
mal in London gewesen, bin tagelang herumgerannt, hab
geglaubt einen großen Theil der Stadt durchlaufen zu haben
und wenn ich, oft todmüde, meinen Rundgang auf dem Pla
aufsuchte, so habe ich immer nur einen vergleichsweise kleine
Raum rund um meine Wohnung gefunden. Gerieth ich i
eine entferntere, mir noch unbekannte Gegend, so sah ich do
immer wieder das was mir gerade zunächst war; und er
allmählig konnte meine Vorstellung diese einzelnen Theil
zusammenfassen in ein Ganzes.

Das mit Häusern überbaute Land, welches man London
nennt, liegt bekanntlich zu beiden Seiten der Themse. Alle
Leben und alle Bewegung geht von dieser aus oder zieht sich
zu dieser und darum ist es ganz natürlich, daß die Stadt
ihre größte Ausdehnung nach dem Lauf dieses Stromes, also
von Westen nach Osten erhielt und daß der Strom die sehr
bestimmte Trennungslinie geworden zwischen zwei verschiedenen
Bestandtheilen, von welchen derjenige auf dem linken oder
dem nördlichen Ufer etwa 5/6 und derjenige auf der rechten
oder südlichen Seite 1/6 des Ganzen beträgt. Die Lage und
die Ausdehnung der Stadt hat sich keineswegs nach der ge-

Nach den neuesten Erhebungen ist

	Flächeninhalt:	Bevölkerung:
Württemberg	354,288 Quadratmeilen	1,778,000 Köpfe
Baden	277,038 „	1,435,000 „
	631,326 Quadratmeilen	3,213,000 Köpfe
		3,170,754 „
	Also London weniger	42,246 Köpfe.

en Eintheilung des Landes gerichtet; auf der nörd-
eite bildet der historische Kern von London, bildet
eine eigene Grafschaft; die großen westlichen und
Theile aber liegen in den Grafschaften Middlesex
x; der Theil auf der Südseite des Stromes aber ist
Grafschaften Surrey und Kent.

jeder sehr großen Stadt sind die verschiedenen Theile
hend von Menschen gewisser Classen und gewisser
ellungen bewohnt. In Paris z. B., Du weißt es
, wohnt die alte Aristokratie auf dem linken Ufer
ie, die alten Namen finden sich dort in dem west-
iertel des „noble faubourg St. Germain"; die Geld-
atie sitzt in der Chaussée d'Antin, in dem nordwest-
heil der Stadt auf der rechten Seite der Seine; die
und die Armen sind in den östlichen Arrondissements
n Seiten des Flusses. London ist in jeder Beziehung
jer als Paris; jenes hat Elemente und Bestandtheile
iesem vollkommen mangeln, und deßhalb tritt denn
erschied der Bewohner verschiedener Theile in der
n Hauptstadt viel schärfer und bestimmter als in der
chen hervor. Die Lebensstellungen dieser Bewohner
n und bezeichnen den Charakter der betreffenden
re; aus der Zusammenwirkung der besonderen Theile
der allgemeine Charakter des Ganzen und darum laß
se Unterschiede — im Allgemeinen kennt sie Jeder-
- in flüchtigen Umrissen bezeichnen.

ß man den nördlichen d. h. den viel größeren Stadt-
f dem rechten Ufer der Themse in Westend und
inster, in Altstadt oder City, in Ostend und
nd eintheilt, das ist männiglich bekannt und wenn
end eine Reisebeschreibung oder ein Conversations-
aufschlagen willst, so kannst Du lesen daß im West-
e Vornehmen wohnen, daß die City der Sitz des
umes sei und daß im östlichen Theil die Arbeiter
und die Armen. Das ist nun in gewisser Beziehung

nicht unwahr; aber um die Lage der Dinge richtig zu erkennen, ist denn doch eine genauere Bestimmung nothwendig. Nimm, Du hast wohl einen solchen, den Plan von London zur Hand; begleite mich auf einer Fahrt die ich sehr oft mache, und gestatte, daß ich an diese anknüpfe, was ich Dir eben sagen möchte.

Das Landhaus, in welchem ich wohne, ist in Surrey, südöstlich von London auf der rechten Seite der Themse. Nur eine englische Meile entfernt ist das große Dorf Putney, dessen sehr alte Kirche dicht am rechten Ufer des Stromes auf einer kleinen Boden-Welle sich malerisch erhebt. Dieser gerade gegenüber, ebenfalls am Ufer des Stromes, steht die ganz ähnliche alte Kirche von Fulham. Eine Brücke verbindet die beiden Orte welche man, jedoch jetzt noch mit Unrecht, als äußerste Theile von London bezeichnet. Durch Fulham gefahren befinden wir uns auf einer schönen Landstraße, welche kaum eine halbe englische Meile weit zwischen Feldern, Handelsgärten, zwischen einfachen Wohnhäusern und auch zwischen Landhäusern mit größeren und kleineren Anlagen hindurchführt. Immer näher rücken die einzelnen Gebäude zusammen; allmählig sammeln sie sich in zusammenhängende Reihen und ehe noch, von Fulham ausgehend, die eine dieser Landstraßen (Fulham-road) den annektirten Flecken Brompton, die andere (Kings-road) aber Chelsea erreicht, sind sie wahre und wirkliche Stadtstraßen geworden. Wir sind in dem Westend.

Im Anfang sind die Häuser noch klein, manchmal wohl ärmlich, aber bald werden sie ansehnlicher; es gehen schöne Seitenstraßen ab, zwischen den Wohnhäusern liegen große Gebäude verschiedener Anstalten z. B. Hospitäler und Schulen und überall Kirchen für jeglichen Ritus. Viele, ich glaube die meisten dieser Kirchen sind neue Gebäude; manche derselben sind nicht mit gehauenen und auch nicht mit schönen gebrannten, sondern mit dunkelfarbigen Bruchsteinen in unregelmäßiger Schichtung aufgemauert und haben, da das Mauer-

nicht mit einem Verputz bedeckt ist, mit den hellen
ein unruhiges Aussehen. Die Straßen haben ver-
ne, jedoch immer schon sehr ansehnliche Breiten; wo
se gestatten, da liegen die netten Blumengärtlein vor
äusern, und wo die Reihe derselben unterbrochen ist
einen freien Raum, da erscheinen immer die schönen
hen Baumgruppen. Zuerst ist die Bewegung noch wenig
t, aber sie wird immer stärker und mit jeder Strecke
ts trifft man eine größere Anzahl von Fuhrwerken,
ich der einen oder nach der andern Richtung sich be-
. Die Erdgeschosse fast aller Häuser sind Kaufläden;
klein, fast ärmlich, werden sie allmählig reicher und mit
Schritt sieht man eben, daß man der eigentlichen
tadt sich nähert. Die Bewohner dieses äußersten West-
sind in weit überwiegender Mehrzahl kleine Gewerbs-
verschiedener Art, deren Auslagen wohl zeigen, daß sie
für reiche Leute arbeiten, und wo, besonders in Chelsea,
gewissermaßen Feldbau und Gartencultur bestehen, da
n eben Arbeitsleute und unter diesen auch sehr viele

Damit ist nun im Allgemeinen der Charakter bezeichnet,
lchem alle die äußersten Theile von London erscheinen,
s ist dieser eigentlich derselbe welchen man auch bei
n Städten in verhältnißmäßig kleinen Maßen wahr-
n kann.

Fahren wir jetzt durch Kensington und durch Brompton
den Hyde-Park, so wird Alles schon großstädtisch. Die
r werden stattlicher, ihr Aeußeres verräth häufig die
habenheit des Innern; die Kaufläden, die Magazine
ie Auslagen sind nicht mehr ärmlich, und in den ge-
gen Straßen treffen wir, immer zunehmend, eine leb-
und, nach ihrem Anschein, viel andere Bewegung.
Lastwagen werden selten und die verschiedenen Fuhr-
zur Beförderung von Personen, Cabs, Hand-
und wohl auch schöne Equipagen, fahren dicht hinter-

einander. In dem südlichen Theil von Kensington entsteht gewissermaßen eine neue Stadt mit schönen Straßen und Squares und mit Häusern deren ganze Erscheinung behäbige Bewohner verräth. Ebenso ist es in dem naheliegenden Brompton, welches, so sagt man, wegen der feuchten und milden Luft schwachbrüstige Bewohner anzieht, die in der dumpfen Luft der City oder in der schärfern des Nordendes leiden, aber ein südliches Klima nicht aufsuchen können. Wenn wir uns jetzt allmählig dem Hyde-Park nähern, so erscheint immer mehr eine größere Anzahl der reichen und eleganten Equipagen, welche während der sogenannten season sich auf diesen Tummelplatz der fashionablen Welt in fabelhafter Masse sammeln, um auf Rotten-row langsam hin- und herzufahren in dichten geschlossenen Reihen.

Du mußt mir jetzt nur eine kleine topographische Ausführung gestatten; sie mag Dir wohl langweilig seyn, aber wenn ich deutlich werden soll, so kann ich sie nicht entbehren.

Die nördliche Grenzlinie des Kensington-Gartens und des Hyde-Parkes setzt in östlicher Richtung sich fort in die ungeheure Oxford-Straße, und diese theilt das Westend in zwei große Städte, welche sehr verschieden sind unter sich. Die südliche Stadt kann man im Allgemeinen als Westminster, die nördliche als Marylebone bezeichnen; in runden Zahlen hatte jene vor einigen Jahren schon 27,000 Häuser mit 260,000 Einwohnern; diese aber 49,000 Häuser mit etwa 390,000 Einwohnern. Die neueste Zählung dürfte diese Zahlen noch bedeutend größer herausstellen. Laß uns jetzt diesen beiden ungeheuren Stadttheilen eine übersichtliche Betrachtung widmen.

Von dem Hyde-Park südlich bis an die Themse gehörte der Boden dem Marquis von Westminster. Dieser wurde auf die Dauer von 99 Jahren vermiethet, und mit kleinen großentheils recht schlechten Häusern überbaut. Als nun die Dauerzeit der Miethe zu Ende war, da fiel die große Bodenstrecke

mit Allem was darauf gestanden, an den Eigenthümer zurück. Dieser verkaufte oder vermiethete wieder den Boden, die alten schlechten Häuser wurden abgetragen, an regelmäßigen breiten Straßen wurden Paläste oder palastartige Gebäude errichtet, häufig nicht von gebrannten Steinen, sondern von schön gearbeiteten Werkstücken auf die Höhe von drei Stockwerken geführt. Diese prachtvolle Stadt, von 1826 bis 1852 gebaut und jetzt Belgravia genannt, dehnt sich gegen Westen bis Chelsea; im Osten, wenn man Pimlico dazu rechnet, die Verlängerung der östlichen Grenze des Hyde-Parkes übergreifend, berührt sie Westminster und südöstlich erreicht sie die Themse. In den prachtvollen Straßen sind vergleichsweise nur wenig Kaufläden und fast gar keine Gewerbe, man sieht keine Lastwagen, wohl aber sieht man mehr herrschaftliche Equipagen als öffentliche Fuhrwerke. Die Bewegung ist allerdings, besonders gegen Abend, sehr lebhaft, aber sie ist ruhig und elegant, wie die Bewegung eines vornehmen Mannes. Alles, so sagen die Engländer, zeigt die „hohe gesellschaftliche Stellung“ der Bewohner. Belgravia ist die Stadt der hohen Aristokratie, ist der eigentliche Sitz der Fashion, der launenhaften unbeschränkten Gebieterin der Gesellschaft in England.

Von dem südöstlichen Eck des Hyde-Parkes in nahezu nordöstlicher Richtung abgehend, zieht die allbekannte Straße, Piccadilly genannt, deren oberer Theil die nordwestliche Seite des Green-Parks begrenzt; an dessen südöstliches Eck unmittelbar anstoßend, der St. James-Park gegen Nordost und gegen Süden sich ausdehnt. Wo, an der Nordseite von Pimlico, diese beiden großen Parks zusammenstoßen, da steht, die Hauptfront gegen diese, in dem offenen Winkel der Buckingham-Palast, jetzt die Residenz der Königin in der Stadt. Er ist wohl recht groß dieser Palast, mir aber scheint er kleiner zu seyn als der Palast der Tuilerien und keinenfalls schöner, aber dessen Lage kann ich mir nicht reizender und zugleich großartiger denken. Von der Mitte

des Palastes ausgehend zieht an der nördlichen Seite des St. James-Parkes, eigentlich zu diesem gehörend, die Mall, eine breite Straße mit prächtigen Bäumen. An dieser, aber bedeutend höher, stehen der St. James Palast, von außen ein fast düsteres wenig ansehnliches Gebäude, in welchem 1814 der Feldmarschall Blücher, heute noch ein populärer Name in England, gewohnt hat, und in welchem die Königin jetzt ihre feierlichen Couren (drawing-rooms) hält; nebenan, nur durch einen schmalen Raum geschieden, das Marlborough-house, jetzt die Wohnung des Kronprinzen, weiter abwärts das sehr große Carlton-house und zwischen diesem und jenem, weiter rückwärts auf einer Höhe, eigentlich in dem südlichen Ende der Regents-Straße, das imposante, aber keineswegs classische Denkmal für den Herzog von York, die York-Säule, von welcher die Aussicht auf der Gallerie wohl das Schönste, aber doch kaum des mühsamen Aufsteigens werth ist. Sicherlich ist dieser Theil einer der schönsten in der weiten Hauptstadt von England.

Nach der alten und, so viel mir bekannt, auch nach der jetzigen administrativen Eintheilung gehören diese prachtvollen Theile zu Westminster, früher einer besonderen, vollkommen selbstständigen Stadt. Als Westminster im engeren Sinn möchte ich bezeichnen den Raum welcher südöstlich von der Oxford-Straße im Osten und Westen zwischen den Verlängerungen der Grenzen des Hyde-Parks und der Tottenham-road sich bis an die Themse erstreckt. Auch dieser Raum gehört noch zu dem vornehmen London, denn darin liegt der untere Theil der Regents-Straße, darin ist, dicht an der Themse in ihrem hier fast nördlichen Lauf, der Parlamentspalast und unmittelbar bei diesem die Abtei und der prachtvolle Platz von Westminster mit seinen großartigen Gebäuden und dem Denkmal, welches in Pietät errichtet, zu der Umgebung nicht paßt*).

---

*) Das Monument wurde von den ehemaligen Schülern der West-

›m diesem Platze abgehend zieht, nur wenig von der
entfernt, die kurze aber großartige Parlamentsstraße
hitehall als deren Fortsetzung bis zu dem Trafalgar
. In anliegenden kurzen Seitenstraßen sind die Ge-
äuser der hohen Regierungsbehörden, z. B. des Minister
wärtigen (foreign office) in der weltbekannten Downing-
In der Hauptstraße selbst siehst Du den Rest (ban-
-house) des königlichen Palastes und Du würdest auf
Stelle noch weniger als ich der traurigen Erinnerungen
wehren.

eilich bietet sich, wenn Du nach der anderen Seite Dich
, ein heiteres Bild. Hier ist das Geschäftshaus der höchsten
behörde und am Eingang des unansehnlichen Gebäudes
wei Leibgarden zu Pferd (yeomen of the horse-guards)
ken. Die Schönheit der Männer und der Pferde, beide
: prachtvollen Ausrüstung, unbeweglich wie Statuen
fesselt zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit der Fremden
sonders der Damen, welche ihre Wagen oder ihre
de langsamer gehen lassen oder zu Fuß immer einige
hen bleiben, um die Statuen so recht zu beschauen.

u hast wohl oft schon die weiten großen Straßen
gehört und die vielen freien geräumigen Plätze. Im
inen hat London allerdings der weiten Straßen eine
Anzahl als irgend eine andere Großstadt, aber wieder
ls in einem anderen Theil findet man sie im Westend
ar manche derselben mit ganz ungewöhnlichen Maßen.
B. die Regentsstreet, von dem Kreuzungspunkt mit
fordstraße, dem sogenannten Cirkus abwärts, hat, die
breiten Trottoirs mit eingerechnet, eine Breite von
aß. Der sogenannte Quadrant und die Fortsetzung
en unteren Theil von Piccadilly sind etwas schmaler,

---

inster Schule für diejenigen ihrer Kameraden errichtet, welche in
s Heer und in die Flotte getreten in Ostindien und in der Krim
fallen sind.

aber in der Kreuzung mit Pallmall erweitert sie sich wieder, bildet den Platz auf welchem die York-Säule steht, und mündet mit dieser Breite in die Mall. Die Oxford- und manche andere Straßen die nicht Meilen lang sind, haben nicht viel geringere Breiten. Daraus folgt nun die Größe der freien Plätze und der Squares, die in dem Westend zahlreicher sind, schöner angelegt und besser gehalten, als in den östlichen Gegenden der ungeheuren Stadt.

Du frägst: was sind denn eigentlich diese Squares? Nun ich will es Dir sagen. Der Square ist ein größerer oder kleinerer Platz von regelmäßiger oder unregelmäßiger Form, manchmal nur der Durchschnitt zweier, noch öfter aber ein Mittelpunkt, von welchem mehrere Straßen nach verschiedenen Richtungen abgehen. Der mittlere größere Theil des Platzes ist eine schöne Gartenanlage, meistens mit einem zierlichen Geländer eingefaßt, sehr oft aber auch gänzlich frei, besonders wenn irgend ein Monument, fast immer die Bildsäule einer berühmten Person darin steht. Längs der Häuser, die Anlage umfassend, zieht eine breite Straße, in welche die anderen aus den verschiedenen Richtungen herankommenden Straßen einmünden. Die Bewohner oder Eigenthümer der Häuser welche an dem Square stehen, haben das Recht in die geschlossene Anlage einzutreten; dieses Recht aber belastet sie mit der Unterhaltung und wahrscheinlich noch mit einer besonderen Abgabe.

Der vornehmste ist der stille, wenig belebte, einfache, vergleichungsweise fast unfreundliche Grosvenor-Square, nahe an der östlichen Seite des Hyde-Parkes, bewohnt von der allerhöchsten Fashion. Der schönste aber ist der Trafalgar-Square, am Ende von Whitehall und am Anfang des Strand. Auf der Westseite steht das sehr große palastähnliche Haus des Union-Club an der Ausmündung von Pallmall, nördlich schließt ihn die National-Gallerie, kein tadellos schönes, aber immer sehr imposantes Gebäude; östlich der schöne Porticus der Kirche St. Martin in the fields, südlich an der Ein-

mündung von Whitehall der Palast des Herzogs von Northumberland mit seinem Löwen und nebenan etwas zurückstehend das colossale und reiche Gebäude des Bahnhofes von Charing-croß. Aus der Mitte des Platzes steigt die 145 Fuß hohe Säule mit Nelsons Standbild empor, an dessen Piedestal jetzt die lang erwarteten Löwen stehen; die Ecken zu Charing-croß sind durch die Statuen der Generale Havelock und Napier geziert und in dem inneren Raum werfen die Wasserwerke ihre Strahlen und Garben. Steht der Beschauer auf dem Porticus der National-Gallerie, so erscheinen ihm weiter rückwärts noch die Thürme des Parlamentshauses, am Ende der Perspektive von Whitehall, und er hat sicherlich ein großartiges und ein prächtiges Bild, was auch an dessen Einzelheiten ihm mißfallen möge. Schon oft habe ich gehört, daß man den Trafalgar-Square mit dem Eintrachtsplatz (place de concorde) in Paris zusammenstellt; aber der Vergleich ist durchaus unstatthaft, denn die beiden haben verschiedenen Charakter durch Lage und durch Umgebung. In Beziehung auf die Einzelheiten ist der allerdings überladene Platz zu Paris unstreitig viel schöner als der berühmte Square zu London.

Die praktischen Engländer wollen, daß lebendiges Laubwerk die schlechte Luft in den Städten verzehre und den Bewohnern eine bessere spende; sie wollen, daß diesen Bewohnern, wo es immer seyn kann, ein freier Blick in die Frische von grünen Pflanzengruppen gegönnt sei; aber sie wollen nicht, wie es in gewissen deutschen Städten geschieht, Bäume an die Häuser setzen und den Fenstern damit Luft und Aussicht entziehen. In neuerer Zeit hat man solche Squares in der französischen Hauptstadt angelegt, aber diejenigen welche ich gesehen, haben noch lange nicht den „Schick“ der englischen. Plätze ohne Anlagen, eben trockene Stadtplätze werden mit verschiedenen Titeln bezeichnet und wie die Squares tragen diese Fields, Places, Circus 2c. noch gar häufig die alten Namen aus der Zeit, in wel-

cher noch keine Gebäude auf den betreffenden Grundstücken standen.

Die Squares hat man, und mit vollem Recht, die „Lungen" von London genannt; die vielen freien Plätze, die zahlreichen geschlossenen oder offenen Gärten und Anlagen sind auch Lungen, die mächtigsten aber sind die großen öffentlichen Parks, von welchen, der Regents-Park mitgezählt, fünf sich in dem Westend befinden, mit einer Gesammtfläche von 1367 Acres oder 553 Hectaren*).

Ich habe noch Manches über das Westend zu sagen, aber ich habe für heute des Schreibens genug und somit fare well

Dein R. R.

---

*) Die großen öffentlichen Parks in London sind die folgenden:

a) im Westend:

Hyde-Park	388	Acres	oder	157,0	Hectaren
Kensington-Garten	356	„	„	144,1	„
Regents-Park	472	„	„	191,0	„
St. James-Park	91	„	„	36,8	„
Green-Park	60	„	„	24,3	„
	1367	Acres	oder	553,2	Hectaren.

b) im Ostend:

Viktoria-Park	265	Acres	oder	107,2	Hectaren.

c) auf der Surrey-Seite:

Battersea-Park	185	Acres	oder	74,9	Hectaren
Zusammen	1817	Acres	oder	735,3	Hectaren

oder 2042,5 badische oder 2778,5 preußische Morgen.

XXV.

Zur Geschichte der Conversionen.

Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von D. August Rosenthal. Dritten Bandes erste Abtheilung: Frankreich, Amerika. Schaffhausen, Hurter 1869. 579 S.

Rosenthal's großes und mühsames Unternehmen rückt inem Abschluß entgegen. Vor vier Jahren erschien der erste and, die Convertiten Deutschlands, eine stattliche und merk- irdige Elite von fast dritthalbhundert Namen umfassend. hon im J. 1867 folgte der zweite Band, der England ge- dmet ist und mit dem Bericht über etwa dreihundert mehr :r minder hervorragende Männer und Frauen Albions zu- ich ein Bild von dem gewaltigen kirchlichen Umschwung frollt, welcher sich vor unsern Augen auf dem meerbe- :rschenden Inselreich vollzieht. Vor Kurzem ist nun die le Abtheilung des dritten Bandes erschienen, mit dem das lerk seinen Abschluß erhalten soll. Um den Umfang dieses ten Bandes nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, er- ien dem Verfasser eine Trennung in zwei Abtheilungen boten, wovon die erste, hier vorliegende, sich mit Frank- ich und Amerika beschäftigt, während die noch ausstehende eite Abtheilung die Conversionen unter den Russen und n Nachtrag bringen wird. Daß dem Verfasser unter der

weitschichtigen Arbeit noch ein bedeutender Nachtrag in die Hände wachsen würde, war bei einem Unternehmen dieser Art, bei welchem selbst eine annähernde Vollständigkeit kaum zu erreichen ist, leicht vorauszusehen, und Dr. Rosenthal gibt von dem Reichthum dieses verheißenen Nachtrags eine beiläufige Vorstellung, wenn er im Vorwort bemerkt, daß inzwischen allein weit über hundert anglikanische Geistliche hinzugekommen seien.

Ueber die Bedeutung und den historischen Werth des ganzen Werkes, sowie über dessen Verhältniß zu den Vorarbeiten haben sich diese Blätter beim Erscheinen des ersten Bandes ausführlich ausgesprochen (Bd. 58, S. 906—920). Von dem Inhalt des zweiten Bandes brachten sie, bevor derselbe veröffentlicht wurde, eine Probe in der Lebensskizze Newman's, des Hauptes und Führers der kirchlichen Bewegung im Anglikanismus (Bd. 59, S. 563 ff.). Unter solchen Umständen können wir uns nun bezüglich des gegenwärtigen dritten Bandes auf einen einfachen sachlichen Bericht beschränken und gleich in medias res eintreten.

Quantitativ, der Zahl der Convertiten nach steht dieser Theil hinter den beiden frühern zurück, indem das Verzeichniß nur etwa 40 französische und 80 amerikanische Namen aufweist. Im Gehalt aber kommt er ihnen dadurch gleich, daß er sich durch eine Anzahl sehr ausgeführter Biographien auszeichnet, welche über den geistigen Entwicklungsgang namhafter Persönlichkeiten — darunter Namen ersten Rangs — schätzbare Aufschlüsse geben.

In Frankreich sind Bekehrungen aus allen Provinzen zu verzeichnen, ganz besonders aber im Elsaß. Und hier springt dem Beobachter alsbald eine auffallende Thatsache in die Augen, nämlich die merkwürdige religiöse Bewegung, die im Laufe des Jahrhunderts unter der israelitischen Bevölkerung zu Tage getreten ist, die überaus zahlreichen Conversionen unter den elsässischen und lothringischen Juden. „Sie haben alle die Stammeseigenthümlichkeiten mit ihren übrigen

:übern gemein, zeichnen sich aber noch durch einen starren
sftern Zelotismus aus; und dennoch sind der Bekehrungen
ter ihnen unzählige, und oft unter Umständen die alles
dere eher erwarten ließen."

Da ist vor Allem der Straßburger Gelehrte David Paul
rach, dessen Bekehrung 1823 zu den wichtigsten dieses
hrhunderts gehört, weil das Wort und Beispiel dieses
ßergewöhnlich begabten, schon durch seinen glänzenden
tudiengang Aufsehen erregenden und darum unter seinen
dischen Glaubensgenossen hochgeachteten Rabbiners und
rientalisten nachmals Unzähligen zur Quelle des Heils ge-
orden ist. Unter andern war er den trefflichen Brüdern
bermann, den Söhnen des Rabbiners von Zabern, bei
rer Conversion behilflich. Seine Lettres d'un rabbin con-
erti aux Israélites ses frères haben besonders anregend ge-
irkt. Der Bericht, den er über seine Bekehrung in dem
uche „Harmonie de l'église et de la synagogue" gibt, ist
ich interessant durch die Schilderung der eigenthümlichen
erfolgungen die ihm daraus von seinen ehemaligen Glau-
ensgenossen erwuchsen, der Kreuz- und Querfahrten die er
ur Auffindung seiner ihm aus Fanatismus entrissenen und
eimlich nach England entführten Kinder unternommen. Der
elehrte Mann wurde später in Rom zum Bibliothekar der
ropaganda ernannt, als welcher er 1865 im Alter von 74
ahren gestorben ist.

Den hervorragendsten Platz in diesem wundersamen
chauspiel der Seelen nehmen natürlich die merkwürdigen
estalten Libermann's und der beiden Brüder Ratisbonne
in. Franz Libermann, der Sohn des durch seine talmu-
ische Gelehrsamkeit und strengen Zelotismus berufenen
abbiners von Zabern, hatte mit seinem Vater einen furcht-
ar schmerzlichen Kampf zu bestehen. Denn dieser hatte,
achdem bereits drei seiner Söhne nacheinander zum Christen-
hum übergetreten waren, auf ihn seine ganze Hoffnung ge-
etzt, und wandte alle Mittel der Erschütterung an, Ueber-

redung und Einschüchterung, um seinen Sohn zu sich und seinem Glauben zurückzuführen und das ihm Unerträgliche abzuwenden. Herr Drach, der Vertraute ihrer Correspondenz, erinnerte sich nur mit Entsetzen der Briefe des wüthenden alten Rabbiners, der Verwünschungen seiner christlichen Söhne, und seiner Lästerungen gegen den Stifter der christlichen Religion. Franz Libermann ist nach seinem Eintritt in die Kirche (1827) der Gründer einer Congregation für das Apostolat unter den Negern geworden, welche zuvörderst die Evangelisirung der Schwarzen auf den Inseln Bourbon und St. Domingo sowie in Guinea und Senegambien sich ausersah. Dom Pitra hat sein Leben beschrieben (Paris 1855).

Die Geschichte der Bekehrung der Brüder Ratisbonne, Söhne eines reichen jüdischen Bankiers zu Straßburg, ist weltbekannt, und wir bemerken daher nur, daß Theodor Ratisbonne gegenwärtig Superior der Congregation von „Unsrer Frau von Sion“ und Generaldirektor der „Erzbruderschaft der christlichen Mütter“ zu Paris ist, wo er eine ebenso vielseitige als erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Die erstgenannte Genossenschaft hat die specielle Mission an der Bekehrung der Kinder Israels zu arbeiten; doch hat sich der ursprüngliche Plan schon wesentlich erweitert. Im Jahre 1843 in's Leben gerufen, ist die kleine Pflanze heute zu einem lebenskräftigen Baum emporgewachsen, so daß außer dem Mutterhaus in Paris bereits Filialen in Frankreich und England, in Constantinopel und Jerusalem existiren. Das Mutterhaus in Paris leitet außer dem Noviziat ein Katechumenat, ein Waisenhaus, ein Haus wo die getauften jüdischen Kinder erzogen werden, eine Armenschule und ein Pensionat für Kinder aus höhern Ständen. — Alfons Ratisbonne entfaltet in Syrien und Palästina eine nicht minder gesegnete Wirksamkeit, die ebenfalls vorzugsweise seinen ehemaligen Glaubensgenossen gilt. Seine wunderbare Bekehrung fand bekanntlich am 20. Januar 1842 in

der Kirche S. Andrea delle Fratte zu Rom statt — „eine Bekehrung der nicht Vorliebe und Hinneigung, nicht bange Zweifel und peinigendes Schwanken vorhergingen, nein, vielmehr bis zum letzten Augenblick Abneigung und Haß, bitterer Haß gegen das Christenthum und seinen göttlichen Stifter; eine Bekehrung, wo die geistige Umwandlung nicht langsam und allmählig, sondern plötzlich und auf einmal wie durch einen Blitzstrahl erfolgte, gleich der des heiligen Paulus auf dem Wege nach Damaskus." Dieser Tage berichteten die Blätter, daß Papst Pius IX. am jüngst vergangenen 20. Januar, dem Jahrestag der Bekehrung des Juden Ratisbonne, in S. Andrea delle Fratte eine Messe gelesen habe zur Bekehrung des jüdischen Volkes. Er that es auf Bitten der Brüder Lehmann, zweier seeleneifriger Priester, die ihre ganze Wirksamkeit gleichfalls den Kindern Israels geweiht haben.

Von andern Glaubensgenossen der eben erwähnten, die fast um die gleiche Zeit in die Kirche eintraten, nennen wir noch: Julius Lewel, ehemaliger Advokat am Gerichtshof zu Nancy, und Isidor Goschler, der sich durch die Uebersetzung des Freiburger Kirchenlexikons bekannt gemacht hat.

Interessirt haben uns ferner die Lebensnachrichten über den edlen Vicomte de Buissierre (geb. 1802 zu Straßburg, gest. 1865 auf seinem Schlosse zu Reichshoffen), der sich als Historiker und Archäolog einen auch außerhalb Frankreichs geachteten Namen erworben; er legte zu Nanzig am 8. Februar 1837 das katholische Glaubensbekenntniß ab und war später in Rom bei der Bekehrung Alfons Ratisbonne's betheiligt.

Außerdem seien noch erwähnt: Pastor Laval in der Normandie, durch umfassende Gelehrsamkeit wie durch seinen brennenden Eifer vormals „eine Zierde der protestantischen Kirche Frankreichs"; Pierre de Joux, Präsident des protestantischen Consistoriums zu Nantes; Kolb, Präsident des protestantischen Consistoriums zu Lille, J. P. d'Aldebert, Tribunal-

richter in Nimes und Andere. Von Frauen: Eugenie von Treytorrens aus einer angesehenen Familie des Kantons Waadt; Gräfin Rapp, Tochter des berühmten Generals; Fräulein Maria Luise Grenus, eine hochgebildete Dame aus einer der vornehmsten Familien der Genfer Aristokratie, bei deren Bekehrung sich die Unduldsamkeit des Calvinismus in ihrem bedenklichsten Lichte zeigte; denn die Neubekehrte wurde wie eine Pestkranke geflohen, von allen Freundinen, die sie besuchen wollte, verläugnet, ja von Polizei wegen überwacht. Das war freilich im J. 1811; seitdem ist es in Genf, im „protestantischen Rom", etwas anders geworden.

Einer der anziehendsten und geistvollsten Berichte, der auch dem nüchternsten Verstandesmenschen ein steigendes logisches Interesse abzugewinnen vermag, ist die ursprünglich nur für Freunde bestimmte autobiographische Skizze von Dr. David Richard, in der dieser ausgezeichnete Arzt, ein geborner Genfer und Calvinist, die Motive seiner Conversion mitgetheilt hat, das Ergebniß eines 25jährigen Suchens und Forschens. Er legte am 7. Oktober 1848 zu Sigolsheim das katholische Glaubensbenntniß in die Hände des Bischofs von Straßburg ab. Richard war ein Freund Lamennais', der ihm den Weg zeigte, während er selber unselig in die Irre ging. George Sand, die in seinem Glaubenswechsel den „Muth des Herzens" bewundert, ohne ihn für sich selber zu finden, gedenkt in ihren Memoiren des Dr. Richard mit wahrer Begeisterung als eines „type noble et doux, ame pure entre toutes." Von 1840 an bis zu seinem Tode am 11. Juli 1859 war Richard Direktor der elsässischen Irrenstalt Stephansfeld. Ein Mann von seltener Reinheit und Uneigennützigkeit, hochsinniger Weltanschauung und berufstreuer Hingebung, hat er das ausführlichere und interessante biographische Denkmal wohl verdient, das ihm ein Straßburger Freund, Louis Spach, in seinen Mélanges d'histoire et de critique littéraire (III. 197 — 318, Straßburg 1866) gesetzt hat.

Wir gehen zu Nordamerika über, welches ziemlich genau die andere Hälfte des Buches einnimmt. Die Geschichte des Katholicismus in den Vereinigten Staaten füllt eines der merkwürdigsten Blätter der neuern Kirchengeschichte. In dem Riesenmaßstab, wie dieser Welttheil überhaupt sich entwickelte, entfaltete sich auch sein kirchliches Leben. Wir haben vor Jahren an dem Leben des Prinzen Demetrius Gallitzin gezeigt (Bd. 55, S. 366—395), wie die ersten Anfänge beschaffen waren, aus denen sich das Kirchenleben jenseits der Atlantis emporarbeitete. Der herrliche Riesenbaum der aus jenen Keimen auf dem Boden der amerikanischen Verfassung in die Höhe wuchs, seine Aeste über einen weiten Welttheil streckend, ist wahrlich ein Schauspiel der Betrachtung werth. Welche Entwicklung! Im Jahre 1791 ein einziges, neugegründetes Bisthum mit einigen Kapellen und 22 Geistlichen, dazu etwa 25,000 Katholiken in der ganzen Union. Sechzig Jahre später, im Jahre 1850 finden wir statt jenes einzigen Bisthums (Baltimore) bereits deren dreißig, und an die Stelle jener 22 Priester waren eilfhundert getreten, die an mehr als 1300 Kirchen und Kapellen fungirten. Und nur sechzehn Jahre später wiederum, welch' gewaltiger Fortschritt! An dem Nationalconcil in Baltimore im Jahre 1866 betheiligten sich 7 Erzbischöfe und 40 Bischöfe, und seitdem sind abermals neue bischöfliche Sitze errichtet worden; Kirchen und Kapellen, Klöster und wohlthätige Institute erheben sich an allen Orten und Enden; Schulen befinden sich bei allen Kirchen und Conventen, Universitäten in vielen Staaten. Man schätzt heute die Zahl der Katholiken auf sechs Millionen. Das Atlantic Monthly von 1868 sagt: die Katholiken, die zu Anfang dieses Jahrhunderts zur Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Verhältniß von 1 zu 70 standen, repräsentiren heute ein Sechstheil der Nation.

Zu diesem blühenden Zustand haben nicht bloß die jährlichen Einwanderungen aus Europa beigetragen, sondern namentlich auch die ungeheuer zunehmenden massenhaften

Conversionen im Lande selbst, eine geradezu Aufsehen erregende Rückströmung zur Kirche, eine Strömung die seit den letzten Decennien insbesondere auch in den eigentlich gebildeten Kreisen der Gesellschaft, unter den Aerzten, Richtern, Offizieren, Publicisten, vor allem den Geistlichen und bis in die höchsten Stände des Landes um sich greift. Während des jüngsten amerikanischen Bürgerkriegs fochten fünfzehn katholische Generale zu gleicher Zeit in beiden Armeen. Der Bürgerkrieg selbst scheint in religiöser Hinsicht wie eine wohlthätige Erschütterung gewirkt zu haben. Ein protestantischer Correspondent der eben erwähnten Zeitschrift Atlantic Monthly hebt die auffallende Thatsache hervor, daß seit dem jüngsten großen Krieg die Conversionen zu dem katholischen Glauben zahlreicher gewesen seien als vorher. In Rosenthal's Werk konnte natürlich nur ein geringer Bruchtheil davon namhaft gemacht werden.

Der erste amerikanische Convertit, Nathanael Thayer aus Boston, gehört zum Theil noch dem vorigen Jahrhundert an. Seine Conversion fand zu Rom um das Jahr 1783 statt und machte in seinem Vaterlande, bei der damaligen gedrückten Lage der Katholiken, außerordentliches Aufsehen. Als er, Priester geworden, 1790 in seiner Vaterstadt Boston daran ging die wenigen Katholiken zu einer Gemeinde zu sammeln, hatte er ungefähr hundert Gläubige. Diese kleine schüchterne Urgemeinde von damals ist heute zu der stattlichen Seelenzahl von 65,000 Katholiken angewachsen, die zu Boston zahlreiche Kirchen und einen eigenen Bischof in ihrer Mitte haben. Thayer hat zu dem Aufblühen der Gemeinde durch seine Predigten, seine Controversschriften und seinen heiligmäßigen Wandel mächtig beigetragen. Er starb 1816.

An zweiter Stelle erscheint eine Frau, die nicht minder großartig gewirkt: Elisa Anna Seton (1779—1821), die Stifterin der amerikanischen barmherzigen Schwestern. Sie war die Tochter eines hochangesehenen Arztes und die Frau

wohlhabenden Kaufmanns in New-York. Nachdem sie
chlichem Maße den Wechsel irdischen Glückes erfahren
r und der Ihrigen Leben bildet ein ergreifendes Drama
nd sie Trost und Frieden in der Kirche, in die sie am
rmittwoch 14. März 1805 aufgenommen ward, um bald
f ihre sichtbar providentielle Mission für das religiöse
ihres Heimathlandes zu beginnen. Es war eine feurige
, die Gründerin der Congregation der „Schwestern vom
Joseph" zu Emmitsburg, und wenn man von der hoff-
schönen Frühzeit der amerikanischen Kirche und von der
n Heldenschaar spricht, die um den ersten Bischof der
nigten Staaten, John Carroll von Baltimore, in mu-
Selbstaufopferung sich drängte, so wird man auch von
er Anna Seton und ihren geistlichen Töchtern, von
ieblichen bewunderten Schwesternpaar Cäcilie und Harriet
1, und all den andern frommen Frauen sprechen, die
Emmitsburg aus ihr barmherziges Werk überallhin im
: verbreiteten, wo es katholische Gemeinden gab. Als
Genossenschaft ihren Anfang nahm (1809), waren es
zehn Mitglieder; im Jahre 1850 war die Zahl der
estern auf 420 gestiegen, von denen 123 in Emmits-
dem Mutterhause, wirkten. Das ursprünglich für die
hende Congregation gebaute Haus bildet gegenwärtig
hälfte des Waschhauses für die Genossenschaft. Im
: 1850 wurde die Congregation von St. Joseph förm-
und feierlich mit der französischen Congregation von St.
nz vereinigt, und die Schwestern nahmen die Regeln
en Habit der französischen Schwestern an.

Zu den wichtigsten Conversionen zählt die des be-
ten Schriftstellers, Rechtsgelehrten und Publicisten Orestes
onson, der seit dem Jahre 1844 einer der beredtesten
schlagfertigsten Vorkämpfer der Kirche, der unermüdlichste
chter ihrer Rechte und Interessen geworden. Die Ge-
te seiner religiösen Irrfahrten bis zu seiner endlichen
rung — eine wahre amerikanische Odyssee — haben wir

vor einem Jahrzehnt nach seinen eigenen „Erinnerungsblättern“ in dieser Zeitschrift (Bd. 44, S. 421 ff., vergl. Bd. 40, S. 517 ff.) berichtet. Er ist in Kämpfen grau geworden, dieser freie kühne grade Geist, dieser schneidige heißblütige Achilles mit der Feder, der im Ungestüm des literarischen Gefechts wohl auch auf katholischem Boden zuweilen über die Schnur gehauen, aber gleichwohl allezeit sich als treufesten und gehorsamen Sohn der Kirche bewährt hat, und es ist ein schönes Wort, das er beim Abschluß seiner publicistischen Laufbahn von sich sagen konnte: „Von meiner Jugend an habe ich die Wahrheit geliebt und um sie als Braut geworben, und in ihren Armen will ich sterben!“ Die traurigen Verhältnisse während des Bürgerkrieges, in welchem einer seiner Söhne als Offizier tödtlich verwundet auf dem Schlachtfeld im tapfern Kampf für sein Vaterland gefallen, zwangen ihn zu Ende des J. 1864 seine geistvoll redigirte Quarterly Review aufzugeben. Indem er diese Verhältnisse und Beweggründe im letzten Hefte seiner Zeitschrift auseinandersetzt, bemerkt er: „Ich möchte nicht, daß meine katholischen Freunde auch nur einen Augenblick meinten, ich sei (durch das Aufgeben der Zeitschrift) gleichgiltig gegen die Interessen der Religion, in welcher alle meine Kinder sorgfältig erzogen worden, in welcher fünf von meinen sieben Söhnen gestorben sind, und ohne welche ich nicht die süße Hoffnung hegen könnte sie im Schooße unseres Gottes wieder zu finden.“ Diese seine Glaubenstreue sowie die makellose Ehrenhaftigkeit seines Charakters überhaupt fanden denn auch bei seinen Landsleuten die volle Anerkennung. Als es ruchbar wurde, daß der alte Mann in ungünstigen Vermögensverhältnissen lebe, wurde ihm durch eine Subscription, an der sich mehrere Bischöfe, viele Geistliche und Laien betheiligten, eine Leibrente von jährlich tausend Dollars zugesichert und die Schenkungsurkunde vom 28. September 1865 durch den Vorsitzenden des Comité's, Dr. Cumming, in einer ehrenvoll freimüthigen Ansprache überreicht.

In der Zahl namhafter Convertiten befindet sich auch
Enkel des großen Washington, der im J. 1836 auf
er Reise in Frankreich das katholische Glaubensbekenntniß
egte. Ferner eine Schwester des Präsidenten der Union,
ler, welche 1842 zu Washington sich bekehrte. Georg
bart Doane, der 1855 convertirte, war der Sohn des
testantischen Bischofs von New-Jersey; der Vater war
r die „Perversion" seines Sohnes und Diacons so er-
tert, daß er sich bemüßigt fand, dessen Entsetzung vom
edigtamt durch ein öffentliches Absetzungs-Dekret zu ver-
aben. Der also Abgesetzte ist jetzt Sekretär des katholischen
schofs von Newark, Dr. Bailey.

Das größte Aufsehen und Gerede verursachte aber der
bertritt eines wirklichen Bischofs der Episcopalkirche in
ord-Carolina, des berühmten Dr. Ives. Wegen seiner
ninenten Gelehrsamkeit stand er bei seinen Landsleuten im
chsten Ansehen und war denselben, der Richtung und dem
influß nach, ungefähr das was Newman in England war.
r convertirte 1852 unter den schwierigsten Verhältnissen und
ter namenlosen Kämpfen. Sein Landsmann Brownson
gt von ihm ganz richtig: „Dr. Ives hat buchstäblich, buch-
äblicher als Einer von uns, Alles verlassen, um Christo
chzufolgen. Schon im reifern Alter hat er auf Vermögen
d Freunde, auf Amt und Ansehen Verzicht geleistet und
arm geworden, um seine Seele zu retten. In diesen Tagen
r Genußsucht und der Geldgier ist das ein edles Beispiel
d das Zeichen einer edlen Seele. Aber am Ende schlägt
kein Opfer hoch an und hat in der That auch keines ge-
acht: Der Verlust ist ihm Gewinn." Der ehemalige eng-
sche Bischof siedelte mit seiner Frau nach New-York über,
o er sich mit voller Hingebung der Erziehung verwahrloster
tholischer Kinder widmete. Er gründete zu dem Zweck eine
eue Anstalt, in welcher bei seinen Lebzeiten nicht weniger
s 800 Kinder aufgenommen und so dem zeitlichen und
igen Verderben entzogen wurden. Hochverehrt und geliebt

starb Dr. Ives am 13. Oktober 1867, im Alter von 71 Jahren. Seine ebenfalls katholisch gewordene Frau war die Tochter des angesehenen protestantischen Bischofs Hobart.

Dem Führer der Oxforder Richtung in Amerika folgte schon im nächsten Jahre (1853) unter ähnlichen geistigen Kämpfen und fast gleichem Aufsehen Francis Baker, Pfarrer von St. Lucas in Baltimore, der sich einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner erworben hatte und noch in der Blüthe und Vollkraft des Lebens stand. Der Sohn eines ausgezeichneten Arztes und Universitätsprofessors, geboren 1820 zu Baltimore, hätte Baker als Weltpriester unter den Seinigen, in seiner Vaterstadt, dem „amerikanischen Rom", umgeben von allen gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens fortwirken können, aber er wählte das mühselige Werk der Missionen und wirkte in der Congregation der Paulisten auf segensreichste Weise im weiten Gebiet der Union, worüber die Missionsannalen denkwürdige Einzelnheiten berichten. Am 4. April 1865 erlag der eifrige Mann, nach nur neunjähriger Thätigkeit, den übergroßen Anstrengungen, denen er sich mit heroischer Ausdauer bis zum letzten Augenblicke unterzogen.

Baker's Freund, P. Hewit, gleich diesem Mitglied der Paulisten-Congregation, geb. 1819 zu Connecticut und schon 1846 zu Charleston in Süd-Carolina in die katholische Kirche aufgenommen, wirkt ebenfalls auf seinen Missionen mit außerordentlichem Erfolg und genießt den Ruf eines eindringlichen Redners und beliebten Schriftstellers. Der Gründer und erste Superior der erwähnten, aus lauter Amerikanern bestehenden Congregation der Missionspriester vom heil. Paulus, einer Abzweigung der Redemptoristen, ist der P. Hecker aus New-York (geb. 1824), der aus einem protestantischen Großhändler ein katholischer Ordensmann und Missionsprediger geworden, als ausgezeichneter Schriftsteller und Herausgeber der New-Yorker Monatsschrift The Catholic World auch diesseits des Oceans bekannt.

Als tüchtiger Publicist hat sich noch ein anderer Convertit einen Namen unter seinen Landsleuten erworben, **Mac Martin**, seit seiner Bekehrung Redakteur des New-Yorker Freemans Journal, das für die beste katholische Zeitung englischer Zunge im Gesammtgebiet der Union gilt. Zu den geschätzten und beliebten Schriftstellern Amerika's zählt ferner **J. V. Huntington**, Professor am St. Paulscollegium zu New-York, der 1850 convertirte.

Der Puritaner Josua **Huntington** ist ein Beispiel für Hunderte und Tausende, daß so oft nur die Unkenntniß des katholischen Glaubens, das von Kindesbeinen auf empfangene und festgehaltene Zerrbild von der Kirche es ist, was Unzählige in den Banden des Irrthums gefangen hält, und daß, sobald dieses Zerrbild und Phantom in nichts zerfällt, ihre Hinneigung zur wahren Kirche unaufhaltsam hervorbricht und zum freudigen Credo führt. „Als Knabe", sagt Huntington, „würde ich mit dem ungläubigsten Erstaunen erfüllt worden seyn, hätte ich die Idee aussprechen hören — was niemals geschah — daß ein Katholik möglicherweise ein guter Mensch und ein aufrichtiger Christ seyn könnte. Als ich später, da ich älter ward, fand, daß es in der katholischen Kirche gute Menschen gebe, verwunderte ich mich, aber ich nahm die Erklärung auf, daß sie Ausnahmen wären, gut trotz ihrer Religion, gerade wie Plato ein guter Mensch war trotz seines Heidenthums." Aber noch lange dauerte es, bis ihm der Argwohn kam, daß die Ansichten über den Katholicismus, in denen er erzogen worden, nicht ganz correkt wären, und er so den Antrieb empfing, zu vergleichen und selbst zu prüfen; erst als betagter Mann und nach vielfachen Enttäuschungen lernte er die ächte Gestalt und die unentstellte Lehre der Kirche kennen, und er hatte auf der langen Irrfahrt Offenheit und Wahrheitsliebe genug sich bewahrt, um der Macht dieser friedenbringenden Wahrheit sich zu beugen.

Unter den hervorragenden amerikanischen Convertiten

sind mehrere, die später als Bischöfe in den Vereinigten Staaten ehrenvoll gewirkt haben und theilweise noch wirken, so Dr. Young, zweiter Bischof von Erie (1854—1866); Dr. Tyler, erster Bischof von Hartford (1844 - 49); Dr. Wood, geb. 1814 zu Cincinnati, seit 1860 Bischof von Philadelphia, ein ausgezeichneter Kirchenfürst voll apostolischen Eifers; Dr. James Bailey, Bischof von Newark, einer der angesehensten Familien New-Yorks angehörig, aus der ihm später ein jüngerer Bruder im Glauben nachfolgte; Bischof Bailey ist als theologischer Schriftsteller rühmlich bekannt.

Doch genug der Namen. Schon aus diesen wenigen Aufzählungen läßt sich ermessen, welches wechselreiche Drama sich in diesen Bekehrungen entrollt. Welche Kämpfe, welche Siege! Welche zwingenden Rücksichten der Familie und der Freundschaft, des Standes und Berufes, und dem gegenüber welche heroische Selbstentäußerung und unbezwingliche Hingabe! Welches Aufgebot irdischen Witzes und Trotzes, und wiederum welche Wunder der umwandelnden Gnade! Jede Conversion ist im letzten Grunde ein Werk der Gnade, aber die Mannigfaltigkeit der Mittel, deren sich der Lenker der Herzen bedient, ist so unerschöpflich wie die Mannigfaltigkeit der menschlichen Physiognomien. Wie unscheinbar sind oft die äußern Anlässe, die den ersten Anstoß oder den letzten Ausschlag geben. Allein in der göttlichen Heilsökonomie gibt es eben keine Zufälle. Nirgends mehr als in der Geschichte der Conversionen lernt man das Wort verstehen: der Geist Gottes weht wo er will.

Um nur einige Beispiele zu geben: dem Rabbiner Drach dienten die auf dem Trödelmarkt gekauften lateinischen und griechischen Kirchenväter, Reste einer von der Revolution zerstörten Klosterbibliothek welche Gewürzkrämer und Papierhändler nach dem Gewicht verkauften, zur mächtigen Förderung der Erkenntniß. Herr Sarrasin, ein berühmter Prediger Genfs, ward durch das Nachdenken über die Standhaftigkeit des Dulders Pius VI. zum Bekenntniß geführt; der Tribunal-

richter d'Aldebert durch eine Mission, der Lehrer Winkler durch eine Predigt des Peter Ventura zu Niederbronn. Bei dem talmudisch geschulten Libermann mußte Rousseau's „Emil" eines der Mittel seyn, die ihn dem Glauben zuführten; bei Vicomte de Serre war es eine barmherzige Schwester die den Funken des Glaubens entzündete. Alfons Ratisbonnes wunderbare Bekehrung war für Andere wiederum der Anstoß zum Nachdenken und Nachforschen, das zur Kirche führte, so bei dem Arzte Dr. Blom.

Die Bekehrung der Amerikanerin Anna Seton war nach ihrer eigenen Versicherung „die Folge einer Reise in ein katholisches Land" (Italien). Aehnlich erging es Dr. Bailey, dem jetzigen Bischof von Newark; als Rektor an der Episcopalkirche zu Harlem im Staate New-York ward er nach Rom geschickt, um durch eigenes Anschauen den rechten Abscheu vor der papistischen Götzendienerei zu erhalten, und kehrte — als Katholik zurück. Der Methodistenprediger Rev. Richard in Canada hatte sich vorgenommen die Sulpicianer am Seminar zu Montreal zu bekehren; es trat der umgekehrte Fall ein: die Sulpicianer bekehrten ihn. Der Rechtsanwalt Burnett empfing den Anstoß durch den erstmaligen Anblick eines katholischen Gottesdienstes, durch den Eindruck der tiefen Feierlichkeit der Christmesse zu Weihnachten, der er in Fort Vancouver zufällig beiwohnte. Durch die heftigen gegen die Kirche gerichteten Angriffe ward Dr. Samuel Butler, Arzt in Berkeshire, zum Studium ihrer Lehren veranlaßt, was seine Bekehrung zur Folge hatte. Von Büchern haben besonders Newmans Schriften mächtig eingewirkt, auch Brownsons Review, Heckers Catholic World und andere. Für den puritanischen Geistlichen Huntington gab den letzten Ausschlag Milners „End of Controversy", das ihm ein Priester in die Hände gab: „Wenn dieses Buch eigens geschrieben worden wäre meinen Bedürfnissen abzuhelfen, könnte es nicht besser gewesen seyn. Bevor ich es geendet, war mein Zaudern zu Ende, mein Entschluß gefaßt,

und ich danke nun Gott, Morgens und Abends und alle Tage, daß er meine Augen so gnädig eröffnet hat die Wahrheit zu sehen, gegen die ich so viele Jahre blind gewesen bin."

Im ganzen Bereich der irdischen Freuden gibt es wenige, welche ein solches Glück über den ganzen Menschen ausströmen, wie die unmittelbaren innern Erlebnisse bei und nach der Conversion. Diese Ausbrüche von Glückseligkeit, wie sie solche Wiedergeborne an den Tag legen, sind einzig in ihrer Art; auch das vorliegende Buch enthält die lebendigsten Belege. Freilich wenn man Jahre lang, sagt Brownson, auf dem stürmischen Meere der Ungewißheit umhergetrieben worden, dann ist es süß den Hafen des Glaubens zu finden. „Aber es gibt noch eine ganz besondere Gnade, die des Heimgekehrten Seele ganz umfängt und sein Herz in Wonne taucht; sie ist von höherm Werthe als die bloße Freude an der Ruhe, die der suchende Geist nun gefunden."

Jeder Unbefangene wird bekennen müssen, daß es nicht schlecht um eine Sache bestellt seyn könne, der solche Opfer gebracht, um die so schmerzliche Kämpfe gerungen, nach der so heiße Gebete zum Himmel gesendet werden. Wir aber glauben, daß einer Kirche die Zukunft gehört, der in allen Welttheilen so edle Kräfte, so erlesene Seelen sich weihen, und um sich ihr hinzugeben, alle irdischen Vortheile heroisch in die Schanze schlagen.

XXVI.

Zeitläufe.

Die Eröffnung des Norddeutschen Reichstags und die preußische Thronrede; die „Schattenseite des norddeutschen Bundes."

Man kann einem Akte wie der in der Ueberschrift genannte, nicht einmal seinen Titel geben, ohne an das eigenthümlich widersprechende Wesen des „Norddeutschen Bundes" erinnert zu werden. Der Bund ist vertreten in einem „Reichstag", und doch ist er kein „Reich", sondern soll eben ein „Bund" seyn. Es wird vor dem Reichstag von Zeit zu Zeit eine Thronrede gehalten, und doch gibt es keinen Thron des Bundes, sondern selbstverständlich nur Throne im Bunde. Die Rede hält der König von Preußen, aber nicht als König von Preußen; auch nicht als Präsident des Bundes; denn er präsidirt nirgends, am allerwenigsten in der Versammlung des Reichstags. Es gibt überhaupt keinen „Präsidenten" im Norddeutschen Bund, etwa wie es einen Präsidenten gibt in der nordamerikanischen Union; sondern es gibt im Norddeutschen Bunde nur ein „Präsidium", und dieses Präsidium hat die fragliche Thronrede gehalten.

Faßt man einzig und allein nur diese Schwierigkeiten und Widersprüche in der bloßen Titulatur in's Auge, so leuchtet auf den ersten Blick ein, daß der Norddeutsche Bund

als Bund unmöglich eine dauernde Existenz haben kann, wenn er auch zehnmal „auf ewig" geschlossen ward. Er muß sich entweder wieder auflösen in eine allgemein deutsche Föderation, oder er muß „Reich" werden; und um den Bund in ein Reich umzuwandeln, dazu ist die Versammlung bestimmt und vorhanden, welche prototypisch oder vorahnend, wenn man will, den vorerst völlig unpassenden Namen „Reichstag" erhalten hat. Das Präsidium des Bundes wird sich dann in einen persönlichen Kaiser verwandeln, die Throne in den Thron; und eine Thronrede von da herab wird ganz dasselbe seyn, was eine Thronrede des Königs von Württemberg an die Standesherren und die Abgeordneten seiner beiden Kammern ist.

Als wir das letzte Mal in den Histor.-polit. Blättern von diesem Stand der Dinge im transmönanischen Deutschland redeten, da haben wir die augenscheinlich undankbare Mühe von Seite derjenigen Elemente im preußischen Landtag beschrieben, welche der Auflösung der preußischen Monarchie in einen national-liberalen Staat „Norddeutschland" widerstreben. Ich sage mit Absicht: in einen national-liberalen „Staat" des Namens Norddeutschland; denn auch dann wäre der Name „Reich" nur eine um des vollern Klangs und des Wohllauts willen beliebte Täuschung. Alle die Mächte und Kräfte welche jenseits des Mains, im preußischen Landtag wie im Reichstag, auf die Umwandlung des Norddeutschen Bundes in einen Einheitsstaat hinarbeiten, sind jeder Spur von einer Reichsidee baar und ledig. Sie alle, von Bismark bis Lasker, kennen nur den mehr oder weniger centralisirten Staat; für die Reichsidee geht ihnen schon das bloße Organ ab, und der Unterschied ist nur der, daß die Einen des fraglichen Organs entbehren aus Schuld des Militarismus, die Anderen aus Schuld des Liberalismus. Was sie schaffen können, ist immer nur der Centralstaat, sei es der militärische oder der liberal-doktrinäre, oder beides zumal.

Wirft man auch bloß einen oberflächlichen Blick auf die Thronrede, mit welcher am 14. Februar der Norddeutsche Reichstag eröffnet worden ist, und betrachtet man die lange Reihe von Gesetzbüchern, Gesetzen und Bestimmungen über rein innerstaatsrechtliche Gegenstände, welche dieser Reichstag machen soll und schon gemacht hat, so muß man sich doch unwillkürlich fragen: ja, was hat denn ein „Bund“ mit allen diesen Dingen zu thun, was hätte selbst ein Reich mit all dieser gesetzgeberischen Gleichmacherei zu schaffen? Selbst ein Reich, geschweige denn ein Bund, könnte sehr wohl „eine starke und geschlossene Organisation“ darbieten, nach dem Ausdruck der Thronrede, und sich dabei doch einer solchen gesetzgeberischen Superfötation enthalten. Ja, ein wirklicher „Bund“ müßte sich derselben sogar naturgemäß und principiell enthalten, wenn nicht seine Begründer von Anfang an, willkürlich oder unwillkürlich, den Bundes-Begriff mit dem Staats-Begriff verwechselt hätten.

Auf Grund solcher Widersprüche konnte unter Anderm die merkwürdige Erscheinung eintreten, daß der Norddeutsche Reichstag, den man jenseits des Mains so gerne mit den Ehrentiteln einer „deutschen Nationalvertretung“, des „großen Nationalraths“ belegt*) — daß dieser Reichstag, sage ich, im März 1869 mit einer langen Thronrede eröffnet werden konnte, ohne daß darin von Deutschland und den deutschen Angelegenheiten mit einem Worte die Rede war. Kein einziges Wort erinnerte damals daran, daß es außer dem Nordbund auch noch Deutsche gebe. Um so denkwürdiger ist nun aber die Beflissenheit, mit welcher sich die jüngste Reichstags-Thronrede dem linksmainischen Deutschland und insbesondere den süddeutschen Angelegenheiten zuwendet. Es wird sogar — was in einer Norddeutschen Thronrede meines

*) Vergl. Allg. Zeitung vom 16. Januar 1870.

Wissens noch nie geschehen — der Artikel IV des Prager Friedens darin ausdrücklich erwähnt.

Man mag fragen, wie es komme, daß jetzt plötzlich eine Thronrede vor dem Norddeutschen Reichstage in eine nach mancher Richtung hin fast provocirende Sprache verfalle? Und dem düstern Schweigen der vorjährigen Thronrede gegenüber ist eine solche Frage doppelt gerechtfertigt. Ich denke, daß jene Erscheinung aus zwei Gründen herzuleiten seyn dürfte, welche beide einer eigenthümlichen Bedeutsamkeit nicht entbehren. Für's Erste könnten nämlich in Bezug auf Frankreich jetzt in irgend einer Weise veränderte Anschauungen zu Berlin Platz gegriffen haben; für's Zweite wollte das Präsidium des Norddeutschen Bundes augenscheinlich den einigermaßen in's Gedränge gekommenen Nationalliberalen in Süddeutschland zu Hilfe eilen.

Die Thronrede des vorigen Jahres war darauf angelegt Frankreich zu schonen; das war die handgreifliche Absicht. Inzwischen sind jenseits des Rheins große Veränderungen vor sich gegangen. Der Imperator hat aufgehört Imperator zu seyn und an seiner Stelle regiert ein parlamentarisches Ministerium. Allein es fragt sich, ob mit diesem Umschwung auch die französische Politik bezüglich der deutschen Frage in Wahrheit eine Aenderung erlitten hat. Die Thronrede vom 14. Februar scheint dieß andeuten zu wollen, wenn sie im vorletzten Schlußsatze bemerkt: „unter den Regierungen wie unter den Völkern der heutigen Welt sei die Ueberzeugung in siegreichem Fortschritte begriffen, daß einem jeden politischen Gemeinwesen die unabhängige Pflege der Wohlfahrt, der Freiheit und der Gerechtigkeit im eigenen Hause zustehe und obliege, und daß die Wehrkraft eines jeden Landes nur zum Schutze eigener, nicht zur Beeinträchtigung fremder Unabhängigkeit berufen sei."

Offenbar sind diese Ausdrücke vag und vieldeutig gehalten; unfraglich könnte man aber die vorsichtig gefaßten Worte in dem Sinne verstehen: daß Preußen jetzt weniger als zuvor

französische Einsprache zu besorgen habe, wenn es in „politischen Gemeinwesen“ der deutschen Nation nach ien um sich greife; mit Einem Worte in dem Sinne, as parlamentarische System in Frankreich der deutschen macht die freie Hand gewähre, welche der selbstherr- e Imperator nicht hätte gewähren können. Mit einer n Interpretation würde auch die ungenirte Erwähnung Prager Friedens harmoniren. Solange nämlich Preußen diesem Vertrag immer nur das herausnimmt, was in Kram taugt und in seinem Vortheil liegt, die onerosen gungen des Vertrags aber mit verbissener Hartnäckig- unerfüllt läßt; so lange kann man sich in Berlin nicht en Prager Frieden berufen, ohne die französische Em- lichkeit herauszufordern. Das steht fest.

Die Thronrede vom 14. Februar drückt sich aus wie : „Die Anbahnung der im Artikel IV des Prager Friedens schenen Verständigung über die nationale Verbindung des deutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten ist der nstand Meiner unausgesetzten Aufmerksamkeit.“ Die nrede sagt aber kein Wort davon, daß der Artikel V ben Friedensvertrags Preußen verpflichtet, die dänischen ente in Nordschleswig aus dem Norddeutschen Bunde ausscheiden und mit Dänemark vereinigen zu lassen. so sagt die Thronrede kein Wort davon, daß der Artikel s Vertrags einen Bund der süddeutschen Staaten unter voraussetzt, welcher „eine unabhängige internationale enz“ haben soll. Diese Vorbedingung pflegt in Berlin mit auffallender Beharrlichkeit umgangen zu werden.

Im Gegentheil besagt ein nachfolgender Passus der len Thronrede ziemlich klar: die „Gesammtheit der äge“, welche „den Norden Deutschlands mit dem Süden nden“, habe die „unabhängige internationale Existenz“ Südens bereits unmöglich gemacht, und sie „verleihe den ischen Beziehungen zu Süddeutschland eine von der elnden Woge politischer Leidenschaften unabhängige Festig-

keit.“ Will die Thronrede damit sagen, daß von einer „unabhängigen internationalen Existenz“ der Südstaaten ohnehin schon keine Rede mehr sei, so muß der königliche Sprecher auch am besten wissen warum. Wenn der Allianzvertrag z. B. Bayern verpflichtet auch in jedem Kriege den Preußen anfängt, seine Armee willenlos unter den preußischen Oberbefehl zu stellen, dann ist der bayerische Monarch einfach der Vasall Preußens und in der That wird dann Niemand sagen können, daß Bayern noch eine „unabhängige internationale Existenz“ habe.

Wir wollen nun nicht untersuchen, ob man in Berlin Ursache habe, die jetzige parlamentarische Regierung in Frankreich als empfänglicher für eine solche Deutung des Prager Friedens anzusehen, im Vergleich zum „autoritativen Kaiserthum“ des gestrigen Tages. Wahr ist es, daß die heutigen Minister Frankreichs für den Frieden, fast für einen Frieden um jeden Preis, eifrig eintraten, so lange sie in der Opposition waren, und so lange es galt dem Imperator die Fehler und Nichterfolge seiner auswärtigen Politik haarklein vorzurupfen. Um so mehr werden sie aber, nachdem sie jetzt in der Macht sitzen, die gleichen Fehler zu scheuen und ihrerseits die Empfindlichkeit des französischen Nationalgefühls zu schonen haben. Ueberdieß kann es für parlamentarische Minister ebensowohl wie für einen Selbstherrscher — Lagen geben, wo die Gelegenheit ein Ventil nach außen zu öffnen, ganz erwünscht kommt. In den Eingeweiden Frankreichs tobt wieder einmal ein wildes Fieber; hat sich die Emeute zuvor gegen den Selbstherrscher allein und unmittelbar gerichtet, so richtet sie sich jetzt unmittelbar gegen das wiedererstandene Regiment der Bourgeoisie: das ist im Grunde der alleinige Unterschied.

Auch die Meinung ist daher nicht zu verachten, daß die Thronrede vom 14. Februar — wenn man zu Berlin in Wirklichkeit keine Rücksicht mehr gegen Frankreich für geboten hielte — ganz anders gelautet haben würde; die

leinung nämlich daß dann das Norddeutsche Präsidium, statt die süddeutschen Freunde mit Worten zu bezahlen, genüber dem erwachten Selbstgefühl in Süddeutschland aten angekündigt haben würde. Es ist uns lieb, daß wir sen Gedanken nicht selber auszumalen brauchen, sondern t fremden Ausdrücken ausführen können. „Schlimm genug ht es um Deutschland aus, wenn es die Furcht vor einer mden Macht allein ist, welche verhindern kann, daß das rlamentarische System in einem großen deutschen Staate cht erschüttert wird, daß dort die ärgste Art der Vergealtigung nicht zur Geltung komme. Die große Mehrheit s *bayerischen Volkes* verlangt die Beachtung des rager Friedens, verlangt die treue Befolgung der bayerischen erfassung und würde voraussichtlich in beiden Begehren nterliegen, wenn nicht eine fremde Macht, indem sie ihre genen Interessen schützt, auch diejenigen des bayerischen olkes in Schutz nehmen müßte. Noch ist der Rücktritt des rinzen Hohenlohe nicht eine vollbrachte Thatsache und erst enn sie es geworden, kann man sagen, daß eine drohende Wolke vom politischen Himmel geschwunden ist!" *).

Für Preußen ist die Lage gegenüber der süddeutschen ewegung allerdings eine beklemmende. Je mehr die treibenn Kräfte im Nordbund Zeit gewinnen, um „die starke und schlossene Organisation" dieses Bundes, wie die Thronrede h ausdrückt, in ihrem eigenthümlichen Wesen auszubilden, so unmöglicher wird die „nationale Verbindung" des Südens it diesem sogenannten Bunde. Andererseits liegt es in der atur der Sache, daß jene treibenden Kräfte, in dem Maße s ihr Geist sich im Nordbund ausgeprägt hat und der usbau der Bundesverfassung" unter ihrem Einfluß zu tande kommt, immer gewaltiger auf die Ueberbrückung des ains hin drängen werden. Umgekehrt muß der Süden

*) Warrens' Wochenschrift. Wien vom 13. Februar 1870.

sich in dem Maße abgestoßen fühlen, als das was sich ihm jenseits des Mains darbietet, nicht mehr ein „Bund", auch nicht ein „Reich", sondern einfach ein centralisirter Einheitsstaat ist, bei dem von keiner andern nationalen Verbindung die Rede seyn kann als von der Unterwerfung sans phrase.

Man wird in Süddeutschland augenscheinlich immer kühler gegen den „deutschen Beruf" Preußens; und doch scheint man viel zu wenig die eigenthümliche Natur und Wesenheit des Nordbundes, aus der sich dessen innere Entwicklung mit Nothwendigkeit ergibt, in's Auge zu fassen. Es würde sich sonst die Thatsache lauter aussprechen, daß und warum Preußen seit der Gründung des Bundes dem nationalen Ziele sich nicht nur nicht genähert, sondern vielmehr fortschreitend von demselben entfernt hat. Freilich setze ich dabei als selbstverständlich voraus, daß das nationale Ziel durch friedliche Einigung erreicht werden soll, und nicht durch einen neuen Eroberungskrieg vom Main bis an die Alpen.

Zu guter Stunde ist nun gleichzeitig mit der Thronrede vom 14. Februar, zu Berlin eine Schrift erschienen, welche gründlicher als zuvor jemals geschehen, in den Geist und die Wesenheit des Nordbundes einführt. Verfasser ist der berühmte Publicist Dr. Constantin Frantz*), bekanntlich ein eminent selbstständiger Charakter, der aber im vorliegenden Falle nur ausspricht, was hunderten der besten Männer Preußens, gerade den treuesten und einsichtigsten Patrioten, das Herz zusammenschnürt. Die Meinung aller dieser Männer, wie die des Dr. Frantz geht in Kürze dahin: das historische Preußen habe an den Nordbund seine ganze Stellung und

---

*) Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes vom preußischen Standpunkt betrachtet. Eine staatswissenschaftliche Skizze von Constantin Frantz. Berlin bei Stilke und van Muyden. 1870.

Mission verloren, nicht etwa um in einem höhern und bessern Ganzen sich wiederzufinden, sondern um sich aufzulösen in das Chaos der modernen Umwälzungen.

Mit Recht betont der Verfasser die Geschichte der preußischen Monarchie, durch welche der norddeutschen Großmacht ihr eigentlicher Kern in den alten östlichen Provinzen angewiesen sei, während sich nun Preußen im Nordbund nothwendig dem Charakter wie den Interessen der westdeutschen Länder, als dem überwiegenden Element, accomodiren müsse. So sei der Nordbund, und Preußen mit ihm, bildlich gesprochen, nur eine Art Laboratorium für Experimentalpolitik, welche den gänzlichen Mangel an einer hinter ihr stehenden Vergangenheit um so mehr durch die blendende Aussicht auf eine große Zukunft ersetzen wolle. Zur Zeit seien die Annexions- und Centralisationspolitik wie Feuer und Wasser in einem Bunde zusammengebracht, der doch vielmehr die entgegengesetzten Tendenzen voraussetze, sonst aber nur eine Pause in dem Absorptions-Processe selbst bezeichnen könne. Darüber täusche sich eigentlich Niemand, am allerwenigsten die Bundesstaaten selber. Aber auch Preußen unterliege diesem Gesetze der Absorption; der ganze preußische Staat habe auf einmal eine Obergewalt über sich selbst erhalten. Schon zeigt sich dieselbe ganz handgreiflich in der herabgedrückten Stellung der preußischen Ministerien und des preußischen Landtags, welche vor dem Bundeskanzler und vor dem Bundesparlament thatsächlich wie rechtlich in den Hintergrund treten. Daß gleicherweise auch der König von Preußen hinter den Bundesvorsteher zurücktritt, ist nicht minder gewiß, nur viel weniger augenfällig, weil die Identität der Person einstweilen die Sache verhüllt."

Unter der Ueberschrift „Auflösung der preußischen Verfassung" entwickelt der Autor die Störungen ausführlicher, von welchen das ganze preußische Staatswesen unter dem Einfluß der Bundescompetenz zu leiden hat und innerlich zerfressen wird. Mit Recht macht er auch noch besonders

darauf aufmerksam, daß die Competenz des Bundes eigen
eine unbeschränkte sei. Denn nichts stehe durch die
fassung des Bundes fest als die Beobachtung gewisser For
und was nur immer mit Beobachtung dieser Formen gesch
möge, sei selbst verfassungsgemäß. Es ist ein grelles
das Dr. Frantz von den resultirenden Folgen entwirft;
aber den Dingen selber zugeschaut hat, der wird zugeste
daß die Sache in der Wirklichkeit fast noch greller aus

„Wie tief die Nordbunds-Verfassung in das preuß
Staatswesen eingreift, tritt am augenfälligsten auf dem
biete der Finanzen hervor. Hier der Bund, der fast
indirekten Steuern nebst den Einnahmen von Post und
graphen in Beschlag nimmt, dort der preußische Staat,
die übrigen Einkünfte behält; dabei jeder dieser beiden Kö
auch nur für einen Theil der Ausgaben competent; jeder
seinen eigenen Schulden und mit seinem eigenen De
jeder geneigt, seine Lasten auf den andern abzuwälzen, wäh
doch Preußen allein schon den so überwiegenden Theil
Ganzen ausmacht, daß zuletzt die Hauptlast immer wieder
das ein und selbe preußische Volk zurückfällt, welches
nur eine doppelte Rolle spielt — so ist der gegenwä
Zustand. Die geringste Kenntniß vom Finanzwesen ge
um die Unmöglichkeit einzusehen, unter solchen Verhältn
noch länger ein geregeltes Finanzwesen zu erhalten, we
bisher zu dem besonderen Ruhme des preußischen Sta
gehört hatte. Eben so einleuchtend, wie ganz illusorisch
durch die mit den Finanzfragen zusammenhängenden R
der Volksvertretung werden, da weder das Bundesparla
noch der preußische Landtag eine sichere Controlle üben,
weniger eine durchgreifende Reform anbahnen kann, se
weder Einnahmen noch Ausgaben als ein Ganzes beha
werden, und der innere Zusammenhang zwischen Einn
und Ausgabe ganz verdunkelt worden ist."

„Nicht besser steht es mit der Gesetzgebung. Hat
früher so oft geklagt und gespottet über den Wirrwarr
deutschen Staatsgrenzen, wohl größer noch ist jetzt der L

mehr in Beziehung auf die Competenz, seitdem die Legislation in verschiedene Zweige zerlegt ist, wovon die einen ganz oder bruchstückweise dem Bunde, die andern ganz oder bruchstückweise den Einzelstaaten zukommen, obgleich die legislativen Fragen in Wirklichkeit so ineinander greifen, daß die hier beliebte Vertheilung überhaupt keine festen Grenzen gewährt. Wollte ein geübter Kartenzeichner es versuchen, sozusagen eine legislative Competenzkarte zu entwerfen, es dürfte das allerwunderlichste Bild ergeben."

„Auf dem Verwaltungsgebiet zeigt sich zunächst der Conflikt zwischen dem Bundeskanzler mit seinem Kanzleramt und den preußischen Ministerien. Aber das ist nur der Mittelpunkt, und von da aus muß der Conflikt zur Peripherie fortschreiten. Er wird allmälig die ganze Stufenfolge der Behörden durchdringen, denn alle stehen mit den Ministerien in innigem Zusammenhang, wie sie auch selbst bei allen denjenigen Angelegenheiten, welche jetzt dem Bunde überwiesen sind, als ausführende Organe mitwirken müssen. Sogar jeder Dorfschulze befindet sich in diesem Falle, seitdem Freizügigkeit und Gewerbebetrieb der Bundesgesetzgebung und Bundescontrolle unterstellt ist. Die bisherigen Gesetze, Reglements und Gewohnheiten wollen nirgends mehr recht passen, der Beamte wird an seiner Stellung irre, da er einerseits im Sinne des Bundes, andererseits im Sinne des preußischen Staates handeln muß. Es ist ein altes Wort, daß Niemand zweien Herren dienen kann."

„Aus solchem Zustande muß man schlechterdings herauskommen. Man wird also den Conflikt zu beseitigen oder wenigstens zu mildern suchen. So weit dieß aber gelingt, folgt hinterher noch etwas Schlimmeres daraus.

„Die unerläßlichste Forderung ist unter diesem Gesichtspunkt, daß der Bundeskanzler zugleich der preußische Premier-Minister seyn muß, um wenigstens den Widerspruch zwischen den beiden höchsten Stellen zu vermeiden. Je größer dann der Einfluß des Bundeskanzlers auf das ganze preußische Ministerium ist, um so mehr wird der Conflikt im Centrum verschwinden. Das wäre nach dieser Seite ein Gewinn. Um so

schneller aber erfolgt dann auch die Absorption der preußischen Regierung durch die Bundesregierung. Denn der Bund steht dem Rechte nach über Preußen, ihm sind die wirksamsten Machtmittel beigelegt. Auch hat er den Vortheil durch den Bundeskanzler mit dem Bundesparlament, woneben der Bundesrath nur ein machtloses Wesen ist, einen viel einfacheren Mechanismus zu besitzen als der preußische Staat, wodurch sich unter einer kühnen, gewandten und wenig bedenklichen Leitung schnell die weitreichendsten Wirkungen erzielen lassen. Es geht wie mit Dampf. Wie lange es hält, ist eine andere Frage.

„Das mag nun für den ersten Anfang ausreichen, indessen doch mit jedem Tage neue und immer größere Schwierigkeiten entstehen. Will man hier gründlich helfen und den Conflikt wirklich beseitigen, so müssen alle noch den Einzelstaaten verbliebenen Hoheitsrechte auf den Bund übergehen. Eine solche Zerschneidung der Competenzen, wie sie in der Bundesverfassung vorliegt, macht jedes friedliche Nebeneinanderbestehen, geschweige denn ein aufrichtiges Zusammenwirken unmöglich. Der Bund muß die Einzelstaaten absorbiren, darauf allein ist sein innerer Trieb gerichtet.“

Diese ganze Verwirrung vollzieht sich aber auf dem parlamentarischen Wege. Außer den kleineren Landtagen stehen drei große Parlamente auf dem Plan, von denen je eines auf den Schultern des anderen sich erhebt, indem sie kreuz und quer durcheinander arbeiten. Der constitutionelle Thurmbau, den Schmerling seiner Zeit in Oesterreich aufgerichtet hat, ist im Norddeutschen Bunde noch weit übertroffen. Die Wirkungen sind auch darnach. Dr. Frantz ist in seinem vollen Recht, wenn er die förmliche Demoralisation des Verfassungslebens als die unmittelbarste dieser Wirkungen bezeichnet.

„Drei Parlamente, verschieden nach ihrer Zusammensetzung, verschieden nach ihrem Zweck, verschieden nach dem sie beherrschenden Geiste, folgen seitdem aufeinander, gewissermaßen sich

gegenseitig verdrängend, mit einer selbst den öffentlichen Anstand verletzenden Hast. Heute wird ein Parlament geschlossen, um morgen das andere zu eröffnen, dann bald darauf wieder ein Schluß und eine neue Eröffnung, so daß der Eindruck, den die solchen Akten zukommende Feierlichkeit hervorrufen soll, und wobei auch das Königthum persönlich erscheint, unvermeidlich in's Gegentheil umschlägt, indem das Außerordentliche zum Alltäglichen herabsinkt. Den Parlamentsgliedern bleibt dabei kaum die Zeit frischen Athem zu schöpfen, geschweige denn um sich auf die neue Rolle vorzubereiten, welche sie in dem jedesmal folgenden Stücke spielen sollen, während doch jedes Stück seine besonderen Bedingungen auferlegt. Etwas anderes ist man auf dem Landtage, etwas anderes im Bundesparlament, etwas anderes im Zollparlament. Nicht entwickelt werden die Charaktere durch solchen Wechsel, sondern zerrieben werden sie. Wozu aber überhaupt diese verschiedenen Versammlungen neben einander bestehen, und weshalb die doppelten Wahlen mit ihrer doppelten Unruhe und Aufregung, heute nach diesem Wahlgesetz, morgen nach jenem, muß dem Volksverstande als ein Räthsel erscheinen. Um so einleuchtender andererseits, daß diese drei Parlamente, welche sich gegenseitig stören und paralysiren, zu dem Resultate führen, daß kein einziges eine wirkliche Bedeutung gewinnen kann. Wäre es etwa darauf abgesehen, die parlamentarischen Tendenzen durch sich selbst zu vernichten, und das ganze Repräsentativsystem dem Volke gründlich zu verleiben, so möchten alle diejenigen welche eben darin die wahre Aufgabe einer geschickten Staatskunst erblicken, sich vergnügt darüber die Hände reiben. Wer aber die Sache tiefer versteht, wird die gefährlichen Folgen erkennen, welche unvermeidlich eintreten, wenn ein Volk dahin gebracht wird, in den großen Institutionen des öffentlichen Lebens ein leeres Spiel zu erblicken, und darum allen Glauben an Ernst und Wahrheit verliert. Dann bedarf es nur eines plötzlichen Anstoßes, und ein solches Volk ist reif für die radikalste Revolution, nachdem der Zügel der Leidenschaft, welcher in der inneren Achtung vor den öffentlichen Institutionen liegt, verschwunden ist, und die

wildeste Projektenmacherei ihren Boden schon vorbereitet findet."

Eine sehr gute Bemerkung macht Dr. Frantz, indem er als eigentlichen Charakter des Nordbunds den nacktesten Materialismus bezeichnet. So sehr auch die militärische Seite des Bundes die vorherrschende sei, so könne doch natürlich der Militarismus nicht zur Propaganda dienen, sondern diesen Dienst leiste die öconomistische und utilitarische Tendenz, wie denn auch die vornehmsten Führer der Nationalliberalen, welche im Bundesparlament den Ton angeben, bekannte Oeconomisten und Anhänger der Manchester Schule seien. Eine große Militärmacht und eine große Handelsmacht, strategische und commercielle Rücksichten, welche letzteren das ganze Rechtsgebiet und das gesammte Leben der Nation sich unterworfen sehen wollen — von anderen Zielen sei im Bunde keine Rede. Aus dem unersättlichen Wesen des Materialismus erklärt sich der Verfasser auch den ruhelos agitatorischen Grundzug des Bundes, sein gieriges Umsichgreifen nach innen und außen:

„Noch nirgends hat man eine Verfassung gesehen, welche so rundweg von allen idealen Beziehungen des Volkslebens abstrahirt, und die öffentliche Gewalt so sehr auf die Region materieller Bedürfnisse beschränkt, von welchen hier, in demselben Maße, als alle idealen Angelegenheiten zurücktreten, um so ausführlicher gehandelt wird, bis herab auf den Pfennigstarif für den Transport von Eisen, Kohlen, Düngstoffen und Aehnlichem, wovon wohl bisher noch in keiner Verfassung zu hören war. Der Pfennigstarif mag eine recht nützliche Einrichtung seyn, nur darf man nicht an Kaiser und Reich denken wollen, wenn man solche Dinge im Kopf hat, die allzu deutlich verrathen, weß Geisteskind die Nordbundverfassung ist."

Man wird nun verstehen, was der Verfasser meint, wenn er am Schlusse seiner Schrift den Bruch mit der gesammten Geschichte der deutschen Nation und Preußens insbesondere, wie er im Nordbund verkörpert vorliege, als die Zerstörung

und das Verderben des deutschen Nationalcharakters bezeichnet. Er fügt aber sofort die ernste Frage bei: was wohl bei einer solchen Veränderung des Nationalcharakters dereinst der deutschen Monarchie bevorstehen möchte? Die Nationalitätsidee, welche ebenso gut zur Republik wie zur Monarchie führen könne, werde man doch nicht als eine moralische Garantie des monarchischen Princips ansehen wollen. Was aber dann?

„Es rächt sich Alles in der Welt; wer Wind säet, wird Sturm erndten. Grundlose Annahme, daß in Deutschland keine Stürme entstehen könnten, oder jedenfalls doch gegen die deutsche Monarchie sich machtlos erweisen würden, wenn andererseits alles das beseitigt wäre, wovon gerade die bisherige Festigkeit der deutschen Monarchie abhing. Im deutschen Gemüthe kann sie nicht mehr wurzeln, wenn die Gemüther selbst veröden. Was aber sonst für Deutschland noch eigenthümlich war, das war das Nebeneinanderbestehen vieler Fürsten, wodurch diese selbst einen Stand bildeten, und eben deßwegen so zugleich viel fester standen als die einsamen Häupter großer centralisirter Länder. Die Pflanzschule, woher fast alle europäischen Dynastien stammen, war der deutsche Fürstenstand zugleich die feste Burg für das dynastische System von ganz Europa. Fällt der deutsche Fürstenstand, bald hinterdrein fällt das ganze dynastische System Europas, und damit wird auch das monarchische Princip haltlos, welches im Erbkönigthum sich selbst mit dem dynastischen vermählte. Dieß ist der Gesichtspunkt, nach welchem man die Tragweite der Veränderungen von 1866 beurtheilen muß."

„Worauf soll also in Zukunft die deutsche Monarchie beruhen, nachdem sie, die bisherigen Fürstenthümer absorbirend, ganz Deutschland umfaßt haben wird? Die Nationalitätsidee, welche man ihr dann als moralischen Boden unterzuschieben gedenkt, gewährt in der That gar keine Garantie. Sie kann eben so zur Republik wie zur Monarchie führen, es liegt eine unbestimmte Möglichkeit sehr verschiedener Formen darin. Daß aber eine Nation auf eine bestimmte Verfassungsform angewiesen ist, folgt nicht aus ihrer bloßen Nationalität,

sondern aus der geschichtlichen Entwicklung derselben. Wie nun, wenn die geschichtliche Entwicklung abgebrochen wird? Ich meine, dann muß es fraglich erscheinen, was darauf folgen wird, die Vermuthung aber spräche in diesem Falle gegen die Monarchie. Hat man damit begonnen, die kleinen Throne umzustoßen, und dadurch die Nation, indem man sie von ihrer Vergangenheit ablöst, an die Zerstörung des bestehenden Rechtes und an das aufregende Schauspiel politischer Katastrophen gewöhnt, — wie bald wird sich die jetzt alle Lebenskreise durchbringende Agitation gegen den neuen Centralthron richten, der selbst nur auf den Trümmern des alten Rechtes steht, und an welchen die Nation durch keine moralischen Bande geknüpft ist!"

Wer nun in Süddeutschland auf den Eintritt in den Nordbund oder überhaupt auf eine engere nationale Verbindung mit demselben, nach dem Wortlaut der Thronrede vom 14. Februar, bringen will, der thäte wohl gut daran, erst ganz genau nachzuweisen, was jener Nordbund denn eigentlich ist; und insbesondere ob er etwas Anderes ist als Dr. Frantz in seiner trefflichen Broschüre oder auch der ehrwürdige Präsident von Gerlach in seiner gleichzeitigen Schrift gesagt haben.

Wir haben an der Schrift des Herrn Frantz nur Eines auszusetzen. Der Verfasser gibt ihr den Titel: „Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes"; wir suchen aber vergebens nach der Lichtseite.

XXVII.

Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.

V. Badische Charakterköpfe.

Wir befinden uns noch im Casino zu Constanz. Die Rednerbühne war besetzt. Aus einem struppigen dunkeln Barte heraus ließ ein dröhnender Bierbaß in einer Weise sich hören, die mindestens meinem Gedächtnisse unauslöschlich sich eingeprägt hat. Als ein frisch aus dem Leben herausgegriffener Beitrag zur Geschichte der Regierungskunst liberaler Staatenlenker möge der Gedankengang des Redners hier ein Plätzchen finden.

Das Sprichwort nil novi sub sole sei ein Wahrwort, doch habe jede Regel ihre Ausnahmen. Unser Zeitalter werde gewöhnlich das revolutionäre Zeitalter genannt und dieß mit völligem Rechte. Im Laufe einer mehr als 300jährigen Entwickelung habe der Geist der Revolution alle Gebiete des Lebens und Wissens vergiftet, nach und nach ein modernes neues Heidenthum auf die Throne gesetzt und in allen Theilen der Welt die Christenheit veruneinigt und in feindliche Lager gesammelt. Was aber eigentlich die Revolution sei, von der man täglich und stündlich spreche? Kein einziges Buch habe ihm hierüber jemals eine runde stichhaltige Antwort ertheilt. Er nenne im hausbackensten Philisterdeutsch Revolution nichts mehr und nichts weniger als den bewußten, gewollten und grundsätzlichen Abfall

des öffentlichen Lebens von Gott und der von Gott gesetzten Auktorität, die grundsätzliche Verneinung und Bekämpfung der göttlichen kirchlichen Lehre und Gebote in Wissenschaft und Kunst, Literatur und Tagespresse, im politischen und bürgerlichen Leben, besonders auch im Erwerbsleben. Dieser Begriff sei die Sonne, welche helles Licht in alle Nebel und Abgründe der Gegenwart trage.

Was man in der intellektuellen und moralischen Welt Fortschritt nenne, sei im Ganzen und Großen gar nichts als der Krebsgang zurück in eine verschlechterte, er möchte sagen diabolisirte Auflage des heil- und trostlosesten Heidenthumes. Dieser Fortschritt dürfte heute seinen Höhepunkt erreicht haben. Redner höre den Weltsturm heranbrausen, begleitet von ungewöhnlichen Schrecknissen in der Natur. Hie Belial — hie Christus! laute die eigentliche Losung des Tages, die religiöskirchliche Frage die wichtigste von allen andern. Revolutionär im angegebenen Sinne des Wortes seien im Laufe einer mehr als 300jährigen antikirchlichen und antichristlichen Strömung die hohe und niedere Politik, die Hochschulen, die Presse, die Gesetzgebungen, die Verfassungen geworden. Die Revolution von 1789 sei ein großer Ruck voran gewesen auf der abschüssigen Bahn, der erste Napoleon habe bloß ihren Gräueln und Ausschweifungen, kein Fürst und keine Regierung aber ihren verkehrten Anschauungen und verderblichen Zielen Einhalt geboten. Bloß die katholische Kirche habe sich nicht gebeugt und sei aufrecht geblieben mitten in den Trümmern und im Schutte einer untergehenden Welt, die gepeinigten Völker hätten begonnen in sich und zur Kirche zurückzukehren, daher die verzehnfachte Wuth und Anstrengung der siegreichen Tochter des Abgrundes, der Revolution, daher deren Ingrimm wider alles Christliche und Katholische oder — um den Jargon des Krebsfortschrittes zu gebrauchen — wider die Reaktion, wider Klerikale, Ultramontane, Schwarze, Jesuiten u. s. f. Heute stehe mitten im Christenland dem christlich gebliebenen Theile des Volkes ein neuheidnisches Heer gegenüber welches alle die ungeheuren Mittel und Hebel der organisirten und centralisirten Staatsgewalt mehr oder minder sich dienstbar gemacht. Wo sei ein einziger Fürst der ein entschiedener Christ

seyn wolle oder auch nur seyn könne? Wo eine Regierung, welche die Förderung christlicher Zucht und Sitte ernstlich sich angelegen seyn lasse? Oder wo eine Volksvertretung, worin das Neuheidenthum nicht übermächtig oder doch überzahlreich repräsentirt sei und dem écrasez l'infame nach Kräften Genüge leiste? Man habe aufgehört die Hauptaufgabe des Staates in der Beschützung der Personen und des Eigenthumes zu finden. Der Staat sei zur Domäne der freimaurerisch-protestantischen Clique geworden, welche unter der Firma der sogenannten modernen Cultur und auf Unkosten der christlichen Kirche am Babel einer staatlichen Antikirche baue und den Abfall der Christen von Christo mit allen Mitteln und auf allen Wegen, die der blutigen Gewaltthat bis jetzt noch ausgenommen, betreibe.

Bezüglich des badischen Musterreiches sei jede Beweisführung für das bisher Vorgebrachte so überflüssig als der Beweis, das Wasser sei naß oder der Schnee weiß. Er beschränke sich darauf, das Gesagte durch die Aussprüche großer Staatsmänner der Gegenwart bestätigen zu lassen und an einige culturstaatliche Thatsachen zu erinnern, wie solche in Jungitalien, Cisleithanien, Bayern u. s. f. gleichfalls auf die Tagesordnung gekommen.

1) Erst vor kurzem und zwar in öffentlicher Kammersitzung hat Herr Staatsminister Jolly, vor wenigen Jahren gehaltloser Lehrer ohne Zuhörer in Heidelberg, heute die fleischgewordene Staatsallmacht in Jungbaden, wörtlich behauptet: „der Staat ist im Besitze der Souveränität, welche nach ihrem Begriffe die oberste rechtliche Gewalt ist, welcher unbedingt Alles was im Staate existirt unterworfen ist". Eine furchtbare Lehre, doch nicht weniger als neu. Cäsaren des heidnischen Rom wie absolute Herrscher à la Louis XIV. haben dieselbe geübt; die Montagnards der neunziger Jahre würden unserm allverehrten Ministerpräsidenten Beifall zunicken, wenn sie nur nicht um ihre Köpfe gekommen wären. Der vollen Sympathie ihrer Pygmäen von heute ist er gewiß, obwohl diese unter Staat und Volk etwas ganz anderes verstehen als allmächtige Minister nebst Kammermarionetten und freiwilligem und unfreiwilligem Anhang.

Wer die Consequenzen obiger Lehre zieht, wird sofort finden, wie nicht bloß die Kirche sondern ebenso gut das Volk, überhaupt jede selbstständige Existenz von derselben in der Wurzel bedroht ist.

2) Nicht minder revolutionär lautet der Satz: „Wer nicht mit uns geht, ist ein rechtloser Mensch.“ Wie oft und in wie vielerlei Melodien haben die Preßhusaren der neuen Aera seit 1860 solch Lied uns vortrompetet? Und wer zählt die lange Reihe von Thatsachen welche bezeugen, die servilliberalen Blätter hätten dießmal ausnahmsweise der Wirklichkeit und Wahrheit Rechnung getragen? Bloß eine Variation des Liedes war der humane Aufschrei der ministeriellen Landeszeitung: „schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Jesuit.“ Da bei uns Jesuiten und Klöster gar nicht existiren dürfen, so konnte die wiederholte Mahnung nur auf die kirchentreuen Katholiken gemünzt seyn. Mannheim, Neckarsteinach, Radolfzell, Markdorf bestätigen unter andern solche Interpretation. Auch die Patrioten im Bayerland können und werden sie nicht perhorresciren. Zum Unglück des modernen Culturstaates steht das Laternisiren der tödtlich verhaßten Schwarzen nicht in Aussicht, die Arbeiterwelt hat gelernt ihren eigentlichen Vampyr und Todfeind in gewissen Vertretern des „Besitzes“ und der „Intelligenz“ zu finden. Zum Guillotiniren aber fehlt unsern Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln der Glaube an ihre eigene Sache und damit bis jetzt noch der Muth. Zurücksetzungen, Pensionirungen, materielle Benachtheilungen, Gefängnißstrafen, Preisgebung an die moralischen Meuchelmörder der servilen Tagespresse heißen die Waffen der blutscheuen Jakobiner von heute.

3) „Das Gesetz ist das öffentliche Gewissen; wer daneben und darüber hinaus noch ein Privatgewissen haben will, der muß eben Strafe zahlen“ — diesen mit allem Herkommen wie mit der Verfassung im schreiendsten Widerspruche stehenden Ausspruch verdanken wir dem Minister Lamey. Er vermeinte damit vor dem Lande die sehr zahlreichen und mitunter hohen Geldstrafen rechtfertigen zu können, welche über „Gimpel“ und Angehörige des „ländlichen Stimmviehes“ deßhalb verhängt wurden, weil sie vermöge ihres christlichen Privatgewissens das „neue

le Recht" nicht capirten, confessionsloser Ortsschulrath zu rden. In alten finstern Zeiten herrschte der Wahn, die Ge-le Gottes und der Kirche seien die eigentlichen Grundgesetze es christlichen Staatswesens. Bis in die neueste Zeit herein rd viel davon geredet, die Gesetzgeber hätten die Anschau-gen, Bedürfnisse und Wünsche der Steuerzahler und Soldaten-feranten zu berücksichtigen. Die moderne Cultur hat anderes fügt. Zuerst warf sie die Gebote Gottes, hierauf die der Kirche d endlich alle Moral in die Rumpelkammer der überwundenen andpunkte. Und wo immer die culturstaatliche Partei das ft in die Hände bekommt, da verfällt man auf die Entde-ung, das Volk sei um der Staatsgötter, der Regierung wegen , anstatt umgekehrt. Man desorganisirt und atomisirt dasselbe d behandelt es als Teig, der um jeden Preis in den doktri-ären Model hineingepreßt werden soll. Der Kampf des christ-chen Privatgewissens mit dem öffentlichen Gewissen in Gestalt n Partei-Ukasen ist ein unvermeidlicher, das Aussäen von ader und Zwietracht in Stadt und Land bis hinein in die ste Gebirgshütte erachten culturstaatliche Gewalthaber notorisch s eine ihrer glorreichsten Aufgaben.

4) Im Anfange der 60ger Jahre haben unsere Staats-änner ihre leitenden Grundsätze bei jedem Anlasse verläugnet d kühn in Abrede gestellt. Angesichts des Widerstandes gegen e sogenannte Schulreform hat z. B. Geheimrath Lamey offi-ell von der „sorglichsten Wahrung der kirchlichen und confessio-llen Interessen" entsetzlich viel deklamirt; er ließ die Christ-äubigen von Amtmännern über den „Ungrund" ihrer Be-rgnisse „belehren"; mit Händen und Füßen wies er die ultra-ontane Verläumdung zurück, man gehe auf die Entchristlichung r Jugend vermittelst angeblich confessionsloser staatlicher Zwangs-hulen aus. Man ist offenherzig geworden. Abermals ist es der tzige Ministerpräsident, der in der Kammer mit dürren orten erklärt hat: das gesammte Unterrichtswesen sei ein heil des Staatszweckes; die Massen des Volkes müßten für e moderne Cultur herangezogen werden. Noch mehr. Mit ankenswerthem Freimuthe oder auch mit allzu siegesgewissem ebermuthe hat er herausgesagt, weßhalb die Kirche aus dem

praktischen Leben geschafft und dem Volke Misch- und Communalschulen, die obligatorische Civilehe und bürgerliche Standesbuchführung aufgehalst, gleichzeitig aber jede Art von wirklicher Freiheit demselben nach Kräften vorenthalten wird. Er glaubte nämlich versichern zu müssen, er werde stets energisch einstehen „für die Bildung, Sitte und Freiheit des Volkes gegenüber den Bestrebungen der katholischen Kirche." Diese Auslassung bedarf keines Commentares, am wenigsten in Baden.

5) Zu den stereotypen Vorwürfen welche den Antipoden der Freimaurer, nämlich den Jesuiten, entgegengeschleudert würden, gehöre die Behauptung, sie lehrten: der Zweck heilige das Mittel. Der berühmte Pater Roh habe bekanntlich einen hohen Geldpreis für denjenigen ausgesetzt, der irgend einen stichhaltigen Beweis hiefür beibringe. Bis heute sei dieser Preis nicht verdient worden. Derselbe werde wohl auch niemals verdient werden. Dagegen dürfte jeder Anwesende an mehr oder weniger zahlreiche thatsächliche Beweise sich erinnern, wie der moderne Fortschritt die unsaubersten Mittel ungescheut aufbiete, um nicht sowohl gute als recht unsaubere Zwecke zu erreichen. Unmännliche Lüge und Heuchelei, gesetzlose Hinterlist und Gewalt, schamlose Bestechung und Fälschung seien in unserer revolutionskranken Zeit besonders an Wahltagen Hauptwaffen der Ehrenmänner und Biedermänner des antichristlichen und deßhalb antikirchlichen Lagers.

In diesem Falle wie immer werde auf dem Wege der Thatsachen die noch lange nicht genugsam gewürdigte Wahrheit offenbar, wie die Widersacher der Kirche accurat das sein, leisten und anstreben was sie ihren Gegnern unablässig „sittlich entrüstet" vorwerfen. Woher, wo, was denn die mysteriöse gepriesene moderne Cultur sei, wovon man so großes Aufheben mache im liberalen, radikalen wie socialistischen Lager? Diese ganze moderne Cultur sei eine durch und durch verlogene und schon formell verunglückte Uebersetzung des Fremdwortes Revolution. Ihr fauler Kern heiße Abfall vom positiven Christen- und Kirchenthum; ihre Frucht die Herrschaft des Naturgesetzes der Selbstsucht in allen Höhen und Tiefen des Daseyns; in zweiter Instanz eine mit dem Lack hohler Phrasen schlecht

rstrnißte Barbarei voll Unruhe, Unordnung und Verwirrung, Verbrechen und Laster, voll Verarmung, Unsittlichkeit und ... chtung der Massen, ein allgemeines Faustrecht, der Hobbes'-Krieg Aller wider Alle. Auf dem Meilenzeiger zur letzten ...tion dieses Fortschrittes stehe in einer aus Thränen, Blut ... Flammen zusammengekitteten Gedenktafel das schauerliche Wort: ...ergang. Untergang sei das sichere, ja naturnothwendige Loos ...s Staates wie jeder Gesellschaft, die von den Mächten des ...seits und von den in das Jenseits hinüberragenden Ge...ten sich zu emancipiren trachten. Man brauche kein Schwarzer ...seyn um dieß zu begreifen; etwas gesunder Menschenverstand ... ein Collegium über die bisherige Weltgeschichte reichen aus.

Schließlich bat Redner die verehrte Zuhörerschaft freund...st zu erwägen, ob es keine Fürsten, Minister, Kammermehr...en, servile Professoren, allerunterthänigst gehorsamste Jour...isten, ihrer jeweiligen „Ueberzeugung" stets getreue Staats-... vielmehr (leider Gottes!) Ministeriumsdiener, in Sachen ... Geldbeutels höchst conservative Mastbürger gebe, die auf ...lutionären Wegen grundsätzlich wandeln. Er empfahl die ...riften des Joseph Görres, dieses Sehers in übermenschliche ...hen und in untermenschliche Tiefen, nicht bloß zu lesen son...n zu studiren. Daraus werde Jedermann ersehen, daß Barri...en, Straßentumulte, Heißsporne mit Urbärten und Schlepp...eln, besoffene Soldaten und Proletarier, Pulverqualm und ... Guillotine zum Seyn und Wesen der Revolution gar nicht ...hwendig gehören. Unser Zeitalter sei das revolutionäre ...italter par excellence; ein Heldennarr Garibaldi, Kossuth ... Klapka, ein Moleschott und Affenvogt haben intime Freunde ...d Bewunderer in den höchsten maßgebenden Regionen der ...ellschaft:

Solch infernaler Liebesbund
Ward anno 66 kund!

...t, sapienti sat!

Mit einem Satze verschwand der Redner von der Tribüne, ... schien sich blutwenig um den Beifall zu kümmern, der ihm ...spendet wurde. Er ist uns von früher her bekannt und seit-

dem bloß haariger und wo möglich noch rücksichtsloser und stachliger geworden, der heillose Registrator Hägele. Sofort drängte ich mich zu ihm hin. Er bewillkommte mich so ruhig und unbefangen als hätten wir erst noch diesen Morgen uns gesehen. „Nun wie stehts Herr Redakteur?“ lachte er nach der ersten Begrüßung. „Sie haben vor mehreren Jahren mich versichert, das Publikum langweile sich allgemach ob dem unaufhörlichen Geschrei und Geschreibe über Jungbaden. Der Erdenwinkel verdiene keine so große Beachtung. Damals erwiderte ich Ihnen, unser Sturm sei äußerlich betrachtet allerdings nur ein Sturm im Glase Wasser, allein derselbe bedeute eben den Weltsturm. Wir stäken in der Experimentirbüchse des Weltgeistes, der daran gehe, einen Musterstaat gemäß dem Programm der Geheimen aufzubauen. Sie haben den Kopf geschüttelt und ungläubig gelächelt. Was meinen Sie heute?“ — Das „Badensen“ ist in der That epidemisch geworden, wenige Jahre haben Ihre Schwarzseherei nur zu arg gerechtfertigt, der Weltsturm umbraust uns bereits und die Aussichten sind der Art, daß mancher mit dem Propheten ausruft: o daß ich mehr Wasser in meinem Haupte hätte und daß meine Augen — „Etwas überflüssiger Wunsch!“ fiel Hägele mit impertinentem Lächeln mit in die Rede: „die Narren und Dummköpfe befinden sich ohnehin heute wie fast immer in der Majorität und zwar in allen Lagern.“ — Er zog mich an seinen Tisch und im Nu war ich um einige Bekanntschaften reicher, deren „Naturgeschichte“ mein unverwüstlicher Nachbar höchst ungenirt mir auseinandersetzte.

Da saß ein kurzer dicker Geistlicher, Spuren ehemaliger Schönheit im fleischig gewordenen Gesichte, dessen freundlich lächelnden Mund zuweilen ein gewisses trübsinniges Etwas umspielte. Herr Dekan Zugschwerdt, ein urgemüthlicher grundgescheidter Schwarzwälder, hat vor Zeiten ein Sonntagsblatt mit Geschick und Geist redigirt und den von seinem Freunde und weiland Collegen Alban Stolz gegründeten weltberühmt gewordenen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ durch mehrere Jahrgänge fortgeführt. Ueberhäufung mit Berufsgeschäften in einer höchst kritisch gewordenen Zeit entfremdeten den würdigen Herrn der literarischen und journalistischen Arena. Er hat z. B.

e durch ihren apostasirten Pfarrer dem Abfalle sehr nahe, er 1500 Seelen zählende Gemeinde im Glauben neu gesigt — vor den Augen Gottes wohl eine größere That als thes und Schillers sämmtliche Werke zusammengenommen, die rflüssigen Nachträge hungeriger Buchhändler gar nicht einrechnet. Als Kanzelredner verkündiget Dekan Zugschwerdt das rt Gottes verständlich für jedes Schulkind und fesselnd für n denkenden Mann. Meine Wenigkeit hat ihn mehrmals gert und die volksthümlichsten Prediger des Jesuitenordens, die ht an jedem Sonn- und Festtag eine neue Predigt bringen ssen, übertroffen gefunden.

Neben ihm schmauchte ein großer jugendlichkräftiger blonder ern mit dem unvermeidlichen, von der tyrannischen Mode diken Vollbarte seine Cigarre: Herr Marbé aus Freiburg. ieser gehört zu den weißen Raben des badischen Juristenthums, elche über die längst eingebürgerte „Confessionslosigkeit" der ittel- und Hochschulen intellektuell und moralisch -- leicht glich unter dem liebenden Schutze einer christlichen Mutter — h emporzuarbeiten vermochten und als Christen die Fahne des echtes und der Volksfreiheit consequent hochhalten, hoch in der iben Gegenwart, in welcher Gewalt vor Recht geht und die harakterlosigkeit um ihrer allgemeinen Verbreitung willen frech h spreizen darf. Möge der junge Mann, ein gewandter Redner d geschätzter Anwalt, das mannhafte „Festungsviereck", eigenth Festungsfüneck der Kammeropposition bei der allerersten legenheit verstärken!

Ueber den Tisch herüber hatte ein wahrer Goliath im warzen Rock unsern Freund Hägele mit seinem riesigsten Läin begrüßt und ihm bedeutet, der Vortrag sei für billige mer viel zu hoch gewesen, blöde Philisteraugen vermöchten ht einmal durch dunkel gefärbte Gläser in die Sonne zu hauen. In dem siebenstöckigen jungen Geistlichen lernte ich den r. Heinrich Hansjakob kennen. Derselbe stelzt auf dornenken Pfaden der Walhalla des katholischen Deutschland entgen. Er hat bereits einen Namen durch recht gelungene und frisch geschriebene historische Abhandlungen: über die vielsprochenen Salpeterer in der ehemaligen Grafschaft Hauenstein,

über die Grafen von Freiburg sowie über den Waldshuter Krieg von 1468. Das jüngste Kind seiner Laune ist ein mit gewandtem Sammlerfleiße verfaßtes fulminantes Schriftchen wider den — Impfzwang. Weßhalb auch nicht? Zeigen die Herren Mediciner sich überflüssig stark in der Negation theologischer Sätze, so sollte man es nicht arg aufnehmen, wenn an einem medicinischen Glaubensartikel von einem Theologen unbarmherzig gerüttelt wird. Der lange Doktor scheint richtig wiederum in ein Wespennest gestochen zu haben; die „sittliche Entrüstung" mancher Priester des Aeskulap sei um so großartiger, weil der Impfzwang zugleich Antheil an der Staatsomnipotenz und klingende Münze obendrein bedeutet. Wissenschaft hin Wissenschaft her, dieses Stück moderner Tyrannei dürfte schwerlich in Bälde abgeschafft werden. Geprüfter Philologe, brillanter Prediger, freisinniger Volksredner und Journalist ist Herr Hansjakob obendrein ein geistreicher belletristischer Schriftsteller. Scheint er auch seine Sturm- und Drangperiode noch nicht völlig überwunden und seinen „göttlichen Ausgang" noch nicht recht gefunden zu haben, so läßt doch das Beste sich erwarten Je brausender die Gährung, desto besser in der Regel der Wein. Unser Herrgott scheint das etwas verwöhnte Glückskind in eine herbe Schule schicken zu wollen. In der Aachener „Katholischen Welt" hat der junge Mann gelegentlich der Beschreibung einer Ferienreise nicht bloß die unschöne aber zutreffende Uebersetzung des Wortes bourgeois mit „Mastbürger" adoptirt, er hat von dem kargen Lohne gesprochen, womit Mastbürger seines heimischen Kinzigthales arme Teufel abspeisen, welche für sie tief im Bauche der Erde Reichthümer suchen. Eines schönen Morgens sah sich Dr. Hansjakob zum Lehrer der untersten Classe derselben Anstalt degradirt, deren beliebter Vorstand er bisher gewesen. Natürlich quittirte er den Staatsdienst. Bald darauf fuhr auch noch der Staatsbüttel auf ihn los und setzte ihn auf die Anklagebank. Er hatte bei einer Versammlung der katholischen Volkspartei eine Rede gehalten, welche von katholischen Blättern gebracht wurde. Gewiegte Juristen erklärten die incriminirte Stelle für rechtlich gar nicht angreifbar, allein die culturstaatlichen Paragraphen 631 a und Compagnie erinnern nicht vergeblich an den Ausspruch eines französischen Ministers: geb

mir drei geschriebene Worte von irgend einem Menschen und ich bringe ihn an den Galgen! Obwohl Dr. v. Wänker für den Inhalt der angegriffenen Stelle den Wahrheitsbeweis glänzend erbrachte, so wurde der Attentäter nichtsdestoweniger zu vier Wochen Gefängniß nebst 25 fl. Geldstrafe, die Redakteure und Drucker zweier Blätter zu je drei Wochen und 20 fl. Strafe verurtheilt. Schon vorher war Dr. Hansjakob von der Liste der Lehramtspraktikanten gestrichen worden, aus dem einzig denkbaren Grunde, weil er eben angeklagt worden. Mit solch strammer Energie schützt man im großpreußischen Vasallenstaate die Sitte, Zucht und (man staune!) sogar die Freiheit des Volkes nicht bloß gegen die Bestrebungen der katholischen Kirche, sondern gegen jede mißliebige Aeußerung wahrheitsliebender Katholiken und Blätter.

Der Gemaßregelte hatte seine Leidensgeschichte mit jenem Humor zum Besten gegeben, dessen lachender Mund insgeheim vom empörten Herzen Lügen gestraft wird. „Bekanntlich bin ich ein schlechter Großpreuße und kann schon deßhalb kein guter seyn, weil nach meiner Ueberzeugung die zehn Gebote Gottes und das christliche Sittengesetz absolute Geltung haben und von hohen Herrschaften so gut befolgt werden sollten wie vom letzten Scheerenschleifer und Lumpensammler. Aber noch heute würde ich mir ein paar Schuhsohlen abmarschiren, wenn ich dadurch ein Preuße werden könnte, ein Preuße erster Classe oder doch ein Hohenzoller, da wir leider Gottes wenig Aussicht haben von Württemberg verspeist zu werden!“

Also meinte Hägele und schlug zur Bekräftigung seines aschantimäßigen Zornes auf den Tisch hinein, daß die Gläser emporsprangen und Hofrath Streichkäs erbleichte. Dem Erzürnten zollte den lautesten Beifall der allerlängste Mann im Saale, ein geistlicher Herr mit wirren grauen Haaren und wetterhartem Gesichte, ungefähr so lang als der oberschwäbische Dialekt, den er sprach, breit war. Man pflegte ihn den „Reichsbettler“ zu nennen und er nahm das Scherzwort freundlich hin. Warum auch nicht? Pfarrer Thomas Geiselhart ist ein christlicher Socialist, wie sie zu Hunderten wachsen sollten und wohl auch noch wachsen werden. Seine eigenen Bedürfnisse sind die denkbar bescheidensten, desto mehr begehrt er für Andere und ver-

steht für die Armen und Nothleidenden mit einer Virtuosität zu betteln, welcher in die Länge der kälteste Rechnungsmensch nicht zu widerstehen vermag. Minder kühn als der verewigte P. Theodosius Florentini baut unser Reichsbettler auf möglichst soliden Boden und erstrebt Bürgschaften für die Dauer seiner Schöpfungen. Er genießt des Vortheiles, daß ihm die Regierung klug und wohlwollend lieber unter die Arme greift als hemmend entgegentritt. Die Preußen haben in den Hohenzollern'schen Landen bisher überhaupt so regiert, daß sie die schwäbische Bevölkerung entschieden für sich gewonnen haben, insbesondere lassen die Kirchen- und Schulzustände kaum etwas zu wünschen übrig. Mag auch nichts anderes als macchiavellistische Berechnung hinter allem Gewähren und Gehenlassen stecken, so hat man doch bisher eben gewährt und gehen lassen. Sollten früher oder später andere Saiten aufgezogen oder gar das „Badensen" für „opportun" erachtet werden, so wird man die Katholiken in Preußen und Hohenzollern auf ihrem Platze finden — Deus providebit! Unter die Schöpfungen des Herrn Pfarrers Geiselhart gehören zwei Knabenseminarien, das Fidelianum in Sigmaringen sowie das Sankt-Konradihaus zu Constanz, ein „Haus Nazareth" für Gebrechliche. Schon diese Namen drücken den innigsten Bund der Religion mit den Bestrebungen zur Hebung und Linderung des socialen Elendes aus. Mögen die Social-Demokraten zahlreich werden wie der Sand der Wüste, mögen sie alles Heil anstatt vom fleischgewordenen Gottmenschen von der social-demokratischen Republik, und anstatt von den christlichen Tugenden von Produktiv-Associationen nach Lassalle's Lehre erhoffen: die katholische Kirche allein kann und wird die Gesellschaft retten, falls Rettung überhaupt in den Planen der Vorsehung liegt. Sich selbst still aufopfernde Männer wie Geiselhart und social-demokratische Agitatoren — welch ein Unterschied!

Plötzlich legte sich das Getümmel und Gewimmel im Saale. Durch eine Seitenthüre schwankte eine Tafel aus welcher heraus ein großer Affe die Gesellschaft anfletschte, umrahmt von allerlei Pflanzen und Thierbildern. Einige Vertreter des ehrsamen und weiland von Gott gesegneten Handwerkes begannen einen Umzug von Tisch zu Tisch. Abwechselnd sangen sie in

Begleitung einer Drehorgel ein „Lied vom Dr. Simpelmaier“ der im Laufe von Aeonen durch die wundersamsten Metamorphosen aus einem Distelkopfe zum geheimen Hofrath sich entwickelt hatte, der Witzigste der harmlosen Gesellen hatte die Rolle des Erklärers übernommen. Einige Strophen des Fastnachtsschwankes klangen gar nicht übel, so z. B. gleich im Eingange die Knittelverse:

Von der Ursonn' halb gebraten,
Stand mein Ur-ur-urpapa
Als ein Distelkopf im Schatten
Eines Regenschirmes da.
Und nach Billionen Jahren,
Dienstag Morgens Punktum Neun,
Kam durch Urgestrüpp gefahren
Ein urweltlich Riesenschwein.
Herr von Mammuth hatte Hunger,
Fraß zwei Herzogthümer ab,
Seines Magens Riesenhöhle
Ward zugleich der Distel Grab.

Derb genug findet die seit dem Unglücksjahre 1866 herrschende Volksstimmung der „mitteleuropäischen Staatengruppe“ Ausdruck:

Hierauf zwanzigtausend Jahre
Schwamm als Stockfisch mein Urahn'
Durch die Meere und ward gare
Auch noch deutscher Unterthan.

Ohne zu wissen warum und wie, so recht nach Stockfischart gerieth der Vorfahre des Hofrathes Simpelmaier in die Spree und wird unversehens von einem Annexander gepackt, angegliedert, aufgeschnitten und gedörrt:

Und ein feister Gothalümmel
Aß bald meinen Urpapa,
Daß er sich mit Doppelkümmel
Und Berlin vereinigt sah.

Schließlich à la Faust zur Hölle spedirt, trifft den in Hochmuth, Selbstgier und „gesunder Sinnlichkeit“ ersoffenen Hofrath das schauerliche Loos, aus einer Hiramsschelle ewig Tropfbier trinken und ausschließlich Blätter des zeitgemäßen Fortschrittes lesen zu müssen.

Während des Umzuges sammelten zwei Söhne des Vater Kolping Spenden für ihr Gesellenhaus und schienen Ursache zu haben sehr vergnügt drein zu schauen. Nicht jeder Abend brachte eine so schöne Gelegenheit wie dieser, der Vertreter des Adels wie des behäbigen Mittelstandes, der Wissenschaft, Kunst und Journalistik mit solchen des ehrbaren Handwerkes und Kleingeschäftes wie des Bauernstandes aus der Nähe und Ferne brüderlich vereinigt hatte. Mehrmals vernahm ich den Titel: Bürgermeister, Hofmaler, Hauptmann. Die Träger derselben mußte ich um jeden Preis kennen lernen. Kein aktiver Staatsdiener, kein Weichensteller der Eisenbahn, kein städtischer Gemeindediener bis herab zum Grasausrupfer darf in Jungbaden mit einem illiberalen Wahlzettel sich ertappen lassen, geschweige einem katholischen Vereine anders als mit dem Herzen angehören. Im Nu hat er seine klafterlange Nase nebst obligater Bedrohung; im Nu ist er zurückgesetzt oder versetzt, der kleine Mann brodlos mit Weib und Kind. Dem Kleinmeister kündigen liberale Phrasendrechsler im Handumdrehen das Capitälchen, den Credit, die Kundschaft; Aufseher und Arbeiter der industriellen Raubburg züchtigt man vermittelst „augenblicklicher Entlassung“. Eine wahre chinesische Mauer trennt das aktive Militär vom Volke überhaupt und vom katholischen Volksleben insbesondere. Sehr uneingedenk der in Preußen bezüglich dieses Punktes üblichen Toleranz ließ der Herr Waffenminister sogar die Urlauber der Landwehr „belehren“ von katholischen Vereinen und Versammlungen hübsch wegzubleiben. Derlei „freiheitliche Gestaltungen“ und „gedeihliche Entwickelungen“ belieben in liberalen Musterstaaten Erdengötter, von der Heidenangst gefoltert, auch die alleinseligmachende liberale Herrlichkeit könnte in die Brüche gehen, oder der wechselnde Mond eines schönen Abends gar noch ein „schwarzes“ Ministerium mit wirklich freisinnigen, volksthümlichem und — was der Liberalismus ganz aus der Mode gebracht! — e h r l i c h g e m e i n t e m Programm bescheinen. Und in einem solchen Freiheitsstaate Bürgermeister, Hofmaler, Hauptmänner als „Castnonier“, wie der hinkende Bote von Lahr so hinkend gewitzelt? Diese Tapfersten der Tapfern mußte ich der Reihe nach mir betrachten.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.

II.

In unserm ersten Artikel über Hüffer's Werk haben wir mit Absicht lediglich die neuen positiven Resultate, welche der Verfasser zur richtigen Würdigung der Personen und Dinge der Revolutionszeit geliefert, in Kürze verzeichnet, ohne Berührung der durch sein Buch hervorgerufenen Polemik. Er schrieb sein Buch mit dem auf jeder Seite ersichtlichen Bestreben, unabhängig von den Neigungen und Gegensätzen unserer Tage ausschließlich die historische Wahrheit und Gerechtigkeit für die Bildung seines Urtheils maßgebend zu machen, er bemühte sich die Verdienste der früheren Historiker für die behandelte Epoche überall wo er nur konnte, recht in's Licht zu stellen, und wo er sie kritisiren mußte, zeigte er überall Besonnenheit und Ruhe, und darum durfte er wohl die Hoffnung hegen, durch seine unparteiliche Darstellung die in unserem Vaterlande und in unserer Geschichtschreibung bestehenden Gegensätze zu Gunsten einer unbefangenen, für alle Parteien gerechten und billigen Auffassung „wenigstens zu mildern."

Und diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. Hüffer's Werk fand bei den verschiedenen Parteien gleichmäßige Anerkennung; preußische und norddeutsche Blätter sowohl wie

süddeutsche gaben ihm ihre Zustimmung und hoben besonders hervor, daß gerade die polemischen Stellen des Werkes rein sachlich gehalten und von persönlicher Bitterkeit durchaus frei geblieben seien. „Aus verschiedenen Theilen Deutschlands“, sagt Hüffer in der Nr. 3 verzeichneten Schrift, „wie aus fremden Ländern, von Fachgenossen und ferner Stehenden, im brieflichen Verkehr und in öffentlichen Blättern sind mir so viele Zeichen der Anerkennung und Theilnahme zugekommen, daß ich nicht ohne Freude und Dankbarkeit mich ihrer erinnern kann.“ „Als erfreulichen Beweis, daß ein unbefangenes, unabhängiges Wort in unserem Vaterlande sich nicht zu scheuen hat, bemerke ich, daß gerade in norddeutschen Blättern die günstigsten Urtheile für mich laut geworden sind, daß mir hervorragende Mitglieder aller Parteien des Reichstags ihre Zustimmung, daß die Akademie meiner Vaterstadt Münster ihre Anerkennung ausgesprochen hat. Noch weniger ist es im Auslande Jemanden eingefallen, daß mein Buch sich feindlich gegen Preußen zeige. Im ersten Juniheft der Revue des deux Mondes wird es gerade im Gegentheil ein plaidoyer pour la Prusse genannt, ein Ausdruck, den ich übrigens weit entfernt bin als begründet oder gar als Lob zu betrachten. Ich plädire für das was ich als Recht erkenne, weil ich es als Recht erkenne; für nichts Anderes, aus keinem anderen Grunde. Der irrt sehr welcher glaubt, ich würde zum Vortheil Preußens oder gar zum Nachtheile Oesterreichs von der Wahrheit mich entfernen.“

Aber der Erfolg des Hüffer'schen Buchs ließ Herrn von Sybel nicht ruhen, er fühlte sich durch Hüffer's sachliche Zurechtweisungen auf's tiefste beleidigt und faßte gegen ihn seine Schrift: „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege“ ab, worin er nicht die Ansichten seines Gegners widerlegte, sondern demselben nach Willkür allerlei fremde Ansichten zuschob, nicht dessen Buch, sondern dessen Person zum Zielpunkte seiner Angriffe nahm und sogar vor verläumderischen Angaben nicht zurückwich. Sybel's Schrift ist

überaus klägliche zu nennen, und die darin bekundete
ige Erregtheit und Heftigkeit läßt sich lediglich durch die
hologische Wahrnehmung erklären, daß Jemand immer
wo er seine Schwächen fühlt, am empfindlichsten ist.
s ich seine Schrift" — sagt Hüffer in seiner Entgegnung,
n er Herrn von Sybel schlagend und unbarmherzig zu-
weist — „zum ersten Male las, hatte ich gar nicht das
ihl, daß sie gegen mich gerichtet sei, so völlig verschieden
te ich mich von dem Autor welchem er meinen Namen bei-
und dessen Ungeheuerlichkeiten er mit anerkennenswerther
igkeit in ihr Nichts zurückweist. Am liebsten hätte ich
kein Wort erwidert, und würde es noch jetzt für über-
ig halten, wenn Allen welche die Schrift des Herrn von
el lesen, mein Buch zur Hand oder noch vollständig im
ächtnisse wäre. Da sich aber schwerlich darauf rechnen
, und vielleicht nur wenige Leser Zeit und Geduld finden,
e Bücher beständig miteinander zu vergleichen, so könnte
die Zuversicht der Sybel'schen Behauptungen bei Man-
eine irrige Ansicht hervorrufen, und so habe ich mich
chlossen, die folgenden Blätter nicht zu unterdrücken."

Sybel bestreitet zunächst seinem Gegner überhaupt das
ht, in den vorliegenden Fragen eine Meinung zu äußern,
derholt", sagt Hüffer, „geht er darauf zurück, daß ich
Professor des Kirchenrechts gar nicht die Befugniß habe,
: historische Dinge ein Urtheil abzugeben. Hier wäre doch
ächst zu fragen: Kommt es darauf an, wer ein Buch ge-
ieben hat, oder darauf, was darin steht? Sollen wir den
ftgeist, den wir aus den Gewerbegesetzen glücklich ausge-
ben, in die Wissenschaft mit sieben andern bösen Geistern
er zurückrufen, und darf, wer es versucht, die Freiheit der
senschaft noch auf seine Fahne schreiben? Ferner ist zu
erken, daß ich gar nicht Professor des Kirchenrechts bin,
dern diesen Titel nur der Bereitwilligkeit des Herrn von
bel verdanke, dem er, ich sage nicht für welche anderen
ecke noch, geeignet scheinen mochte. Herr von Sybel weiß

recht wohl, daß ich nicht zu den ordentlichen sondern zu den außerordentlichen Mitgliedern der juristischen Fakultät in Bonn gehöre, und ohne Anweisung für ein bestimmtes Fach ebenso wohl mit Vorlesungen über Staatsrecht als über Kirchenrecht mich beschäftige. Daß aber ein Docent des Staatsrechts über die Staatsverträge von Basel, Leoben und Campo Formio eine Meinung zu äußern nicht berechtigt sei, scheint selbst Herrn von Sybel nicht vollkommen einzuleuchten; so entschloß er sich, die Anklage der Competenzüberschreitung und des Einbruchs in seine Domäne durch die Creirung eines neuen Titels zu begründen. Wer den Lauf meiner Studien nur einigermaßen verfolgen will, findet auch, daß sie von Anfang an ebenso sehr einen historischen als juristischen Charakter trugen. Schlimm genug für den Juristen und vielleicht noch schlimmer für den Historiker, wenn er den Werth, ja die Nothwendigkeit, juristische Kenntnisse mit geschichtlichen zu verbinden, nicht begreift! Ein großer Theil meiner literarischen Arbeiten, sowohl der juristischen als der historischen, hat zudem gerade die Einwirkung der französischen Revolution auf Deutschland zum Gegenstande. Ich darf glauben, selbst nach dem strengsten Codex der Sybel'schen Zunftgesetze würde ein unbefangener Richter immer noch sich dahin aussprechen, daß nicht leicht Jemand durch frühere Studien entschiedener als ich auf eine Aufgabe hingewiesen war, wie ich sie in meinem letzten Buche mir gestellt habe. Sie zu bewältigen konnte ich, mir scheint, nicht mit Unrecht als einen Vortheil betrachten, daß ich Aktenstücke aus den Archiven aller drei betheiligten Hauptmächte benutzen durfte, während Herr von Vivenot auf das österreichische, Häusser für die wesentlichsten Fragen auf das preußische, Herr von Sybel auf dieß letztere und unvollständige Excerpte aus dem französischen und dem englischen Archiv beschränkt war."

Aber Herr von Sybel bestreitet dieses und behauptet — der Ausdruck ist nicht zu stark — dummdreist, daß Hüffer „nicht das geringste Material zusammengebracht habe, welches

nicht auch ihm bei der letzten Auflage seines Buchs vorgelegen" habe, und muß sich nun von Hüffer unter Anderm vorhalten lassen: „Wie konnte Herr von Sybel die gesammte Reichstags = Correspondenz zwischen Thugut, dem Fürsten Colloredo und dem kaiserlichen Concommissär Freiherrn von Hügel in Regensburg aus dem Jahre 1797 übersehen, welche ich zuerst benützt und sehr häufig angeführt habe? Auch die russische Correspondenz habe ich am allerwenigsten, wie Herr von Sybel mir vorwirft, unbeachtet liegen lassen, sondern mehrere wichtige Noten Thugut's, wie die vom 9. und 30. April, 12. Juni 1797, welche auf besonderen Wunsch mir zur Einsicht gestattet waren, mitgetheilt." „Die Unterhandlungen des Direktoriums durch Theremin, Poterat, Zwanziger, Clarke, alles dieses habe ich, sowie Clarke's geheime Sendung nach Florenz, seine Verhandlungen mit Gherardini in Turin aus den Pariser und Wiener Archiven zuerst mitgetheilt oder wenigstens zu genauerer Kenntniß gebracht. Aber noch mehr: für die Jahre 1794 und 1795 konnte ich den Briefwechsel Barthelemy's mit dem Wohlfahrtsausschuß, ferner mit dem Direktorium und dem Minister Delacroix benutzen. In die wichtigsten Bände dieser Correspondenz hat Herr von Sybel, obgleich er seit so vielen Jahren sich der Benutzung der französischen Archive rühmt und schon drei Auflagen einer Revolutionsgeschichte herausgegeben hat, bis in den Sommer 1867 noch keinen Blick geworfen, gerade durch mich hat er damals von ihrer Existenz auf dem Ministerium des Auswärtigen die erste Nachricht erhalten."

Dieß ist übrigens nicht das einzige Beispiel von dem Unterschiede zwischen den gerühmten und den thatsächlichen archivalischen Untersuchungen des Herrn von Sybel. Ernst Herrmann bemerkt in einer Nachschrift zu seinen Correspondenzen aus der Revolutionszeit S. 670: „Um das von mir gegen ihn (v. Sybel) geltend gemachte, sehr wichtige Argument, daß ihm die Elgin'schen Originaldepeschen total unbekannt geblieben, zu entkräften, nahm Sybel die

Miene an, als sei meine Behauptung seiner unvollständigen Quellenkenntniß keine begründete (Historische Zeitschrift X, 411), während doch Jeder der die Registratur des Londoner State Paper Office einzusehen Gelegenheit hat, sich davon überzeugen kann, daß Sybel überhaupt nur eine sehr beschränkte Erlaubniß zur Benützung desselben erhalten, von der er übrigens nur mittelbar Gebrauch gemacht, und die sich namentlich gar nicht auf das Jahr 1794, um das es sich handelt, erstreckt hat . . . Gegen meine Benutzung der Ewart'schen Depeschen beruft er sich auf die Akten des Berliner geheimen Staatsarchivs, hat aber die Beschämung erfahren müssen, daß gerade durch die ihm entgangenen Akten eben dieses Archivs die allein richtige Auffassung sich herausgestellt hat."

Als das Merkwürdigste erwähnt Hüffer: „Derselbe Herr von Sybel, welcher behauptet, ich habe mich bei Benutzung des Berliner Archivs auf die von ihm und Häusser bereits mitgetheilten Materialien beschränkt, hat es doch nicht verschmäht, von der wichtigsten Quelle für die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich gerade durch meine Vermittlung sich genaue Kenntniß zu verschaffen. Ich selbst habe dem Herrn von Sybel im Dezember 1866 auf sein Ersuchen meine umfangreichen Excerpte aus des Freiherrn von Sandoz-Rollin Correspondenz vom November 1795 bis zum Dezember 1797, das heißt aus sieben der stärksten Foliobände, noch ehe ich selbst sie benutzen konnte, zur Verfügung gestellt. Wenn ich seinen Versicherungen aus jener Zeit glauben darf, so ist meine Arbeit nicht ohne Nutzen für ihn gewesen. Jedenfalls muß sie also doch Einiges enthalten haben, was weder von ihm noch von Häusser aus Berliner Archivalien früher mitgetheilt war."

Wie Sybel den Kreis der Kenntnisse und Untersuchungen Hüffer's nach seiner Willkür bestimmt, so schreibt er demselben auch gerade die Gesinnungen zu, welche ihm die bequemsten sind, völlig unbekümmert, ob Hüffer sie ausgesprochen

:r nicht ausgesprochen oder sogar ausdrücklich zurückgewiesen
;, und er nimmt sogar keinen Anstand, seinen Bonner
llegen als preußenfeindlich, als einen Mann der die Exi-
tz des preußischen Staates für ein Verbrechen an der
tschen Nation erklärt habe, öffentlich zu denunciren!
h frage nur", schreibt Hüffer, „was muß Herr von Sybel
: der eigenen Sache halten, die er mit solchen Waffen zu
theidigen sucht." „Was ich in meinem Leben gesagt, ge-
:ieben oder gethan habe, so wenig es seyn mag, es ist
) genug, mich der Antwort auf eine Sybel'sche Denun-
tion zu überheben."

Hüffer weist im Einzelnen scharfsinnig und, wo es
th thut, mit Humor und Ironie die Sybel'schen Einwürfe
:ück, und seine Schrift ist wohl der schwerste und empfind-
lste Schlag, der bisher gegen Sybel's Art, Geschichte zu
reiben, geführt worden. Man muß sich wirklich wundern,
z ein Schriftsteller von Sybel's Leichtsinn und Leichtfertig-
t einen solchen Einfluß in Deutschland gewinnen konnte.
as Herr von Sybel in seinem Nr. 4 verzeichneten Auf-
e „Polens Untergang und der Revolutionskrieg" gegen
lffer zu Markte trägt, ist von gar keinem wesentlichen
lang trotz aller Suffisance, mit der er sich vor dem großen
iblikum den Sieg vindiciren will*). Nicht in einem ein-

*) Auch im Zarncke'schen Centralblatt wird in einer Recension von Hüffer's Buch (Jahrgang 1869, Nr. 49) der Sieg für von Sybel in Anspruch genommen. Aber der Herr Recensent M. L. (wohl Herr Dr. Max Lehmann, der für Herrn von Sybel auf den Archiven in London und Wien Excerpte gegen Hüffer sammelte) weiß nur eine Mischung von Schimpfreden und Unwahrheiten aufzutischen. Der einzige thatsächliche Fehler, den er Hüffer vorwirft, soll darin bestehen, daß dieser verschwiegen habe, Thugut's Depesche an Cobenzl vom 10. April 1794, welche Sybel auf alle Weise mißverstanden und entstellt hatte, sei eine ostensible gewesen. Zunächst handelt es sich bei dieser Depesche darum, was für Forderungen Thugut an Rußland wirklich gestellt habe, und zum

zigen Punkte bringt er etwas Gegründetes gegen Hüffer vor und nimmt in den meisten dessen Ansichten an, freilich unter dem Scheine, als wenn er sie noch immer bestritte. Hüffer's Schrift ist übrigens keineswegs eine bloße Widerlegung oder eine bloße polemische Schrift, sondern sie enthält auch nach erneuten archivalischen Untersuchungen viele wichtige neue

---

Beweise hiefür reicht offenbar eine ostensible Instruktion vollkommen aus, ja sie kann in einem solchen Falle gar nicht anders als ostensibel seyn. Aber Hüffer soll es verschwiegen haben, und doch hat er in einem Anhang seiner Schrift S. 230 vollständig die geheime Nachschrift abgedruckt, worin gleich in der ersten Zeile jene Instruktion ostensibel genannt wird („Die ostensible Instruktion mag Cobenzl, wie es ihm angemessen scheint, verändert oder unverändert übergeben"), und im Text selbst heißt es S. 86, nachdem er zuerst aus der ostensiblen Instruktion Sybel's Behauptungen widerlegt hat: „Herr von Sybel würde vielleicht sagen, dieß seien nur officielle Worte zum Vorzeigen bestimmt", und dann verweist er auf die geheime Nachschrift, und zeigt durch eine Anführung mit gesperrten Lettern, daß die Sybel'sche Ansicht ebenso gut wie in der ostensiblen Instruktion, auch in der geheimen Nachschrift ihre Widerlegung findet. Aber trotz alledem soll Hüffer den ostensiblen Charakter der Instruktion verschwiegen haben! Kann man dreister die Wahrheit entstellen? In der angegebenen Depesche, wie in andern, wird gesagt, Cobenzl möchte schlechterdings jeden Angriff der Russen gegen die Türkei verhüten, so lange der Krieg gegen Frankreich fortdauere, später werde Oesterreich gern die russischen Pläne unterstützen. Hierin will der Recensent eine Bestätigung der Sybel'schen Behauptungen finden, aber Hüffer's Differenz mit Sybel betrifft in diesem Punkte gerade die Behauptung des letzteren: Thugut habe noch *während* des französischen Krieges in „fieberhafter Lüsternheit seine Augen auf die Türkei geworfen." Herr von Sybel selbst kann diese Behauptung nicht mehr aufrecht halten und gesteht in dem oben angeführten Aufsatz „Polens Untergang und der Revolutionskrieg" S. 106 Note, daß „eine Reihe Details" seiner „früheren Darstellung zu modificiren" (!) seien, d. h. in Wahrheit die ganze Auffassung. Die Angabe des Recensenten, daß Hüffer in der Depesche vom 18. Dezember 1793 Stellen, die für von Sybel sprächen, nicht berücksichtigt hätte, schlägt ebenfalls der Wahrheit in's Gesicht, und Herr von Sybel selbst hat sie nicht vorzubringen gewagt.

hlüsse, und liefert darum einen neuen gehaltvollen Bei-
zur Kenntniß der Revolutionszeit.
Wir heben unter den Differenzpunkten zwischen Hüffer
einem Gegner nur die bedeutendsten hervor, zunächst
iber den Verlust Belgiens im Jahre 1794. Nach
l's Ansicht in seiner „Geschichte der Revolutionszeit"
: Belgien und zugleich das linke Rheinufer von den
rreichern freiwillig geräumt, weil man diese Provinz
ine für die Monarchie werthlose, ja lästige Besitzung
hlete, den Reichsangelegenheiten gar kein Gewicht bei-
und, mit den Franzosen entweder schon im Einverständniß
doch der baldigen Einigung gewiß, das Heer für die
schen Angelegenheiten gegen Preußen verfügbar machen
:. Dagegen führte Hüffer den Nachweis, daß der Kaiser
en Besitz Belgiens großen Werth gelegt und daß die
ihme, Oesterreich habe nach einem geheimen Einver-
niß mit Frankreich letzterem Belgien geräumt, um Bayern
kommen, vollständig unbegründet und aus der Luft ge-
n sei. „Die Frage", sagt Hüffer S. 36, „ob wirklich
Absicht einer freiwilligen Räumung bestanden und sich
ung verschafft habe, habe ich als eine schwer zu lösende
hnet, und die gewichtigen Gründe für die eine wie für
ndere Entscheidung dem Leser, so gut ich vermochte, zu
em Urtheil vor Augen gestellt. Als sehr wahrscheinlich
e ich betrachten, daß die Räumung nicht freiwillig, son-
aus militärischen Beweggründen vollzogen sei, daß aber
weite Entfernung des Landes vom Mittelpunkte der
archie, die mancherlei Unbequemlichkeiten des Besitzes,
die politischen, insbesondere die polnischen Verwicklungen
ohne Einfluß auf das Ergebniß des Feldzugs geblieben
der bei dem Mangel an Geist und Thatkraft weder der öster-
schen Kriegsführung noch der Verwaltung zur Ehre gereiche."
In seiner Entgegnung modificirte Sybel einige seiner
hmen, blieb aber bei der Ansicht, die Räumung Bel-
s sei nicht aus militärischen, sondern aus politischen

Beweggründen vollzogen, und verstieg sich dabei zu der sonderbaren Behauptung, er „habe gar nicht daran gedacht, wegen der Räumung Belgiens eine Anklage gegen Oesterreich zu erheben“ (S. 21). „Aber wie“, fragt Hüffer S. 37, „es ist keine Anklage: der deutsche Kaiser habe Reich und Verfassung, die er zu schützen verpflichtet war, gleichgültig dem Verderben preisgegeben, habe den schönsten Theil Deutschlands aus neidischem Haß gegen Preußen in die Hand der Fremden geliefert? Gerade der gehässige, anklägerische Ton ist ein charakteristisches Merkmal Sybel'scher Schriften.“ Und was soll man sagen, wenn Herr von Sybel (S. 23) fortfährt: „Ein kleindeutscher Politiker als solcher würde zu der Richtung und den Ergebnissen der Thugut'schen Politik“ — nämlich Deutschland seinem Schicksale zu überlassen — „gewiß nicht polemisch, sondern sympathisch stehen?“ Sympathisch! Ja, wie der Staatsanwalt zu den Verbrechen des Angeklagten, den er in's Zuchthaus zu bringen wünscht. „Herrn von Sybel's Ziel ist die Trennung Oesterreichs von Deutschland; er muß also zeigen, daß die Verbindung ein Nachtheil, daß Oesterreich nur für seine eigenen Interessen besorgt, Deutschland in der Gefahr ohne Hülfe gewesen sei. Den Beweis findet er in der Thugut'schen Politik. Mag dieß Jemanden, der die Ereignisse der Geschichte nach dem Maßstab persönlicher Interessen beurtheilt, immerhin willkommen oder sympathisch seyn, die Sache an sich bleibt doch dieselbe, das Schlechte schlecht und die Sybel'sche Darstellung eine Anklage.“ — „Der unterscheidende Charakter seiner Auffassungen“, fährt Hüffer fort, „ist Einseitigkeit. Immer sieht er von einem bestimmten Gesichtspunkt aus nur den Theil den er sehen will, verwechselt ihn mit dem Ganzen und behauptet, wenn ein Anderer solche Verwechslung nicht gelten läßt, dieser läugne nun die Existenz des Theiles selbst. Wenn ich das Uebertriebene in Sybel'schen Ansichten als irrig bezeichne, wenn ich bestreite, daß die Rücksicht auf das eigene Interesse Oesterreich gegen alle Interessen des Reichs, auch

wenn sie mit den eigenen zusammenfielen, abgestumpft, daß der polnische Streit das einzige oder Alles überwiegende Moment bei den westlichen Kriegen oder dem Basler Frieden gewesen sei, gleich folgert Herr von Sybel, ich mache Thugut zu einem großdeutschen Reichspatrioten und läugne überhaupt jede Einwirkung der östlichen auf die Ereignisse im Westen" (S. 39).

Zum Beweise für seine Ansicht schildert von Sybel die Lässigkeit der österreichischen Rüstungen für Belgien, denn Oesterreich habe während des Jahres 1794 ein mächtiges marschbereites Heer in den östlichen Provinzen unterhalten, aber aus Rücksicht auf Polen „keinen Mann" als Verstärkung nach Belgien verwenden wollen. Daß in grellem Widerspruch damit alle gleichzeitigen Berichte über den Mangel an Truppen in den östlichen Provinzen klagen, macht auf Sybel gar keinen Eindruck, und es verschlägt ihm ebensowenig, daß er mit sich selbst in Widerspruch geräth. Und in welch' einen Widerspruch! Während er in seinem Ergänzungsheft die „Thatsache der Truppenanhäufung an der polnischen Grenze" (S. 47) so kräftig hervorhebt, behauptet er in der Geschichte der Revolutionszeit und zwar in der dritten Auflage (Bd. 3, S. 109), als das jetzt bekannte Material schon vollständig vorlag: „die österreichische Regierung habe in Galizien wenige Truppen gehabt und aus diesem Grunde nicht zu offener Feindseligkeit gegen Polen schreiten können." Es bleibt danach, schließt Hüffer „keine andere Auskunft als die Annahme: in Galizien haben abwechselnd immer so viel Soldaten gestanden, als der Herr von Sybel für seine wechselnden Projekte nöthig hat." Der ganze Zusammenhang der Ereignisse spricht gegen Sybel's Behauptungen. „Die Oesterreicher lassen also die Rüstungen für Belgien unvollendet, um an den östlichen Grenzen, ehe nur an einen polnischen Aufstand zu denken ist, große Truppenmassen anzuhäufen; sie räumen jene wichtige Provinz, liefern dem Feinde die unermeßliche Beute, alle Mittel

zur Fortsetzung des Krieges in die Hände, lassen auch Holland in seine Gewalt fallen, geben das linke Rheinufer und damit die Reichsverfassung und die kaiserliche Stellung in Deutschland preis, Alles, um die „„marschbereiten Truppen"" für den Osten und die Aneignung der zu erwartenden polnischen Beute verfügbar zu halten. Unterdessen bricht der Aufstand aus, greift um sich; die Preußen rücken ein, nehmen Krakau in Besitz, belagern Warschau, aber die angehäuften österreichischen Heeresmassen, die „„70,000 Marschbereiten"" bleiben unthätig und unsichtbar. In dem wichtigsten Augenblick, wo Alles davon abgehangen hätte, sich eines möglichst großen Antheils zu versichern, rühren sie sich nicht; in dem Kriege geschieht nichts irgend Erhebliches durch österreichische Truppen, nur im Spätsommer geht ein schwaches Corps unter dem General Harnoncourt über die polnische Gränze. Herr von Sybel will (S. 48) diese Unthätigkeit dadurch erklären, daß Thugut einen Bruch mit Preußen habe vermeiden wollen. Aber nicht nur Russen, auch Preußen riefen im August auf's dringendste, sogar unter schweren Vorwürfen und Drohungen die österreichische Hülfe an. Hatte man wirklich bedeutende Truppenmassen zur Hand, so ist es unbegreiflich, daß sie nicht zur Verwendung gelangten."

Alles dieß macht wahrlich nicht den Eindruck, daß sich in Wien das ganze Interesse den östlichen Grenzen zugewendet habe. Dazu kommt noch die Reise des Kaisers nach Belgien. Diese scheint sogar Herrn von Sybel einiges Bedenken zu verursachen; er beseitigt es aber leicht durch die Annahme, der Kaiser sei aus Langeweile nach Belgien gereist. „Würden alle Fragen der hohen Politik nur mit dem Verstande entschieden, so wäre die Reise", meint er (S. 43), „geradezu unerklärlich. Aber der Kaiser .... langweilte sich in Wien jeden Tag, freute sich auf die Abwechslung einer Campagne, und wer seine Gunst begehrte, that wohl, in diesem Punkte ihm zuzustimmen." In der That, eine psychologische Begründung, die an Feinheit ihres

jen sucht. Noch dazu befällt die Langeweile den Kaiser
e zu der Zeit wo eben der polnische Aufstand, der ihn
nach Herrn von Sybels Behauptung mehr als alles
re interessirt haben soll, in der drohendsten Gestalt
Ausbruch kommt. Schon am 31. März weiß Eden
genug über die Verlegenheit des österreichischen Mini-
ums zu schreiben; an der polnischen und türkischen
ize müsse man Unruhen befürchten und habe kaum einen
n dort zur Verfügung. Und gleichwohl begibt sich der
er mit seinem Minister nach dem fernen Belgien. Wäre
icht gegangen, hätte er wie der König von Preußen die
e an den Rhein wegen der polnischen Angelegenheiten
egeben, so läge darin noch gar kein Beweis für die
el'schen Ansichten; wenn er aber in solcher Zeit die Reise
itt, so unendlich wichtigen Interessen zu Gunsten Bel-
s den Rücken wendet, so hat man gewiß das unzweideutige
jen, wie sehr die Behauptung dieser Provinz und der Feld-
ihm am Herzen lagen (Vergl. Hüffer S. 41—43).

Mit welchen Künsten der Rabulistik von Sybel gegen
er operirt, zeigt sich besonders auch in allem was er
n über den österreichischen Minister Thugut vorbringen
. Gegenüber der „bodenlosen Unredlichkeit, Hinterlist
Falschheit, welche Herr von Sybel und Häusser dem
reichischen Minister Schuld geben, überraschte es mich in
Thaf", sagt Hüffer S. 22, „daß die mir vorliegenden archi-
schen Urkunden dafür keinen Beweis lieferten, sondern
Gegentheil die meisten und die schwersten Anklagen ge-
zu widerlegten. Diese einfache Thatsache theilte ich mit,
er ohne ein abschließendes Urtheil auszusprechen: nicht
mal von dem durch die Franzosen erhobenen Verdacht,
Thugut während seiner Gesandtschaft in Constantinopel
bestechlich erwiesen habe, wagte ich ihn frei zu sprechen,
dern verschob auch hier das Endurtheil auf die Kenntniß
in französischen Archiven wahrscheinlich noch vorfind-
en Urkunden. Ich setzte sogar (S. 179) ausdrücklich

hiezu: „„daraus, daß ich ihm eine Unwahrheit nicht nachweisen könne, folge gewiß nicht, daß er niemals einen Fehler dieser Art sich habe zu Schulden kommen lassen; ich kenne zu wenig von seiner Wirksamkeit, um mir ein solches Urtheil zu erlauben, und zu viel von der Diplomatie des vorigen Jahrhunderts, um es für wahrscheinlich zu halten.““ Den letzten Theil dieses Satzes unterdrückt Herr von Sybel, wo er ihn anführt (S. 11); gewiß mit gutem Grunde, weil sonst das Feuer seines Witzes hätte unangezündet bleiben müssen, und läßt mich dann, wenn ich richtig zählte, ein und zwanzigmal behaupten, Thugut habe nie in seinem Leben, auch nicht in den gewöhnlichen Winkelzügen der Diplomatie, nur im geringsten die Wahrheit verletzt. Wenn ich dann zwei Beispiele anführe, in denen unbestreitbar mehr eine rasche rücksichtslose Offenheit, als verstecktes Wesen und zweideutiges Hinhalten hervortritt, so folgert er ebenso sicher: ich erkläre Thugut ein für alle Male für rücksichtslos offenherzig, obgleich ich ihn, wo ich einmal ein allgemeines Urtheil aussprach (S. 166), gerade im Gegentheil einen äußerst verschwiegenen Mann genannt habe.“

Bei der Hast, mit welcher von Sybel in seiner Gegenschrift zu Werke ging, begegnen ihm ganz sonderbare Dinge. „Aeußerungen Thugut's über Berlin werden auf Wien bezogen, und Vorwürfe, die er gegen seine Feinde erhebt, ihm als eigene Absicht in den Mund gelegt, um ihn mit sich selbst in Widerspruch zu bringen. Denn daß er niemals die Wahrheit redet, steht im voraus fest. Lieber als den bestimmtesten Versicherungen, den unzweideutigsten Urkunden zu glauben, erfindet Herr von Sybel ein System von Fälschungen, gegen das die falschen Dekretalen als unschuldige Spielerei erscheinen. Nicht bloß einzelne Briefe, ganze Correspondenzen läßt er Thugut anfertigen, um den Engländern vorgezeigt und als Mittel der Gelderpressung benutzt zu werden“ (S. 23). Ueber das ihm von Sybel ertheilte Lob, daß er „eine Epopöe über Thugut verfaßt und soviel als

Dichter nur thun kann, für seinen Helden gethan habe"
. 58), bemerkt Hüffer, daß er dieses Lob mehr dem Wohl-
len seines Gegners als seinen eigenen Leistungen zu-
reiben müsse. „Denn der Dichter", bemerkt er S. 24
r richtig, „verlangt oder bildet nöthigenfalls die völlige
heit des Charakters, die rücksichtslose Consequenz sei es der
gend oder des Lasters; aber so weit ich bis jetzt sehe,
et man bei Thugut beide in mannigfacher Mischung sich
enseitig bedingend und beschränkend, wie es eben ge-
hnlich nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den
nistern der Fall ist. Dagegen läßt sich gar nicht ver-
nen, welche Vortheile der Sybelsche Thugut einer roman-
hen Darstellung bieten müßte. Wäre er doch vollkommen
rdig, neben Franz Moor, Jago und anderen berühmten
atralischen Bösewichtern zu figuriren. Dieß hat auch
e vielgelesene deutsche Schriftstellerin Louise Mühlbach
feinem Sinne sogleich empfunden und ihre Charakteristik
ugut's durchaus mit der Sybel'schen in Uebereinstimmung
racht."

Aus einem Angriff Sybels gegen das was Hüffer aus den
nkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne über Thugut ange-
rt, läßt sich unter Andrem das Talent erkennen, mit
lchem von Sybel aus dem Französischen übersetzt. „Ich
ß nicht", sagt Hüffer, „warum er gerade hierauf (die
nkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne) verfallen ist. Ver-
then könnte man, er habe, so wenig er im Allgemeinen
österreichischen Ministern hold ist, doch einmal den be-
nten Ausspruch eines jüngeren von Thugut's Nachfolgern
er die Dankbarkeit zur Anwendung bringen wollen. Denn
glich durch mich und aus dem Exemplar, das ich im
ai 1867 aus Paris mitbrachte, hat er von jenen Denk-
rdigkeiten Kenntniß erhalten. Er wirft mir vor (S. 11),
erwähne sie nur, um daraus hervorzuheben, daß Ligne
h über den österreichischen Minister gemäßigter als Hormayr
sdrücke, und daß er die Standhaftigkeit desselben im franzö-

sischen Kriege betone. In Wahrheit habe ich (S. 177
genau, als sich schickte, einen Auszug mitgetheilt, und d
neben dem Lob, die Gegenstände von Ligne's Tadel: die
derbliche Hartnäckigkeit, den Eigenwillen, die Herrschs
die Undankbarkeit gegen Freunde nicht vergessen. J
Leser meines Buches konnte sich davon überzeugen. A
darf ich Herrn von Sybel in diesem Falle zu den Le
meines Buches rechnen? Ich könnte hier wie noch ei
Male daran zweifeln. Er hat die Charakteristik Thugu
wie sie Ligne gibt, beinahe vollständig übersetzt. Darin fi
sich auch die Bemerkung: „Il a eu le bonheur, d'être
lomnié. C'est peut-être le seul, à qui cela ait été uti
Herr von Sybel hat diese Worte (S. 13) nicht richtig
gefaßt. Er übersetzt: „„Er hat das Glück gehabt, verläun
zu werden; es war vielleicht das einzige Glück, das
wirklich Vortheil gebracht hat."" Ich würde auf dieß M
verständniß keinen Werth legen, obgleich es in der That
geistvolle Bemerkung zu einer Albernheit entstellt. Das Son
bare ist Folgendes. Ich selbst theile in meinem Buche
185) diese selbigen Worte mit und gebe, wie sie denn n
leicht zu verfehlen war, die Uebersetzung: „„Er hat das G
gehabt, verläumdet zu werden; er ist vielleicht der einz
dem es (das Verläumdet werden) nützlich gewesen ist."" A
Herrn von Sybel sind diese Worte offenbar entgangen, s
würde er doch meine Uebersetzung entweder angenommen
angegriffen haben. Nachdem er also zuerst mir vorgewor
ich habe nicht genug aus Ligne's Buche mitgetheilt, gib
dann den Beweis, daß er, was ich mittheilte, nicht ein
gelesen hat, ein Verfahren welches man allerdings unter
literarischen Curiositäten rechnen dürfte." Der Historiker
Sybel der an der angeführten Stelle, und keineswegs,
wir noch hören werden, allein an dieser Stelle, seine Ue
setzungen aus dem Französischen erst einem Tertianer
Correktur hätte vorlegen dürfen, faßt bekanntlich auch Schri
in französischer Sprache ab! (Schluß folgt.)

XXIX.

Der große Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg*).

1. Die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.

Die traurigste Periode, welche unser deutsches Vaterland zu erleben verurtheilt war, ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges, eine Zeit so maßlosen Elendes auf der einen und so maßlos wilder Verkommenheit auf der andern Seite, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn Deutschland in eine Wüste umgewandelt, seine Bevölkerung vom Elende aufgezehrt worden wäre.

Auch das Bayerland bekam damals Entsetzliches zu leiden, obwohl es einen Fürsten an der Spitze hatte, welcher zu den größten Herrschern aller Zeiten gerechnet werden muß, welcher auch mit unermüdeter Thatkraft den zerstörenden Mächten eine lange Reihe von Jahren hindurch entgegentrat. „Maximilian I., der Begründer des bayerischen Staates und der Retter der katholischen Religion in Deutschland, hat

*) Maximilian I. der Katholische, Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg nach den Akten und Urkunden der k. b. allgemeinen Reichs-, Staats- und Provincial-Archive politisch und militärisch dargestellt von Dr. Fr. Ant. Wilhelm Schreiber, k. b. Hofkaplan. München, Fleischmann. 961 Seiten.

während eines halben Jahrhunderts mit bewunderungswürdiger Klugheit und Ausdauer eine große und heilige Sache verfochten": so sagt mit Recht der Verfasser des in der Note angezeigten Buches. Er setzt aber auch die für einen Bayer schmerzlich klingenden, leider nicht unwahren Worte bei: „Die politische Stellung, welche Bayern unter seiner Regierung in Deutschland und Europa behauptete, hat es früher nie eingenommen und wird es nie mehr einnehmen."

Maximilian I. war ganz der Mann dazu die große Aufgabe, welche ihm die Zeitverhältnisse auferlegten, zu lösen. Geboren am 17. April 1573, erhielt er eine durchaus katholische Erziehung, machte aber auch in seinen Studien so rasche Fortschritte, daß er schon in seinem siebenten Jahre lateinische Briefe schrieb. Im vierzehnten Lebensjahre konnte er bereits an die Universität Ingolstadt übertreten, damals die erste unter den katholischen Hochschulen. „Nicht nur Deutsche, sondern auch Spanier und Niederländer, Männer von wirkungsreicher Gelehrsamkeit und katholischer Ueberzeugungstreue, lehrten auf jedem Gebiete der Wissenschaft. Die Zuhörerkreise bildeten sich aus allen Ständen vom Fürstensohne bis zum dürftigsten Schüler. Aus allen Ländern wallten Musensöhne nach der bayerischen Universität: Polen sandte Jünglinge aus den höchsten Adelsgeschlechtern; Studenten aus Italien, Spanien, Frankreich, Belgien, selbst aus England und Dänemark beherbergten Ingolstadts Mauern. Der weite Ruf zog strebsame Jünglinge aus dem protestantischen Brandenburg, Pommern, Hessen und Sachsen nach der Hochschule Bayerns." Unter den Professoren der Theologie, welche sämmtlich dem Jesuitenorden angehörten, zeichneten sich durch schriftstellerische Thätigkeit aus: Heinrich Canisius, Neffe des berühmten Peter Canisius, und Jakob Gretser, dessen Schriften 17 Foliobände umfassen. Auch in andern Fächern wurde Tüchtiges geleistet. „In der Arzneikunde standen die Engländer Edmund Holling und Philipp Menzel, welcher sich durch Dichtung und Lehre der Poesie einen Namen machte,

in den vordern Reihen. Zur besondern Zierde gereichte der Mathematiker und Astronom Christoph Schreiner: er war der erste welcher die Sonnenflecken entdeckte; er verbesserte mehrere astronomische Instrumente; mit seinem Zeitgenossen Galilei gerieth er über die Unbeweglichkeit der Sonne in Streit" *).

Auch hier warf sich Maximilian I. mit außerordentlichem Eifer auf das Studium und verschaffte sich besonders in der Jurisprudenz so gediegene Kenntnisse, daß ihm die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher er in lateinischer Sprache über die schwierigsten Rechtsfragen disputirte, schon damals einen berühmten Namen an allen europäischen Höfen verschaffte. Hier war es auch, wo Maximilian mit dem jungen Ferdinand, seinem Vetter und nachherigen Kaiser bekannt wurde, dem er ein treuer Freund und in den nachherigen Kämpfen der beste und kräftigste Mitkämpfer, ja Schirmer und Retter wurde. Mit achtzehn Jahren hatte Max bereits eine solche Ausbildung gewonnen, daß er mit Geschick an Regierungshandlungen theilnehmen konnte. Dieses Geschick sollte noch erhöht werden durch Reisen an fremde Höfe, an den kaiserlichen in Prag, dann nach Italien und besonders nach Rom. In Rom machte namentlich die Peterskirche einen unauslöschlichen Eindruck auf den jungen Fürsten, so daß er gelobte, das vom Papste Clemens VIII. geweihte Schwert, welches ihm schon nach Innsbruck entgegengeschickt worden war, zu ergreifen, wenn es gelte für die katholische Religion zu käm-

*) Seltsam nimmt sich dieser Darstellung gegenüber Zschokke's Behauptung Bd. 5, S. 201 aus: „Bayern blieb Jahrhunderte lang an großen Namen verwaiset und gab der Welt nicht einen, welcher aller Deutschen Stolz oder der Menschheit ewige Zierde geblieben." Dieß kann Zschokke behaupten, trotzdem daß dem Verfasser einer bayerischen Geschichte denn doch die unter Maximilian I. lebenden Geschichtschreiber Markus Welser, die Jesuiten Brunner, Rader und Vervaux, der geheime Rath Ablzreiter und Hörwardt, der Erfinder der Logarithmen, nicht unbekannt seyn sollten.

pfen. Dabei versäumte er aber auch nicht, die Kunstschöpfungen Italiens auf sein empfängliches Gemüth wirken zu lassen.

Von dieser Reise zurückgekehrt wurde Maximilian I. von seinem Vater Wilhelm V., welchem wegen der finanziellen Verlegenheiten und des Widerstandes des theilweise dem Lutherthume zugeneigten bayerischen Adels die Regierung zu schwer wurde, zum Mitregenten (1593) ernannt. Der junge Fürst trat auch sogleich mit einer Festigkeit gegen die in Landshut versammelten Stände auf, welche eine neue Zeit erwarten ließ. Die gleiche Entschiedenheit zeigte er im folgenden Jahre auch beim Reichstag in Regensburg gegen den brandenburgischen Markgrafen Joachim Friedrich, welcher sich mit Verletzung des Religionsfriedens zum Administrator des Stiftes Magdeburg aufgeworfen hatte. Noch mußte aber Max seine Hauptthätigkeit auf das eigene Land verwenden. Die finanzielle Lage Bayerns war eine sehr üble; die Schulden waren auf fünf Millionen Gulden (nach dem jetzigen Geldwerthe hundert Millionen) angewachsen. Wilhelm V., außer Stande zu helfen, entsagte der Regierung ganz und übertrug dieselbe am 4. Februar 1598 seinem fünfundzwanzigjährigen Sohne, der neue Ordnung in das Chaos bringen sollte.

An den Eigenschaften die erforderlich waren, um ein solches Werk auszuführen, gebrach es auch dem jungen Fürsten nicht. Einfachheit und Sparsamkeit, außer wo es galt das herzogliche Haus nach außen zu repräsentiren, unermüdete Thätigkeit vom Morgengrauen oft bis nach Mitternacht, gediegene Geistesbildung befähigten ihn, die erforderlichen Mittel zur Erreichung seines Zweckes anzuwenden. Reformirung und Verminderung des Beamtenstandes war eine seiner ersten Maßregeln; dazu kamen Erhöhung der Strafgelder wegen Todtschlages und Ehebruchs, Verkauf ungünstig gelegener Domänen und vortheilhafter Erwerb anderer, Hebung der Erträgnisse des Salzregals und eine mäßige Erhöhung der

direkten und indirekten Steuern. Die Folge davon war, daß am Schlusse der Regierung Maximilians I. noch ein Baarvorrath von 1,464,000 fl. vorhanden war, obwohl Kunst und Wissenschaft bedeutende Unterstützung erhalten und der dreißigjährige Krieg enorme Summen verschlungen hatte.

Allerdings fanden die Maßregeln der neuen Regierung manchen Widerstand. Mehrfache Klagen wurden laut, als Maximilian 1605 die Stände in seine Residenz berief. Namentlich protestirten alle drei Stände, Adel, Prälaten und Bürger, gegen das Ansinnen des Herzogs, zur Regelung einer Einkommen- und Haussteuer das gesammte Aktiv- und Passivvermögen aller Stände und Unterthanen zu beschreiben; der Adel insbesondere wollte von Errichtung einer Landwehr, welche die Regierung vorgeschlagen hatte, nichts wissen, mußte aber von Maximilian das tadelnde Wort vernehmen: „Eure Ahnen sind durch Kriegsdienst zu Würde und Vermögen emporgestiegen, die Nachkommen aber wollen als Standesherren das von den Voreltern durch Tapferkeit, einfachen und sparsamen Sinn Erworbene genießen.“ Nach dem Schluß des Landtages führte der Herzog in Anwendung des damals modernen Zuges die Fürstengewalt immer höher zu steigern, jene Maßnahmen durch, gegen welche sich Opposition erhoben hatte: das Vermögen des Adels wurde abgeschätzt und besteuert; auch eine Landwehr wurde gebildet.

Die Offiziere für diese Landwehr oder das stehende Heer, welches damals Bayern erhielt, mußten fast sämmtlich aus dem Auslande berufen werden; Tilly hat sich unter allen Berufenen den berühmtesten Namen erworben. Die Landwehr selbst bestand aus Infanterie, das Regiment zu höchstens 3000 Mann, die Compagnie, Fähnlein genannt, zu 300 Mann, aus Cavallerie, zu 1000, resp. 100 Mann, und aus Artillerie, welche Maximilian I. ganz umgestalten ließ. Karthaunen, Falkonete und Schlangen mit verschiedenem Kugelgewichte von 50 bis zu 1/2 Pfund herab bildeten das Geschütz der Artillerie. Die Infanterie bestand zu 2/3 aus

Musketieren, zu $^1/_3$ aus Pikenieren, mit einer 15 Fuß langen Angriffswaffe, der Pike. Zehn Jahre waren erforderlich, bis der Herzog das neue Institut mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten als vollendet ansehen konnte.

Die Stände hatte er seit dem Jahre 1605 nicht mehr berufen, obwohl dieselben jedes Jahr hätten berufen werden sollen. Mitten unter den Arbeiten für das Heerwesen fand nocheinmal eine Einberufung statt. Dießmal gingen die Stände, denen der Aufenthalt in München zu theuer war, selbst auf den Antrag des Herzogs ein, unter Festsetzung der Steuerquoten auf neun Jahre und Einsetzung eines ständigen Ausschusses zur Verwaltung der Steuern den Landtag erst nach neun Jahren wieder zu berufen. Inzwischen kam der dreißigjährige Krieg, und die Berufung des Landtages unterblieb gänzlich.

Man kann nicht sagen, daß Maximilian I. als faktischer Selbstherrscher versäumt habe das Landeswohl in's Auge zu fassen. Sein Gesetzgebungswerk, welches er auf Grund des Wilhelminischen Gesetzbuches von 1516 und zahlloser Statutarrechte vollenden ließ, war ein Werk von solcher Bedeutung, daß es sich bis auf Kreittmayr erhielt. Es wurde im Jahre 1616 veröffentlicht mit der Ueberschrift: „Landrecht, Polizey-, Gerichts-, Malefitz- und andere Ordnungen der Fürstenthumben Obern und Niedern Bayrn.“ Als besonders wohlthätig darf die Anordnung hervorgehoben werden, daß Versäumnisse des Termines durch einen Anwalt dem Clienten keinen Schaden brachten, sondern nur der Anwalt gestraft wurde, sowie die weitere Bestimmung, daß sich der keines Anwaltes zu bedienen hatte, welcher sich selbst vertheidigen konnte. Auch die Bestimmungen über das Armenwesen trugen noch nicht das Gepräge des herzlosen Mechanismus, sondern ruhten noch auf dem Grunde der christlichen Liebe. „Die Armen wurden conscribirt und denselben nach ärztlicher Untersuchung gegen Vorweis einer gerichtlichen Urkunde der Bettel in ihrem Landgerichte erlaubt. Das Armengesetz beruhte auf dem

Princip der christlichen Nächstenliebe. Der Unterhalt arbeitsunfähiger Armen wurde der Gemeinde überlassen; mildgesinnte Personen sammelten jede Woche Almosen an Geld, Viktualien und Kleidern von Haus zu Haus und vertheilten es an gewissen Wochentagen nach vollendetem Gottesdienste, in welchem die anwohnenden Armen für ihre Wohlthäter beten mußten. Den Klöstern, Geistlichen und reichen Gemeinden wurde mit Hinweis auf die biblische Forderung die Unterstützung der Hülfsbedürftigen empfohlen."

Daneben zeugen aber einige Bestimmungen unverkennbar von den Ideen absoluter Regierungsgewalt und selbst auch von Vielregiererei. So in dem Verbote des Recurses an das Reichskammergericht beim summarischen Prozesse und in der Beschränkung der Appellation bei bürgerlichen Rechtssachen, ferner in der strengen Controle über das Kirchenvermögen und in der Anordnung, daß ohne Bewilligung der weltlichen Behörde durch die Kirchenverwaltung nicht die geringste Veränderung im Kirchenvermögen vorgenommen werden durfte, wozu noch eigene Vorschriften über Stolgebühren, über Feier der Kirchweihe und der Hochzeiten kamen. Besonders stark tritt die Tendenz der Bevormundung in dem übrigens wohlthätigen Gesetze hervor, daß einem weniger bemittelten Bauern von einem Wirthe nur um zwei, einem vermöglichen nur um vier Gulden Speise und Trank verabreicht werden durfte. Dasselbe kann von der auf Verdrängung des Branntweins berechneten Anordnung gesagt werden, daß dem Gaste an Werktagen zu gewissen Morgenstunden nur um einen Kreuzer Spirituosen gereicht werden durften, sowie von der Bestimmung der Lehrjahre für ein Handwerk und der Wahl des Meisterstückes durch die Polizeibehörde, den Maßregeln zur Verpönung alles Müssigganges &c. Unter Maximilian I. sollte in Bayern jeder körperlich gesunde Unterthan arbeiten.

Mit besonderem Eifer wachte Maximilian I. über Erhaltung des katholischen Glaubens in Bayern. Er wendete den zum Protestantismus hinneigenden Rittern und einge-

schlichenen Protestanten gegenüber das durch den Religionsfrieden von 1555 den Fürsten zustehende Reformationsrecht an und trat den Versuchen seines Vetters, des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, Proselytenmacherei zu Ungunsten seiner katholischen Unterthanen zu unterstützen, wiederholt entgegen. Dasselbe that er dem Pfalzgrafen bei Rhein gegenüber. Mehr Gelegenheit sich als Vorkämpfer der katholischen Religion zu erweisen, boten ihm die Vorgänge im Reiche dar. Schon als der Calvinist Bocskai (Betskai schreibt Dr. Schreiber) seit 1604 Ungarn insurgirte und die Türken im Einverständnisse mit ihm handelten, nahm sich Maximilian um den gefährdeten Katholicismus an und rieth namentlich dem Erzherzoge Mathias, den Ungarn nicht Religionsfreiheit zu gewähren, um nicht auch in Oesterreich dem Protestantismus Thür und Thor zu öffnen.

Eine zweite Gelegenheit bot die gewaltthätige und widerrechtliche Störung des reichsgesetzlichen Religionsfriedens in Donauwörth dar. Maximilian war es welcher, nachdem er die von wilden Demagogen beherrschte Stadt vergebens durch Güte zur Pflicht zurückzuführen gesucht hatte, bei dem kaiserlichen Hofe zu Prag dahin wirkte, daß mit Ernst eingeschritten wurde. Es geschah; die Reichsacht wurde über die Stadt verhängt und Maximilian I. mit dem Vollzuge derselben beauftragt. Ein nochmaliger Versuch, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, blieb erfolglos, um so mehr da der Reichsstadt von mehreren Seiten Unterstützung zugesagt wurde. Der Magistrat gab zwar nach; aber schnell entfielen ihm die Zügel den aufgeregten Massen gegenüber. „Der Aufruhr wuchs von Straße zu Straße; die Mönche zum heil. Kreuz entflohen; der erhitzte Pöbel ließ sich hier und dort verlauten, das ganze Mönchsgeschmeiß auszurotten. Ein Advokat rief: wenn Christus selbst mit einer katholischen Prozession käme, so würde er mit Prügeln auf ihn werfen. Die Rebellen rissen die ganze Gewalt an sich, schwelgten Tag und Nacht in den Zechstuben, verwandelten ihre Woh

ungen in Zeughäuser und besetzten die Wachtposten. Die protestantischen Prediger feuerten sie an und beteten zu Gott, daß er die Stadt von dem Ungeziefer der Papisten befreien möchte" (S. 121). So mußte denn Gewalt angewendet werden. Jetzt erst als bayerische Truppen vor der Stadt erschienen und Miene machten dieselbe zu beschießen, wurden am 17. Dezember 1607 die Thore geöffnet, den Katholiken ihre Rechte wieder eingeräumt; zugleich verlangten mehrere Einwohner freiwillig zur katholischen Kirche zurückzukehren. Maximilian hatte hiemit der katholischen Sache im Reich einen wichtigen Dienst geleistet, sah sich aber in der Lage sagen zu müssen: „Ich hab mir wegen der Donauwörther Execution den Haß und die Feindschaft aller protestirenden Fürsten und Stände auf den Hals geladen."

Dieser Haß wurde zuerst auf dem Reichstage sichtbar, welcher am 12. Januar 1608 zu Regensburg eröffnet wurde. Noch vor Beendigung des Reichstages traten auf Anregung des Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich IV. mehrere protestantische Stände zusammen, um am 1. Mai 1608 die „Union" auf zehn Jahre zu gründen, ein durchaus rechtswidriges Unternehmen, von dem die bestehende Reichsordnung und die katholische Kirche gewaltsame Störungen zu erwarten hatten *). Auch der Union gegenüber erwies sich Maximilian I. als kräftiger Hort der Kirche, indem er am 10. Juli 1609 auf Anregung des Fürstbischofs Julius von Würzburg hin die Liga zu Stande brachte, die Anfangs nur wenige Mitglieder aus dem Oberlande zählte. Als jedoch die Genossen der Union zur Gewalt schritten, der Markgraf von Ansbach die Bisthümer Bamberg und Würzburg besetzte, der Kurfürst von der Pfalz gegen Köln vorrückte, der Markgraf von Baden im Erzbisthum Mainz brandschatzte,

*) Hier hätte Schreiber die Einwirkung Frankreichs stärker hervorheben sollen.

erweiterte sich die Liga; es traten die rheinischen Kirchenfürsten derselben bei (1610). Am 8. Februar wurde eine Versammlung in Würzburg eröffnet, der Bund unter dem Namen „Defensiv- oder Schirmvereinigung" genauer organisirt und, was die Unionisten nicht gethan hatten, dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt. Auch mit dem Papste und mit Spanien hatten schon Verhandlungen stattgefunden, und König Philipp III. von Spanien ließ sich herbei, als Protektor des Bundes monatlich 30,000 Dukaten zu versprechen. Andererseits hatten die Unirten an Heinrich IV., König von Frankreich, einen Bundesgenossen, der entschlossen war zur Austragung des Jülich-Cleve'schen Erbstreites mit 40,000 Mann in Deutschland zu erscheinen. So viel erreichte Maximilian, daß die Unionisten aus den Ländern der Bischöfe in Franken und am Rhein abzogen und am 24. Oktober 1610 Frieden schlossen.

An Größerem hinderte ihn besonders die geringe Kriegslust der Bundesgenossen, zum Schaden Deutschlands. Denn „hätte damals die Liga das Schwert gezogen, so hätte das künftige Schicksal Deutschlands eine ganz andere Wendung genommen. Die europäische Situation war damals so gestaltet, daß der bayerische Herzog mit der ligistischen Streitmacht die radikale Partei der Unionisten niedergeschlagen und als gefürchteter Sieger auf Grundlage des Religionsfriedens geordnete Zustände in's Reich gebracht hätte. Frankreich war durch innere Bewegungen (nach der Ermordung Heinrichs IV.) in der auswärtigen Politik gelähmt. Die Holländer waren durch den Krieg mit Spanien von der deutschen Grenze zurückgehalten. Kurfürst Friedrich IV., das Haupt der Union, war seinen Ausschweifungen erlegen und seinem Nachfolger der volle Besitz der rheinpfälzer Lande und Würden gesichert. Die Stuarts in England wären nicht veranlaßt gewesen, sich für den verwandten Pfalzgrafen Friedrich V. in Verbindung mit den Holländern in deutsche Angelegenheiten zu mischen. Die lutherischen Kurfürsten haßten die empor-

strebenden Calvinisten mehr als die Katholiken; der sächsische Kurfürst war sogar geneigt der Liga beizutreten. Ein rasch begonnener und entscheidender Feldzug hätte die gährende Kriegslava erstickt, welche sich nach acht Jahren über das ganze unglückliche Deutschland ergoß" (S. 154).

Dagegen leistete Maximilian I. der katholischen Sache im folgenden Jahre dadurch einen wichtigen Dienst, daß er den concubinarischen Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg zur Flucht zwang, ihn gefangen nahm und dem Dom-Capitel auslieferte, wodurch Salzburg der Gefahr entging sich eine Säkularisation gefallen lassen zu müssen. Auch auf den kaiserlichen Hof suchte Maximilian zu Gunsten des Katholicismus einzuwirken; allein die Schwachsinnigkeit Rudolfs II. der selber von Protestanten beeinflußt war, und die Hinneigung seines Nachfolgers Mathias zu den Neuerern traten hier hinderlich in den Weg.

Unter Mathias kam es sogar dahin, daß Maximilian I. das Bundesoberstenamt (1616) niederlegte und erst im folgenden Jahre eine neue, aus nur wenigen Mitgliedern bestehende Liga bildete. Cardinal Klesel nämlich, der erste Minister des Kaisers Mathias, hatte schon bald nach dem Uebergange der Kaiserkrone auf seinen Herrn dahin gewirkt, daß Oesterreich an die Spitze der Liga gestellt werden sollte, wenn diese sich nicht auflösen wollte, weßhalb er auch protestantischen Ständen den Zutritt nicht gesperrt wissen wollte. Im J. 1617 befahl Mathias die Auflösung der beiden Bündnisse, der Liga und der Union. Allein die Folge war, daß die Unionisten ihren Bund auf drei Jahre verlängerten, worauf denn Maximilian I. auf mehrfache Aufforderung hin den oben erwähnten Schritt that, eine neue Liga bildete. Mag auch Maximilians Ansicht, der Kaiser habe an den katholischen Reichsständen den einzigen Hort, während die Protestanten nach dem Umsturze des Bestehenden strebten, wie sie nach Beschwörung des Passauer Vertrages bewiesen hätten, die richtigere gewesen seyn, so ist dennoch der Tadel,

welchen Dr. Schreiber über Klesel ausspricht, jedenfalls zu hart. Wenn Klesel geneigt war in die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes einzuwilligen, so that er es in Uebereinstimmung mit einer theologischen Meinung, wonach man eher dieß thun, als Deutschland der Gefahr aussetzen dürfe, in die Gewalt der Türken zu fallen*).

Indeß hatte die Liga die erwähnte Umwandlung erfahren, und nun kam die Zeit wo sie beweisen sollte, was sie zu leisten vermöge. Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges, der durch eine aufrührerische Handlung böhmischer Herren eingeleitet und durch ein Mitglied der Union fortgesetzt wurde, nachdem die Erbitterung der Unionisten schon so weit gegangen war, daß der württembergische Kanzler Löffler den Franzosen das Elsaß im Namen der Union anbot, um die Mitwirkung Frankreichs zur Verdrängung des habsburgischen Hauses von dem Kaiserthrone zu erlangen.

Im Allgemeinen ist das Wirken der Liga in dieser Zeit ohnehin bekannt; es sollen darum aus dem reichen Material, das Dr. Schreiber zusammengestellt hat, nur diejenigen Partien angedeutet werden, welche entweder neues Licht zu verbreiten geeignet sind, oder etwas besonders Charakteristisches an sich tragen.

*) Vergl. Kerschbaumer, Klesel S. 192.

XXX.

Zur Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur.

Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter von Dr. Heinrich C. W. Contzen. Leipzig 1869.

Der Titel des vorliegenden Buches verspricht mehr, als der Verfasser thatsächlich bietet. Wir haben es nicht, wie man etwa aus dem Titel schließen möchte, mit einer systematischen Darstellung dessen zu thun, was die Männer des Mittelalters, welche über das größte Wissen in den Wirthschafts-Fragen der damaligen Zeit verfügten, in diesen Fragen dachten und lehrten: zu einem solch umfassenden Standpunkte hat sich der Verfasser nicht erhoben. Er hat sich vielmehr begnügt die bisherigen Forschungen Fremder über die ökonomischen Anschauungen einiger mittelalterlichen Theologen in einem Buche zusammenzufassen. Von diesen Theologen sind behandelt Thomas von Aquin, Nikolaus Oresmius, Franziskus Patricius, Nikolaus von Cusa, Gabriel Biel und — schon der neuern Zeit angehörig — der spanische Jesuit Mariana. Die Anschauungen des Thomas von Aquin wurden von Julius Kautz*) vor Contzen schon ausführlich erörtert und letzterer hat nichts wesentlich Neues

*) Theorie und Geschichte der Nationalökonomik, 2. Theil.

über ihn beigebracht; über Nikolaus Oresmius und Gabriel Biel erfahren wir nur was Roscher schon früher geboten; Nikolaus von Cusa war schon von Stumpf*) gründlicher behandelt worden. Nur die wenigen Notizen über Franziskus Patricius scheinen ein Produkt des Quellenstudiums des Verfassers zu seyn. Außerdem hat der Verfasser noch beigegeben eine fast wörtlich Endemann**) entnommene Abhandlung über die nationalökonomischen Grundsätze der canonistischen Lehre, sowie über die arabische, griechische und jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters, wobei er sich fast ausschließlich auf Stöckl's Geschichte der Philosophie stützte. In den Nachträgen bietet der Verfasser allerlei, nur nichts streng zum Gegenstande Gehöriges, wenn man nicht etwa die Deklamationen Neumann's, dessen Geschichte des Wuchers er „vortrefflich" findet, davon ausnehmen will. In den Beilagen wird noch geboten eine Abhandlung über die Volkswirthschaft im Mittelalter und den Einfluß des Christenthums und der Kirchengewalt von J. Kautz, sowie ein Auszug aus Förster: der Staatsgedanke des Mittelalters. Contzen's Buch ist also eine Compilation, nicht eine auf Quellenstudium beruhende selbstständige Arbeit. Dazu kommt noch, daß der Verfasser die vorwiegend rechtsphilosophischen Doktrinen von den rein ökonomischen nicht getrennt, daß er ferner dem biographischen Momente, das man anderwärts besser behandelt finden kann, zuviel Raum gewidmet hat.

Contzen's Buch ist seit der kurzen Zeit seines Erscheinens bereits überholt durch eine eingehende, auf genauem Quellenstudium beruhende, streng sachlich gehaltene Arbeit Funk's in Tübingen, des bekannten Verfassers der Abhandlung über „Zins und Wucher". Funk hat nämlich im 25. Bande der „Zeitschrift für gesammte Staatswissenschaft" (Jahrgang 1869)

*) Die politischen Ideen des Nikolaus von Cusa.

**) in Hildebrand's Jahrbücher für Nationalökonomie. I. Bd.

ne Abhandlung: Ueber die ökonomischen Anschau=
ngen der mittelalterlichen Theologen publicirt,
elche für die Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur
el reichere und werthvollere Aufschlüsse ertheilt, als
ontzen's Buch.

Die nationalökonomische Wissenschaft ist bekanntlich
hr jungen Datums. Früher wurden die Wirthschaftsfragen
cht ex professo behandelt, sondern nur insoweit als sie
it andern Fragen zusammenhingen, mit anderweitigen Be=
ziehungen in Berührung kamen. Dieß war der Fall für
e Theologen bei der Entscheidung über Mein und Dein,
ber die Restitution u. s. w. Hier mußten die Theologen
e in das Wirthschaftsleben eingreifenden Fragen behandeln,
a eine richtige Entscheidung von der richtigen Einsicht in
e ökonomische Bedeutung derselben abhängig ist. Die Er=
örterung materieller Fragen findet sich darum auch gewöhn=
ch in dem Traktate über das Bußsakrament. Da nun die
Werke der mittelalterlichen Theologen den Laien überhaupt
enig bekannt und schwer zugänglich sind, so ist es sehr
erklärlich, daß die modernen Nationalökonomen im Mittel=
alter eine Erörterung ökonomischer Fragen gar nicht fanden
er sich doch bei ihren Forschungen nur auf die hervor=
ragendsten Theologen beschränkten wie Thomas von Aquin.
So kam es denn, daß selbst Kautz und ihm folgend Contzen,
elche sich ex professo mit der Erforschung der mittelalter=
lichen Literatur über Wirthschaftsfragen beschäftigten, außer
Thomas nichts Bedeutendes mehr fanden und letzterem auch
n ökonomischer Beziehung die Palme zuerkannten.

Funk hat nun gezeigt, daß dieß keineswegs richtig ist.
Thomas von Aquin beschränkt sich in seinen ökonomischen
Erörterungen auf einen sehr engen Kreis von Fragen und
erhebt sich hiebei keineswegs über die Anschauungsweise seiner
Zeitgenossen. Er folgte fast ausschließlich den Ansichten des
Aristoteles und zwar soweit, daß er dessen Grundsatz, die
Sklaverei sei in der Natur begründet und daher unvermeid=

lich, annimmt. Das Recht Menschen als Sklaven zu verkaufen, sei es daß sie durch Krieg zu Sklaven gemacht wurden oder in der Sklaverei geboren sind, läßt Thomas ohne Widerrede zu. Die Sklaverei vom christlichen Standpunkte aus, nach dem Grundsatze des Evangelium's: Alle Menschen sind Brüder in Jesu Christo, hat Thomas gar nicht erörtert, sondern einfach die aristotelischen Ansichten als die seinigen adoptirt. Auch in der Frage über Erlaubtheit und Unerlaubtheit des Zinsennehmens hat er sich über die Ansichten, über die Anschauungen seiner Zeit nicht erhoben. Dasselbe ist der Fall in seiner Auffassung über die verschiedenen Beschäftigungsweisen des Volkes, über Ackerbau, Gewerbe, Handel, welch letzteren Thomas nur als nothwendiges Uebel betrachtet. Besonders freut sich Contzen, daß bei Thomas schon die Auffassung des Staates als eines lebendigen Organismus verbundener Kräfte sich findet, eine Begriffsbestimmung, auf welche die moderne Staatswissenschaft sich bekanntlich sehr viel zu gute thut. Die Bezeichnung des Staates als Organismus ist eine jener vielen Phrasen die ein „Mann der Wissenschaft" dem andern nachbetet, ohne dabei etwas zu denken. Mit Recht bemerkt hierüber Constantin Frantz: die Idee des Organismus ist der Naturbetrachtung entnommen. Nun aber ist die Natur des Staates etwas ganz Anderes als die Natur der Pflanzen und Thiere, denn zur Natur des Staates gehört vor Allem, daß er durch Thatsachen entsteht und sich durch Thatsachen fortentwickelt. Und was sind Thatsachen? Das Residuum von Thaten, d. i. zur Sache gewordene Thaten; Thaten aber entspringen aus einer Region welche über die Kategorie des Organismus weit hinausreicht. Und so sind auch die Thatsachen, obwohl sie in natürlicher Weise wirken und selbst die Natur des Staates constituiren, doch keineswegs etwas Organisches. Man denke z. B. nur an Kriege, die so oft große Veränderungen in der Staatenwelt hervorriefen, und wie kann man den Krieg als etwas Organisches betrachten?

Den Staat als Organismus zu qualificiren, heißt seinen geschichtlichen Charakter verläugnen.

Auch in andern wichtigen Fragen räumt Contzen der Phrase zu viel Raum ein. Er sagt z. B. „Es werden Alle die sich jemals theoretisch oder praktisch mit nationalökonomischen Dingen beschäftigt haben, darüber einig seyn, daß die Rechtmäßigkeit des Capitalzinses auf der unzweifelhaften Produktivität der Capitalien und auf dem Opfer beruhe, welches in der Enthaltung von ihrem Selbstgenusse liegt.“ Was den letzteren Grund anbelangt, so klingt er sehr naiv. Wie werden unsere Geldmänner lachen, wenn sie solche Gründe zur Rechtfertigung des Capitalzinses aufgeführt sehen! Contzen macht auch folgende Aeußerung Rau's zur seinigen: „Die Weisen des Alterthums waren weit davon entfernt zu vermuthen, daß nach 2000 Jahren von Zinsen zu leben ebenso edel und anständig seyn würde, als von Grundrenten.“ Ich meine nun überhaupt nicht, daß es besonders „edel und anständig“ sei, von Grundrenten und von Zinsen zu leben, huldige vielmehr vollauf der Ansicht, die Böhmer einst mit so viel Nachdruck hervorgehoben. Böhmer schrieb, auf sein Leben zurückblickend: „Ich glaubte, daß Jeder der von der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat nicht dem täglichen Brode nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei seine Zeit und Kräfte den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solch nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne.“ Solche Ansichten will man freilich gegenwärtig, wo die besitzenden Classen nicht selten ihre volle Zeit zwecklos vergeuden oder gar auf unsittliche Zwecke verwenden, nicht hören und unsere nationalökonomische Wissenschaft rechtfertigt dann mit Scheingründen einen solch unnatürlichen Zustand. Allein es wird einst eine Zeit kommen welche die gegenwärtigen Verhältnisse, wo Tausende in Folge Mangels an Mittel zu wirthschaftlicher Entfaltung ihrer Kräfte ge-

hindert werden, während daneben einige Wenige in Luxus sich ruiniren, als unsittlich bezeichnen wird.

Contzen hat auch die Gründe, weßhalb man im Mittelalter eine so tiefe Abneigung gegen das Zinsennehmen hegte, durchaus nicht begriffen. Es waren weniger der Mangel an Erkenntniß der Produktivität des Capitals, weniger eine falsche Auffassung der wirthschaftlichen Produktion, der tiefste Grund hiefür liegt vielmehr in der vollen Erfassung der Wichtigkeit der Arbeit. Das Mittelalter nennt der Franzose bezeichnend die Zeit que la reine filait. Jedermann sollte arbeiten, sich sein Brod verdienen, selbst die Fürstinen mußten am Spinnrade sitzen. Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen: dieß christliche Wort hatte die ganze Gesellschaft des Mittelalters durchdrungen, beherrschte die Anschauungen aller Denkenden. Man war so innig überzeugt von der ausnahmslosen Pflicht der Arbeit, daß ein Erwerb ohne Arbeit, ohne Anstrengung, ein Erwerb den das Capital als solches, ohne weiteres persönliches Bemühen brachte, als unsittlich galt. Dieß mehr oder minder klare Bewußtseyn der damaligen Menschheit bildete den tiefsten Grund der Abneigung gegen das Zinsennehmen. In der Wahrheit die diesem Bewußtseyn zu Grunde lag, ist auch die relative Berechtigung des Zinsverbotes zu suchen und zu finden.

Außer Thomas von Aquin hat Contzen, wie erwähnt, noch einiger anderen volkswirthschaftlichen Theoretiker des Mittelalters gedacht. So des Nikolaus Oresmius, der 1382 als Bischof von Lisieux starb. Oresmius hat einen Traktat: de origine, natura, jure et mutationibus monetarum geschrieben, in welchem Ansichten über das Münzwesen entwickelt sind, die durch Wahrheit und Klarheit sich auszeichnen, wie selbst Roscher zugibt. Franziskus Patricius hat über die Bewirthschaftung der Waldungen, über die Forstwissenschaft in einer für die damalige Zeit bewunderungswürdigen Weise sich ausgesprochen, wie Contzen des Weiteren ausführt. Die Ansichten des Nikolaus von Cusa

welche der Verfasser auch vorführt, sind mehr politischer und rechtsphilosophischer, als ökonomischer Natur. Was der Verfasser über das Verhältniß des kanonischen Rechtes zur Volkswirthschaft beibringt, bezieht sich nur auf das Zinsverbot, worüber das Nöthige schon bemerkt wurde. Was von Gabriel Biel's ökonomischen Anschauungen beigebracht wird, beschränkt sich im Wesentlichen auf dessen Auffassung des Geld- und Münzwesens. Ebenso bei Mariana, der diesen Gegenstand noch ausführlicher und gründlicher behandelte.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt des Contzen'schen Buches. Man ersieht aus unserer kurzen Anzeige schon, daß das Mitgetheilte sehr dürftig ist. Das Urtheil über das Verständniß der wirthschaftlichen Fragen im Mittelalter müßte sehr hart ausfallen, wenn das von Contzen Gebotene das Bedeutendste wäre, was mittelalterliche Gelehrte hierüber gedacht haben. Dem ist aber nicht so, wie schon angedeutet wurde. Funk hat in seiner erwähnten Abhandlung gezeigt, daß den Nationalökonomen die Werke jener zwei Männer welche das größte Wissen, die tiefste Einsicht in die wirthschaftlichen Verhältnisse besaßen, bisher gar nicht bekannt waren. Es sind dieß die Werke der beiden Theologen Bernhardin von Siena († 1444 als Franziskaner) und Antonin (Erzbischof von Florenz). Beide Männer haben alle wirthschaftlichen Fragen mit einer Einsicht und Gründlichkeit behandelt, die wirklich überraschend ist. Sie erkannten bereits die Produktivität des Capitals, die Rechtmäßigkeit des Zinses, bekundeten ein tiefes Verständniß des wirthschaftlichen Prozesses, des Zusammenwirkens der Produktivfaktoren, wenn auch hie und da noch die volle Klarheit und Sicherheit vermißt wird. Was Funk von ihrer Lehre der Produktion (Privateigenthum, Werthschätzung der zeitlichen Güter, Auffassung der Arbeit und besonders des Handels, Theilung der Arbeit, Capital) und Consumtion, Luxus beibringt, ist höchst beachtenswerth und setzt ein Verständniß der wirthschaftlichen Fragen voraus, wie solches bis in die zweite

Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum mehr gefunden werden dürfte. Noch tiefere Kenntnisse bekundete ihre Lehre vom Umlauf und von der Vertheilung der Güter (Werth, Preis, Lohn, Credit, Staatsanlehen). Wir können dieß nur andeuten und müssen den Leser auf die Abhandlung selbst verweisen. Sie läßt sich nicht skizziren, wir müßten sie ganz mittheilen. Funk hat dadurch neuerdings bewiesen, daß das Mittelalter nicht so dunkel und finster war, wie einige es zu schildern versuchten, welche die Geisteswerke dieser Zeit zu studiren nicht Zeit und Lust hatten. Wäre auf die Blüthezeit wissenschaftlicher Thätigkeit im 15. Jahrhundert nicht eine Zeit allgemeinen Verfalles im 16. und 17. Jahrhundert (in Folge der Wirren der Reformation) gefolgt, so würde die Nationalökonomie nicht erst in Adam Smith ihren wissenschaftlichen Schöpfer zu verehren haben.

XXXI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

VI. Im Westend.

Wimbledon-Park 15. Juli 1869.

An den Squares und an den Seiten der Parks, besonders aber an der nördlichen und östlichen Seite des Hyde-Parks und an der östlichen des Green-Parks wohnen vornehme und reiche Leute, aber häufig sind diese Wohnungen nur bescheidene Häuser. An dem südöstlichen Ecke des Hyde-Parks, an dem Eingang von Piccadilly z. B. stehen dicht

en einander die Stadtwohnungen des Herzogs von Wel-
lton und des Baron Rothschild. Die Lage beider ist
rdings sehr schön, denn gegen Norden und Westen haben
freie Aussicht über den ungeheuren Hyde-Park und selbst
: den Kensington-Garten, während sie nach dem Süden
Südosten die Gärten des Buckingham-Palastes, den
en- und St. James-Park übersehen. Prachtvoll im
ıern, erscheinen von außen diese Häuser durchaus nicht
Paläste, wie man sich solche vorstellen möchte, als Woh-
gen für Herren von welchen der eine so vornehm ist und
andere so reich.

Die Glieder der englischen Aristokratie haben ihre wahre
nath auf dem Lande. Ihre Wohnungen sind theilweise
Herrschaftssitze, ehemals vertheidigungsfähige Burgen
nors) und zwar oft in sehr großen Maßen — so z. B.
nere ich mich des Schlosses von Durham — oder sie
die alten weitläuftigen Gebäude aufgehobener Klöster,
sogenannten Abteien (abbeys), oder sie sind andere
ge Häuser — bei uns würde man sie Schlösser nennen.
diese Sitze herum liegen ihre Parks, ihre Felder, und
nen auf größern und kleinern Entfernungen ihre Pächter.
diesen Landwohnungen entfalten die Eigenthümer die
rlichkeit ihrer Stellung und ihres Reichthumes, in diesen
fangen sie die zahlreichen Gäste. Ich glaube hier Dich
einen Unterschied aufmerksam machen zu müssen, welcher
der Natur der Sache hervorgehend, seine große Bedeu-
g hat in dem gesellschaftlichen Leben. Die Besitzungen der
ıtlichen oder der Geburts-Aristokratie sind Stammgüter
Familien — die Besitzungen der Handels-Aristokratie
zu verschiedenen Zeiten erworbene Grundstücke. Dieser
ern sind die schönen, oft sehr großen Landsitze nur eben
nmerwohnungen oder Villeggiaturen, die Häuser in der
dt aber sind ihre Heimath.

Die englische Familie will nicht unter einem Dach mit
n andern, sie will in ihrem Hause allein wohnen und

deßhalb liebt im Allgemeinen der Engländer nicht die sehr großen Häuser. In Paris, Du weißt es, und besonders in dem alten Paris sind Häuser von vier und, wenn Du den Entresol mitrechnest, von fünf Stockwerken nicht selten — in London wirst Du dreistöckige Häuser selbst in der City nicht häufig sehen. In dem eleganten und vornehmen Theile des Westendes stehen freilich gar viele, vielleicht die meisten Häuser mit hellen freundlichen Façaden, aber in manchen Straßen besonders von Westminster wirst Du noch häufig den eigentlich englischen Charakter der Wohnhäuser finden, welche von braunen Backsteinen aufgeführt, mit einem schmalen Balkon vor den Fenstern des ersten Stockes, einen vielleicht heimlichen aber immer sehr düsteren Eindruck machen. Hast Du bemerkt, daß die Häuser selbst sehr reicher Leute meistens nur geringe Breite haben, so wirst Du erstaunt seyn, wenn Du, besonders in den äußern Theilen des Westendes, ungeheure zwei Stockwerk hohe Gebäude findest, deren Fronten oft die Länge ganzer Straßen einnehmen. Man nennt sie Terrassen (terraces). Aber laß Dich nicht täuschen: diese Terrassen sind keine Paläste, sie sind immer nur eine Reihe einzelner schmaler Häuser, welchen der Unternehmer dieselbe Façade gegeben hat und eine nirgend unterbrochene Bedachung. Manchmal freilich tritt ein Theil solch großer Fronte etwas weiter hervor, oder diese hat in der Mitte oder an den beiden Flügeln thurmartige Erhöhungen oder Giebel. Dadurch wird allerdings die trostlose Einförmigkeit in etwas verbessert, aber immer besteht der scheinbare Palast nur aus einzelnen drei und oft genug nur zwei Fenster breiten Häusern.

Kirchen sind aller Orten und darum auch in dem Westende, in den neuen Theilen selbstverständlich auch neue Kirchen, in jedem denkbaren, meistens nicht reinen Styl, oft geradezu in den Reihen der Häuser, oft aber auch freistehend, so daß die Straße zu beiden Seiten sich um sie herumwindet. Mit den großen Summen, welche man für den Bau dieser Gebäude ausgegeben, hätte man allerdings etwas viel Schöneres

machen können. Ich werde nicht irren, wenn ich sage, daß vergleichungsweise die Quartiere der vornehmen Welt weniger Kirchen als andere enthalten und gewiß ist es, daß die kleinste Anzahl in dem eigentlichen Westminster sich findet, obwohl in neuer Zeit dort mehrere aus freiwilligen Beiträgen erbaut worden sind.

Die vornehmen, die reichen und selbst die einigermaßen wohlhabenden Familien dulden keine Gewerbe und keine Läden (shops) in ihren Wohnhäusern, aber unbedingt fordert solche der Luxus der Bevölkerung in dem vornehmen Theile des Westendes und deßhalb sind sie in den großen Straßen in ununterbrochenen Reihen, aber sie verschwinden überall, wo die Wohnungen solch vornehmer und reicher Leute an einander gerückt sind. So z. B. ist in Piccadilly, vom Hyde-Park abwärts, so weit die Straße den Green-Park berührt, nicht ein einziger Kaufladen zu sehen; wo aber auf der anderen Seite auch wieder Häuser stehen, da reiht sich Laden an Laden wie in der Regents-, in der Bond-Straße ꝛc. Selbstverständlich richten sich diese nach den Bedürfnissen d. h. nach dem Reichthum der Bewohner; manche in fabelhaft großen Verhältnissen voll Reichthum und Pracht. Die „Fashion" gebietet den Ladies und den Gentlemen hier im Westend zu kaufen, und gewissenhaft folgen sie diesem Gebot, obwohl sie in der City dieselben Waaren ebensogut und wohl um ein Drittheil wohlfeiler erhielten. Einem Jeden welcher durch diese Straßen wandert, können es die vielen eleganten Equipagen erzählen, welche während der Season, d. h. der Zeit zwischen der Eröffnung und dem Schluß des Parlamentes, mit den harrenden Dienern (footmen) bei den fashionablen Kaufladen anhalten.

Ich habe kaum nöthig hier zu bemerken, daß manche Straßen und Squares, in welchen überwiegend reiche und vornehme Familien wohnen, vergleichsweise recht ruhig sind und still z. B. der Grosvenor-Square, ein Theil von Piccadilly, die Straße auf der östlichen Seite des Green-

Parks u. s. w. Dagegen aber ist die Bewegung mehr als lebhaft in den Straßen in welchen sich die fashionablen Magazine befinden. So z. B. in dem einen Theil der Oxford-Straße, in dem unteren Theil von Piccadilly, in Pallmall, gegen Abend fast in allen Zugängen zu dem Hyde-Park und fast zu jeder Stunde in der Regents-Straße und an der Brücke von Westminster bei dem Parlaments-Haus. Dort ist eine Art von Telegraph welcher, wenn das Gedränge zu stark ist, den Wagen auf der anderen Seite der Brücke den Befehl zum anhalten gibt. Wenn hier nun die Masse der Fuhrwerke sich auch theilt, wenn ein guter Theil derselben durch die St. George-Straße auf der südlichen Seite des St. James-Park sich gegen den Buckingham-Palast und nach Belgravia zieht; so ist in der Parlamentsstraße und in Whitehall das Gedränge wenn nicht stärker, doch sicherlich nicht schwächer als auf den Boulevards des Italiens und des Capucins in Paris. Wie in den Abendstunden auf Rotten-row, so fahren auch in der Regentsstraße die Fuhrwerke nicht einzeln sondern in zusammenhängenden Reihen, deren jede nach entgegengesetzter Richtung sich bewegt. Dicht an den Hinterrädern des einen sind die Pferde des folgenden Wagens, so daß oft geraume Zeit vergeht, ehe es dem Fußgänger möglich ist auf die andere Seite der Straße zu schlüpfen. Ich werde später darauf zurück kommen.

Wenn nun in dem südlichen Theil des Westendes sich die hohe Gesellschaft bewegt, so muß man deßhalb nicht glauben, daß hier lediglich nur der Rang und der Reichthum wohne, denn in ihre Nähe ziehen sich die Gewerbe, mit welchen das Bedürfniß der Reichen unmittelbar verkehren will; und in dem nächsten Bereich der sehr ausschließenden Vornehmheit bilden sich ganze Quartiere des Detailhandels und anderer Geschäfte in Waaren des Luxus. Ein solches Quartier und zwar das glänzendste von allen ist die Regentsstraße und was um diese herumliegt. Viele der Gewerbsleute wohnen, gut oder übel, bei ihren Buden, manche haben ihre Wohn-

ungen in anderer gelegener Gegend und wieder andere haben ihre Geschäftslocale in großen Häusern, in welchen sie denn auch ihre Angestellten und Diener beherbergen. Handwerker endlich welche ihre Arbeiten nicht an Schaufenster stellen, von ihren vornehmen Kunden aber doch nicht fern seyn wollen, haben Werkstätten und Wohnungen in guten, oft sehr schönen Seitenstraßen, in welchen nicht mehr das ungeheure Treiben sich bewegt. So ist es in allen sehr großen Städten, aber nicht in allen kann man wie in London aus den glänzenden und prachtvollen Straßen und Plätzen, wie z. B. von der Regentsstraße und von dem Platz bei Westminster, unmittelbar in Gassen (lanes) eintreten, in welchen an Menschen und Häusern nicht die Zeichen der Wohlhabenheit, sondern häufig genug die Spuren wirklicher Armuth erscheinen. In diesen Gassen wohnen Diener und Arbeiter der vornehmen Häuser und der Geschäfte und wohl auch allerlei liederliches Gesindel, und da sind dann die kleinen Kramläden und Wirthshäuser und Kneipen für diese.

Bequeme Dich jetzt noch zu einem Gang in den nördlichen Theil des Westendes. Im Jahre 1838 bin ich zum erstenmal in London gewesen. Zu jener Zeit habe ich auf der Nordseite von Kensington-Garden und theilweis von Hydepark noch Handelsgärten (nurseries), Baumschulen, Aecker u. dgl. gesehen — jetzt steht dort eine große Stadt mit geräumigen Straßen, mit kleineren und größeren Plätzen und Squares und mit hohen und massigen Häusern. Ohne Zweifel erscheint diese Stadt, man nennt sie Tyburnia, in einer gewissen, manchmal fast düsteren und immer sehr einförmigen Vornehmheit. Die Façaden der Häuser sind immer dieselben und deren nicht eben sehr geschmackvolle Verzierungen wiederholen sich ohne Unterlaß. Alles was man sieht, paßt ganz vollkommen zu der Eigenthümlichkeit der Bewohner, in überwiegender Mehrzahl große Handelsherren, welche ihre Geschäftslokale in der City haben, aber niemals dort wohnen. Dieses Tyburnia liegt in der

unmittelbaren Nachbarschaft mit der höchsten Fashio
die Engländer sagen: es enthalte das Zwischenglied z
der Geld- und der Geburts- und Standes-Aristokrati
ween commerce and fashion). Allerdings waltet e
großer Reichthum in den Häusern dieses Stadttheiles
was die reichen Ladies und Gentlemen für die Ue
und für den Luxus ihres Lebens bedürfen, das holen
dem südlichen Theile des Westendes und darum sind
hier bei weitem nicht jenen Glanz und jene Be
welche z. B. in der Regentsstreet Dich in Erstaune
setzen. Viele Straßen und Squares sind auffallend
und still, aber ich muß gestehen, daß diese Stille und
Ruhe mir nicht heimlich und wohlthuend ist.

Erinnere Dich, ich habe es früher gesagt, d
Oxford-Straße die Linie ist welche den südlichen Th
Westendes von dem nördlichen trennt. Trittst Du
die Straßen welche auf der Nordseite in die Oxford-
ausmünden, so bist Du, es muß es Jeder bemerken, i
andern Stadt, welche unter dem Namen Marylebo
Regentspark-Distrikt, die südliche Seite des Parkes er
und theilweis noch die nördliche Seite desselben übergr
jetzt wenigstens 400,000 Einwohner enthält. Es is
entschieden eine sehr schöne Stadt. Sie hat breite
Straßen und geräumige Squares, eingefaßt von
Häusern mit allen Zeichen der Wohlhabenheit und in
chen Strecken mußt Du die Regelmäßigkeit bemerken
die neuen Städte auszeichnet, aber oft genug auch lan
macht. Die **Bakerstreet** z. B. — der Erzbischof Ma
wohnt darinnen — mit ihrer Fortsetzung als Portla
bis zu dem Square dicht an der südlichen Seite des R
Park, ist sogar eine große und fast prächtige Straß
den Hauptstraßen siehst Du allerdings reich assortirte
laden und Magazine, aber weit vorherrschend zeig
Auslagen mehr Gegenstände der Bedürfnisse des beha
Lebens als Gegenstände der Ueppigkeit und des Lux

r Bakerstraße jedoch nahe am Portlandplatz und nicht fern
n der Wohnung des Erzbischofes hab' ich eine schöne
slage von Paramenten für den Cultus der katholischen
rche bemerkt. Vor fünfundzwanzig Jahren wäre eine solche
slage nicht möglich gewesen. Die Bewegung in diesen
uptstraßen ist nicht minder und nicht mehr als wir sie
sehr lebendigen Theilen unserer größeren Städte in Deutsch-
ld z. B. in Frankfurt gewöhnt sind, und offenbar nimmt
ab mit der Entfernung von der Oxford-Straße. In
sem Stadttheil, sagt man, wohnt mit geringen Ausnahmen
Mittelstand von London und zu solchen Bewohnern paßt
erdings auch Alles was uns erscheint. Was man aber in
gland und besonders in London unter dem „Mittelstand"
steht, das will ich bei anderer Gelegenheit Dir sagen.

Mit dem Westend bin ich vorerst nun fertig; eine
rtsetzung unseres Ganges will ich heute nicht mehr be-
nnen, auch wird mir soeben angezeigt, daß der Wagen
reit stehe zu einer Fahrt in den Kew-garden. Good-bye!

VII. Die City und das Ostend.

Wimbledon-Park 17. Juli 1869.

Dem Lauf der Themse folgend will ich Dich aus dem
estend in die City oder in das alte London einführen.
ären wir beide Leute des Handels oder der Industrie, so
rdest Du mit Recht verlangen, daß ich eine Menge von
nzelnheiten aufzeichne. Da wir aber, Du der alte Diplomat
d ich der alte Soldat, uns auf die Geschäfte und das
ldverdienen niemals verstanden haben und jetzt in unsern
ten Tagen noch weniger darauf verstehen, so werden Dir
nige übersichtliche Andeutungen genügen.

Alte Ueberlieferungen, alte Gebräuche und theilweise
ch alte Parlamentsakte haben die eigentliche City

(City proper)) sehr bestimmt und scharf nach allen [illegible] begrenzt; denn innerhalb dieser Grenze mit einer Bevöl[illegible] von etwa 120,000 Seelen*), ist das Jurisdiktionsgeb[illegible] Lordmayors von London. Was außerhalb der festg[illegible] Grenzen liegt, das untersteht nicht dem Haupt der G[illegible] Mit dieser theilweis sehr willkürlichen Begrenzung [illegible] wir uns jetzt nicht plagen; wir wollen einfach [illegible] Sachen ansehen, wie sie dem unbefangenen Blick [illegible] scheinen.

Die nördliche Seite des Westendes verlauft in [illegible] ohne daß man sagen könnte, wo das eine aufhört [illegible] andere anfängt. Die Fortsetzung der Oxford-Straße ([illegible] Holborn) ist gewissermaßen die Verbindung zwischen [illegible] aber sie ist keineswegs so scharf abgeschnitten, wie die [illegible] Straße (West-strand) welche vom Trafalgar-Squa[illegible] von Charing-croß ausgehend, längs der Themse un[illegible] an derselben sich bis zu Temple-Bar fortzieht. Was von jenem abwärts zwischen der Oxford-Straße und Themse liegt, das ist der sogenannte Strand-Distrikt, gewiss[illegible] maßen das Zwischenglied zwischen dem Westend und Altstadt.

In dem nördlichen Theil dieses Distriktes d. h. zwi[illegible] der Oxford- und der Strand-Straße liegen Märkte, z. [illegible] der weltbekannte Coventgarden, und unzählige Kaufladen [illegible] licher Art, liegen Gasthöfe und Kneipen und viele Thea[illegible] (Coventgarden, Haymarket, Drury-Lane, Adelphi-Str[illegible]

---

*) Die Bevölkerung der eigentlichen City im J. 1861 wurde an[illegible] gegeben zu 112,247. Seit dieser Zeit sind viele Wohnhäuser [illegible] wandelt worden in Bureaus und Comptoirs (offices), Kaufla[illegible] Magazine, in welchen während der Geschäftsstunden Kaufherr[illegible] Handelsleute und deren Angestellte, die an andern Orten wohnen, beschäftiget sind. Deßhalb hat die Bevölkerung der eigentlichen City bei weitem nicht so stark wie in andern Stadttheilen zuge[illegible] nommen. Die Anzahl der Häuser die keine Wohnungen sind, wird mindestens 15,000 betragen.

zc.). Die Strand=Straße selbst ist eine schöne sehr aber in Beziehung zu dem ungeheuren Verkehr fast traße; Kaufläden in allen Häusern und theilweis noch die Eleganz des Westendes, zu welchem sie wohl auch rechnet wird. Von der Strand-Straße ziehen nun, senkbgehend, kurze aber helle und freundliche Straßen zu emse; und die Wellington=Street, an der westlichen des Sommerset=Palastes vorüber, ein kurzer aber voller Zugang zu der Waterloo=Brücke, ist so breit als eine Straße in dem Westend. In dieser sowie in der nd=Straße ist während des Tages eine ungeheure Beung von Fuhrwerken und von Fußgängern nach jeglicher chtung; Nachts aber findet man hier Massen von dem esindel beider Geschlechter welches die Gassen und Winkel ewohnt. Die Seitenstraßen zu der Themse sind ruhig und still; mit einem Schritt in dieselben ist man dem Lärm und dem Getümmel der Strand=Straße entrückt. In diesen kurzen Straßen sind keine Kaufläden und gehen keine Fuhrwerke, wohl aber wohnen viele Fremden darin, denn zwischen dem Westend und der City ist die Lage gar günstig für Alles was der Mensch suchen mag, und die Ruhe thut wohl einem Jeden. Vor vielen Jahren habe ich längere Zeit in einer dieser Straßen, der Norfolk=street, gewohnt, in dem letzten aus an der Themse; die Fenster meines Wohnzimmers zu m Wasser und vor diesen ein langer Balkon. Jetzt ist das aus gegen den Strom hin verbaut, jetzt möchte ich nimmer rt wohnen.

Der Strand schließt mit Temple=Bar, einem Thor weles, obwohl von Christoph Wren gebaut, mir doch sehr rftig vorkömmt. Es hat seinen Namen wohl darum, weil cht daran und unmittelbar an der Themse, auf der Scheide ischen dem Strand und der eigentlichen City, der Temple egt, ehemals der Sitz der Tempelritter, jetzt aber die weltkannte Stadt der Juristen.

Durch das Temple=Thor eingetreten, sind wir in dem

Gewühl der City. Die Hauptlinie derselben, gewissermaße
die Verlängerung der Strand-Straße, mit verschiedene
Namen als Fleet-street, Ludgate-hill, Paternoster-Row, zu St
Paul, und als Cheapside, Poultry, zu dem Palast des Lor
Mayors (Mansion-house), zu der Börse und der Bank un
als Cornhill und Leadenhall-street zum Ende der eigentliche
City ziehend. Diese Straßen sind, gerade wo die ärgste Be
wegung stattfindet, eng, die Häuser gewöhnlich mit braun
rothen gebrannten Steinen aufgeführt, von düsterem Aus-
sehen. Südlich und nördlich von dieser Hauptlinie sind wohl
große breite luftige und helle Straßen, aber auch ein wahre
Gewirr von kleinen Gassen. Allerdings hat man seit de
Anfange dieses Jahrhunderts diese winklichten engen Gasse
mit breiten Straßen durchschnitten die nun, gegen Norde
abgehend, großartige Verbindungen herstellen, und in de
schmalen südlichen Theil gegen die Themse hat man groß
Parallelstraßen durchgebrochen und mit schönen Häusern ein
gefaßt. Selbstverständlich sind Buden und Kaufläden übera
und in jedem Winkel. Die City, so alt sie ist, hat nu
wenige monumentale Gebäude, denn diese sind, wie bekann
im Jahre 1666 verbrannt und auch die Paläste welche ic
soeben genannt, das Mansion-Haus, die Börse und die Ban
sind nicht einmal zweihundert Jahre alt. Kirchen gibt es i
Menge, aber sie sind alle erst seit dem großen Brand vo
London erbaut. St. Paul freilich, viel größer als das P
theon zu Paris, der Rivale von St. Peter in Rom
von strengen Architekten in Beziehung auf den Styl die
vorgezogen, ist allerdings eine mächtige Kathedrale, aber
allen anderen Kirchen sind nicht garstig nur diejenigen
welche Wren oder seine Schüler die Zeichnungen gem
haben. Zwischen den gewöhnlichen trübseligen Häuser
doch habe ich in verschiedenen Straßen neue und wi
großartige monumentale Gebäude in Ausführung oder
vollendet gesehen.

Auf der angegebenen Hauptlinie der City ist die

ung, der Lärm und das Getümmel betäubend. Von
ple=Bar bis unterhalb der Börse oder unterhalb der
ams=Street, welche zur London=Brücke führt, bewegen
e Fuhrwerke immer in zwei zusammenhängenden Reihen;
darf und kann aus diesen heraus, wenn es nicht etwa
e Seitenstraße einbiegen oder bei einem Haus anfahren
und zwischen diesen winden die Fußgänger sich durch
e eben können. Alles läuft, alles rennt, alles eilt,
nd des ganzen Tages, besonders des Geschäftstages ist
nem Augenblick Ruhe, und wer dieses Treiben nicht ge=
t ist, der mag wohl sehr leicht die Besinnung verlieren.
im Westend so auch in der City nimmt die Lebhaftigkeit
Bewegung ab, wenn man sich von der bezeichneten Haupt=
e, also von der Themse gegen Norden entfernt. In dem
lichen Theil der City liegen Plätze und Märkte und
e schöne Straßen, in welchen der Lärm und das Ge=
nel kaum größer ist als in irgend einer bedeutenden
t auf dem Festland.

„Die City von London ist der Mittelpunkt und die
ath des Reichthums." Dieser Satz hat sich zum Sprich=
verbreitet; viel besser aber würde man sagen: „die City
London ist der Mittelpunkt der Geschäftsthätigkeit in
nnien." In der City wird der Reichthum erworben,
er dem Westende seinen Glanz verleiht; denn sicherlich
t die großen Grundbesitzer nicht ihre ungeheuren Ein=
, wenn nicht die Thätigkeit der großen Geschäftsleute
nermeßlichen Massen von Geld und von Werthen nach
and und besonders in dessen Hauptstadt zögen.

In den meisten großen Städten haben früher die gleich=
n Zweige des Handels und der Industrie sich in be=
ten Bezirken gesammelt und in der City von London
von dieser mittelalterlichen Anordnung noch sehr deut=
Reste erhalten. Der Handel in dem Westend will vor=
hend nur für die Bedürfnisse seiner Bewohner oder
Angehörigen sorgen; in der City aber arbeiten die

Geschäfte für die ganze Ausdehnung des brittischen Welthandels; in der City haben sich die Organe der ungeheuren Bewegung gebildet, und die Bank und die Börse sind das Herz welches die Bewegung der Lebenssäfte durch die unzähligen großen und kleinen Adern vermittelt.

Wer weiß nicht, daß z. B. in der Lombard-Street ganz nahe an der Bank die großen Geldmänner hausen; wer weiß nicht, daß in dem Temple und in Lincolsinn die Rechtsmänner hausen und daß in Paternoster-row die Heimath der Buchhändler ist? Jedermann kennt die prachtvollen Auslagen der Silberarbeiter — leider kann ich mich nicht des Namens der Straße erinnern; noch immer ist der Hauptsitz der Seidenhändler in Cheapside und jeder Gassenjunge kann Dir die Judenstadt in Houndsditch weisen.

In dem Lärm und in der dumpfen schwülen Atmosphäre der Altstadt wohnen nur diejenigen welche eben darin wohnen müssen. Die großen Geschäftsleute haben, wie bemerkt, ihre Stadtwohnungen im Westende und nach dem Ende der Season eilen sie auf ihre Landhäuser oder gehen auf Reisen. Auch kleinere Geschäftsleute wohnen in dem Regentspark-Distrikt oder in einzelnen Landhäusern oder in den nahegelegenen Orten, und selbst die Commis und Angestellten der Handlungshäuser (clerks) kommen in die Stadt nur für die Dauer der Geschäftszeit.

Nördlich von der City oder eigentlich nördlich vom Strand ist, westlich an den Regentspark-Distrikt anstoßend, der nette Bezirk Clerkenwell und östlich von diesem liegt Islington. In jenem haben sich feine kunstfertige hochbezahlte Arbeiter und besonders auch viele deutsche niedergelassen, und im Allgemeinen sind beide vorzugsweise von der niederen Mittelclasse bewohnt. Diese beiden Stadttheile, bedeutend höher als der Mittelpunkt der City, haben wie die meisten äußeren Theile von London theilweis schon ein ländliches Aussehen und werden als gesunder Aufenthalt betrachtet.

Eine Linie vom Tower etwa zu der 2,75 englische Meilen langen, streckenweis geraden und sehr breiten Bishops=gate=Straße und deren Fortsetzung bis Kingsland und Dalston mag das Ende der Altstadt von London bezeichnen. Das ungeheure Zollhaus (custom-house), fast selbst eine Stadt, [illegible]t an der Themse liegt noch in der City, und an dem Strome ist deren eigentliches Ende — der Tower. Diese ehemalige Zwingburg von London mit ihrer blutigen Geschichte ist jetzt noch ein großes Fort, auf der Stadtseite mit bastionirten Wällen umgeben, zur Noth vertheidigungsfähig, und nahe daran ist der Platz (tower-hill) auf welchem die vornehmen Herren hingerichtet worden sind.

Gehen wir wenig abwärts von dem Tower, so kommen wir in den Stadttheil in welchem Alles und Alles sich auf die große Schifffahrt und nur auf diese bezieht. An und um die prachtvollen großen Bassins und mit den ungeheuren Lagerhäusern derselben zwischen Magazinen und anderen Gebäuden für die Nothdurft des Handels liegen unfreundliche Straßen und Gassen mit kleinen schmutzigen Häusern und immer wieder Werfte und Manufakturen oft näher oft weiter von dem Strom, bis sie noch weiter abwärts außerhalb Blackwall und den Ostindia=Docks sich allmählig vereinzeln. Es wohnen hier Matrosen und Mäckler der Matrosen, Arbeiter der Docks, eine Masse von Zimmerleuten, Schmieden und anderen Handwerkern deren die Schifffahrt bedarf. In den besseren Straßen der City, welche den Docks sich nähern, sind Instrumente und andere Nothwendigkeiten des Seedienstes in sehr anständigen Läden ausgestellt, aber zunächst bei den Docks sind nur Kramläden für die nächsten Bedürfnisse der ärmeren Seeleute und unzählige Kneipen. In den breiteren Straßen z. B. der Commercial=road fahren meistens nur Lastwagen und da nun eine Eisenbahn aus der City nach Blackwall und weiter zieht, so sieht man nur manchmal einen Cab oder ein anderes Fuhrwerk, welches Personen von den Docks in die City oder von dieser zu jenen bringt. Die=

Docks, ich werde Dir später schreiben von diesen, sind Anstalten und Einrichtungen so großartig als die Welt sie vielleicht nicht zum zweitenmal hat, aber sehr unheimlich sind die Straßen und Gassen welche an diesen oder um sie herum liegen.

Unmittelbar nördlich an dieser Stadt der großen Schifffahrt ist, von der City ausgehend, die allbekannte Straße die man Whitechapel nennt, und von dieser ab gehen die Gassen in die verrufenen Quartiere von London in welchen die Armuth wohnt, neben dieser auch das Laster und das Verbrechen. Wohl sind hier auch einzelne große und selbst schöne Straßen mit scheinbar anständigen Häusern und an Kirchen ist so wenig als an kleinen Kaufläden und an Wirthshäusern ein Mangel. Viele dieser Straßen sind recht lebhaft, aber in der großen Mehrzahl bewegen sich hier ganz andere Menschen als in den westwärts liegenden Theilen.

Dieses Ostende von London geht zuletzt eben auch aus mit frei stehenden Fabriken, Werkstätten, Niederlagen u. s. w. die sich in große Entfernungen erstrecken und allmählig in's Weite verlieren. Meine Liebhaberei für das Seewesen hat mich jetzt freilich schon zu den Schiffen getrieben, ich bin von dem Tower zu den London- und zu den West-India-Docks gegangen, aber von den Eastindia-Docks bin ich auf der Blackwall-Bahn wieder in die City zurückgefahren. In früheren Jahren jedoch bin ich wohl manchmal in diesen Quartieren herumgewandert und es ist mir niemals irgend eine Unannehmlichkeit begegnet.

Nördlich von dem Ostende, also in dem nordöstlichen Theil der Stadt, wohnen im Allgemeinen wohl bessere Leute, es haben sich dort kleinere und größere Gewerbe verschiedener Art in gewisse bestimmte Distrikte gesammelt und es sind dort, oft sehr eng beisammen, die Leute welche für die Fabriken jedoch in ihren eigenen Wohnungen arbeiten. Wenn Du auf der Eastern-Counties-Eisenbahn durch Spitalfields und durch Bethnal-green fährst, so kannst Du durch die großen Dach-

fenster der niedrigen Häuser die Webstühle der Seidenweber in voller Arbeit sehen. Am äußersten nordwestlichen Ende hat man mit dem Aufwande von nahezu einer Million Gulden den großen und schönen Viktoria-Park angelegt. Dieser, so sagt man, hat jetzt schon sehr viel genützt für die Gesundheit der beinahe 600,000 Einwohner dieses Stadttheiles, der mit seinem großen Park in die Felder ausgeht.

Durch die linke oder die nördliche sogenannte Middlesex-Seite sind wir durchgekommen und nun gestatte, daß ich zu flüchtigem Ueberblick Dich rasch durch den weit kleineren Theil von London auf der Surrey- d. h. der rechten oder der südlichen Seite der Themse hindurchführe und zwar wieder in der Richtung von Westen nach Osten.

Diese südliche Stadt beginnt eigentlich mit Battersea, einem niedlichen Städtchen. Dieses stößt östlich an den großen wunderschönen Park, welcher mit einem Aufwand von mehr als einer Million Gulden angelegt, 1858 vollendet worden ist. Oestlich und südöstlich von diesem liegt Lambeth, zum Theil ein alter Stadttheil. Es ziehen durch diesen einige schöne Straßen z. B. Clapham-road, Vauxhall-road, es stehen darin das berühmte Bethlehem-Hospital (Bedlam) mit seiner prächtigen Kuppel; nahe dabei eine, kaum noch vollendete, schöne katholische Kirche in gothischem Styl; dicht an der Themse der großartig alte Palast des Erzbischofs von Canterbury als Primas von England, und unmittelbar neben diesem ein großes neues Hospital, jetzt noch im Bau. Weit vorherrschend jedoch sind Manufakturen und Fabriken jeglicher Art. In dem nördlichen Theil vom Lambeth näher an der Themse sind enge arme Straßen von Arbeitern und ganz kleinen Handwerkern bewohnt, aber weiter nach Süden hin gegen Putney und Wandsworth liegen die zahllosen neuen Wohnungen der Fabrikarbeiter. Fährst Du auf der West-Eisenbahn von Putney zu dem Bahnhof von Waterloo, so siehst Du zuerst die freistehenden Fabriken auf allen Seiten, dann aber fährst Du durch zusammenhängende und zwar

nicht kleine Städte von solchen Wohnungen; kleine r
Häuser, das eine wie das andere; zwischen diesen manch
ein größeres in gleichem Styl und überall Kirchen
Kapellen. Seit den vier Jahren meiner Abwesenheit
England haben sich diese Arbeiterstädte bedeutend vergrö
und es sind wohl auch ganz neue entstanden. Der Bahn
geht höher als die Dächer dieser Häuser und aus sei
Wagen sieht der Reisende, wie in einen Abgrund, in
stillen geraden Straßen herab, in welchen er nur selten e
Menschen und fast niemals ein Fuhrwerk bemerkt. D
Arbeiterstädte lassen uns ein nicht ganz unbehagliches
seyn der Bewohner vermuthen; in dem alten Lambeth abe
bekanntlich sehr große Armuth. Die Fabrikherren, überh
die größeren Arbeitgeber wohnen freilich nicht in diesen
zirken; sie haben ihre Häuser in dem Westende oder
Landsitze in der Grafschaft Surrey von Wimbledon
Sydenham, und die weniger anspruchvollen derselben m
wohl auch in den besseren Theilen des anstoßenden So
wark ihre Wohnungen haben.

Dieses Southwark, an die östliche Seite von Lam
anschließend, hat fast in allen Theilen eben das Auss
einer großen Stadt. Du findest darin große schöne Stra
Plätze und auch Gärten und Parks. Du siehst Spitä
Schulen, Kirchen, alte und neue und auch oft große,
ihrer Art recht schöne englische Häuser; übrigens üb
und besonders bis zu dem Ufer der Themse eine Unzahl
schiedener Fabriken. In den Hauptstraßen sieht man fa
nable und sogar reiche Buden, und zweifelsohne besteht
lebhafter Kauf und Verkauf; aber von diesem abgehend
räth man denn auch in ärmliche Gassen. Die Water
und die Blackfriars-Straße, beide in der Verlängerung
gleichnamigen Brücken, haben entschieden einen großen C
rakter und die erste gehört gewiß noch immer zu den lebend
Straßen von London, besonders auch weil eben in dieser
Bahnhof liegt, von welchem mehrere große Linien ausge

Bermondsey, eigentlich zu Southwark gehörend, sieht lerdings ärmlicher aus, es ist ein eigentlicher Fabrik- und lanufaktur-Distrikt und besonders auch, so sagt man, der ahre Mittelpunkt der Lederfabrikation und des betreffenden andels. Weiter abwärts kommen wir nach Rotherhithe, in elchem die sehr großen sogenannten Surrey-Docks liegen und ele Etablissements für Handel und große Industrie; nament-h soll hier auch die Fabrikation der Taue und der Seile re rechte Heimath haben. Selbstverständlich wohnen hier e zahlreichen Arbeiter welche die Schifffahrt und die In-strie beschäftiget, und es gehört dieses Rotherhithe zu den men Quartieren der ungeheuren Stadt.

Das London auf dem rechten Ufer der Themse bezeichnet an vorzugsweise als eine Fabrikstadt. Als solche dehnt sie h gegen Osten aus bis Peckham und Deptford; gegen Süden ber nähert sie sich Clapham und Camberwell, den schönen rten in welchen viele wohlhabende und selbst reiche, namentlich ich deutsche Familien ihre Wohnungen genommen haben, und elche nach wenig Jahren zusammenhängende Theile von ndon seyn werden.

Du bist froh, daß ich mit der Stadt London zu Ende n — und ich selbst nicht weniger als Du, denn ich sehne ich zu den weiteren Mittheilungen, für welche das Material ir in Masse vorliegt.

Ich habe den ganzen Morgen und den ganzen Vor-ittag geschrieben — jetzt aber will ich auf die Common hen, um die Musterung und die Manöver der Freiwilligen lunteers) zu sehen. Das Gedränge wird groß seyn; denn weit ich sehen kann, sind die Straßen mit Fuhrwerken, it Reitern und mit Menschen bedeckt.

Lebe wohl

Dein N. N.

XXXII.

Oesterreichische Zustände.

II.

Wien. Februar 1870.

In meiner ersten Mittheilung habe ich darauf hingewiesen, daß die Genesis unserer heutigen gefahrvollen Krisen den Forscher bis zum 4. Februar 1867, zu jenem Tage zurückführt, an dem Herr von Beust die „große That" der magyarisch-deutschen Politik den staunenden Völkern verkündete. Drei Jahre sind seitdem verflossen, und in dieser kurzen Spanne Zeit sind die Früchte der damals ausgestreuten Saat schon zur Reife gelangt. Die Männer mit der leeren Freiheitsformel und dem praktischen Ungeschick haben dem Weisen aus dem Sachsenlande gar treffliche Dienste geleistet. Sie haben ihn erhoben und gepriesen, sie machten ihn groß und reich — an Freuden! Sein „warmes deutsches Herz" schlug ihnen wohl dankbar entgegen? Gewiß, aber es ist nicht bloß warm, es ist auch groß dieses Herz; es schließt keinen Sterblichen aus, es blutet beim Anblick unterdrückter Völker und, ohne nach der Ursache des Elends zu fragen, spendet es Hülfe und Trost — denn warme Herzen erhalten sich selbst nur durch rettende Thaten.

Fürst Karl Auersperg, ein Mann den die deutsch-

iberale Partei als Ministerpräsidenten umsonst zu ersetzen bemüht war, ist solchen Rettungsthaten zum Opfer gefallen. Beust hat es „bereut“. Auch Giskra und Herbst werden als Opfer fallen, er wird es wieder „bereuen“. Und so geht es fort mit Reue und Leid, solange Verblendung und leidenschaftlicher Starrsinn kalter Berechnung und aalglattem Wesen gegenüberstehen. Die Schwenkung des Reichskanzlers in das Lager der nationalen Opposition ist, unter fortwährenden Freundschaftsversicherungen für das liberale deutsche Opferlamm, so vortrefflich vorbereitet, daß es dem Beobachter schwer fällt in dem Schwanken zwischen Bewundern und Bedauern die rechte Mitte zu finden.

Ungarn ist befriedigt und die verfassungstreue Schaar hat recht willig dazu mitgewirkt. Warum soll der gleiche Versuch bei freundlichem Entgegenkommen nicht auch in den andern Ländern gelingen? So räsonnirt man in der Reichskanzlei — für das große Publikum. In stiller Zurückgezogenheit hat man aber nur ein mitleidiges Lächeln für eine solche Gefühlspolitik, und berechnet sehr wohl, daß ein gründliches Fiasko der Männer vor dem Schottenthor der wirksamste Faktor für den neuen „Ausgleich“ ist. Vorläufig hat man sich mit der Versöhnungsphrase Freunde unter den Oppositionellen erworben; das Uebrige wird die kurze Herrschaft der Unversöhnlichen thun. Läßt sich aber auf sittlich fauler Grundlage etwas Dauerhaftes schaffen? Unnütze Frage das, wo Personen, ihre Stellung und ihre Erfolge die Politik beherrschen.

Die Einleitung zum letzten Akt des Dramas, dem unsere Liberalen so bereitwillig ihre Kräfte geliehen, hat die Geschichte der letzten Wochen geliefert. Die Thronrede, die Ministermemoranden, die Adreßdebatten, sie alle liefern den Beweis daß das Ende des ersten Cyklus österreichisch-ungarischer Staatskunst heranrückt, daß aber auch der zweite Cyklus unter denselben Auspicien schon vorbereitet wird. In dieser letzten Beziehung ist freilich noch Vieles in ein geheimniß-

volles Dunkel gehüllt; die Reichskanzlei wie die Opposition treten noch mit großer Reserve auf. Allein es geht schon ein Ton durch die czechischen Blätter, der den Unterschied zwischen Giskra und Beust recht kenntlich und recht sympathisch hervorhebt. Die Symptome sind noch zu gering um eine Diagnose zu wagen, aber „der Schein deutet auf ein Seyn", sagt ein deutscher Philosoph, und der Schein ist vorhanden, daß die Politik der Täuschungen den Boden für neue Gebilde gefunden hat. Ein genügendes Motiv die Genialität an neuen Gestaltungsformen zu erproben, liegt freilich in dem Auflösungsprozeß, dem die Werke des „deutschen Herzens" rettungslos verfallen sind, und von selbst drängt sich die Erwägung auf, der geschickte Baukünstler werde sich für seine neue Ruhmeshalle nicht des zerbröckelnden Gesteins seines ersten Bauwerks bedienen. Wenn man seinen bisherigen Getreuen bereits höhnend aus der Reichskanzlei zurufen kann: sie möchten sich doch „einige politische Ideen aus den Bureau's des Reichskanzlers holen" — dann ist der frühere Liebesbund wohl gründlich gelöst, und am Ballplatz ist man sich darüber vollkommen klar, wie bald der Siegesjubel der herrschenden Coterie verklingen, wie bald der Traum zerrinnen wird, der den Reichsrath noch umfangen hält.

Dieser Jubel in den Reihen der Liberalen über den Ausgang der Ministerkrisis ist an sich eine ganz interessante Erscheinung, die recht deutlich zeigt, wie wenig die Partei, zu ihrem eigenen Verderben, den äußeren Schein von dem inneren Wesen der Dinge zu unterscheiden vermag. Es wird von den fünf Ministern, weil sie bis auf Weiteres ihre Portefeuilles gerettet haben, eine kräftige Siegesaktion erwartet, und man vergißt ganz des kleinen Umstandes, daß dieselben Männer solange sie im Amte sind, selbst unter weit günstigeren Verhältnissen als den heutigen, immer nur die Rolle der Besiegten spielten. Die Bürgerminister erfreuten sich erst wenige Monate ihrer Würde, als schon ihr

Präsident, Fürst Auersperg, in der Erkenntniß daß ein anderer Sieger sei, von seinem Posten zurücktrat. Sie beklagten dieses schmerzliche Ereigniß in ergreifenden Ansprachen an den Scheidenden und in hübschen Leitartikeln, aber weiter thaten sie nichts als — daß sie ihrerseits im Amte blieben. Ja noch mehr, sie nahmen es willig hin, daß die Ministerpräsidentschaft einem Manne anvertraut wurde, der für jene außerhalb des Ministeriums stehende siegreiche Gewalt eine persona gratissima war. Hinter dem mächtigen Reichskanzler erhoben sich wieder andere, noch mächtigere transleithanische Gestalten, so daß zwar Bischofsprozesse, Klosterstürme und ähnliche liberale Prachtstücke die Aufmerksamkeit ablenken konnten, thatsächlich aber das Bürgerministerium die Schwäche des Besiegten in keiner Frage von Wichtigkeit verläugnet hat. Ich erinnere nur an die, von anderer Seite als jener der Ministermajorität, unterhaltene „Fühlung" mit der parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition, an die Behandlung der staatsrechtlichen Frage Dalmatiens und in neuester Zeit an die Militärgrenzfrage.

So kam denn unter stetem Schmollen, Wanken und Weichen der 10. Dezember heran, und mit ihm der Auftrag des Monarchen an seine Regierung: „in bestimmter und ausführlicher Weise Mittel und Wege anzugeben, welche eine Verständigung in Beziehung auf die Verfassung, und sohin eine Vervollständigung der Reichsvertretung herbeizuführen geeignet wären, auf daß die letztere endlich zu einer Wahrheit werde." Läßt sich wohl ein schärferes, vernichtenderes Urtheil über das bisherige Gebaren denken? Die „verfassungstreue parlamentarische" Regierung muß den Wahrspruch schweigend hinnehmen, daß es ihr nicht gelungen sei die erste und wesentlichste Bedingung jedes erfolgreichen Wirkens zu erfüllen, nämlich einen festen Boden zu gewinnen, auf dem man stehen und gehen kann! Und bezeichnend genug, von dem Augenblicke an wo die Forderung

an die Regierung herantritt, „die Verfassung endlich zur Wahrheit zu machen", zerfällt dieselbe in ihre bisher lose zusammengefaßten Elemente. Nun kommen die Memoranden, die gegenseitigen Anklagen, die Negationen ohne Positionen, die Minister für „laufende Geschäfte", der Reichsrath ohne Regierung — kurz der ganze offen vor aller Welt dargelegte Jammer, wie ihn die That vom 4. Februar 1867 im Keime schon enthalten, und dreijähriger Regen und Sonnenschein zur vollen Entfaltung gebracht hat. Wer selber Compaß seyn zu können glaubt, Strich- und Variationscompaß, der mag die Segel stellen wie er will, auf hoher See erwarten ihn der Irrfahrt Qualen und die ungestillte Sehnsucht nach einem bergenden Hafen. Jenes Instrument wäre wohl nicht erfunden worden, wenn die wahre Weisheit nicht darin bestände, die Gesetze zu befolgen die in der Natur der Dinge selbst niedergeschrieben sind.

„Mitleidvolle Verachtung des Auslandes!" Das wäre also das Resultat einer dreijährigen Wirksamkeit deren wichtigste Aufgabe es war, das Gegentheil, die Achtung des Auslands der Monarchie zu sichern. Im Jahre 1867 war die Leitung der äußern und innern Politik in einer und derselben Hand vereinigt, und diese Hand war es auch, die für die folgenden Jahre der inneren Politik die Richtung gab. Dieser Umstand ist ebenso beachtenswerth wie der weitere, daß der eben citirte Ausspruch nicht aus dem Munde politischer Gegner kömmt.

Der bayerische Staatsminister Fürst Hohenlohe hatte zu Neujahr 1867 die äußere Politik, die er zu befolgen gedachte, in ihren Grundzügen der Kammer vorgelegt; er hatte aus seiner Hinneigung zu Preußen kein Hehl gemacht und die mangelnden Sympathien für Oesterreich durch die innere Lage dieses Staates und namentlich durch das Zurücktreten des deutschen Elementes daselbst zu erklären gesucht. Diese Rede gab dem Herrn von Beust den Anlaß, als Minister des Aeußern mit besonderem Nachdruck einer Politik das

Wort zu führen, welche das deutsche, und zwar das liberale deutsche Element ganz entschieden in den Vordergrund stellt. Dadurch sollten die Gefahren der Hohenlohe'schen Politik für Oesterreich beschworen und durch das deutsch=liberale Herzensbündniß zwischen Oesterreich und Süddeutschland Erfolge von weittragender Bedeutung erzielt werden. Nun, wer die Reden liest und würdigt, die Minister Fürst Hohenlohe und seine liberalen Freunde vor wenigen Wochen in den bayerischen Kammern hielten, der kann doch nur zu dem Schlusse kommen, daß der kühne Wurf den man am Wiener Ballplatz wagte, sein Ziel vollständig verfehlt hat, und daß die Aussichten für die Lösung des Problems, dem man eine so hohe politische Bedeutung beimaß, heute weit ungünstiger sind, als sie dieß vor drei Jahren waren. Die Waffen der Verdächtigung die man neuestens im Lager der bayerischen Fortschrittspartei gegen Oesterreich hervorgeholt, sind doch ein gar übles Zeichen für den erstrebten Gleichklang der Herzensstimmen. Zu dem Mißerfolg im Innern kömmt also noch die Fehlgeburt der äußern Politik. Dieses historische Faktum dürfte durch alle diplomatische Gewandtheit und durch die Dienstwilligkeit gewonnener Federn nicht zu verhüllen seyn.

Ich bin weder berufen noch geneigt die Politik des Fürsten Hohenlohe zu vertheidigen; allein wenn der genannte Staatsmann sich etwa um eine Handhabe umsehen wollte, deren Gebrauch seiner Rechtfertigung einige Wirksamkeit sichert, dann thäte er jedenfalls gut diese in der Region der österreichischen hohen und niederen Politik zu suchen. Zu Anfang des J. 1867, zu einer Zeit wo die Luxemburgische Angelegenheit noch in der Schwebe war, erschien zu München im Verlage von J. Lentner eine Broschüre unter dem Titel: „Oesterreichs Bedeutung für die gegenwärtige Lage Deutschlands.“ Dieselbe war nach Ursprung und Inspiration österreichisch=officiöser Natur, und hatte den deutlich ausgesprochenen Zweck dem Minister Hohenlohe, wegen „rückhaltlosen Bekenntnisses zum Preußenthum“, seine bedenkliche Verirrung

vorzuhalten. Das neue politische System in Oesterreich und der gefährliche Streit um Luxemburg wurden benützt um die Bestrebungen des genannten Fürsten in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, und mit einer Sicherheit sondergleichen wurden die glänzenden Erfolge verkündet, welche die Werke des österreichischen Premierministers, Herrn von Beust begleiteten.

„In bewunderungswürdig kurzer Zeit — so heißt es in jener Schrift — hat sich in den Verhältnissen der österreichischen Monarchie ein so totaler Umschwung vollzogen, daß jene Macht, die von vielen bereits aufgegeben worden war, abermals an der Schwelle einer ruhmvollen und Epoche machenden Zukunft zu stehen scheint.“ „In verhältnißmäßig bewunderungswürdig kurzer Zeit wurde der Grundstein zur Aussöhnung mit Ungarn gelegt. Womit man sich 18 Jahre fruchtlos abgemüht hatte, wurde nun binnen weniger Wochen zu Stande gebracht.“ (Natürlich, alles ganz allein durch Herrn von Beust!) Was diesem ungarischen Ausgleich etwa noch fehlt, „muß der Morgen bei nur einigermaßen ungestörter Fortentwicklung bringen . . . . Ungarn kann und darf, wie uns dünkt, auch bei völlig freier Wahl keine andere Politik befolgen, als die des Gesammtstaates.“ Früher „wurde die deutsche Nationalität in den Hintergrund gedrängt (?) . . . Die neue Regierung begriff schnell, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werden müsse, das deutsche Element nimmt heute im österreichischen Staatsverbande wieder jene Stelle ein die ihm gebührt.“ Es ist wieder der „herrschende Stamm“. „Die Deutschen in Oesterreich und somit der Kern der Monarchie ist zufrieden gestellt und mit froher Zuversicht auf die Zukunft erfüllt. Mit einer Raschheit der Bewegung, welche man österreichischen Staatsmännern schon lange nicht mehr zugetraut hätte, wandte sich die Regierung an jene Nationalitäten, deren Geist unter dem vorigen Ministerium in der Opposition gegen das Deutschthum groß gezogen worden war (!) — die

Polen wurden mit leichter Mühe für die Beschickung des neuen Parlamentes gewonnen, in Böhmen und Mähren aber ein Wahlsieg errungen, welcher der Thatkraft und Geschicklichkeit der Staatsleitung alle Ehre macht. Jener Oesterreichs Existenz so gefährliche Traum eines Föderativstaates verflüchtigte sich vor dem nachdrucksvollen Ernst, den die neue Regierung zeigte. Wenn nun auch die Gegnerschaft der Czechen keinen unmittelbar staatsgefährlichen Charakter an sich trägt, so hat die Regierung, weit entfernt die Nationalitäten unterdrücken zu wollen, vielmehr die Mittel vorbereitet, auch dieser Feindseligkeit den Stachel zu benehmen." „Wer da, wie wir, erfahren hat, wie viel Gekünsteltes und Gemachtes an den österreichisch-slavischen Nationalitätsbestrebungen seit jeher war, welch unnatürliche Coalition sich bilden mußte, um jenes Kunstproduct (!) auch nur einige Zeit über dem Wasser zu erhalten und wie wenig davon übrigt bleibt, wenn die der Nationalsache fremden Faktoren sich einmal lossagen, der wird es auch begreiflich finden, daß man in Oesterreich über die Nachwirkungen dieser Opposition mit Ruhe zur Tagesordnung übergeht. (!!) Kein Zweifel, es ist der österreichischen Regierung gelungen, dem Nationalitätenhader Einhalt zu thun (!) und alle Stämme und Völkerschaften zum einigen Streben nach der Regeneration und Reformation der Monarchie zu verbinden; was bisher gegenseitige Befehdung hinderte, rückt nun rasch der Vollendung entgegen und Europa wird zu seiner eigenen Ueberraschung zwischen heute und morgen (!) ein neu gekräftigtes und wenn es noth thut, kampfgerüstetes Oesterreich vor sich erstehen sehen."

Ich habe diese Stellen wörtlich und ausführlich citirt um zu zeigen, mit welcher Bescheidenheit das Ministerium Beust seine Leistungen dem staunenden Süddeutschland empfahl. In derselben Schrift wird an den bayerischen Minister die Frage gerichtet: „Was aus seiner prächtig-stolzen Argumentation geworden war?" Und jetzt, nach drei Jahren

wäre Fürst Hohenlohe berechtigt die gleiche Waffe gegen seinen Angreifer zu kehren und an den Wiener Ballplatz die Frage zu adressiren: Was denn aus der prächtigstolzen Argumentation des Ministers Beust geworden sei? Und wie vernichtend muß die Antwort lauten! In „bewunderungswürdig kurzer Zeit" haben sich die Verhältnisse in Oesterreich so gestaltet, daß sie bereits „das Ausland zu mitleidvoller Verachtung" stimmen, und der Staat an der Schwelle einer nichts weniger als „ruhmvollen und epochemachenden Zukunft zu stehen scheint." In „bewunderungswürdig kurzer Zeit" wurde der Ausgleich mit Ungarn in seinen Grundlagen geschwächt und der „Morgen" hat das Gegentheil dessen gebracht, was jene officiöse Feder in Aussicht stellte. Das Resultat der im Jahr 1867 gepflogenen Deputationsverhandlungen der beiden Parlamente hat schon den Keim der Auflösung in das Ausgleichswerk hineingetragen, und das fortgesetzte Zurückweichen vor dem ungestümen Begehren Ungarns hat diese Gefahr von Jahr zu Jahr gesteigert. Ungarn hat, ungehindert durch Herrn von Beust, bis zum heutigen Tage keine andere als eine specifisch-magyarische Politik befolgt und den Gesammtstaat nur so weit berücksichtigt, als es den magyarischen Interessen dienlich zu seyn schien. Wohin die Politik geführt hat, welche dem deutschen Stamme die „Herrschaft" übertrug und jene Stelle einräumte „die ihm gebührt" — das haben die letzten Ereignisse, die wir schaudernd miterlebt, sattsam gezeigt und die Denkschrift der Ministerminorität, welche sich der vollen Zustimmung des Reichskanzlers erfreute, erklärt die bisherige Herrschaft der Deutschen über die nationale Opposition für „durchaus unausführbar!"

Herr von Beust schickt sich jetzt wieder an „diesem Zustande ein Ende zu machen", obwohl er ihn vor drei Jahren selbst hervorgerufen und gepriesen hat. „Die frohe Zuversicht auf die Zukunft" welche „die Deutschen erfüllte", ist längst ganz anderen Gefühlen gewichen, die in den beiden

Ministermemoranden vom Dezember v. Jrs. und in den Parlamentsreden während der Adreßdebatte, namentlich in jener des gefeierten Herrn von Kaiserfeld, einen sehr verständlichen Ausdruck fanden. Die Polen sind zwar heute noch im Reichsrath, sind aber weniger als früher gewillt für den Reichsrath zu seyn; das treue Volk der Deutschtyroler steht dagegen bereits außer dem Reichsrathe, und der „Wahlsieg in Böhmen und Mähren" macht der Geschicklichkeit und Thatkraft der Staatsleitung so viel Ehre, daß der glückliche Sieger ihn jetzt mit Freuden ungeschehen machen möchte, da dieser Sieg anerkanntermaßen zur Quelle ernster Verwicklungen wurde, denen man heute noch rathlos gegenübersteht.

Und wie steht es gegenwärtig mit dem „gefährlichen Traum eines Föderativstaates?" Derselbe hat sich so wenig „verflüchtigt" daß nur officiöse Federn der Reichskanzlei die „Möglichkeit" seiner Ausführung zugestehen! Der „Feindseligkeit der Czechen" — dieser „minder zahlreichen" und gegenüber den „höchstgebildeten Deutschösterreichern weniger intelligenten Nationalität" — wurde der „Stachel" nicht allein nicht benommen, sondern er ist im Augenblicke spitzer und giftiger denn je. Die „gekünstelten und gemachten österreichisch-slavischen Nationalitätsbestrebungen" erhalten sich noch immer „über dem Wasser" und die Erkenntniß ist bereits allgemein, daß man „über die Nachwirkungen dieser Opposition" nicht „mit Ruhe zur Tagesordnung übergehen kann." Endlich ist es der Regierung so gut „gelungen dem Nationalitätenhader Einhalt zu thun", daß derselbe jetzt, nach dreijährigen Regierungsmühen intensiv und extensiv einen Grad der Steigerung erfahren hat, der alle patriotischen Gemüther mit der größten Besorgniß erfüllt.

So haben die Thatsachen Zug für Zug die Ausführungen der inspirirten Feder widerlegt und mich in die Lage versetzt, eine kurzgefaßte Geschichte der drei Regierungsjahre des Ministers Beust zu schreiben, für welche sich das Motto eignen würde: Hochmuth kömmt vor dem Fall.

Um das Geschichtsbild zu vervollständigen, wäre noch die Bemerkung am Platze, daß die in der officiösen Broschüre enthaltene kühne Zusicherung bezüglich Luxemburgs denselben herben Schicksal anheimfiel, wie alle andern voreiligen Verheißungen. Nach Schlichtung des Streites um Luxemburg war Minister Beust bekanntlich eifrigst bemüht, sein hervorragendes Verdienst um die Lösung dieser Frage aller Welt kundzuthun. Zur gerechten Würdigung seiner Leistung ist es nothwendig sich zu vergegenwärtigen, wie diese Angelegenheit vor ihrer Erledigung von dem genannten Staatsmanne aufgefaßt und verwerthet wurde, um Hohenlohe zu besiegen. Die ofterwähnte Broschüre gibt hierüber sehr schätzenswerthe Andeutungen und besonders bezeichnend ist folgende Stelle: „Seien wir aufrichtig, Oesterreich bedarf der süddeutschen Staaten weniger als diese Oesterreichs, und nur die Gefahr Süddeutschland in das Loos Preußens geworfen oder auf's neue Stücke deutschen Bodens dem alten Vaterlande entfremdet zu sehen, könnte Oesterreich, das vermöge seiner dermaligen glücklichen Lage dem Gladiatoren-Kampf ruhig zuschauen mag, bestimmen, sich in vertragsmäßiger Weise zu Leistung und Gegenleistung rechtlich zu verbinden." Diese „prächtig-stolze" Verheißung war kaum ausgesprochen, als schon Baron Beust, statt dem Gladiatorenkampfe ruhig zuzuschauen, in nimmer rastender Geschäftigkeit an der Lösung des Luxemburger Conflictes arbeitete und diese richtig — und wie er sagt, hochverdienstlich — dadurch zu Stande brachte, daß thatsächlich „auf's neue ein Stück deutschen Bodens dem alten Vaterlande entfremdet wurde!"

Fürwahr, dem Minister Hohenlohe würde es an Argumenten nicht fehlen, den Mangel an Sympathien für österreichische Staatskunst zu begründen, und es ist eine traurige Pflicht constatiren zu müssen, daß die neue politische Aera in Oesterreich an der ernsten Gestaltung der Dinge in Bayern auch ihren Theil der Schuld trage.

Es wäre sehr verlockend unserer äußeren Politik auch

ch einer anderen Richtung zu folgen, die für Oesterreich ch viel wichtiger ist, nach der Richtung die der Donau- om uns weiset. Die jüngst erschienene Schrift von Freiherrn v. Helfert: „Rußland und Oesterreich" bespricht diesen eil unserer diplomatischen Irrfahrten in geistvoller und reffender Weise. Vielleicht ist es mir gegönnt auf den eressanten Gegenstand später zurückzukommen; heute würde ch diese Untersuchung von dem überreichen Thema welches momentane innere Lage bietet, zu weit abführen, daher nicht die Orientfrage sondern nur die Orientreise be- ren will, welche Herr von Beust im Gefolge des Monarchen ternommen hat. Sie zählt mit zu den äußeren Gründen lche in der letzten Zeit ein so ungünstiges Licht über sere Zustände verbreiteten.

Nach den Motiven der Orientfahrt will ich nicht for- en; für den der Personen und Dinge kennt, sind sie eben ht schwer zu errathen, und man thut gut das entscheidende otiv nicht in der Begeisterung für das große Werk des ezkanals zu suchen. Wenn man im eigenen Lande eine nmächtige, der Auflösung verfallene Regierung, und gleich- tig eine bis zur offenen Auflehnung gesteigerte Unzufrieden- it zurückläßt, folgt man nicht leicht dem Zuge der Begei- rung für die Großthaten Anderer. Die erwähnte Reise d der späte Zeitpunkt der Rückkehr aus fernen Landen t es jedenfalls unmöglich gemacht, die Erneuerung der gierung im Hinblick auf die bevorstehende Reichsraths- öffnung zu rechter Zeit zu bewirken, und dadurch Scenen vermeiden, die für Freund und Feind gleich peinlich waren. ne Rückkehr und die Einberufung des Reichsrathes fielen Zeit nach zusammen, und die letztere Verfügung erlaubte t dem bevorstehenden Jahresschluß aus finanziellen Grün- n keinen Aufschub. Der Zustand ungelöster Widersprüche n engsten, aber nichtsweniger als intimen Regierungskreise nd daher in der Thronrede seinen Ausdruck, was gerade rch die tiefe Dunkelheit der Worte recht vollständig bewirkt

wurde. Das Zerfallen des Inhalts der kaiserliche
sprache in die Gegensätze, die unversöhnt und unve
in demselben nebeneinander lagen, war eine unabw
Sache, allein es ist kaum zu verantworten, daß ein
vom Throne herab gesprochen, solchen Consequenz
Rückwirkungen ausgesetzt ward.

Mit den Worten: „Es gilt nicht bloß dem legis
Schaffen sondern auch seinen Grundlagen in der Ver
selbst jene allgemeine und thatsächliche Anerkennung
werben, welche ihnen noch versagt wird" — spr
Thronrede den leitenden Gedanken der Ministermin
aus. Um jedoch auch den Anschauungen der Majori
Ministeriums zu genügen, wird an einer anderen St
klärt, daß dem Wunsche nach Verfassungsänderung
mehr als einer Richtung Grenzen gezogen", und die be
Verfassung bereits „mit der sorgsamsten Rücksicht
besonderen Verhältnisse der Länder und deren berech
Verlangen diese in selbstständiger Weise zu ordnen, gesc
worden sei. Darin liegt eben der nicht zu versöhnende
streit der Gedanken; denn die bestehende Verfassung
von der parlamentarischen wie außerparlamentarischen
sition deßhalb bekämpft, weil sie auf die besonderen
hältnisse einzelner Länder und ihr Verlangen diese
ständig zu ordnen, keine genügende Rücksicht nimmt.
soll nun derselben Verfassung die allseitige Anerkennu
worben werden, wenn sie gerade in der erwähnten e
denden Beziehung als etwas Vollkommenes, Unveränd
hingestellt und jenes Verlangen der Opposition als
rechtigt bezeichnet wird.

Minister Giskra hat in der Adreßdebatte bemerkt
sein Programm sich von der Thronrede nicht entferne.
dasselbe kann auch die ausgeschiedene Ministerfraktio
ihrem Programm behaupten; es kömmt nur dara
welche Stelle der Thronrede zur Stütze des Programm
wählt wird.

Als die wichtigste Frage bezeichnet die Thronrede die Reform der Wahl für den Reichsrath. „Wird in Beziehung auf diese wichtige Frage — heißt es wörtlich — die wünschenswerthe Uebereinstimmung erzielt, so kann auch mit um so mehr Zuversicht der Lösung aller übrigen auf die Verfassung abzielenden Fragen entgegengesehen werden.“ Ich will gar nicht untersuchen, welche *Vertretungen* in diese „Uebereinstimmung“ einbegriffen werden sollen, da auch deutsche Landtage ihr Mitentscheidungsrecht in dieser Angelegenheit sehr nachdrücklich gewahrt haben. Jene Worte berechtigen aber jedenfalls zur Annahme, daß unter den Mitgliedern der *Regierung* in diesem Einen Punkte zur Zeit der Abfassung der Thronrede Uebereinstimmung erzielt wurde, und der Eindruck den der Beweis vom Gegentheil — erbracht durch die Ministermemoranden — hervorrief, kann, bei der unvermeidlichen Rückbeziehung auf die Thronrede, nur auf das tiefste beklagt werden. Die Minister mögen sich selbst widerlegen, diese Calamität läßt sich überwinden; aber eine Widerlegung die in ihrer Wirkung höher hinanreicht, ist eine That die auch die schwierigste Lage nimmer entschuldigt. Gerade die Wahlreform war es, die bei dem ersten Versuch diesen Gedanken concret zu fassen, die Trennung der feindlichen Brüder bewirkte, und es verdient verzeichnet zu werden, daß es dem ersten „parlamentarischen“ verfassungstreuen“ deutsch-liberalen Ministerium des neugeschaffenen Cisleithaniens vorbehalten war, die Geschichte des continentalen Verfassungslebens durch eine der seltsamsten Erscheinungen zu bereichern, die dem Constitutionalismus geradezu Hohn spricht.

Parlamentarische Minister befehden sich, solange sie noch im Amte weilen, in eigenen dem Monarchen überreichten Streitschriften — das Parlament geht inzwischen, um den Streit nicht zu stören, gemüthlich „auf Ferien“ — und die Krone, der ja das verantwortliche Ministerium zum Schilde dienen soll, wird in diesem Kampfe ohne Weiteres

unmittelbar als entscheidende Macht angerufen. Hohl und nichtig ist die ganze Schöpfung unserer „Verfassungstreuen“ — dieß ist die einzig mögliche Erklärung all der beschämenden Erscheinungen deren Zeugen wir waren und noch täglich sind.

Eine Partei welche solchen Katastrophen in ihrem eigenen Interesse nicht vorzubeugen weiß, ist nicht regierungsfähig, sie hat nie „regiert“ und wird nie „regieren“, wenn es ihr auch die Umstände heute noch möglich machen zu „herrschen“. Thiers' bekannter Ausspruch ist hier in neuer Form zur Wahrheit geworden. Es ist freilich keine Herrschaft über die Gemüther, wie man es vom englischen Königthum sagen kann; ganz im Gegentheil, die Stützen jener Parteiherrschaft sind anderer, viel gebrechlicherer Art, aber es sind doch Stützen, die für den Augenblick anderen Elementen das Regieren unmöglich machen. Die innere Lebenskraft des Staates wird hoffentlich auch diese Krisis überstehen, und ihr Verlauf ist relativ kein ungünstiger zu nennen. Das erneuerte Ministerium wird für den Mißerfolg, dem es nicht entrinnen kann, vergebens nach einem Klagegrund suchen, der nicht die Identität des Klägers und Beklagten auch dem blödesten Auge erkennbar machen würde. Die Wirkungen des bisherigen politischen Versuches, die Mächtigkeit der Gegenströmungen in den einzelnen Ländern, die Einflüsse und Einmischungen bestimmter Persönlichkeiten, alles das lag offen vor, als die Erneuerung des Kabinetes unter vollster Freiheit der herrschenden Partei erfolgte; diese hat sich selbst beerbt, kann daher keinen Anspruch auf die Wohlthat des Inventars stellen; alles ist die freie eigenste That des deutschen Liberalismus in Oesterreich. Die nächste Zukunft wird über dieses fortgesetzte Experiment ihr inappellables Urtheil fällen.

(Schluß folgt.)

XXXIII.

Zeitläufe.

Die Bismarkische Generalbeicht im „Norddeutschen Reichstag".

Als wir jüngst die Thronrede besprachen, welche der König von Preußen unterm 14. Februar an den Norddeutschen Reichstag gehalten hat, da glaubten wir nicht auf den fraglichen Gegenstand so bald wieder zurückkommen zu müssen. Wir glaubten dieß um so weniger, als die Fraktionen des Reichstags einmüthig, wie es scheint, den Beschluß gefaßt hatten eine Erwiderung auf die Thronrede nicht zu erlassen. Man konnte glauben, daß dieser Beschluß in den Rücksichten kluger Politik seine dringende Begründung habe. Nichtsdestoweniger hat aber am 24. Februar in dem Reichstage eine Verhandlung stattgefunden, welche in der wichtigsten Richtung eine Adreßdebatte vollständig zu ersetzen geeignet war und welche dem Grafen Bismark insbesondere die gewünschte Zurückhaltung unmöglich gemacht hat. Die Debatte war in der That bedeutungsvoll.

Der Herr Bundeskanzler äußerte wiederholt und in starken Worten seinen Unmuth über die Veranlassung der Debatte, welche ihm durchaus überraschend und im höchsten Grade unerwünscht gekommen sei. Er machte den Ursächern der Discussion, welche ihm doch sonst „ihr Vertrauen in

einer ihn mitunter beschämenden Weise zugewendet hätten", schwere Vorwürfe darüber, daß sie ihn jetzt zum Sprechen gezwungen hätten, weil sein Schweigen mißdeutet werden würde, obwohl er doch das Schweigen für die einzig gebotene Politik gehalten hätte. Endlich sprach er den bestimmten Verdacht aus, daß der betreffende Antrag „im Auftrag gestellt sei, aber nicht im — meinen." Und mit allen diesen Vorwürfen war der Herr Graf im vollsten Rechte.

Es handelte sich nämlich um einen Antrag welchen die hervorragendsten Stimmführer der Nationalliberalen, Lasker und Genossen, bei der Berathung des Badischen Jurisdiktions-Vertrags eingebracht hatten. Zweimal bereits war der besagte Traktat auf der Tagesordnung gestanden, und erst bei der dritten Berathung fiel Herr Lasker mit dem Vorschlag einer Resolution in's Haus welche, nebst schmeichelhaften Complimenten über die nationalen Bestrebungen Badens, dessen „möglichst ungesäumten Anschluß" an den norddeutschen Bund empfehlen sollte.

Hr. Lasker berief sich freilich auf die Thronrede vom 14. Februar, welche zu seinem Auftreten unmittelbar den Anstoß gegeben habe; denn der in der Thronrede ausgesprochene Gedanke komme eben „am reinsten und völlig ungetrübt in Baden zum Ausdruck." Indeß hatten die Herren nun einmal unterlassen eine Adresse zu beantragen, und Hr. Lasker selbst verwahrte sich gegen die Unterstellung, als wenn er gegenüber der Thronrede „Aufschluß über die letzte Absicht der Stylisirung" hervorlocken wollte. Wozu aber dann sein tiefgreifender Antrag, welcher gar keine andere Bedeutung haben konnte als die den königlichen Gedanken zu sondiren?

Bezüglich dieser Frage ließ schon Hr. von Blankenburg das Wort von „einer gleichsam im Auftrag bestellten Arbeit" fallen, und der Bundeskanzler stimmte dem ziemlich unverblümt bei. Aber in wessen „Auftrag"? Es lag nahe zunächst an Baden zu denken. Allein die Dementi's von dorten ließen nicht auf sich warten. Die Organe der Badischen

Regierung wetteiferten mit den Organen der Badischen Nationalliberalen zu erklären, daß sie ihr unbedingtes Vertrauen in den Grafen Bismark setzten, und daß sie weit entfernt gewesen seien, Herrn Lasker zu ihrem Anwalt im Norddeutschen Reichstag zu machen; und in diesem Falle sind wir in der That geneigt den Badischen Versicherungen auf's Wort zu glauben.

Aber ein Hülferuf aus Süddeutschland muß es augenscheinlich gewesen seyn, der an die Herren Lasker und Genossen erging und den unzeitigen Schritt derselben veranlaßte. Aus Baden kam er nicht, woher kam er denn also? Gibt es vielleicht anderswo in Süddeutschland, wenn auch allerdings nicht in Baden, national-liberale Parteien, welche weniger geneigt sind als Bluntschli und Genossen der deutschen Politik des Bundeskanzlers in Berlin „bedingungslos" ihre Zustimmung zu ertheilen? Ich glaube, daß dieß von der national-liberalen Partei in Bayern allerdings gesagt werden darf. Ueberdieß ist es bekannt, daß gerade damals die Noth groß war im bayerischen Lager der preußisch-gesinnten Partei. Auch gestaltete sich die Debatte, welche der Lasker'sche Antrag zur Folge hatte, ganz von selbst zu einer Debatte über die Lage der Dinge in Bayern, zu einer Demonstration für den Fürsten Hohenlohe und gegen die patriotische Mehrheit des bayerischen Landtags. Es dürfte somit klar seyn, woher der Auftrag gekommen war.

Ob aber auch der Zweck des Auftrags erreicht wurde, das ist eine andere Frage. Die national-liberalen Vertreter sagten ausdrücklich, daß es ihnen um die „Ermuthigung" ihrer süddeutschen Gesinnungsgenossen zu thun sei. Ganz am Schlusse noch versicherte der Abg. von Kardorff: das habe der Erfolg der Debatte seyn sollen, „daß sie unsere Freunde in Süddeutschland, die enthusiastisch für Preußen schwärmen, stärken und kräftigen werde in ihrem schweren Kampfe"; namentlich habe sie wohlthätig wirken sollen „an der Isar". In der That aber hat sich ein anderes Schluß-

Resultat aus der Debatte nicht ergeben, als daß der Herr Bundeskanzler erklärte: wir werden allerdings die noch unabhängigen Staaten Süddeutschlands hereinholen in den Norddeutschen Bund, jedoch nur so und nur dann, wie und wann es den Zwecken der preußischen Politik entspricht, inzwischen haben die national-liberalen Parteien sich einfach in Geduld zu fassen.

Insbesondere hat sich der Herr Graf sehr scharf gegen die Zumuthung gewendet, daß Preußen der vereinzelten Sehnsucht entgegenkommen und dem Großherzogthum Baden für sich allein die norddeutsche Bundesthüre öffnen solle. Die in diesem Punkte ertheilte Abweisung war so derb, daß Hr. Miquel sofort ein wahres Jammergeschrei erhob. Das Räthsel sei nun allerdings gelöst und die wichtigste Frage in „unserer deutschen Politik", die bis dahin völlig unklar gewesen, sei nun klar geworden. Denn — so fuhr der annexirte Hannoveraner fort — der Bundeskanzler habe bestimmt erklärt, daß er erstens niemals sich entschließen werde, auch bei dem entschiedensten Willen von Regierung und Volk eines süddeutschen Staats, einen einzelnen süddeutschen Staat aufzunehmen; das heiße aber nichts Anderes als die deutsche Frage ad calendas graecas vertagen. Damit lasse der Bundeskanzler zweitens die Hohenzollern'sche Politik im Stiche; denn — so erklärte Miquel wörtlich — „laßt euch nicht abhalten schrittweise vorwärts zu gehen, nehmt jedes Stück Deutschland das sich freiwillig an das nationale Ganze anschließt: dieß ist die alte Hohenzollern'sche Politik gewesen bis auf den heutigen Tag." Der Bundeskanzler hingegen habe drittens erklärt: er nehme Baden nicht, denn er wolle ganz Süddeutschland und nicht einen einzelnen Staat vor dem andern.

Es muß eine starke Erregung gewesen seyn, die den Bundeskanzler bei diesen Vorwürfen ergriff. Er fiel dem Redner dreimal in's Wort. Beim ersten Punkte rief er „Nein", beim zweiten wieder „Nein", beim dritten „das ist

nicht richtig". Um dem Vorwurf des Verraths an der Hohenzollern'schen Politik zu begegnen, ergriff der gewaltige Minister nocheinmal das Wort. Er betonte, daß er ja mit den nationalliberalen Herren „ganz einig sei im Zweck", nur über die Mittel und Wege bestehe Meinungsverschiedenheit. Sodann gab er die bemerkenswerthe und im Munde eines so großen Staatsmannes fast komische Erklärung ab: er habe nicht gesagt, daß er das gesammte Süddeutschland entweder auf einmal oder gar nicht wolle, er habe nur ganz speciell von Baden gesprochen. „Ich schloß durchaus den Fall nicht aus, daß wir sehr wohl zu einzelnen Anschlüssen kommen könnten. Ich weiß z. B. nicht, ob, wenn heute dieselbe Bereitwilligkeit von Seite der bayerischen Regierung vorhanden wäre, ich den Fall nicht ganz anders beurtheilen würde." Bei dieser Stelle verzeichnet der stenographische Bericht eine „heitere" Stimmung im Saale; der Herr Graf ließ sich aber nicht abhalten, auch noch einen weitern Fall seiner diplomatischen Casuistik zu setzen: wenn nämlich Baden, Württemberg und Südhessen miteinander sich bereit zeigten in den Nordbund einzutreten, auch dann würde er sich die Sache überlegen.

Kurz, gerade den einzigen Staat, welcher einzeln zu haben wäre, gerade den will Graf Bismark nicht nehmen. Er ist voll des Lobes für Baden, nicht weniger als Lasker. Letzterer kann nicht genug die Verdienste rühmen, die sich Baden durch seine „allgemein deutsche Politik" erworben habe und insbesondere dadurch, daß es von Anfang an „den Gedanken an einen Südbund völlig unterdrückt und selbst den Anschein davon, das Gaukelspiel eines Südbundes, ein für allemal vereitelt habe." Er betont, daß die Gegnerschaft Badens auch im Jahre 1866 nur eine „scheinbare" und in Berlin selbst sehr wohl gewürdigte gewesen sei; darüber daß die preußische Politik es damals nichtsdestoweniger für nothwendig gehalten habe auch Baden eine Kriegscontribution aufzuerlegen, darüber weiß sich Herr Lasker nur mit der Annahme zu trösten, man habe es eben gethan, „um nicht

nachträglich einen Schatten auf Baden zu werfen, als ob es nur dem Scheine nach den Gegnern angehört habe."

Mit allem Dem war Graf Bismark vollkommen einverstanden. Er versicherte insbesondere, daß es im Jahre 1866 auch dem König von Preußen schwer gefallen sei, den treuen Freunden in Karlsruhe mit einer Contribution lästig zu werden. Aber es sei nun einmal nicht anders möglich gewesen. „Es durfte einmal in der Welt nicht die Meinung erweckt werden, daß ein Fürst, dessen Soldaten thatsächlich zu Felde standen und dort unter Umständen wirklich erschossen wurden, nicht mit vollem Ernste das, was er einmal hatte übernehmen müssen, auch ausführte . . . . Dem Verdachte, der ja von den Gegnern des großherzoglichen Hauses vielfach betont worden ist, durfte keine neue Nahrung gegeben werden." Jetzt — nach diesen hochdiplomatischen Aeußerungen des norddeutschen Bundeskanzlers — wird besagter Verdacht natürlich gar nicht mehr ausgesprochen werden können; Graf Bismark hat's zwar selbst gesagt, jedoch nur — um die Badischen Verdienste zu glorificiren.

Aber was ist denn der eigentliche Grund, warum man in Berlin hartnäckig darauf besteht den Eintritt Badens in den Nordbund nicht zu genehmigen und die rührende Hingebung der Badischen Regierung damit zu belohnen, daß man sie unaufhörlich wahre Tantalus-Qualen ausstehen läßt? Liegt der Grund vielleicht in der Rücksicht auf die europäischen Verhältnisse und auf den Weltfrieden? Die Aufnahme Badens in den Nordbund wäre der offene Bruch des Prager Friedens und eine schroffe Herausforderung gegen Frankreich und Oesterreich — das ist unläugbar. War also das der Grund? Was die Herren darüber denken, ist nun zwar eine andere Frage; gesagt aber haben sie alle, daß man sich um Frankreich und Oesterreich gar nicht zu bekümmern brauche, denn beide Mächte seien behindert und absorbirt von ihren innern Verwicklungen; und wären sie je noch in der Lage sich mit den Angelegenheiten fremder

maten zu beschäftigen, so sei ihnen in — Rom Stoff genug zu geboten. Graf Bismarck seinerseits sagte dergleichen illich nicht; aber er widersprach auch nicht. Er schwieg zu, er nahm den Prager Frieden gar nicht in den Mund, wnte aber um so energischer andere Gründe gegen den ntritt Badens in den Nordbund.

Diese sehr merkwürdigen Gründe liefen eigentlich insammt darauf hinaus, daß der Badische Anschluß nur den ni andern süddeutschen Staaten, insbesondere Bayern, ihrer selbstständigen Stellung zu Gute kommen würde. Es Erste meinte der Bundeskanzler: Baden sei, damit ich kurz ausdrücke, schon als stets bereites Werkzeug für t preußischen Zwecke und als Störenfried im Lager des dens immer noch nützlicher und förderlicher für die preusche Politik als im Lager des Nordens. Um seine Meinung r zu machen, gebrauchte der Graf ein sehr anziehendes d zwar ein von Bayern hergenommenes Beispiel, das eben rum für uns um so lehrreicher ist.

Er sagte: im Jahre 1866 wäre es ein Gedanke gesen, dessen Verwirklichung nicht viel im Wege gestanden the, wenn man aus den drei Franken einen besondern taat unter einem national-gesinnten Fürsten hätte bilden llen, um Altbayern auf sich zu reduciren. Aber was re die Folge davon gewesen? Antwort: daß der Ueberk von Bayern, wenn nicht auf immer, so doch auf hrhunderte für die deutsche Einheit verloren gewesen re. Ganz andere Hoffnungen dürfe man dagegen jetzt in ug auf Bayern hegen, als „wenn wir mit Bayern zu un hätten lediglich in der Zusammensetzung wie sie Altbern, Ober- und Niederbayern und Oberpfalz darstellt, d wenn die im bayerischen Lager uns befreundeten nationalnnten Stämme der Franken und der Schwaben, die dort nützlich wirken, abgetrennt wären von Bayern."

Selbstverständlich kommt es uns nicht darauf an, dem rddeutschen Bundeskanzler hier Illusionen vorzurechnen und

zu zeigen, daß auch die Stämme der Franken und Schwaben unter Umständen sich als weniger „nützlich" erweisen dürften. Das könnte sich sehr leicht zeigen, wenn in Bayern einmal eine völlig freie und durch den Druck von oben nicht beeinflußte Landtagswahl stattfinden würde. Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist es uns zu bemerken, wie begründet die Klage des Bundeskanzlers über Herrn Lasker und Genossen war, daß dieselben ihn so sehr zur Unzeit zum Reden gezwungen hätten. Denn das muß man sagen: so viel Macchiavellismus dürfte noch nie aus dem Munde eines hohen Diplomaten öffentlich entflossen seyn, wie es in der Berliner Reichstags-Sitzung vom 24. Februar geschah. Hören wir nun weiter!

Den zweiten Grund weßhalb der Bundeskanzler den Eintritt Badens für einen Schaden der „nationalen" Sache und für eine Förderung der süddeutschen Unabhängigkeits-Bestrebungen halten zu müssen erklärt — diesen zweiten Grund nimmt er von der militärischen Seite der Verhältnisse. Der Bericht über die fraglichen Aeußerungen des Herrn Grafen ist etwas unklar; aber soviel ist deutlich, daß er sagen wollte, wenn das darmartig längs des Südens hingestreckte Badener Land dem Nordbund einverleibt würde, dann würden die andern Südstaaten sich militärisch für gedeckt und soweit politisch gesichert erachten. „Gegen den Westen könnte der Bund dann zu Süddeutschland sagen: mit meinem Mantel vor dem Winde schütze ich dich; es wäre Bundesgebiet zwischen dem Süden und allen Unannehmlichkeiten, die dem Süden von Westen her kommen könnten; die Südstaaten außerhalb des Bundes hätten dann nur noch Eine ausländische Grenze, die mit Oesterreich, von dem sie auch nichts fürchten; es läge also eine Aufforderung zu angestrengten Militärleistungen für gemeinschaftliche Zwecke in dieser Configuration gerade nicht." Mit andern Worten: schon deshalb darf Baden nicht aufgenommen werden in den Nordbund, damit sich die anderen

Südstaaten nicht befreien können von dem zermalmenden Druck des Militarismus.

Der dritte und Hauptgrund gegen den Eintritt Badens ist aber für den Bundeskanzler ein „wirthschaftlicher". Die wirthschaftliche Freiheit Preußens — sagt er — könnte dann nur gewahrt werden auf Kosten Badens; das heißt: wenn Baden Bundesland wäre, so könnte der Zollverein nicht gekündet werden, ohne daß das langgestreckte Badener Land als Insel durch eine Zollgrenze eingeengt würde und wirthschaftlich zu Grunde ginge. In diesem Falle aber würde der Bundeskanzler fürchten, daß die nationale Bewegung selbst in Baden rückläufig werden könnte; jedenfalls aber würde Preußen die Daumschraube aus der Hand gegeben haben die noch immer bisher so glückliche Wirkung gethan hat, nämlich die Drohung mit der Auflösung des Zollvereins. „Einmal würde, wenn das Großherzogthum Baden heute Bundesgebiet würde, die Freiheit der Entschließung des Norddeutschen Bundes in Bezug auf die künftige Bildung des Zollvereins nicht mehr stattfinden, man würde wenigstens im Süden nicht mehr an sie glauben, man würde uns nicht für so hart halten, und es würde uns die Möglichkeit fehlen wahrscheinlich zu machen, daß wir etwa Südhessen aus dem Zollverein ausschließen und Baden darin behalten wollten; .... und wenn auch nur Württemberg und Bayern mit Baden in demselben Zollgebiete wären, so wäre es doch eine außerordentlich harte Zumuthung für Baden."

Unmittelbar vor dem Bundeskanzler hatte Herr von Blankenburg gesprochen, vor Zeiten ein hochgeachteter Stimmführer der Conservativen, jetzt unitarischer Annexionist vom reinsten Wasser, als welcher er denn auch die vollen Schalen seines Zorns über die Neuigkeiten „von der Isar" ergoß. Die Berichte über die bayerische Adreßdebatte hatte der edle Junker nicht gelesen; desto glaublicher schienen ihm die Angaben der national-liberalen Blätter, insbesondere daß „die Bestrebungen in München nicht bloß einen ministeriellen

Wechsel beabsichtigten sondern an einen höhern Ort gerichtet seien." Gerade die Lage der Dinge in Bayern schien dem Herrn von Blankenburg den Eintritt Badens in den Nordbund vollends unmöglich zu machen. „Wir müssen uns doch die Freiheit vorbehalten, daß, wenn der Sturm im Münchener Wasserglase noch immer so weiter tobt, wir dann alle Ursache haben werden den Zollverein zu kündigen. Nun frage ich Sie, wozu wollen Sie dieß Schwert gegen die Herren an der Isar aus der Hand geben, wenn Sie Baden jetzt schon aufnehmen; denn Sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß es möglich sei, Württemberg und Bayern aus dem Zollverein zu lassen und Baden allein darin zu behalten wie eine Insel?"

Obwohl nun der Bundeskanzler diesen Gesichtspunkt seines Vorredners wiederholt als den richtigen empfahl, so war der Eindruck doch nicht der erwünschte. Die Nationalliberalen sagen nämlich einfach: bis zum Jahre 1877 werden die Dinge jedenfalls so stehen, daß die Erneuerung des Zollvereins und die Ausdehnung des Nordbundes über ganz Süddeutschland identisch seyn wird. Das gab insbesondere Herr Miquel dem Bundeskanzler zur Antwort. „Wir", sagte er, „sind längst entschlossen, unsererseits nur mit denjenigen Staaten den Zollverein zu erneuern, welche bei dieser Gelegenheit in den norddeutschen Bund hineintreten. Wir stellen also die Frage gar nicht, wir sind überzeugt, daß die Entwicklung bis dahin soweit kommen wird, daß eine solche Erklärung dasselbe Resultat für den norddeutschen Bund haben wird, wie das Resultat im J. 1866 in Bezug auf die Reorganisation des Zollvereines vorhanden war."

Graf Bismarck hatte wohlweislich noch einen vierte[n] Grund geltend gemacht, der sich unmittelbar auf die bay[eri]schen Verhältnisse bezog. Er hatte nämlich vorstellig gem[acht,] der Eintritt Badens könnte bei uns in Bayern von neuem eine Vergewaltigung durch den Norden gedeutet und dadu[rch] dem bayerischen Selbstgefühl eine Handhabe geboten werd[en]

Die Entwicklung (zur Selbstmediatisirung) sei in Bayern und Württemberg doch in einem stetigen, mäßigen Fortschritt begriffen, so sagte der Herr Graf und er fragte, ob es denn nicht zu bedauern wäre, „wenn diese Bewegung durch die voreilige Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund auch nur um 5 Jahre oder etwa um eine bayerische Wahlperiode rückgängig würde?"

Schließlich verlegte sich der Bundeskanzler auf's Bitten. Man möge doch nicht schon wieder auf neue Etappen drängen, sondern einen Augenblick froh genießen, was bereits erreicht sei. Und ob denn das was man bereits habe, so wenig sei, ob denn nicht in den Jahren vor 1864 das als eine glänzende Errungenschaft erschienen wäre, was jetzt bereits an „nationaler Einigung" existire. „Ich kann dreist behaupten: übt nicht das Präsidium des Norddeutschen Bundes in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt, wie es im Besitze der deutschen Kaiser seit 500 Jahren nicht gewesen ist? Wo ist denn seit der Zeit der ersten Hohenstaufen, ein unbestrittener Oberbefehl im Kriege, eine unbestrittene Sicherheit der Gemeinschaft denselben Feind und denselben Freund im Kriege zu haben, in deutschen Landen vorhanden gewesen? Wo ist denn eine wirthschaftliche Einheit vorhanden gewesen an deren Spitze der deutsche Kaiser gestanden wäre? Der Name macht es nicht" *)!

Der Herr Bundeskanzler hat hierin recht: wenn auch die süddeutschen Staaten auf irgend einem Wege in den Nordbund hineingezwungen würden, so wäre dieses Reich doch immer nur ein Stück jenes Reiches das die alten deutschen Kaiser wenigstens unzertheilt beherrschten, und auch der neue deutsche Kaiser wäre wieder nur ein kleindeutscher. Somit kommt es

*) Hier folgt dann die vielbesprochene Stelle, worin Graf Bismark wiederholte: „Das Haupt des Nordbundes hat in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Kaiser Rothbart ein deutscher Kaiser nicht mehr gehabt hat" rc.

allerdings auch auf den Namen nicht an, der in der Debatte vom 24. Februar so oft gebraucht wurde, auf den Namen der „nationalen Einheit".

Herr Lasker zog indeß seinen Antrag zurück, nachdem „der Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte". Seitdem redet man von einer unversöhnlichen Spaltung zwischen dem Bundeskanzler und der national-liberalen Partei. Ob der Verdruß wirklich so ernsthaft gemeint ist, das muß die Zukunft lehren, deßgleichen ob die ministerielle Partei mit Recht so stolz auf die Gewißheit pocht, daß die neuen Wahlen eine Mehrheit von Mitgliedern in den Reichstag bringen werden, welche der „deutschen Politik" des Bundeskanzlers bedingungslos ihre Zustimmung ertheilen würden. Mit Sicherheit hat sich aus der Debatte nur so viel ergeben, daß für die berechtigte Selbstständigkeit des deutschen Südens die Eine Partei so viel werth ist wie die andere.

In seinem bekannten Cirkular vom 7. September 1867 hat Graf Bismark als schlagendsten Beweis, daß Preußen in keiner Weise auf die freie Entschließung der süddeutschen Staaten einen Druck auszuüben gedenke, die Thatsache angeführt: man habe in Berlin die Handhabe hiezu, welche in der Kündigung des Zollvereins gelegen wäre, also die bekannte Daumschraube, freiwillig aufgegeben. Wer die Reden des Bundeskanzlers vom 24. Februar aufmerksam liest, wird sofort bemerken, daß der Bundeskanzler jetzt das gerade Gegentheil sagt. Die national-liberale Partei will den Main jetzt gleich zwangsweise überschreiten, der Graf Bismark erst in sieben Jahren. Das ist der ganze Unterschied, und vielleicht läßt der Bundeskanzler auch noch einmal mit sich markten.

XXXIV.

Der große Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg.

II. Der Charakter des dreißigjährigen Kriegs.

Hier sollen vor allem jene Momente hervorgehoben werden, welche der modernen Ansicht entgegentreten, der dreißigjährige Krieg sei kein Religionskrieg gewesen. So viel kann man allerdings mit Adolf Menzel zugeben, daß die Soldsoldaten nicht für den Glauben kämpften; anders aber war es bei Maximilian I. und der Liga; anders war es auch bei den Tonangebern der Gegenpartei. Maximilian trat mit dem vollen Bewußtseyn in den Kampf ein, daß es sich um Schutz für die katholische Religion handle, und die Proceduren der Gegner zeigten ihm, daß er Recht habe.

Schon nach dem Fenstersturze in Prag (23. Mai 1618) hatte man dort die katholischen Landtagsmitglieder aus dem Sitzungssaale ausgewiesen, den Jesuitenorden als „eine vergiftete heuchlerische Sekte“ verbannt, die katholischen Beamten ihrer Stellen entsetzt und die Kirchengüter zur Vermehrung der Armee säkularisirt. Auch bei der Besprechung über die Vertheilung des habsburgischen Erbes, von welchem Friedrich V. von der Pfalz nebst Böhmen noch Ober- und Unter-Oesterreich und einen Theil von Ungarn bekommen sollte, war die Absicht vorhanden, daß Friedrich V. in allen er-

worbenen Staaten die katholische Religion vertilgen und die Lehre Calvins zur Landesreligion machen solle. Die Gründung eines deutsch=calvinischen Kaiserthums sollte das in Angriff genommene Werk krönen. Schon damals berichtete Maximilian nach Madrid, in Oesterreich verfolge die Revolution zwei Zwecke: Losreißung vom Hause Habsburg und Vernichtung des Katholicismus. In Deutschland, deutete er an, könnten durch die Umsturzpartei die katholische Religion, die Fürstbisthümer und Stifte verloren gehen. Auch an den Papst berichtete er einige Monate später, von den ligistischen Waffen hänge die Existenz der katholischen Religion ab. Das Verfahren Friedrichs V. in Prag nach seiner Krönung zum böhmischen Könige zeigte, daß die Besorgnisse des Herzogs begründet waren. Er ließ in Prag aus allen Kirchen die Altäre, Bilder und Kirchengeräthe entfernen, und in Olmütz vernichtete der Oberst v. Buchheim mit roher Gewalt alle Kirchen= und Klostereinrichtungen und ließ den Domherrn Sarkander unschuldigerweise todt martern. Von den entsprechenden Verfügungen des schon vor der Wahl Friedrichs V. versammelten Landtages der Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der beiden Lausize thut Dr. Schreiber keine Erwähnung. Wegen der Gefahren denen der Katholicismus ausgesetzt gewesen, wurde auch Maximilian nach dem Sieg am weißen Berge (8. November 1620) als der Schirmherr des Katholicismus in Deutschland gepriesen.

Auch nachher machte sich dieselbe Auffassung geltend. In Kulmbach fiel im J. 1621 die Aeußerung: „Wir hoffen, daß Ihr Herzog nicht immer das Glück auf seiner Seite haben wird; dann werden wir euch Papisten die Röcke kürzer machen.“ Maximilian machte darum auf die Kunde von dem Wunsche König Jakobs von England, einen Waffenstillstand für Friedrich V. von der Pfalz zu erwirken, mit Recht aufmerksam, man möge eine Politik einhalten welche zur Erhaltung der katholischen Religion diene.

Als sich der Krieg nach den Rheinlanden verpflanzte,

und immer mehr Kämpfer in denselben eintraten, zeigte sich die gleiche Tendenz. Herzog Christian von Braunschweig verjagte nach der Eroberung Paderborns (1622) die katholischen Beamten. Im Mai desselben Jahres schwuren die um den badischen Markgrafen Georg Friedrich versammelten Generale und Offiziere, „die Pfaffen und die papistischen Fürsten" so lange zu verfolgen, bis Pfalzgraf Friedrich die Kaiserkrone besitze. Im Frühlinge 1624 wurden Friedenswünsche laut, was den inzwischen mit der Kurwürde belehnten Maximilian von Bayern veranlaßte, eine Versammlung der Ligisten in Augsburg zu halten. Hier legte er den Bundesgenossen offen dar, es sei die Absicht mehrerer protestantischen Stände, „beim Reichshofrath und Kammergericht Gleichheit zwischen den Katholischen und Evangelischen durchzusetzen, um den Religionsfrieden nach ihrem Gefallen zu deklariren und zu extendiren und den Katholischen alle Mittel und Wege zu entziehen, wodurch sie ihre Religion, Stifter und wohl fundirten Rechte behaupten könnten. Aus den aufgefangenen Schriften zu Prag, Heidelberg und bei der letzten Niederlage des Halberstädters hat man gesehen, daß die Feinde sich seit vielen Jahren zum Ziel gesetzt haben, die katholische Religion auszurotten und ein calvinisches Regimente inzuführen." Auch die übrigen Ligisten waren derselben Ueberzeugung. Sie bezeichneten Tilly als den Helden, der für die Ehre Gottes und die katholische Religion so viele Schlachten mit Gottes Allmacht gewonnen habe.

Als es im J. 1625 dazu kam, daß auch der König von Dänemark in die Kriegsaktion eintrat, wurde zu Hamburg in allen protestantischen Kirchen gepredigt und gebetet, der Himmel möge die Waffen Christians segnen und alle papistischen Bluthunde verderben. Diesem Beispiele folgten die lutherischen Prediger in Niedersachsen. Pamphlete voll von Schmähungen und unbegründeten Klagen durchflogen ganz Norddeutschland, um die niedern Volksschichten gegen die Katholiken aufzuhetzen. Umgekehrt fehlte es nicht an

Wechsel beabsichtigten sondern an einen höhern Ort gerichtet seien." Gerade die Lage der Dinge in Bayern schien dem Herrn von Blankenburg den Eintritt Badens in den Nordbund vollends unmöglich zu machen. „Wir müssen uns doch die Freiheit vorbehalten, daß, wenn der Sturm im Münchener Wasserglase noch immer so weiter tobt, wir dann alle Ursache haben werden den Zollverein zu kündigen. Nun frage ich Sie, wozu wollen Sie dieß Schwert gegen die Herren an der Isar aus der Hand geben, wenn Sie Baden jetzt schon aufnehmen; denn Sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß es möglich sei, Württemberg und Bayern aus dem Zollverein zu lassen und Baden allein darin zu behalten wie eine Insel?"

Obwohl nun der Bundeskanzler diesen Gesichtspunkt seines Vorredners wiederholt als den richtigen empfahl, so war der Eindruck doch nicht der erwünschte. Die Nationalliberalen sagen nämlich einfach: bis zum Jahre 1877 werden die Dinge jedenfalls so stehen, daß die Erneuerung des Zollvereins und die Ausdehnung des Nordbundes über ganz Süddeutschland identisch seyn wird. Das gab insbesondere Herr Miquel dem Bundeskanzler zur Antwort. „Wir", sagte er, „sind längst entschlossen, unsererseits nur mit denjenigen Staaten den Zollverein zu erneuern, welche bei dieser Gelegenheit in den norddeutschen Bund hineintreten. Wir stellen also die Frage gar nicht, wir sind überzeugt, daß die Entwicklung bis dahin soweit kommen wird, daß eine solche Erklärung dasselbe Resultat für den norddeutschen Bund haben wird, wie das Resultat im J. 1866 in Bezug auf die Reorganisation des Zollvereines vorhanden war."

Graf Bismark hatte wohlweislich noch einen vierten Grund geltend gemacht, der sich unmittelbar auf die bayerischen Verhältnisse bezog. Er hatte nämlich vorstellig gemacht, der Eintritt Badens könnte bei uns in Bayern von neuem als eine Vergewaltigung durch den Norden gedeutet und dadurch dem bayerischen Selbstgefühl eine Handhabe geboten werden.

Die Entwicklung (zur Selbstmediatisirung) sei in Bayern und Württemberg doch in einem stetigen, mäßigen Fortschritt begriffen, so sagte der Herr Graf und er fragte, ob es denn nicht zu bedauern wäre, „wenn diese Bewegung durch die voreilige Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund auch nur um 5 Jahre oder etwa um eine bayerische Wahlperiode rückgängig würde?"

Schließlich verlegte sich der Bundeskanzler auf's Bitten. Man möge doch nicht schon wieder auf neue Etappen drängen, sondern einen Augenblick froh genießen, was bereits erreicht sei. Und ob denn das was man bereits habe, so wenig sei, ob denn nicht in den Jahren vor 1864 das als eine glänzende Errungenschaft erschienen wäre, was jetzt bereits an „nationaler Einigung" existire. „Ich kann dreist behaupten: übt nicht das Präsidium des Norddeutschen Bundes in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt, wie es im Besitze der deutschen Kaiser seit 500 Jahren nicht gewesen ist? Wo ist denn seit der Zeit der ersten Hohenstaufen, ein unbestrittener Oberbefehl im Kriege, eine unbestrittene Sicherheit der Gemeinschaft denselben Feind und denselben Freund im Kriege zu haben, in deutschen Landen vorhanden gewesen? Wo ist denn eine wirthschaftliche Einheit vorhanden gewesen an deren Spitze der deutsche Kaiser gestanden wäre? Der Name macht es nicht" *)!

Der Herr Bundeskanzler hat hierin recht: wenn auch die süddeutschen Staaten auf irgend einem Wege in den Nordbund hineingezwungen würden, so wäre dieses Reich doch immer nur ein Stück jenes Reiches das die alten deutschen Kaiser wenigstens unzertheilt beherrschten, und auch der neue deutsche Kaiser wäre wieder nur ein kleindeutscher. Somit kommt es

*) Hier folgt dann die vielbesprochene Stelle, worin Graf Bismark wiederholte: „Das Haupt des Nordbundes hat in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Kaiser Rothbart ein deutscher Kaiser nicht mehr gehabt hat" 2c.

allerdings auch auf den Namen nicht an, der in der Debatte vom 24. Februar so oft gebraucht wurde, auf den Namen der „nationalen Einheit".

Herr Lasker zog indeß seinen Antrag zurück, nachdem „der Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte". Seitdem redet man von einer unversöhnlichen Spaltung zwischen dem Bundeskanzler und der national-liberalen Partei. Ob der Verdruß wirklich so ernsthaft gemeint ist, das muß die Zukunft lehren, deßgleichen ob die ministerielle Partei mit Recht so stolz auf die Gewißheit pocht, daß die neuen Wahlen eine Mehrheit von Mitgliedern in den Reichstag bringen werden, welche der „deutschen Politik" des Bundeskanzlers bedingungslos ihre Zustimmung ertheilen würden. Mit Sicherheit hat sich aus der Debatte nur so viel ergeben, daß für die berechtigte Selbstständigkeit des deutschen Südens die Eine Partei so viel werth ist wie die andere.

In seinem bekannten Cirkular vom 7. September 1867 hat Graf Bismark als schlagendsten Beweis, daß Preußen in keiner Weise auf die freie Entschließung der süddeutschen Staaten einen Druck auszuüben gedenke, die Thatsache angeführt: man habe in Berlin die Handhabe hiezu, welche in der Kündigung des Zollvereins gelegen wäre, also die bekannte Daumschraube, freiwillig aufgegeben. Wer die Reden des Bundeskanzlers vom 24. Februar aufmerksam liest, wird sofort bemerken, daß der Bundeskanzler jetzt das gerade Gegentheil sagt. Die national-liberale Partei will den Main jetzt gleich zwangsweise überschreiten, der Graf Bismark erst in sieben Jahren. Das ist der ganze Unterschied, und vielleicht läßt der Bundeskanzler auch noch einmal mit sich markten.

XXXIV.

Der große Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg.

II. Der Charakter des dreißigjährigen Kriegs.

Hier sollen vor allem jene Momente hervorgehoben werden, welche der modernen Ansicht entgegentreten, der dreißigjährige Krieg sei kein Religionskrieg gewesen. So viel kann man allerdings mit Adolf Menzel zugeben, daß die Soldsoldaten nicht für den Glauben kämpften; anders aber war es bei Maximilian I. und der Liga; anders war es auch bei den Tonangebern der Gegenpartei. Maximilian trat mit dem vollen Bewußtseyn in den Kampf ein, daß es sich um Schutz für die katholische Religion handle, und die Proceduren der Gegner zeigten ihm, daß er Recht habe.

Schon nach dem Fenstersturze in Prag (23. Mai 1618) hatte man dort die katholischen Landtagsmitglieder aus dem Sitzungssaale ausgewiesen, den Jesuitenorden als „eine vergiftete heuchlerische Sekte" verbannt, die katholischen Beamten ihrer Stellen entsetzt und die Kirchengüter zur Vermehrung der Armee säkularisirt. Auch bei der Besprechung über die Vertheilung des habsburgischen Erbes, von welchem Friedrich V. von der Pfalz nebst Böhmen noch Ober- und Unter-Oesterreich und einen Theil von Ungarn bekommen sollte, war die Absicht vorhanden, daß Friedrich V. in allen er-

worbenen Staaten die katholische Religion vertilgen und die Lehre Calvins zur Landesreligion machen solle. Die Gründung eines deutsch=calvinischen Kaiserthums sollte das in Angriff genommene Werk krönen. Schon damals berichtete Maximilian nach Madrid, in Oesterreich verfolge die Revolution zwei Zwecke: Losreißung vom Hause Habsburg und Vernichtung des Katholicismus. In Deutschland, deutete er an, könnten durch die Umsturzpartei die katholische Religion, die Fürstbisthümer und Stifte verloren gehen. Auch an den Papst berichtete er einige Monate später, von den ligistischen Waffen hänge die Existenz der katholischen Religion ab. Das Verfahren Friedrichs V. in Prag nach seiner Krönung zum böhmischen Könige zeigte, daß die Besorgnisse des Herzogs begründet waren. Er ließ in Prag aus allen Kirchen die Altäre, Bilder und Kirchengeräthe entfernen, und in Olmütz vernichtete der Oberst v. Buchheim mit roher Gewalt alle Kirchen= und Klostereinrichtungen und ließ den Domherrn Sarkander unschuldigerweise todt markern. Von den entsprechenden Verfügungen des schon vor der Wahl Friedrichs V. versammelten Landtages der Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der beiden Lausitze thut Dr. Schreiber keine Erwähnung. Wegen der Gefahren denen der Katholicismus ausgesetzt gewesen, wurde auch Maximilian nach dem Sieg am weißen Berge (8. November 1620) als der Schirmherr des Katholicismus in Deutschland gepriesen.

Auch nachher machte sich dieselbe Auffassung geltend. In Kulmbach fiel im J. 1621 die Aeußerung: „Wir hoffen, daß Ihr Herzog nicht immer das Glück auf seiner Seite haben wird; dann werden wir euch Papisten die Röcke kürzer machen.“ Maximilian machte darum auf die Kunde von dem Wunsche König Jakobs von England, einen Waffenstillstand für Friedrich V. von der Pfalz zu erwirken, mit Recht aufmerksam, man möge eine Politik einhalten welche zur Erhaltung der katholischen Religion diene.

Als sich der Krieg nach den Rheinlanden verpflanzte,

mer mehr Kämpfer in denselben eintraten, zeigte sich iche Tendenz. Herzog Christian von Braunschweig nach der Eroberung Paderborns (1622) die katho- Beamten. Im Mai desselben Jahres schwuren die badischen Markgrafen Georg Friedrich versammelten le und Offiziere, „die Pfaffen und die papistischen" so lange zu verfolgen, bis Pfalzgraf Friedrich die rone besitze. Im Frühlinge 1624 wurden Friedens- e laut, was den inzwischen mit der Kurwürde be- Maximilian von Bayern veranlaßte, eine Versamm- er Ligisten in Augsburg zu halten. Hier legte er den genossen offen dar, es sei die Absicht mehrerer prote- hen Stände, „beim Reichshofrath und Kammergericht eit zwischen den Katholischen und Evangelischen durch- , um den Religionsfrieden nach ihrem Gefallen zu en und zu extendiren und den Katholischen alle Mittel ege zu entziehen, wodurch sie ihre Religion, Stifter ohl fundirten Rechte behaupten könnten. Aus den ngenen Schriften zu Prag, Heidelberg und bei der Niederlage des Halberstädters hat man gesehen, daß nde sich seit vielen Jahren zum Ziel gesetzt haben, die sche Religion auszurotten und ein calvinisches Regi- nzuführen." Auch die übrigen Ligisten waren derselben eugung. Sie bezeichneten Tilly als den Helden, der Ehre Gottes und die katholische Religion so viele hten mit Gottes Allmacht gewonnen habe.

ls es im J. 1625 dazu kam, daß auch der König änemark in die Kriegsaktion eintrat, wurde zu Ham- n allen protestantischen Kirchen gepredigt und gebetet, immel möge die Waffen Christians segnen und alle schen Bluthunde verderben. Diesem Beispiele folgten therischen Prediger in Niedersachsen. Pamphlete voll Schmähungen und unbegründeten Klagen durchflogen Norddeutschland, um die niedern Volksschichten gegen atholiken aufzuhetzen. Umgekehrt fehlte es nicht an

Männern welche von Waldstein, als er seine Heeresmassen über Deutschland ausbreitete, die Wiederherstellung des Katholicismus erwarteten.

Als die ligistischen Fürsten sich darüber beriethen, wie der Gewaltthätigkeit Waldsteins ein Ziel zu setzen wäre, und die protestantischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Ausrüstung einer gemeinsamen Armee anregten, hob Maximilian das Bedenkliche das in diesem Plane für die katholische Religion liege, hervor. Die Protestanten, meinte er, würden die frei gewordenen Bisthümer und Stifte wieder an sich reißen. Deßgleichen säumte er nicht, als die Einmischung der Schweden drohte, aufmerksam zu machen, daß Gustav Adolf „der Messias der deutschen Protestanten“ sei. Die Summe von 21,500,000 fl., welche er bereis auf Kriegszwecke verwendet hatte, bezeichnete er kurz darauf, bei einer Versammlung der Ligisten zu Heidelberg im Februar 1629, als Auslagen für die Sache des katholischen Glaubens und des Reichsoberhauptes. Im Hinblick auf Gustav Adolf ermahnte Tilly noch im Herbste 1629, Maximilian möge Vorkehrungen treffen, wie das deutsche Vaterland und wie die katholische Religion gegen innere und äußere Gegner geschützt werden könne. Als gegen Ende desselben Jahres die Ligisten in Mergentheim zu einer Berathung versammelt waren, erschien der Abt Anton von Kremsmünster als kaiserlicher Gesandter und erinnerte, die protestantischen Reichsstände stünden mit den zahllosen Feinden Deutschlands in Verbindung und gingen damit um, den Katholicismus zu vertilgen und die Reichsverfassung umzustoßen. Bald darauf drangen die Holländer in deutsches Gebiet ein und rückten bis nach Cleve vor (1630). Eines ihrer ersten Geschäfte war die Absetzung der katholischen Beamten in den Städten welche sie in ihre Gewalt brachten, und Einführung des calvinischen Cultus. Um dieselbe Zeit hielten mehrere Hansestädte unter Theilnahme sächsischer und pommern'scher Vertreter eine Versammlung zu Lübeck und beschlossen die in Folge des Resti-

utionsedikts verlornen Kirchengüter wieder zu erobern. Zugleich wurden in allen Hansestädten die Jesuiten verjagt, und jedem Katholiken wurde unter Strafe von zehn Reichsthalern der Besuch eines katholischen Gottesdienstes verboten.

Die Landung Gustav Adolfs in Deutschland verschärfte die confessionellen Gegensätze noch mehr, indem ihn die deutschen Protestanten als den Helden begrüßten, der sie von dem Restitutionsedikte und der habsburgischen Herrschaft befreien werde. „Eine gewaltige Kluft zwischen den beiden Religionsparteien war in Deutschland angebahnt. Während die Ligisten ihre Fahne mit dem kaiserlichen Adler vereinigten, richteten die Protestanten ihr Auge mit großer Zuversicht auf Gustav Adolf“ *). Darum wies auch der bayerische Hofrath Graf Wolf Dietrich von Törring bei einer Ligisten-Versammlung zu Regensburg darauf hin, die geistlichen Besitzungen, welche man seit vielen Jahren zurückerobert habe, seien mit abermaligem Verluste bedroht, selbst die katholische Religion stehe in Gefahr. Die Protestanten nenneten Gustav Adolf den unerschütterlichen Vertheidiger des Lutherthums; der König werde sich zum Richter des Restitutionsedikts aufwerfen, dasselbe vernichten und einen neuen Religionsfrieden diktiren.

Die von dem Kurfürsten von Sachsen im Februar 1631 zu Leipzig versammelten Fürsten und Städte bestätigten die Richtigkeit dieser Auffassung. Johann Georg sprach hier von der Pflicht für jeden Protestanten, die höchsten Güter zu vertheidigen, von der Hülfe welche der König von Schweden, „der Schirmherr des Lutherthums“, leisten werde; die

*) S. 480. Es darf hier angemerkt werden, daß der Verrath Deutschlands an das Ausland ebenso von den Protestanten ausging, wie der Verrath der lothringischen Bisthümer an Frankreich im vorhergehenden Jahrhunderte von dem protestantischen Kurfürsten Moriz von Sachsen.

meisten Mitglieder der Versammlung erklärten, die Protestanten und ihr Glaube seien in ihrer Existenz bedroht. Zuletzt wurde ein Bund unter dem Vorsitz des Kurfürsten von Sachsen geschlossen, mit auswärtigen Mächten in Unterhandlung getreten und festgesetzt, die Bundesarmee solle, wenn das Restitutionsedikt nicht aufgehoben werde, mit den Schweden vereinigt und der Angriffskrieg gegen den Kaiser und die Liga eröffnet werden. Die protestantischen Offiziere welche in der kaiserlichen Armee dienten, wurden abgerufen, um sie in die protestantischen Heerhaufen einzureihen.

Ganz dieselbe Auffassung, nur in entgegengesetzter Richtung, machte sich bei den in Dinkelsbühl versammelten Ligisten geltend. Es genügt hiefür einige Worte aus der Rede anzuführen, welche der Kanzler des Hochmeisters des deutschen Ordens an die Versammlung hielt. „Vor allem, sagte er, ist die Religion in Schutz zu nehmen und bis zum Tode zu vertheidigen; es wird hier kein Ligist zugegen seyn, der nicht bereit wäre für seinen Glauben zu sterben. Ein Jeder nehme sich ein Beispiel an dem Kurfürsten von Bayern, der stets mit klugem Auge für unsere Religion auf der Warte steht, über das katholische Kirchengut wacht und die größten Geldopfer reicht, ohne das Mindeste für sich und sein Land zu gewinnen."

Gustav Adolf trug das Seinige bei, dem Kriege einen religiösen Charakter zu erhalten, was auch im Uebrigen seine politischen Ansichten seyn mochten. Als Magdeburg (1631) gefallen war, suchte er in Flugschriften den Glauben zu verbreiten, die Magdeburger seien als Martyrer für die Lehre Luthers gestorben. Dazu fügte er die Verläumdung, die Ligisten hätten sich in den jüngsten Versammlungen in Dinkelsbühl verschworen, alle geistlichen Güter mit Waffengewalt zu erobern und den Protestantismus in Deutschland auszurotten. Er bewirkte dadurch, daß er auf's neue als Verkämpfer des lutherischen Glaubens und der Freiheit gepriesen wurde. Die Hansestädte nahmen unter die Aufgaben

ihres damals mit dem Großfürsten von Moskau, den Türken und Schweden geschlossenen Bündnisses auch die auf, die katholische Religion zu vernichten; und die protestantischen Kurfürsten steuerten nach der Schlacht bei Breitenfeld ebenso auf ein lutherisches Kaiserthum los, wie einst Friedrich V. auf ein calvinisches. Gustav Adolf, welcher damals erklärte, er habe das Schwert nur gezogen um den deutschen Protestanten ihren Glauben und ihr gutes Recht zu retten, war ihr Abgott. Er war es der in Frankfurt bereits den Plan entwarf, das römische Kaiserthum in ein lutherisches umzuwandeln, weßhalb die katholischen Dynastien in Bayern und Oesterreich zunächst verjagt und die rheinischen Pfalzgrafen wieder eingesetzt werden sollten. Daß die Sache nicht zur Ausführung kam, war nicht seine Schuld.

Maximilian I. konnte, als er sein Land von den Schweden überfallen sah, mit Recht sagen: „Ich hoff, Gott wird mir's wieder ersetzen, weilen mir alles ex odio religionis et justitiae widerfahrt." Gustav Adolf selber bestätigte diese Auffassung des Kurfürsten, da er mit dem katholischen Bayern keinen Friedensvertrag eingehen wollte, um nicht die Idee eines protestantischen Kaiserthums zu vereiteln. Auch bei der letzten Schlacht die er schlug, bei Lützen, ermuthigte er die deutschen Söldner noch ebenso wie er bei Breitenfeld gethan hatte, für Religion und Freiheit zu kämpfen.

Nach dem Tode Gustav Adolfs wurde der religiöse Charakter des Krieges ebenso wenig verläugnet, obwohl der stärkere Einfluß Frankreichs die politische Seite mehr in den Vordergrund schieben konnte. Auf der Versammlung zu Heilbronn, welche am 15. März 1633 unter Oxenstjerna eröffnet wurde, betonte dieser, es müsse erwirkt werden, daß die Majorität im Kurfürsten-Collegium auf Seite der Protestanten gebracht werde. Im Sommer 1633 traten die protestantischen Verbündeten in Frankfurt zusammen, um wegen Abschlusses eines Friedens zu unterhandeln. Auch hier trat die religiöse Seite wieder stark hervor. Kein katholischer

Regent dürfe, so wurde ausgesprochen, seinen Unterthanen den Uebertritt zum Protestantismus verbieten. Den Lutheranern in Oesterreich sei Amnestie und freie Religionsübung, den Böhmen unumschränkte Königswahl einzuräumen. Die Kapuziner und zuvörderst die Jesuiten sollten als Urheber aller Uebel Deutschland verlassen.

Faktisch ging Herzog Bernhard von Weimar zur Vernichtung des Katholicismus vor, als er sich am 16. Nov. 1633 Regensburgs bemächtigt hatte. Er vertrieb die Mönche und die meisten Weltgeistlichen und verwandelte den katholischen Dom in ein protestantisches Gotteshaus. Selbst bei den verrätherischen Vorgängen im Lager Waldsteins wurde die Religion in's Spiel gezogen. Graf Terzka erwartete von dem künftigen Könige von Böhmen Religionsfreiheit, also Wiederherstellung des Protestantismus in Böhmen. Und als kurz nach der Ermordung Waldsteins die schwedische Partei in Frankfurt Berathungen hielt, fand es der französische Gesandte angemessen, durch Berührung der Religionsfrage das Kriegsfeuer von neuem anzublasen. Er erklärte, die Freiheit der deutschen Protestanten sei in hohem Grade bedroht, sein König rechne es sich zur Ehre an, den Protestanten ihre Freiheit gerettet zu haben.

Selbst bei dem gewöhnlichen Volke machte sich der religiöse Gegensatz noch in einer Zeit bemerkbar, in welcher die langen Leiden des Krieges, wie man hätte erwarten sollen, Jedermann im Verlangen nach dem Frieden hätten einigen mögen. Als die Oesterreicher Regensburg im Juli 1634 den Schweden entrissen, wurden sie nur von den Katholiken der Stadt mit Freuden begrüßt; die Protestanten verschlossen sich grollend in ihre Wohnungen, obwohl ihnen ungestörte Ausübung ihrer Confession zugestanden war.

Der Krieg nahm nach der Schlacht von Nördlingen (1634) einen immer wilderen Charakter an, und dennoch verlor sich der confessionelle Charakter nicht ganz. Als die Schweden den Sieg bei Wittstock (1636) errangen, schlug

[illegible] wie ein Blitz in die Gemüther der Protestanten; die [illegible] gelobte Treue gegen das Reichsoberhaupt war abermals erschüttert. Dagegen war der Katholicismus noch immer ein Band welches die Treue gegen den Kaiser erhielt. Die katholischen Einwohner Breisachs wollten im Dezember 1638 nichts von einer Uebergabe ihrer Stadt an Bernhard von Weimar wissen; eine Wittwe übergab noch ihr letztes Getreide zur Verpflegung der Besatzung mit der Erklärung, sie wolle lieber ihre Kinder und ihr eigenes Fleisch essen, als daß die Festung den lutherischen Feinden überliefert werde. Umgekehrt war der Protestantismus noch immer ein Faktor, mit dem man auf der andern Seite rechnete. Bernhard von Weimar hegte, als er sich am Rhein ein Fürstenthum gründen wollte, die Absicht alle protestantischen Reichsstände vom Kaiser zu sich herüberzuziehen; in allen eroberten Städten machte er (1639) die Lehre Luthers gewaltsam zur Staatsreligion. Darum kann auch Dr. Schreiber den Ausspruch thun: „Bernhard's Tod war für den Protestantismus Deutschlands ein schwerer Schlag, für den Katholicismus ein großer Sieg. Das überlegene Feldherrntalent hätte den Herzog noch zu weiteren Siegen geführt und ihn zum mächtigen Oberhaupte der Protestanten erhoben. In Elsaß, Lothringen und Franken wäre der katholische Glaube ausgerottet worden.“ Dieser protestantische Fürst hatte dabei den Nationalsinn so sehr verloren, daß er bei seinem Tode seine Eroberungen den Franzosen in die Hände spielte, während der katholische Kurfürst von Bayern das Anerbieten Richelieu's, ihm ganz Vorderösterreich zu überlassen, wenn er sich vom Kaiser trenne, mit Entschiedenheit zurückwies.

Bald darauf begannen die langwierigen Friedensverhandlungen. Daß hiebei die Religionsverhältnisse wieder eine Hauptrolle spielten, ist bekannt. Weniger bekannt sind die einsichtsvollen Rathschläge, welche Maximilian von Bayern auf dem Deputationscongresse in Frankfurt (1643) zu Gunsten

der katholischen Religion gab. Er schärfte seinen Bevollmächtigten ein, es sei für die Katholiken nichts von größerer Wichtigkeit, als wenn die Kurfürsten allein die Friedensunterhandlungen in die Hand nähmen, nicht alle Reichsstände sich daran betheiligten, da unter ihnen die Katholiken die Mehrzahl bildeten. Da er hiemit nicht durchdrang, sich ihm aber die Ueberzeugung aufdrängte, daß die Lutheraner und Calvinisten, wenn die Friedenspräliminarien in einer allgemeinen Reichsversammlung berathen würden, ihre Religionsbeschwerden wieder vorbringen und mit Unterstützung durch die fremden Mächte sie zum größten Nachtheile der katholischen Kirche erledigen würden, ließ er den Antrag stellen, die confessionellen Beschwerden von den allgemeinen Friedensverhandlungen zu trennen und sie erst sechs Monate nach dem Friedensschlusse durch einen Ausschuß der katholischen und protestantischen Stände in gleicher Zahl zu erledigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Resultat für die Katholiken ein besseres geworden wäre, wenn dieser Vorschlag zur Durchführung gekommen wäre.

Wenigstens bei den Lenkern des Krieges, möchte man meinen, sei damals der religiöse Gegensatz völlig in den Hintergrund getreten; es war aber nicht so. Noch 1643 erklärte der eifrige Lutheraner Torstensson den Magyaren: „Dieser Krieg concernirt allein Gottes Ehr und Wort und aller evangelischen Christen Libertät, welche von der römischen Babel hoch bedrangt ist.“ Staunen muß man aber bei dieser Sachlage über das Benehmen des österreichischen Friedens-Abgeordneten Trautmannstorf, der zu Osnabrück in einer Privataudienz einer protestantischen Deputation erklärte: wenn die Evangelischen und Calvinisten an den Kaiser nicht zu hohe Forderungen stellten, so werde man die „Pfaffen“ davonjagen, wogegen Oxenstjerna bald darauf (1646) ungescheut aussprach, Schweden werde erst dann die Waffen niederlegen, wenn in Deutschland alle katholischen Reichsstände ausgerottet seien. — Maximilian I. war es, welcher

bei den Friedensverhandlungen mit besonderm Nachdrucke für die katholische Sache eintrat.

So zieht sich der confessionelle Charakter durch die ganze Dauer des Krieges durch. Es handelte sich bei den Katholiken um Erhaltung der alten Religion und um Wiedergewinnung des seit dem Augsburger Religionsfrieden Verlornen, bei den Protestanten um Erhaltung des Gewonnenen, Erweiterung des Besitzes, Vernichtung des Katholicismus. Die Ansicht, der dreißigjährige Krieg sei lediglich ein politischer, kein Religionskrieg gewesen, kann nach den von Dr. Schreiber gewonnenen Resultaten, wie Referent glaubt, nicht wohl festgehalten werden.

III. Kurfürst Maximilian und die Führung des Kriegs.

Daß sich der Krieg so lange hinzog und so verheerende Wirkungen zur Folge hatte, daran war nicht wenig die Zaghaftigkeit und Knauserei der unter Maximilian von Bayern vereinigten Ligirten schuld. Schon als es sich nach vollständiger Wiederherstellung der Liga darum handelte, der Union gegenüber, von welcher Friedrich V. Hülfe zur Behauptung Böhmens verlangte, Streitmittel in's Feld zu stellen, zeigte sich Unlust, die kurz vorher zu Würzburg (November 1619) vereinbarten Contingente aufzubringen. Der Bischof von Würzburg und Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, wollten nichts thun, und die rheinischen Kurfürsten ließen sich durch die Drohungen der Holländer einschüchtern. Als es sich nach der Prager Schlacht darum handelte, den Krieg gegen Mansfeld und andere Freibeuter fortzusetzen, und Maximilian die Ligisten auf den 10. Februar 1621 nach Augsburg berief, mußte er durch seine Commissäre erklären lassen, er habe zu seinem höchsten Erstaunen die Wahrnehmung machen müssen, daß die rheinischen Mitglieder und der Erzbischof von Salzburg mit den vertragsmäßigen Beiträgen zurückhielten. Und obwohl weiter bemerkt wurde,

es sei doch vernünftiger, das letzte Opfer für Religion und Freiheit zu bringen, als von einem fremden Eroberer unterjocht zu werden und an ihn alles zu verlieren, ließen sich die Rheinländer dennoch zu Beisteuern, wie sie eine Vermehrung des Heeres kostete, nicht herbei. Erst als der Herzog drohte sie im Stiche zu lassen, wenn der Krieg an den Rhein gespielt werde, ließen sich die rheinländischen Ligisten herbei, in die Ausrüstung einer Armee von 15,000 Mann zu willigen, aber mit dem Beisatze, die Kosten würden sie erst in unbestimmter Zeit entrichten. Bis zum Sommer 1621 entzifferten die Ausstände 646,000 fl.; Maximilian selbst hatte bereits 2,400,000 fl. vorgeschossen; der Armee schuldete man eine Million Sold. Die Folge war, daß Mansfeld in der Oberpfalz nicht überwältigt werden konnte. Maximilian erklärte von seinem Lager zu Straubing aus: „Wenn nicht in kürzester Zeit die Ausstände bezahlt werden, so werde ich die Armee entlassen und mein oberstes Bundesamt zurückgeben.“ Alles was er erhielt, war ein Vorschuß des Bischofs von Würzburg im Betrage von 64,000 Dukaten. Und selbst als Mansfeld im Herbste 1621 bereits gegen die Rheinländer vorrückte, verweigerten die rheinischen Ligisten noch ihre Bundesbeiträge. Nach den Siegen Tilly's bei Wimpfen und Höchst 1622 hielten die Bundesglieder wieder mit ihren Zahlungen zurück, in der Meinung, es sei schon alles gewonnen. „Diese finanziellen Verhältnisse des Bundes, bemerkt Schreiber (S. 280), waren von den nachtheiligsten Wirkungen und vereitelten besonders in späteren Jahren die trefflichsten Entwürfe des Feldherrn.“

Im J. 1623 begann der niedersächsische Kreis seine Rüstungen gegen die Liga, deren Mitglieder auf dem Reichstage zu Regensburg, wo Maximilian am 25. Februar die Kurwürde erhielt, große Versprechungen gemacht hatten. Aber mit der Zahlung stockte es wieder. Vom Januar bis Mai entrichteten die Ligisten nicht einmal den Sold eines Monats. Maximilian richtete ein sehr ernstes Rundschreiben an sie, in

welchem er erinnerte, wie das deutsche Vaterland und namentlich die katholischen Kurfürsten und Stände in großer Gefahr schwebten, von den nichtbezahlten Soldaten Meuterei zu besorgen sei. „Wenn die Glieder der Liga, erklärte er, für die heilige gemeinsame Sache nichts mehr leisten wollten, so sei er genöthigt, für seine Lande und Unterthanen allein zu sorgen.“ Auch diese Sprache wirkte so wenig, daß sich Maximilian entschloß, von dem Papste Urban VIII. ein Breve zu erbitten, welches den deutschen Episcopat verpflichtete, den zehnten Theil seines Einkommens zu Kriegszwecken an das Oberhaupt der Liga abzugeben. Die Knauserei dauerte dennoch fort und mag wohl, als Waldstein im Herbste 1625 im nördlichen Deutschland erschien, dazu beigetragen haben, daß Manche aus Tilly's Lager zu Waldstein desertirten. Trotzdem blieben die Bitten Tilly's um Proviant bei den benachbarten Ligisten erfolglos. Auch an der nöthigen Mannschaft fehlte es. Tilly schrieb darum, etwa im Mai 1626, nach München: „Wenn ich nicht bald Succurs erhalte, so muß ich mit Schand und Spott in die katholischen Bundesländer zurückgehen.“

Mit Beginn des nächsten Jahres sollte der Krieg gegen Christian von Dänemark, der nach der Niederlage bei Lutter am Barenberge wieder neue Streitkräfte gesammelt hatte, erneuert werden. Aber ein Winterfeldzug war unmöglich; denn Tilly hatte seine Regimenter in kleinen Abtheilungen weithin verlegt, um sie vom Hungertode zu retten. Die Kriegs-Kasse war leer, da die Bundesglieder mit ihren Quoten im Rückstand blieben. Bis Ende 1628 steuerten die sämmtlichen Ligisten außer Bayern nur 4,623,000 fl., während Maximilian I. allein 21½ Millionen zu den Kriegskosten beigetragen hatte.

Auch im nächsten Jahre wurde bei einer Versammlung in Mergentheim die Klage wieder laut, daß viele Bundesglieder mit ihren Zahlungen im Rückstande seien. Die Soldaten seien in eine so erbärmliche Lage versetzt, daß der

Obergeneral, wenn er nicht an Geld und Proviant eifrigst unterstützt werde, genöthigt sei, sie vom Norden abzuführen und die eroberten Bisthümer den Schweden und Holländern zu überlassen. Diese Klage erscholl zu Ende des Jahres 1629, also fast am Vorabende des Einbruches der Schweden in Deutschland. Und auch als die Schweden in Deutschland standen und Tilly oberster Feldherr über die gesammten Streitkräfte war, blieben die rheinischen und fränkischen Ligisten noch mit ihren Quoten im Rückstande, für Tilly um so schlimmer, als ihm dadurch die Möglichkeit entzogen war seinen ausgehungerten Soldaten Mundvorrath zu verschaffen.

Nach der Abdankung Waldstein's bekam Tilly, der nun auch die österreichische Armee zu commandiren hatte, noch die Sorge für deren Verpflegung hinzu. Hier trat nun kurz vor der Schlacht bei Breitenfeld (Möckern nach Dr. Schreiber) der Umstand ein, daß der Feldmarschall Graf v. Tieffenbach den Befehl Tilly's nicht ausführen konnte, nach Brandenburg zu ziehen und die von den Schweden besetzten Festungen anzugreifen, weil er vom Wiener Hofe zur Ausrüstung nicht die geringste Unterstützung erhielt. Als es kurz darauf wirklich zur Schlacht kam, zeigten sich die Oesterreicher, welche die Mehrzahl seines Heeres bildeten, wegen schlechter Verpflegung sehr unzuverläßig und demoralisirt.

Aber auch bei den Ligisten war der Opfersinn nicht zu finden, welchen die neue Lage der Dinge gebot. Schon war es nahe daran, daß Gustav Adolf auch die Länder der südlichen Ligisten in seine Gewalt brachte. Maximilian hielt darum im März 1632 nochmal eine Zusammenkunft in Mindelheim und ermahnte zu großen Opfern, aber nur mit Mühe konnte er durchsetzen, daß man sich entschloß, der schwäbische Kreis solle 12,000 Mann auf zwei Monate ausrüsten und unterhalten. Und selbst da enthielten sich noch zwei Mitglieder der Versammlung von der Abstimmung. Auch später trug Mangel an Opfergeist das Seinige noch

zur Verlängerung des Krieges bei. Als zu Regensburg (1640/41) über die Mittel berathen wurde, den Krieg zu Ende zu bringen, schlug der kaiserliche Hofkriegsrathpräsident Graf v. Schlick vor, man solle die Armee auf 80,000 Mann bringen, drang aber mit seinem Vorschlage nicht durch. Und doch wäre dieß das beste Mittel gewesen den angegebenen Zweck zu erreichen, da die welfischen und kasselschen Abgeordneten angewiesen waren sich mit dem Kaiser auszusöhnen wenn dessen Armee einen entscheidenden Schlag führe. Als ferner Torstensson in Deutschland stand, und Ferdinand III. zu Anfang des Jahres 1644 eine neue Kriegssteuer verlangte, erwiderten die meisten Abgeordneten im Fürstenrathe „mit endlosen Lamentationen über Verarmung der Unterthanen; andere wollten sich durch Mangel an Instruktion losschrauben; die Gesandten von Würzburg, Constanz, Braunschweig und fast sämmtliche Prälaten verweigerten jede Steuer" (S. 822). Der brandenburgische Gesandte erklärte, Friedrich Wilhelm könne dem Kaiser keine Steuer leisten. Des Brandenburgers heimtückisches Treiben hätte hier etwas mehr hervorgehoben werden sollen, um klarer in's Licht zu stellen, worin der „große Kurfürst" groß gewesen ist. Nur durch Maximilian's Nachdruck kam wenigstens Einiges zu Stande.

Sehr übel sah es namentlich bei den Oesterreichern aus. Als im Februar 1648 der letzte Feldzug des Krieges begann, fand der bayerische General Gronsfeldt die bei Hammelburg stehende Armee in einem so elenden Zustande, daß er an Maximilian schrieb: „Ich kann nit vorbei, gehorsamst zu berichten, daß ich eine solche rechte Confusion getroffen, daß ich mich nit allein zum höchsten darüber verwundert sondern vom Herzen darüber erschreckt hab. Man hat zu dem hochwichtigen nöthigen Werk nit allein keinen Anfang gemacht sondern gar die Feder nit einmal ansetzen wollen; ob man's auch gekünnt, ist mir's unbewußt." In der Standliste waren 30,000 Mann verzeichnet; in Wirklichkeit betrug deren Zahl nur 15,000, unter denen viele ihren Obersten erklärten, sie

würden nicht fechten; denn es scheine, man wolle sie allmählig durch Hunger „crepiren" lassen. Die Bewaffnung war sehr mangelhaft; die Mehrzahl der Musketiere besaß unbrauchbare Gewehre. Die Reiterei war über die Hälfte aus ungeübten Rekruten zusammengesetzt, die weder fechten gelernt noch einen Feind gesehen hatten. Mehrere Abtheilungen rissen aus und liefen nach Franken, Bayern, der Oberpfalz und nach Böhmen, wo sie von Raub und Mord lebten. Auch an tüchtigen Führern war Mangel. Mit der Verpflegung sah es ebenfalls schlimm genug aus. Eben von dem erwähnten letzten Feldzuge erzählt Dr. Schreiber noch: „Der Wiener Hofkriegsrath vernachlässigte die Verpflegung fast gänzlich, und betrügerische Unterschleife zwischen den Heerführern und Unterhändlern waren gewöhnlich. Den hungernden Soldaten entging der schändliche Betrug nicht, und eine allgemeine Meuterei konnte jeden Tag das ganze Heer auflösen, welches sich ohnedieß an keine Mannszucht mehr hielt" (S. 939 f.).

Das war seit langem der wahre Stand der Dinge. Hätte gleich nach der Schlacht am weißen Berge ein kräftiges Zusammenwirken der katholischen Kräfte mit entsprechendem Opfersinne stattgefunden, so wäre unserm Deutschland namenloses Elend erspart worden. Die Raubzüge Mansfelds und Christians hätten geendet wie sieben Jahrzehnte früher die Händel Grumbachs. Mangel an Einigkeit und Verständniß verschuldeten das nachherige Elend zum großen Theile.

Dazu kamen noch Mängel, die nicht in persönlichen Fehlern, sondern in den Einrichtungen der Zeit ihren Grund hatten. Die Einrichtung des damaligen Militärwesens und die hiedurch bedingte Art der Kriegführung trug viel zur Verlängerung des Krieges bei. „Eine besondere Eigenthümlichkeit der Strategie im dreißigjährigen Kriege, erzählt Schreiber (S. 225 f.), ist die Art der Basirung der Operationen und die Verpflegungsweise der operirenden Heeresabtheilungen. Die verhältnißmäßig kleinen Armeen fanden ihre

ſis theils in ſich ſelbſt, theils in den Städten welchen ſie
chzogen, und wo ſie ſich verpflegen konnten. Indem die
meen ihre Operationsbaſis gleichſam mit ſich führten,
ſchwand das was man Operationslinie zu nennen pflegt;
ırch entſtanden während des dreißigjährigen Krieges jene
ıderbaren Hin- und Hermärſche der Truppenabtheilungen,
lche ſcheinbar keinen ſtrategiſchen Zuſammenhang hatten
d der Kriegführung einen verwirrten Charakter gaben.
as die Verpflegung betraf, ſo wurde ſie meiſt aus den
ädten bezogen, in deren Nähe die betreffende Armeeab-
ilung lagerte. Da aber auch die Hülfsmittel einer größeren
tadt beſchränkt und bald erſchöpft waren, ſo konnten die
erführer nie längere Zeit an einem und demſelben Orte
weilen, ſondern mußten einen ſogenannten Bewegungs-
eg führen, welcher die operirende Armee immer wieder mit
uen Gegenden und Städten in Berührung brachte. Nicht
ten waren für den Feldherrn die Verpflegungsrückſichten
r einzige Beſtimmungsgrund zu ſeiner Operation. Sehr
t entſchied eine gute oder ſchlechte Verpflegung die Schlacht
iſchen den Söldnerarmeen, bei denen das Kriegsweſen ein
unſthandwerk und eine Nahrungsquelle geworden war. Die
ldner, ohne allen patriotiſchen und nationalen Sinn, ließen
h von dem Führer anwerben, unter dem ſie die meiſten
tädte zu erobern und die größte Beute zu machen hofften."

Dazu kam noch, daß man ſich bei einem Siege gewöhn-
h damit begnügte, irgend einen gewonnenen Punkt zu be-
upten. So ſchon nach der Schlacht am weißen Berge. „Es war
ı folgenſchwerer Fehler der damaligen Strategie, daß ſich
Maximilian mit der Einnahme Prags zufrieden gab und ſeine
rmee verminderte. Wäre er von der Hauptſtadt mit der ganzen
acht gegen Pilſen gezogen und hätte die letzten Trümmer der
hmiſchen Truppen an der Beraun und die unioniſtiſchen Ab-
eilungen in der Rheinpfalz durch raſche Schläge vernichtet,
hätte er den Krieg abſchließen können. Allein im ganzen
eißigjährigen Krieg begnügte ſich der Sieger mit der Be-

hauptung der Position, anstatt den Feind mit concentrirten Streitkräften zu vernichten; denselben strategischen Fehler sehen wir noch im folgenden Jahrhunderte in der Kriegführung Friedrichs II. von Preußen" (S. 232).

Als Tilly nach den Siegen bei Wimpfen und Höchst gegen Heidelberg gezogen war, schrieb er (1622) über die Mißstände des Verpflegungswesens an Maximilian: „Ich kann nicht umhin, Eurer fürstlichen Durchlaucht die unaussprechliche Noth der ganzen Soldateska unterthänigst zu Gemüth zu führen. Es ist unmöglich, daß sich ein Soldat zu Fuß oder zu Pferd noch ferners fortbringen kann, da er nichts als das trockene Brod hat, und dieses erhält er oft sehr spat und schimmelicht. Daher auch die arme Soldateska von Tag zu Tag augenscheinlich abnimmt, da die Soldaten der großen Noth und Hungers halber theils davonlaufen, theils sich so weit um Proviant entfernen, daß sie vom Feind gefangen genommen werden." Aehnlich ging es, als Tilly am 6. August 1623 bei Stadtloo den Herzog Christian von Braunschweig besiegt hatte, und sich Mansfeld in Ostfriesland gegen einen ähnlichen Schlag sicher zu stellen suchte. Tilly konnte ihm nicht nachrücken; denn die ligistischen Soldaten hatten in dem weiten öden Lande schon seit zwölf Tagen kein Brod mehr erhalten; die Mehrzahl war durch den Genuß unreifen Obstes erkrankt.

Das Verpflegungswesen mußte um so schlimmer werden, je mehr Deutschland in Folge des lange dauernden Krieges verwüstet wurde. War es ja so weit gekommen, „daß die Soldaten in ihren leeren Quartieren von dem Fleisch gefallener Pferde und von Eicheln sich nährten oder nach hunderten zum Feinde übergingen, um den peinlichen Hunger zu stillen. Es ereignete sich nicht selten, daß sie wegen eines Stück Brodes einander erschossen. Kam Getreide im Lager an, so mußten es die Obersten beim Ausmarsch wegen Mangel an Transportpferden verkaufen; den Erlös vertheilten sie an die Soldaten, für sich behielten sie den Löwen-

theil. Bei schlechter Verpflegung war in keinem Regiment annszucht zu halten“ (S. 722).

Eine der schlimmsten Erscheinungen, diejenige welche es uptsächlich ermöglichte, daß die Fremden so lange Krieg ›rend auf deutschem Boden verweilen konnten, war der Ver= t des Nationalgefühles, jene stumpfsinnige Gleichgültigkeit t der deutsche Krieger bei fremden Heerführern in Dienst ten. Das ist übrigens ohnehin bekannt, und nur dazu sei hier erwähnt, um zu zeigen, wie vortheilhaft die Fran= en von den Deutschen sich unterschieden. Als dieselben bei ttlingen eine Niederlage erlitten, und Maximilian von yern den Gefangenen Eintritt in seine Armee anbot, nten die französischen Offiziere diesen Eintritt insgesammt ; sie wollten eher in der Gefangenschaft sterben, als gegen e Landsleute kämpfen.

Zu diesen mehr allgemeinen Ursachen der Verlängerung Krieges müssen noch solche hinzugerechnet werden, welche einzelnen Persönlichkeiten gelegen waren, in Persönlich= ten die durch ihr Eingreifen dem Kriege einen andern rlauf geben konnten. Hier muß vor allem auf einen ann aufmerksam gemacht werden, über welchen Schreiber reiches Material beibringt; ich meine Waldstein. Der rfasser hat durch dieses Material Hurter wesentlich er= nzt; des beschränkten Raumes wegen können wir hier nur rauf verweisen.

Nach dem Tode Waldstein's war Gallas das Hinderniß er erfolgreichen Kriegführung. Früher hat man gemeint, ıglück oder Ungeschick sei es gewesen, woraus die Mißer= ge dieses Generals hervorgingen. Dr. Schreiber urtheilt Besprechung der kriegerischen Bewegungen am Rhein im 1635 anders. „Gallas, sagt er (S. 676), war nicht ne strategische Begabung, aber von eigensinnigem Hoch= ıth; er hatte sich mit verstecktem Widerwillen dem Ober= nmando des jungen Königs Ferdinand untergeordnet; um weniger war er geneigt, unter dem Herzoge von Lothringen

zu dienen. Deßhalb vergeudete er absichtlich die günstige Zei mit Eroberung von Saarbrück und anderer bedeutungsloser Städte. König Ludwig XIII. gewann Zeit dem Herzog Bernhard mit 12,000 Mann aus Paris zu Hülfe zu eilen. „Wenn Karl (von Lothringen) in ihn drang eine Schlacht zu wagen, entgegnete er, daß zuvor Graf Piccolomini aus den Niederlanden eintreffen müsse.“ Der Charakter des Generals wirkte auch noch sonst nachtheilig. „Feldmarschall Graf von Hatzfeld trieb sich in der Rheinpfalz herum, um nicht mit dem ihm verhaßten Grafen Gallas in Berührung zu kommen“ (S. 678). Uebrigens dürfte der Vorwurf welcher wegen Vergeudung der Zeit durch unnütze Belagerungen auf Gallas geschleudert wird, ungerechtfertigt seyn. Es lag das, wie Dr. Schreiber selbst an mehreren Orten zeigt, in der eben geschilderten Kriegführung der damaligen Zeit.

Dagegen kann dem Kurfürsten von Bayern trotz seiner vielen Verdienste um die gute Sache, trotz seines thatkräftigen Eingreifens in die Kriegsereignisse der Vorwurf nicht erspart werden, daß eine gewisse ich möchte sagen übertriebene Aengstlichkeit, mit der er sich innerhalb des Gebietes der Defensive hielt, auch das Ihrige zur Verlängerung des Krieges beigetragen habe. So lehnte er schon nach der Schlacht am weißen Berge die Exekution, die ihm der Kaiser in dem rheinischen Stammlande des Pfalzgrafen Friedrich V. gab, ab. Ferner wollte er sich durchaus nicht herbeilassen etwas gegen Holland zu thun, obwohl Tilly schon 1623 sein Gutachten dahin abgab, man solle die Waffen nach Holland tragen; denn dort sei der Herd wo stets das Kriegsfeuer gegen Deutschland angefacht werde. Noch im nämlichen Jahre floh Christian von Braunschweig, von Tilly besiegt, über die holländische Grenze. Tilly fragte, ob er gegen Mansfeld in die Offensive übergehen dürfe, erhielt aber den Befehl, die holländische Grenze nicht zu verletzen. „Laßt euch, schrieb Maximilian an Tilly, nit in das Wesen der Spanier und Generalstaaten einflechten, auf daß man die Holländer ni

zu einem beharrlichen Feind mache und die Lande meines geliebten Bruders, des Kurfürsten von Köln, und anderer nächstgelegener Bundesmitglieder in ewigen Krieg versetze. Wannen man sich einmal mit den Staaten zu weit eingelassen hat, so ist es schwer, wieder aus denselben herauszukommen."

Noch im gleichen Jahre mahnte Tilly, man müsse gegen die Holländer offensiv verfahren, wenn man zum Frieden gelangen wolle; denn diese suchten die Grafschaften Emden und Oldenburg, sowie die Mündungen der Weser und Elbe in ihre Gewalt zu bringen. Maximilian I. ließ sich auch jetzt nicht zu einem Angriff auf Holland bewegen „aus allerhand erheblichen Motiven und Considerationen." Im Jahre 1629 kam, nachdem schon zwei Jahre früher ein Einmarsch Tilly's in Holland von Wien aus verlangt worden war, die Sache wieder zur Besprechung. Spanien stellte an die Ligisten das Ansinnen, ihre Armee in Holland eindringen zu lassen. Auch dießmal wurde ablehnend geantwortet. „Wer kann dem Bunde zumuthen, erklärte der bayerische Commissär bei der Versammlung der Ligisten zu Heidelberg, daß er gegen Holland die Neutralität breche und sich in einen europäischen Krieg stürze?"

Maximilian war bei diesem Verfahren allerdings nicht von schlechtem Willen geleitet; aber in Abrede läßt sich nicht stellen, daß der Krieg eher hätte geendigt werden mögen, wenn er eine andere Politik eingehalten hätte. Freilich konnte er nicht ahnen, daß die Dauer des Krieges sich so sehr hinausdehnen würde, wie wirklich geschah, und daß derselbe über Deutschland ein Elend bringen werde, das einzig in der Geschichte dasteht.

Nur wenige Jahre waren dem großen Kurfürsten noch gegönnt für seine rastlosen Bemühungen, die tödtlichen Wunden zu heilen die der Krieg seinem Lande geschlagen. Als er starb (27. Sept. 1651), da leuchteten auf den umflorten Altären die Worte: „Maximilian I., Begründer des bayerischen Staats und Retter der katholischen Religion."

Von dem Buche des Herrn Dr. Schreiber aber wollen wir nicht scheiden, ohne dem Verfasser unsere Anerkennung für die Mühe auszudrücken, mit welcher er sein reiches Material gesammelt, sowie für den Fleiß, mit dem er dieses Material geordnet hat. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, Dr. Schreiber habe sich durch das in Rede stehende Werk ein wirkliches Verdienst um die Geschichtswissenschaft erworben.

Wenn wir aber diese Anerkennung aussprechen, so können wir andererseits nicht umhin auf einige Mängel aufmerksam zu machen. Vor allem hätte es nicht geschadet, wenn das absolutistische Streben Maximilians I., so wohlgemeint und zeitgeistmäßig eine solche Politik auch gewesen seyn mag, mit einigen Worten mißbilligt worden wäre. Dem gegenüber ist nicht zu verkennen, daß die Voreingenommenheit für den allerdings vortrefflichen Kurfürsten von Bayern etwas zu viel Schatten auf Oesterreich fallen läßt. Speciell müssen wir es als Unrichtigkeit bezeichnen, wenn es S. 897 heißt, Ferdinand III. habe das ganze Elsaß an Frankreich abgetreten. Ferner wünschten wir die in den Noten gegebene Datumsangabe öfters im Contexte selbst, um den chronologischen Faden stets mit Sicherheit verfolgen zu können. Endlich können wir nicht umhin den lebhaften Wunsch auszusprechen, Herr Dr. Schreiber möge bei einer künftigen Arbeit die ziemlich häufigen stylistischen oder grammatikalischen Unebenheiten und Flüchtigkeiten, welche in dem vorliegenden Werke vorkommen, vermeiden.

Außer den vorstehenden Einwendungen macht M. Ritter in Nr. 5 des Bonner Theologischen Literaturblattes von 1869 noch auf einige Fehler aufmerksam, wozu ein paar Bemerkungen an diesem Orte nicht überflüssig seyn dürften. Wenn der Behauptung Schreiber's, daß bei den damaligen Streitigkeiten die Protestanten, vornehmlich die Calvinisten, der angreifende Theil gewesen seien, die Angaben gegenüber gestellt werden: die Protestanten hätten den Katholiken die Ver-

letzung der Ferdinandischen Deklaration vorzuwerfen gehabt, ferner: die Katholiken hätten sich zu der Theorie bekannt, daß die Staatsgewalt nur Ein Bekenntniß, die Protestanten, daß sie die öffentliche Ausübung nur Eines Bekenntnisses dulden solle, so müssen wir uns da eigenthümliche Gedanken machen. Als im J. 1576 zu Regensburg von der Ferdinandischen Erklärung die Rede war, wurde nicht bloß die Rechtsgültigkeit dieser Erklärung bestritten, sondern es wurde auch die Echtheit derselben geläugnet. Die katholischen Stände erklärten, sie hätten „von solcher Deklaration kein Wissen gehabt; ja wüßten sich auch nicht zu erinnern, daß solcher hochwichtiger Punkt und Vorbehalt im J. 1555 mit ihnen jemals im Räth, wie herkömmlich, traktirt, beschlossen und referirt worden, da doch etliche Stände, die derzeit bei der Regierung gewesen, auch noch viel Räth und Botschaften, so demselben Augsburgischen Reichstage beigewohnet, im Leben, und aller Verlaufenheit sich sonsten wohl erinnerten."

Was sodann die oben erwähnte beiderseitige Theorie anbelangt, so finden wir sie praktisch vielfach nicht angewendet. Auch können wir nicht als wahr anerkennen, was Herr Ritter über die Donauwörther Sache mit den Worten ausdrückt: „Der Herzog wollte in einer unbedeutenden Sache den Kampf gegen die Protestanten gleichsam eröffnen, im Kampfe aber seine Kräfte kennen lernen und der katholischen Partei sich als Führer legitimiren." Die anfängliche Ablehnung Maximilians I. spricht nicht hiefür. Wollen wir auf Weiteres auch nicht mehr eingehen und selbst darin Herrn Ritter beistimmen, daß Dr. Schreiber etwas langsamer hätte arbeiten und da und dort noch Einiges zum besseren Sachverständnisse hätte beifügen dürfen, so können wir doch das Gesammturtheil Ritter's nicht billigen. Wir unsererseits fordern von einer Recension, daß sie dem Anerkennenswerthen um so mehr wirkliche Anerkennung gewährt, je schärfer sie Rügenswerthes rügt. G.

XXXV.

Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg.

II. (Schluß.)

Am schlagendsten widerlegt Hüffer seinen Gegner im fünften Capitel, welches über die dritte Theilung Polens handelt und wohl als das bedeutendste Capitel seines Buchs anzusehen ist. Alfred von Vivenot, welcher mit größter Uneigennützigkeit und im Gegensatze zu Herrn von Sybel dem Verfasser — der ihm in seinem Buche nicht weniger als letzterem entgegengetreten — aus seiner umfangreichen Urkundensammlung wichtige Mittheilungen gemacht hatte, setzte ihn dadurch in den Stand, nach Thugut's Depeschenwechsel mit Cobenzl über die Verhandlungen, aus welchen die Convention und die geheime Deklaration vom 3. Januar 1795 hervorgingen, genaueste Auskunft zu geben. Weit eher bei Herrn von Vivenot, sagt Hüffer S. 28, als bei Herrn von Sybel hätte ein Gefühl persönlicher Gereiztheit sich erklären lassen. „Herr von Vivenot hat in der edelsten Weise sich gerächt, indem er die Aushängebogen seines neuen Werks mit zuvorkommender Freundlichkeit mir zugesendet und mich dadurch in den Stand gesetzt hat, sie auf den folgenden Seiten zu meinem großen Vortheile noch zu benutzen. Auch die schärfste Kritik wird nicht in Abrede stellen, daß Herr von Vivenot durch

iese wichtige Urkundensammlung *) sich ein entschiedenes Ver-
ienst um die Wissenschaft erworben hat; und wenn die
lehrten-Geschichte nur zu häufig von Neid, Rachsucht und
leich unedlen Leidenschaften berichten muß, so wird man um
lieber von einem erfreulichen Zuge des Gegentheiles
enntniß nehmen."

Was nun die berührten Angelegenheiten betrifft, so geht
Sybel in seiner Darstellung von Oesterreichs Verhältniß
Rußland im Jahre 1794 davon aus, daß Thugut als
acheiferer Joseph's II. schon seit dem Winter 1793 die
läne zur Theilung der Türkei befördert habe. „Eben die
rientalische Frage, citirt Hüffer, habe den Rüstungen für
lgien ein neues Hinderniß entgegengestellt, oder, wie Herr
Sybel sich ausdrückt, „„ein neues Bleigewicht an die Füße
r 70,000 Marschbereiten gehangen."" Mir war nicht un-
ahrscheinlich, daß Thugut bei günstiger Gelegenheit recht
rn eine türkische Provinz sich angeeignet hätte; aber sollte
gerade im Jahre 1794, während die Hauptkräfte der
onarchie gegen die Franzosen beschäftigt waren, auch noch
len Krieg im Osten gegen die Türken herbeigewünscht
ben, einen Krieg bei welchem Oesterreich nicht unbetheiligt

---

*) Thugut, Clerfayt und Wurmser. Originaldokumente aus dem k. k. Haus- und Staatsarchiv mit einer historischen Einleitung, herausgegeben von Alfred von Vivenot. Wien bei Braumüller 1869, CXXXI und 633 Seiten in 8. Das Werk ist eine überaus wichtige Ergänzung zu der Correspondance de Napoléon I. und zu Miliutin's russischer Quellengeschichte jener Zeit. Vivenot's Urkunden-sammlung liefert einen neuen Beweis dafür, daß die Eröffnung der Akten und damit die echte Kenntniß der vaterländischen Geschichte auch ein politischer Gewinn ist. Ueber die Liberalität welche gegenwärtig unter Herrn von Arneth's Leitung in der Wiener Archivverwaltung vorherrscht, schreibt selbst Herr von Sybel: „Arneth hat die Schätze des Wiener Archivs der Forschung in der breitesten Weise zugänglich gemacht; ich kenne zur Zeit kein Archiv in Europa, durch dessen Einrichtungen das Wiener Archiv in dieser Hinsicht übertroffen würde." Historische Zeitschrift 1870, S. 68.

bleiben, und doch nach den Umständen einzig Rußland die entscheidende Stimme führen konnte? Weiter meint Herr v. Sybel: der österreichische Minister, immer begierig nach einer polnischen Erwerbung, habe die Nachricht von dem Aufstande mit lebhafter Freude begrüßt und in Petersburg wie für die Pläne gegen die Türkei, so auch für die gänzliche Theilung Polens bei der ersten Gelegenheit sich ausgesprochen. Daß es dieser Erörterung an Beispielen von Thugut's „„colossaler Verstellung und Lügenhaftigkeit““ nicht fehlt, braucht nicht bemerkt zu werden. Thugut äußert zwar gegen seinen „„gläubigen Freund Eden““ wiederholt sein Mißvergnügen über die russischen Kriegsgelüste, und ein anderer könnte solchen Aeußerungen vielleicht einigen Werth beilegen: aber Herr v. Sybel weiß aus den ihm eigenen Quellen, daß Thugut unter allen Betheuerungen nur jene Pläne gegen die Türkei versteckte, „„welche durch die Traktaten vom 3. Januar 1795 ihre weltgeschichtliche Signatur empfingen.““ Jedermann muß hier bewundern, wie Herr v. Sybel seine Feinde einzuklemmen und alle Auswege ihnen abzuschneiden weiß. Hätte Thugut dem englischen Gesandten gegenüber für den Türkenkrieg sich ausgesprochen, so könnte er ihn der fieberhaften Lüsternheit nach fremdem Gut bezichtigen; betheuert Thugut das Gegentheil, so kann er ihn als colossalen Lügner und Versteller fangen. Kurz, der österreichische Minister mag sagen und betheuern was er will, Herr v. Sybel wird immer wie der Patriarch von Jerusalem antworten können: Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“

„Immer“, schreibt er (S. 96) „höre ich aber Thugut's Verehrer bereits urgiren, immer hat er doch ganz ausdrücklich gesagt, daß ihm die türkischen Händel unangenehm seien.“ „Und Brutus sagt's“, setzt Herr v. Sybel hinzu, „und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.“ „Freilich sagt er dem englischen Gesandten auch am 31. März, daß ihn die Nachricht vom Ausbruche des polnischen Aufstandes unangenehm

und meldet dann am 10. April nach Petersburg
nde über das Ereigniß, die damit bevorstehende dritte
, die Ausdehnung Oesterreichs." „Und Brutus
nd Brutus ist ein ehrenwerther Mann", wiederholt
Sybel mit der schon erprobten Vorliebe für geist-
d classische Wendungen.
r alle classischen Wendungen und alle Phantasien
's, daß Thugut den polnischen Aufstand gern ge-
nd seine Freude darüber den Russen kundgegeben
erden gründlichst zerstört durch eine Depesche Thu-
Cobenzl vom 10. April 1794, welche Häffer zum
vollständig mittheilt. Gleich der Anfang lautet
: „Die Unruhen in Polen sind ein unangenehmes
(un événement très fâcheux); es muß die ganze
amkeit des Kaisers auf sich ziehen." Der weitere
ist nur die Ausführung dieser Worte; sie scheinen
Versicherungen, die polnischen Händel seien ihm un-
n, nicht zu widersprechen. Weiter ist Rede von den
ln die man gegen den Aufstand und dann in Bezug
n ergreifen könnte. „Der Kaiser", schreibt Thugut,
Regung der Eifersucht, des Mißtrauens unzugänglich;
sich um die Interessen der Kaiserin von Rußland
er hat mit Freuden dem Bundesvertrag zwischen dem
rger Hofe und Polen zugestimmt, welcher Rußland
er den entscheidendsten Einfluß auf die Republik zu-
Der Kaiser wünscht nicht, daß in Polen
etwas an der Lage der Dinge verändert
wie sie in Folge der letzten Verträge sich gebildet
n dieser Voraussetzung wird er keinen territo-
Anspruch zum Nachtheil der Republik erheben, und
die Forderung beschränken, daß die zwischen beiden
fen verabredete Uebereinkunft in Bezug auf das Be-
echt in einigen zu befestigenden Plätzen für die Sicher-
r galizischen Grenzen zur Ausführung komme." „Nicht
heißt es in einer besondern Beilage für Cobenzl,

„können wir auf der unumgänglichen Nothwendigkeit bestehen, die französischen Angelegenheiten zu Ende zu bringen, ehe man an einen Krieg mit der Türkei denkt. Ein Bruch mit der Pforte, der diesem Zeitpunkte voranginge, würde unvermeidlich das größte Unglück hervorrufen, während, wenn die jetzige Krise vorüber, und die beiden kaiserlichen Höfe über Alles was ihre Interessen angeht, sich geeinigt haben, nichts die Ausführung der Entwürfe hindern könnte, welche die Kaiserin gegen das türkische Reich sich vorgesetzt hat."

Herr von Sybel hatte die geheime Deklaration, besonders wegen der darin berührten Pläne gegen die Türkei und Bayern als das wichtigste Ereigniß in Thugut's Ministerium, als den eigentlichen Prüfstein seiner Politik und als den entscheidenden Wendepunkt bezeichnet, der die Geschicke Europa's in ganz neue Bahnen der Revolution und des allgemeinen Umsturzes gebracht habe. Hüffer's urkundliche Darstellung der Dinge zeigt nun, wie übertrieben diese Ansicht ist. Schon Vivenot weist in seinem erwähnten Werk über Thugut, Clerfayt und Wurmser (S. LVIII) auf die Thatsache hin, daß Cobenzl die Uebereinkunft vom 3. Januar ohne Vorwissen Thugut's mit Ueberschreitung seiner Vollmachten und sub spe rati unterzeichnete, und wenn auch Thugut (vergl. Hüffer S. 127) keineswegs dem Vertrage ganz fremd war, so hatte er doch gerade an denjenigen beiden Punkten, auf welche Sybel das hauptsächlichste, beinahe ausschließliche Gewicht legt, nämlich an den Bestimmungen über die Türkei und den Zusagen über Bayern keinen Theil. Der Plan gegen die Türkei d. h. die Erneuerung der Uebereinkunft (vergl. S. 115) zwischen Joseph II. und Katharina II. vom J. 1781 war nämlich unmittelbar dem Kopfe der Kaiserin entsprungen, und was die Absichten auf Bayern betrifft, so rührten diese damals nicht von Thugut, sondern von Cobenzl her. „In den Instruktionen vom 27. Februar, vom 13. und 29. November wird Bayern gar nicht erwähnt.

ugl war es, der lediglich aus eigenem Antriebe den
ren Entwurf noch einmal wieder in Erinnerung brachte,
hugut erschien die Erwähnung des Tausches in der
ionsurkunde zum Vertrage vom 23. Januar 1793 als
Einzige, wogegen er ein Bedenken nicht unterdrücken
e. Man hat darin nicht wie Vivenot einen Beweis für
ut's ausgezeichnete Redlichkeit zu finden; denn die Er-
ung des Tausches in der Accessionsurkunde ist ihm nur
lb unangenehm, weil dieß Aktenstück zur Kenntniß des
ischen Hofes gelangen konnte; aber die ganze Aeußerung
in der That, daß der Plan auf Bayern wenigstens zur
des Vertrages und gerade unter Thugut's Ministerium
geben war, und damit verschwindet wieder ein Haupt-
, den österreichischen Minister in den achten Kreis des
no zu versetzen" (S. 128).

In welche Widersprüche sich Sybel verstrickt, und wie
nem Gegner allerlei Behauptungen, die dieser niemals
sprochen, in den Mund legt, kann man bei Hüffer des
ren nachlesen, der sein Capitel mit den Worten schließt:
aber ist die Leidenschaft meines Gegners der sichere
is, daß er sich eben hier im innersten Kern getroffen
und wenn etwas mich an die Abfassung meines Buchs
Vergnügen denken läßt, so ist es das Gefühl, in jenes
be von Irrthum und Sophismen einen Riß gemacht zu
, den die Hände des Herrn von Sybel nicht wieder
zen werden."

Was übrigens Thugut anbelangt, so hebt Hüffer, weit
nt sich zu dessen unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen,
rholt hervor, daß derselbe für das deutsche Interesse im
gar keinen Sinn gezeigt, daß ihm, um Preußens
teile zu mindern, kein Zugeständniß an Rußland zu
r gewesen. „Von allem das Bezeichnendste ist die bei-
naive Unbefangenheit, mit welcher der österreichische
ster sich berechtigt glaubt, nach den Gewaltthaten der
andern Mächte nun auch seine Hände, wohin er

wolle, auszustrecken, um das Idol der Zeit, das angeblich höchste Recht des Gleichgewichts wieder herzustellen. Ueberhaupt habe ich von Schriften Thugut's noch nichts gelesen, das einen weniger günstigen Eindruck machte, als die Depeschen nach Petersburg. Auf der einen Seite die beinahe unterthänige Deferenz vor der Weisheit und Macht der russischen Kaiserin, auf der anderen das unablässige Bemühen, Preußen herabzusetzen, anzuklagen und zu verdächtigen. Man kann zugeben, daß der Beistand des russischen Hofes nicht zu entbehren, daß die Abneigung gegen Preußen nicht unbegründet war, aber sie hätte nicht leicht widerwärtigere Formen annehmen können. Sonderbar! Dieser Mann der sich gewöhnlich, und selbst in Augenblicken höchster Gefahr, so ruhig und gemäßigt, mit so viel Würde und Feinheit auszudrücken wußte, verfällt, sobald er gegen Preußen schreibt, in eine breite weitschweifige Heftigkeit, die zuweilen eine noch stärkere Bezeichnung verdiente. Man sieht vor Augen, wie die Leidenschaft ihn überwältigt" (S. 129).

In's schlimmste Gedränge geräth v. Sybel im sechsten Capitel, worin Hüffer die Streitfragen über den Feldzug am Rhein vom J. 1795 erörtert. Von der Ansicht ausgehend, daß Thugut's Plane auf nichts Geringeres als die Zerstörung des deutschen Reiches abzielten, behauptete von Sybel, der Minister habe im Sommer 1795 absichtlich jede energische That der trefflich gerüsteten und geführten Armee am Rhein gehindert, einerseits weil er für die Rheinlande überhaupt nichts habe thun wollen, andererseits weil er wieder, wie früher in Belgien, alle Streitkräfte nach der polnischen Seite, insbesondere gegen Preußen verfügbar halten wollte. Die ganze Kenntniß v. Sybel's beruhte dabei ausschließlich auf englischen Berichten, aus denen er von fremder Hand sich Excerpte machen ließ, und mit diesen an sich unzureichenden Materialien sprang er zur Erhärtung seiner Behauptungen nach aller Willkür um. Wenn z. B. der englische Gesandte berichtet, er selbst habe die kaiserlichen Briefe

t, welche Clerfayt zum Angriff drängten, so eröffnet
nach der Kunst, welche die Gedanken der Menschen,
ohne daß sie „darüber Mittheilung machten", an's Licht
hen weiß: alles dieß sei bloße Heuchelei, und für Cler-
anz das Gegentheil befohlen worden. Wenn der Kaiser
gs August dem Marschall die Hälfte des Heeres ent-
und dem thatkräftigeren Wurmser die Führung über-
so weiß v. Sybel, daß man Clerfayt, eben weil man
ch mit ihm einverstanden, in seinem Amte gelassen
und von Wurmser weiß er, er habe ebensowenig thun
als Clerfayt, denn er hatte — freilich kaum vierzehn
nach seinem Eintreffen bei der Armee — den Rhein-
ng und den Einfall in den Elsaß noch nicht zur Aus-
g gebracht, als die Franzosen Anfangs September ihm
amen! Aber sonderbarer Weise ist dem leichtfertigen
die Strafe auf dem Fuße gefolgt, nämlich durch den
ivenot veröffentlichten Briefwechsel zwischen Wien und
aiserlichen Lager im J. 1795, wodurch sich alle Be-
ngen v. Sybel's als bloße Phantasiegebilde heraus-
Während z. B. Sybel behauptet, Oesterreich habe
Sicherung Hollands mit Rücksicht auf die polnischen
l nichts einsetzen wollen, so erweist Hüffer aus den
Dokumenten gerade das Gegentheil. Schon am
ktober 1794 spricht der Kaiser sein Bedauern aus, daß
yt die Absicht, seinen Rückzug statt über den Rhein
Geldern zu richten und solchermaßen der englischen
sich zu nähern, nicht ausgeführt habe. Es sei jetzt
an der Zeit, die Beweggründe des veränderten Ent-
es zu erörtern, „aber jedenfalls", schreibt der Kaiser,
n bestimmte Verpflichtungen gegen meine Verbündeten
e wichtigsten Rücksichten des Staates mir gebieterisch
licht, die Sorge für die Rettung Hollands nicht außer
u lassen und Alles zu versuchen, um seinen Untergang
hindern." Clerfayt soll sich deßhalb mit dem Herzog
ork in Verbindung setzen und ohne Umstände jedem

von Seiten der Alliirten vorgeschlagenen Plane beitreten, der militärisch zulässig sei (S. 26). Nöthigenfalls soll er 35,000 Mann zur Vertheidigung Hollands verwenden, dazu die besten Regimenter auslesen und wo möglich die Leitung eines so entscheidenden Unternehmens zu seiner eigenen Aufgabe machen. Die Wahl der Maßregeln im Einzelnen bleibt ihm überlassen; der Kaiser begnügt sich, „noch einmal auf die dringende Nothwendigkeit hinzuweisen Holland zu schützen und ohne den geringsten Zeitverlust an's Werk zu gehen.“ „Ich erkläre Ihnen“, heißt es auch hier, „daß ich Sie in keiner Weise für den Erfolg der Ereignisse, er sei wie er wolle, irgendwie verantwortlich mache.“ Am 2. November werden diese Befehle wiederholt. Statt Truppen rheinaufwärts nach der Lahn soll Clerfayt im Gegentheil soviel als immer möglich der englischen Armee zur Unterstützung senden; „nöthigenfalls“, fügt man am 10. Dezember hinzu, „das von Alvinzi befehligte Hülfscorps noch verstärken“ (S. 44).

In dem Feldzugsplan für das Jahr 1795 treten gleich Anfangs zwei leitende Gedanken hervor: die Befreiung von Luxemburg und Mainz, dann ein Einfall in den Elsaß. Vorerst ist die belgische Festung durchaus der bedeutendere Punkt. Schon am 10. Dezember, als das Schicksal Hollands noch im Ungewissen lag, schreibt der Kaiser: „ein kräftiger Versuch zur Unterstützung Luxemburgs scheint bei der gegenwärtigen Lage der Dinge die geeignetste Operation, um den nächsten Feldzug zu eröffnen“ (S. 46). Am 21. März schreibt der Kaiser nochmals, man müsse durchaus zu einem Entschluß kommen; die Erhaltung Luxemburgs sei vom höchsten Interesse, der Verlust dieses Platzes zu Anfang des Feldzugs werde die allgemeine Entmuthigung vermehren und neuen Vorwand bieten, die mißliche Lage der österreichischen Angelegenheiten in beleidigender Weise zu übertreiben. Erscheine es aber schlechterdings unmöglich, zur rechten Zeit vor Luxemburg einzutreffen, so müsse man dem

Marschall Bender Nachricht geben, damit er durch eine Capitulation wenigstens die zahlreiche Besatzung in ähnlicher Weise wie die von Valenciennes und Mastricht zu retten suche." „Ich denke", setzt der Kaiser hinzu, „Sie urtheilen wie ich, daß von welchem Gesichtspunkte man auch ausgehen möge, doch im Grunde kein Plan zulässig ist, der nicht zu Angriffsbewegungen führt. Eine energische Thätigkeit im nächsten Feldzuge ist das einzige Mittel, die Achtung und das Vertrauen zu der Monarchie wieder herzustellen, die frechen Vorurtheile, mit denen man böswilliger Weise Europa gegen uns erfüllt, zu zerstören und den Zeitpunkt eines annehmbaren Friedens zu beschleunigen" (S. 84).

Nach v. Sybel's Ansicht schob Thugut im Mai das Unternehmen in den Elsaß vor, um die Bewegung auf Luxemburg, überhaupt jede Thätigkeit des Heeres zu hintertreiben. Wir erfahren jetzt: es war Clerfayt der, hauptsächlich in Folge des Basler Friedens, den Entsatz von Luxemburg für unmöglich erklärte und statt dessen den Ober-Elsaß als Angriffspunkt in Vorschlag brachte. Nach Sybel's Ansicht weicht Clerfayt, weicht selbst Wurmser in Folge geheimen Auftrags vor den Franzosen zurück. Sogar die Verwüstung des rechten Rheinufers, die Gefahr Ehrenbreitstein und Mainz zu verlieren, kann Thugut's Interesse keinen Augenblick von den polnischen Angelegenheiten abziehen. Es zeigt sich jetzt, wer den Marschall zum Stehen zwang, wer ihn zum Angriff drängte und immer auf's neue die Befreiung von Mainz, die Zerstörung des französischen Lagers gefordert hat. Was würden Thugut, Wurmser und die Andern welche damals die Kraft ihres Geistes und ihres Armes an die Vertheidigung dieses rheinischen Bodens setzten, was würden sie sagen, wenn sie sähen, wie ein Bewohner dieses selbigen Bodens ihnen dafür den Dank bezeigte? „In der That", sagt Häusser S. 165, „nicht leicht wird man wieder einer so vernehmlichen Warnung begegnen, auf Grund vorgefaßter Meinungen ohne thatsächlichen Anhalt Personen und Ereignisse

zu beurtheilen. Nicht daß ich jeglichen Einfluß der polnischen Verwicklung auf den Krieg am Rheine läugnen, oder gar behaupten wollte, sie habe Thugut nicht nahe am Herzen gelegen. Unzweifelhaft hat sie einige Kräfte der österreichischen Monarchie an den östlichen Grenzen festgehalten, und daß Thugut ihr ein lebhaftes Interesse zuwandte, dürfte man auch ohne Zeugniß aus der Natur der Verhältnisse schließen. Aber daß die polnischen Angelegenheiten den österreichischen Minister so gut als einzig beschäftigt, daß er ihretwillen auf den Krieg am Rheine kaum noch einen Werth gelegt, jede thatkräftige Bewegung der Armee verhindert habe, diese Ansicht des Herrn v. Sybel ist wieder ein charakteristisches Beispiel seiner Lieblingsneigung, einen an sich richtigen Gedanken zur Carrikatur zu entstellen."

Und wie mit der Gesammtanschauung v. Sybel's, deren Hauptsätze sich beinahe ohne Ausnahme in das Gegentheil verwandeln, so verhält es sich mit seinen einzelnen Behauptungen, die allen Stützpunkt und festen Boden völlig verloren haben, und aus denen Hüffer richtig deducirt: „Wollte übermüthige Sophistik, zur Selbstkenntniß gelangt, eine Satire zu eigener Büßung gegen sich selber schreiben, treffendere Worte hätte sie, däucht mich, nicht leicht finden können. Die ganz eigenthümliche Wirkung liegt darin, daß hier das durchaus Richtige mit dem Anspruch der völligen Sicherheit, der unumstößlichen Gewißheit auftritt, daß zudem die Quellen einer richtigen Auffassung nicht allein nicht mangelten, sondern sogar benutzt worden sind, nur daß man, statt die nothwendige und natürliche Folgerung zu ziehen, lieber das Aechte und Wirkliche als Lug und Unwahrheit verwirft, um mit Scheingründen einem leeren aber um so hartnäckiger festgehaltenen Trugbild nachzujagen" (S. 168). Eins ist besonders merkwürdig. Herr v. Sybel hat gerade in dem Feldzug von 1795 die härteste Anklage gegen Thugut gefunden. Nicht nur ein fortgesetztes System der Lüge und Treulosigkeit, sondern ganz gemeine Verbrechen des Betrugs, des Schwin-

dels hat er ihm Schuld gegeben. Nun findet sich, daß er selbst den Beweis für Thugut's Treue und Ehrlichkeit geliefert hat. Denn Alles was er nach den englischen Depeschen, immer mit der Auffassung, es sei Täuschung, Thugut den Engländern erzählen läßt, Alles wird bis auf das letzte Wort durch die jetzt vorliegende Correspondenz bestätigt. Hätte der Engländer Eden sie vollständig vor Augen gehabt, sie würde das Urtheil über seinen Freund nur bekräftigt haben. Ja, wenn wir früher hörten, daß Thugut ein zu großes Anerbieten von Seiten Englands zurückwies, weil er das dafür Geforderte zu leisten nicht im Stande sei, so ergibt sich jetzt, daß Oesterreich zuweilen noch mehr, als wozu es verpflichtet war, an Truppen geliefert hat. Und so muß man sagen, wenn der Feldzug gegen Thugut Herrn von Sybel auf dem linken Rheinufer früher mißlungen ist, so sind seine Versuche auf dem rechten in eine völlige Niederlage, in den Triumph seines Feindes ausgeschlagen. „Mir kann es denn auch nicht anders als erwünscht seyn", betont Hüffer, „daß wieder Alles, was ich nach unzureichenden Quellen nur als Vermuthung ausgesprochen, ohne Ausnahme sich bestätigt findet, während die mit der vollen Sicherheit „„aus den Akten gegebene Klarstellung"" des Herrn von Sybel sich im Ganzen und in den Einzelheiten als Phantasie erweist" (S. 173).

Gleichfalls als Phantasie erweist sich dann auch der von Sybel breit ausgesponnene und in höchst tendenziöser Weise benutzte Roman von dem Ritter Carletti, der zu Anfang des Jahres 1795 im Auftrage Thugut's den Franzosen für Bayern das linke Rheinufer angeboten haben soll. Sybel ging in seiner Conjecturalhistorik so weit, den Anerbietungen dieses Diplomaten die vollständige Unthätigkeit der französischen Armee im Frühling und Sommer 1795 zuzuschreiben, während der längst veröffentlichte Briefwechsel: Correspondance de Merlin de Thionville (Paris 1861) zwischen dem französischen Hauptquartier und Paris unzweifelhaft die wahren

Gründe der Unthätigkeit in dem Mangel an jeder Ausrüstung, in welchem sich das französische Heer befand, erkennen läßt. Sybel verstrickt sich in solche Widersprüche, daß ihm Hüffer S. 178—179 grausam nachweist, er habe seine eigene Erzählung als „Erfindung und Hirngespinnst" bezeichnet, und zugleich wieder (S. 184—188) ein kostbares Pröbchen zum Besten gibt, wie Sybel durch falsche Interpunktion und falsche Uebersetzung einer französisch abgefaßten Depesche Lucchesini's so ziemlich das Gegentheil von dem wirklichen Inhalt derselben herausliest. Und das eigentlich Komische dabei besteht darin, daß Sybel gerade auf Grund der betreffenden Depesche „notiren zu müssen glaubt", Hüffer berichte „aus preußischen Depeschen so ziemlich das Gegentheil dessen was in Wahrheit darin stehe", was ihn denn zu dem Ausrufe veranlaßt: „Welche Sicherheit bietet nach einem solchen Verfahren noch irgendeine von Hüffer gemachte archivalische Mittheilung?" Wollte Herr v. Sybel, bemerkt Hüffer, nachdem er dem Gegner gründlich das Pensum corrigirt hat, in der ihm eigenthümlichen unparteiischen Redeweise fortfahren, so müßte er sagen: „Welche Sicherheit bietet, nachdem ich diese Depesche Lucchesini's, nicht weniger die Memoiren des Prinzen Ligne unrichtig wiedergegeben habe, noch irgend eine meiner Uebersetzungen aus dem Französischen? welche Sicherheit bietet, nachdem ich so viele französische Stellen, ganze Reihen von englischen Aktenstücken mißverstanden habe, noch irgend einer meiner archivalischen Auszüge? Wer kann, da mir in dieser Streitschrift so viele unrichtige Behauptungen nachgewiesen sind und vielleicht noch nachgewiesen werden, dem was ich von meinen Gegnern sage, noch irgend Glauben schenken? Wer kann" — — aber wohlwollende Leser würden Herrn v. Sybel hier unterbrechen und ihm bemerklich machen, daß er in einigen Punkten zu streng gegen sich selbst verfahre. Es scheint in der That gerathen, fährt Hüffer fort, „dergleichen allgemeine Urtheile nur im äußersten Falle auszusprechen. Hätte ich den Fehler, welchen

r v. Sybel mir Schuld gibt, wirklich begangen, so
ıchten deßhalb noch immer nicht meine sämmtlichen archi-
schen Mittheilungen ihre Glaubwürdigkeit zu verlieren,
ebensowenig möchte ich aus den Mißverständnissen des
rn v. Sybel folgern, daß er nicht bei größerer Aufmerk-
keit eine richtige Uebersetzung aus dem Französischen an-
rtigen im Stande sei. Aber mit aller Sicherheit darf
ı den Schluß ziehen, daß ein Schriftsteller welcher der
hsicht seiner Leser in so hohem Grade bedürftig ist, der
) allen Seiten so viele und so arge Blößen wie Herr
Sybel sich gegeben hat, sehr wohl thäte, den Ton höhni-
n Uebermuthes auf ein bescheidenes Maß herabzustimmen
nicht bei dem vermeintlichen Fehler eines Andern sich
Redensarten auszulassen, die selbst bei einem wirklichen
geschmacklos und ungeziemend gelten müssen" (S. 189).

Als ebenso willkürlich und grundlos weist Hüffer, wor-
wir nicht näher mehr eingehen wollen, in den letzten
›iteln seines Buchs Alles zurück, was Sybel gegen seine
rstellung und Interpretation der Präliminarien von Leoben
ı der Unterhandlungen von Campo Formio zu Markte
racht, und so haben denn Sybel's Angriffe in Allem nur
u beigetragen, die von Hüffer begründete Auffassung der
:sonen und Dinge der Revolutionszeit zu sichern und im
:zelnen noch näher zu bestimmen. Und hierin liegt der
e Vortheil dieser literarischen Fehde.

Ein zweiter besteht darin, daß nun endlich über den
ırakter der Sybel'schen Geschichtschreibung und speciell
r die Art seiner Polemik jedem der sehen will, die Augen
ffnet sind. Einzelne, z. B. Schlosser, hatten freilich schon
)er den wahren Gehalt der anspruchsvoll auftretenden
bel'schen Darstellungen anerkannt, und in den Streitig-
en v. Sybel's mit Ernst Herrmann und Julius Ficker
ren manche Beweise der Selbstüberhebung, flüchtiger Leicht-
igkeit und Unkenntniß v. Sybel's schon hervorgetreten,
r Niemand konnte ahnen, daß alle diese Fehler ihm in

so hohem Grade eigen sind, wie Hüffer es nun vor aller Welt bewiesen hat. Und zwar bewiesen hat an dem Hauptwerke v. Sybel's, welches dessen wissenschaftliche Stellung vornehmlich begründen soll. Der „Historiker" v. Sybel wird sich von den Schlägen, die ihm Hüffer versetzt hat, nicht so bald wieder erholen, und wir wollen hoffen, daß die Mängel und falschen Auffassungen seines Werks, nachdem sie nun vor aller Augen aufgedeckt worden, fürderhin keinen schädlichen Einfluß in Deutschland mehr ausüben. Hüffer hat sich mit seinen trefflichen Arbeiten nicht bloß ein bedeutendes wissenschaftliches, sondern auch ein vaterländisches Verdienst erworben, und wir warten mit Ungeduld auf den von ihm in Aussicht gestellten zweiten Band seines Werks.

XXXVI.

Zur Kunstgeschichte.

Kunst und Kunstgewerbe, vom frühesten Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur leichtern Orientirung in Fächern und Schulen, Meistern, Nachahmungen, Mustern, Technik, Zeichen und Literatur. Von Dr. Franz Trautmann. Nördlingen, C. H. Beck 1869.

Wie in der Kunst mit Bildwerken, ist es in der Literatur mit neuen Erscheinungen. Viele Schriften finden gerechte Aufmerksamkeit, obschon sich ihr Inhalt nur in den Grenzen bewegt, welche das Bewußtseyn der gebildeten Welt je nach Wahl des Gegenstandes, der unabweisbaren schon vorhandenen Mittel und Formen zog. In unvergleichlich höherem Grade

rd begreiflich die Aufmerksamkeit herausgefordert, wenn ein
ıtor den gewohnten Kreis verläßt, nicht mit leicht zugäng-
hen Mitteln und in bekannter Form arbeitet, sondern eine
che ganz neu schafft und vermöge derselben der Anschauung
e der Wißbegierde neue Standpunkte darbietet, Ueberblick
d Einsicht in Bereiche gewährt, deren Inhalt durch ihre
nern und äußern Schwierigkeiten bisher mehr oder minder
nahbar war.

Wenn irgendwo, so boten sich diese Momente in dem
iten Bereich der Kunst und des Kunstgewerbes dar. Der
unsch nach näherem Wissen und Verständniß war bei allen
ünstlern und Kunstfreunden lebhaft genug. Aber angesichts
r ungeheuren und überdieß zerstreuten Vorräthe und der
elfach verzweigten Fächer konnten Muth und Lust gering
yn, es mit den Hindernissen aufzunehmen, welche sich aller-
ten entgegensetzten, wenn es auch nur galt sich in einem
ache zurechtzufinden, geschweige die Summe des Ganzen
dnend zu bewältigen. Man sah sich lange nach einem
ilfsmittel um. Es konnte jedoch nur geboten werden, wenn
e rechten Voraussetzungen sich bei einem Autor vereinten:
e nöthige Summe reicher Kenntnisse und Erfahrungen und
e glückliche Auffindung einer neuen Form, welche es, um
it einem namhaften Kunstkritiker zu reden, möglich machte,
ı ganz neues Rinnsal zu bilden, das, wie viel es sich auch
zweige, doch immer überblickt werden könnte.

Diesen Anforderungen suchte das oben bezeichnete Werk
Kunst und Kunstgewerbe" zu genügen. Dr. Trautmann
achte mit dem Muth die nöthige Befähigung und Aus-
uer mit, um sich an die riesenmäßige Aufgabe zu wagen,
d er hatte in der That, wie ein Franzose sich ausdrückt,
e glückliche Inspiration an dem Tage, an dem er die Idee
es methodischen Repertoriums der Kunst und der Meister
ßte. Daß er diese Idee auch mit Glück ausführte, das be-
ätigte die lebhafte Aufnahme, welche das Werk allerorten
funden, das bestätigten die massenhaften Besprechungen,

welche sogleich beim Erscheinen desselben in den verschiedensten Organen darüber laut wurden. Die bedeutendsten Kenner auf den fraglichen Gebieten, wie Schasler, Woltmann, v. Eye, Bank, C. F. Förster, Brentano u. s. f. haben sich über die Voraussetzungen und die Leistung des Werkes anerkennungsvoll ausgesprochen, und vielfach wurden in einer oder der andern Richtung Abschnitte als Proben mitgetheilt, um darzuthun, wie reich und klar instruktiv der Inhalt des Buches sei. Auch die periodische Presse des Auslandes hat ihr Augenmerk auf Trautmann's „Kunst und Kunstgewerbe" gerichtet, und insbesondere hat in der Revue critique d'histoire et de littérature eine competente Stimme darüber ein Urtheil abgegeben, das uns so zutreffend erscheint, daß wir eine Stelle daraus in der Uebersetzung mittheilen wollen.

Dieselbe sagt: „In einem einzigen Bande, mit ausreichender Erörterung und in der dem Leser bequemsten Weise die technische Beschreibung und die Grundzüge der Geschichte aller Kunstfächer vereinigen, dazu die Verzeichnisse der in jedem Fach merkenswerthen Meister und der wesentlichsten Kunst- und Kunsthandwerks-Denkmäler geben, kurz Alles berühren was den Kern dieser weiten Wissenschaft bildet — heißt einem dringenden Bedürfnisse nach Unterrichtung entsprechen und sich zu gleicher Zeit drei Kategorien von Lesern verpflichten: die Ausübenden, das Publikum und die wissenschaftliche Welt... Dem Ausübenden lag ein solches Buch zunächst an. Man weiß, welchen großartigen Aufschwung in Deutschland die Förderung des Kunstgewerbes und der Industrie und die Unterweisung in denselben genommen hat. Publikum und Producenten bemühen sich in gleichem Grade um die Reform des Geschmacks. Oesterreich bietet seinen Arbeitern die reichen Sammlungen des Museums zu Wien, Preußen die nützlichsten praktischen Curse durch sein Gewerbe-Museum, die südlichen Staaten durch ihre bedeutsamen Anstalten; die periodischen Blätter erleichtern die Verbindung der Ideen zwischen den verschiedenen Nationen und verbreiten

Copien der Meisterwerke*). Aber das genügt noch nicht. an war eines Werkes benöthigt, welches die isolirten Erntnisse zusammenfasse, dem Ausübenden der Kunst oder s Kunsthandwerks bei seinen Nachforschungen zum Führer ne, welches ihm die Universalität vermittle, der das Kunstwerbe z. B. des 16. Jahrhunderts seine Größe und Beatung verdankt. Diese bisherige Lücke der Literatur hat r. Trautmann, wenn auch noch nicht völlig ausgefüllt, doch vergleichlich weniger merkbar gemacht, und er hat sein aternehmen mit wahrhaft gesundem praktischen Sinne in s Werk gesetzt. Unsere sterile Zeit adoptirt wählig alle tyle aller Jahrhunderte und Länder, und der Producent, statt zu erfinden, beschränkt sich überwiegend darauf die erke der Vergangenheit zum Vorbilde zu nehmen. Da es m nicht Dr. Trautmann's Aufgabe war, in einem vorhmlich compilativen Werke als Reformator aufzutreten, rdient er auch vollste Zustimmung, dem Kunstgewerblichen gezeigt zu haben, wo in jeder Richtung die Vorbilder zu den seien. Manchesmal und in Anbetracht gewisser Fächer etet er wahrhaftige Monographien und den Meistern und rbeitern unerschöpfliche Quellen zur Benützung.

„Alle diese Details müssen sich in gleicher Weise dem :bildeten Publikum dienlich erweisen. Die Kenntniß rselben bringt es den Ausübenden näher und verständigt über die verschiedensten Proceduren, hinsichtlich derer es sher aus guten Gründen indifferent geblieben. Dank der neisen Darstellung des Autors hat man nicht zu befürchten, rtige Urtheile auswendig zu lernen, um sie bei Gelegenheit recitiren; im Gegentheil, man wird zum unmittelbaren tudium der Werke erst recht angeregt, welche man in diesem

*) Von Seite des bayerischen Nationalmuseums geschieht dieß augenblicklich in einem außerordentlichen Maßstabe und ist dasselbe in der Lage, mit dem Reichthum seiner Vorbilder allen voraus zu kommen.

reichen Repertorium angezeigt findet. — Das Buch muß aber auch der wissenschaftlichen Welt willkommen seyn. Denn sie findet, was man nicht so leichtweg im Gedächtniß haben kann, die Anzeige der überaus reichen Fächer, Techniken und der Tausende von Kunstgewerbe-Meistern, welche in ihren speciellen Betriebsamkeiten so merkwürdig sind, während sie in der Geschichte der Kunst im gewöhnlichen Sinne meist übergangen werden. Welche Unzahl von Bänden hätte man zu durchblättern, um das zu vereinen, was in Trautmann's Werk oft nur auf einer Seite geboten ist. Woher nähme man die biographischen und artistischen Notizen z. B. über mehr als sechzig Seidensticker, über eine Menge Kalligraphen, Steinschneider, Glockengießer u. s. f. Auch für allgemeinere Interessen der schönen Künste und Gewerbe bildet das Buch die bequemste und ergiebigste Fundgrube. Denn ungezählt die vortreffliche Austheilung der Fächer, tritt dem Leser eine überraschende Menge von Thatsachen, Daten und nützlichen Winken entgegen. Ist es nöthig zu sagen, daß das Werk in Frankreich der Selbstbildung der jüngeren wissenschaftlichen Welt von höchstem Vortheil seyn muß?..."

Diese eine aus vielen Stimmen des Auslandes, und als Aeußerung eines wirklichen Kenners (Eugen Müntz), überhebt uns der Pflicht, das Werk unseres viel erprobten Landsmannes im Allgemeinen weiter zu charakterisiren. Wir wollen daher dasselbe nur noch von Seite seiner objektiven großen Nutzbarkeit näher in Betracht ziehen. Indem wir nun hinsichtlich der Kreise, für welche diese Zeilen bestimmt sind, besonders den Kunstfreund, den Sammler und den Freund der Wissenschaft im Auge haben, glauben wir die Aufmerksamkeit auf die Fülle von Fächern lenken zu müssen, welche in diesem alphabetisch geordneten und noch dazu mit einem vortrefflichen Index versehenen Nachschlagebuch traktirt sind.

Es treten da auf: Aetzerei auf Stein, Metall u. s. f., Architekturbilder in Oelmalerei, Aquarell- und Gouache-

Malerei, Armbrust (es wird hiebei bemerkt, daß der Ver-
ffer auch alle Waffengattungen einzeln stellte), Automaten
nd andere mechanische Kunstprodukte, Bambocciaden und
inschlägiges in Oelmalerei, Bauerntrinkstuben 2c. in Oel-
ialerei, Baukunst (hiebei in Betracht genommen die Ent-
ickluug der romanischen in die Anfänge und das weitere
uftreten der gothischen Bauweise), Bildschnitzerei und Stein-
etzarbeit, Blei-, Zinn- und Silberguß, Büchsen und Pistolen,
uchdruckerei, byzantinische und neugriechische Malerei, damas-
rte Werke, Drahtzieherei und Filigran, Edelsteinschnitt, an-
ker und neuerer bis 1800, Eisen- und Stahlschnitt, Elfen-
einschnitzerei und Dreherei, Email in jeder Richtung, englische
Malerei (in kurzen Typen der bedeutendsten Meister, wie dieß
ann auch bei andern Nationen gehalten ist), Fayence (Ma-
olica, Henry II., Palissy, Wedgewood), Federzeichnungen mit
usch u. s. w., Formschnitt, französische Oelmalerei, Fresco-
ialerei, geistliche und weltliche Geschichte, nicht groß gehalten,
eist in Landschaft, nebst andern Kategorien von Bildern,
eschützguß, Gesellschaftsbilder (Genre), getriebene Metall-
rbeit, Glas, Glasarbeit und Krystall, Glasmalerei, Glocken-
uß, Gold- und Silberschmiedekunst, Gypspasten, Hautelisse-
nd Basselisse-Teppiche, Gobelins, Helm, Heraldik und Sphra-
istik, bemalte Holzsculptur, Jagd und Jagdthiere in Oel-
ialerei, Inschriften auf kirchlichen Gegenständen, musikalische
nstrumente, italienische Historien-Oelmalerei, mit ausge-
ichneter allgemeiner und specieller Literatur, Kirchengewänder
nd Geräthe, Kunstguß in Metall, Kunstschlosserei und
chmiedearbeit, Kunsttischlerei, Kupferstecherei 2c., Landschaften
i Oelmalerei, Literatur zur Vorzeit in allen Betreffen,
Malerschulen, alte deutsche und niederländische mit trefflicher
iteraturangabe, Manuscriptmalerei, Marinebilder in Oel,
Marmor- und Alabasterplastik, Medaillen nebst reicher Literatur
ber solche und Münzkunde überhaupt, Miniaturmalerei im
wöhnlichen Sinn, Mosaik, Muster zum Anhaltspunkt für
unst und Kunstgewerbe, Niello, Nymphen und anderes

Mythologische in Oelmalerei, Ornamentenschnitzerei, Panzer, Pastellmalerei, Perlfiguren und Perlmutterarbeit, Phelloplastik, Porträt in Oelmalerei, Porcellan in allen Arten, Reliquiarien, Renaissance, Rococo und classischer Zopf, Rüstungen ꝛc., Schlachtenbilder in Oelmalerei, Schönschrift auf Pergament, mit alten Recepten zu Vergoldung u. s. f., Schwerter, nebst Anleitungen zum Metallätzen, Seidenmalerei, spanische Oelmalerei, Spielkarten, Spieß, Streitaxt, Kolben ꝛc., Spitzen, Städtezeichnungen u. s. f., Stammbuch- und Wappenmalerei, gedrehte Steingefäße, Stickerei mit Seide, Gold u. s. f., Stillleben in Oelmalerei, Terracotten, della Robbia, Töpferei, Uhren, Wachsbildnerei, Wasserzeichen, namentlich Dürer'scher Papiere.

Beim Ueberblick dieser Fächer zeigt sich, daß der Umsicht des Verfassers nichts entging, was dem Künstler, dem Sammler, dem Kunstfreunde sowie dem Kunstgewerbearbeiter von einigem Interesse seyn kann. Er schlägt auf, je nach dem vorliegenden Kunstwerke welches das Objekt seiner Betrachtung ist, und findet hier Orientirung vor allem über das „Wesen" des Faches selbst, dann in vielen Beziehungen Anleitung zur eigenen „technischen Vornahme", indem alle möglichen Winke gegeben sind, z. B. hinsichtlich des Aetzens, Formens, Gießens, der Behelfe bei Vergoldungen ꝛc.; hierauf wird er mit den Meistern von Belang bekannt, welche in der einschlägigen Richtung gearbeitet, und lernt aus der Charakteristik ihrer Arbeitsweise Blick und Urtheil an gleichartigen Gegenständen üben. Außerdem wird er mit einer Menge von Monogrammen vertraut, welche bisher übergangen wurden, lernt die verschiedensten technischen Ausdrücke kennen, und zu Allem findet er die Literatur eben zu dem Fache mit seltener Genauigkeit verzeichnet.

Was ferner von hohem Nutzen ist, sind gewisse Abtheilungen, in welchen der Verfasser eine Menge von Wissen und Erfahrung sozusagen in nuce gab. Dieß ist z. B. der Fall bei der byzantinischen Malerei, bei den damascirten

Werken, beim Edelsteinschnitt, in erhöhtem Maße bei Email, Fayence, Glasmalerei, Heraldik, Malerschulen u. s. f. Der Leser gewinnt bei diesen wohlgeformten kurzen Traktaten vollständige Einsicht in den fraglichen Gegenstand. Was der Liebhaber und Sammler aber durch die vielen praktischen Hinweise gewinne, dafür kann als Beispiel, statt vieler andern, die höchst interessante Charakterisirung der Ringe (ägyptische, griechische, etruskische, römische, byzantinische, päpstliche, bischöfliche, ikonographische, Verlöbnißringe, Zauber- und cabbalistische Ringe 2c.) dienen, welche man am Ende der Gold- und Silberschmiedekunst behandelt findet. Aehnliches gilt beim Abschnitt über Kirchengewänder und Geräthe. Zu den vorzüglich instruktiven Abschnitten zählt auch jener über die „Muster zum Anhaltspunkt für Kunst und Kunstgewerbe." Wollen wir endlich im Hinblick auf einen Theil der eigentlichen Sammlerwelt von vielem Erwünschten noch etwas Einzelnes hervorheben, so ist dieß die dem Werke beigegebene Tabelle der Wasserzeichen A. Dürer'scher Papiere. Wer da weiß, welche Werthunterschiede, abgesehen von der Güte des Abdruckes, zwischen Abdrücken von Produkten des besagten Meisters aus seiner Lebenszeit und jenen nach seinem Tode (1528) obwalten, bedarf einer nähern Verständigung über die Wichtigkeit dieser Tabelle nicht, welche der rühmlich bekannte Dürerforscher und Sammler R. v. Rettberg als Resultat der Hausmann'schen Forschungen schon früher zu eigenem Gebrauch autographirte und dem Verfasser zur Wiedergabe im Werk überließ.

Gerne hätten wir, wenn es der Raum verstattete, einzelne charakteristische Proben ausgehoben; aber auch aus dem Gesagten vermag der Leser zu ermessen, welchen Schatz von Wissen und Erfahrung sich der Kunstfreund durch den Gebrauch des Trautmann'schen Werkes aneignen kann. Bei einem so weit angelegten Werke ist es natürlich unvermeidlich, daß auch bei der rühmlichsten Anerkennung immerhin noch Wünsche übrig bleiben. Wir sind überzeugt, daß der

Verfasser die meisten von selbst erfüllt hätte, wenn ihn nicht Rücksichten auf die Begrenzung des Werkes abgehalten hätten, welche er zur Handlichkeit des Buches für nöthig hielt. Gleichwohl erscheint es uns nicht unmöglich, künftig dasselbe durch Zusätze, welche im Wesen der Sache liegen, zu vermehren, ohne den Umfang ungebührlich zu verstärken. Was uns selbst günstig schiene, wäre noch nähere Berücksichtigung der Heiligen-Attribute, vielleicht durch eine Anzeige von Attributen und daneben der Träger; allerdings sind im Buch die Schriften schon genannt, in denen man das findet. Weiters wünschen wir bei nicht zu Italien zählenden Medailleuren ihre Hauptmedaillen aufgeführt. Ob ein synonymes Verzeichniß der bautechnischen Ausdrücke nicht zu weit führe, wollen wir ununtersucht lassen, um so mehr als der Verfasser hinsichtlich des hier am meisten interessirenden Mittelalters auf Otte hinwies. Willkommen wird es schließlich seyn, wenn für künftig den Werken der Literatur, namentlich neuerer Zeit, überall Verlag und Jahrzahl beigesetzt würde; hinsichtlich der ältern Literatur ist da ohnehin in jeder Bibliothek leichte Auskunft zu holen. Manche anderen kleinen Verbesserungen und Aenderungen je nach den Ergebnissen neuester Forschungen werden ohne Zweifel vom Verfasser selbst nicht außer Acht gelassen werden.

Bei alledem ist mit dem Werke, wie es vorliegt, eine Hilfsquelle geboten, nach welcher man sich früher vergebens umsah, ein Handbuch welches jedem, der Sinn für Kunstleben hat, von selbst beim ersten Durchblättern sich als ein unabweisbares Bedürfniß darstellt. Wir aber freuen uns, daß dem Verfasser, dem wir auf dem Gebiete der Sage, Quellengeschichte und Biographie so viel Schönes und Gehaltvolles verdanken, auch ein so glücklicher Wurf auf dem der Kunst und des Kunstgewerbes gelang, vermöge dessen er die Form fand, seine umfassenden Kenntnisse und Erfahrungen zum Gemeingut zu machen.

XXXVII.

Oesterreichische Zustände.

II. (Schluß.)

Wenn Jemand die letzten zwei Jahre in tiefem Schlafe zugebracht hätte, und man reichte ihm beim Erwachen das Memorandum der Ministermajorität, so wäre er durch dieses Aktenstück allein in die Lage versetzt, Vergangenheit und Zukunft richtig zu beurtheilen. Die ministerielle Vergangenheit wird darin mit einer Offenherzigkeit geschildert, die man versucht ist naiv zu nennen. Das Charakteristische der erwähnten Schrift besteht aber vor allem in dem Umstande, daß dieselbe gar keinen eigenen Gedanken enthält, während die Denkschrift der Minorität sich wenigstens eines negativen Gedankens erfreut, sich in einer geistreichen Kritik ergeht, die durch die Arbeit der Gegner allerdings sehr leicht gemacht wurde. Der Gedanke den die fünf Minister — Giskra und Herbst an der Spitze — vertreten, ist kein anderer als der Schmerling-Beust's: die Februarakte, nach ihrem Scheitern in Ungarn, beschränkt auf die glücklichen cisleithanischen Gefilde. Der durch dieses Verfassungsschema bezeichnete „Weg" soll auch in Zukunft eingehalten werden, obwohl die Minister den kaiserlichen Ausspruch acceptiren, daß diese Verfassung noch immer „keine Wahrheit sei", obwohl sie selbst

erklären, daß nach zweijährigem Verfolgen jenes „Weges" die Sachlage eine „vielfach verworrene" sei und die Verfassung „von einem großen Theile des Reiches in ihren Grundlagen bekämpft werde."

Wie kommt es nun, wird jeder Einsichtige fragen, daß die Minister trotz dieser ernsten Erfahrung an keine Umkehr denken? Woraus schöpfen die Herren die Zuversicht daß die Zukunft bringen werde, was Vergangenheit und Gegenwart standhaft versagt haben? Die Antwort die das Memorandum auf diese Fragen gibt, klingt überaus trostlos. „Die vollkommene Ueberzeugung daß das Einschlagen jedes anderen Weges einen günstigeren Erfolg auch nur in Aussicht zu nehmen nicht gestattet", genügt ihnen „um das Verharren auf dem bisherigen als eine Pflicht zu betrachten." Das ist die Sprache des düstersten Pessimismus, die Sprache der Verzweiflung, und es ist wohl unerhört daß die Räthe der Krone, die Lenker der Geschicke eines Staates eine solche Sprache führen, und sich zugleich für fähig halten noch weiterhin ihres Amtes zu walten. Da sie doch immer nur die möglichen Wege einer constitutionellen Regierung vor Augen haben, und diese sammt und sonders so ungünstig beurtheilen, so geht aus ihrer Erklärung eigentlich hervor, daß in Oesterreich im besten Falle nur der nackte Absolutismus noch eine Zukunft habe. Diese Anschauung liegt den liberalen verfassungstreuen Herrn wirklich viel näher als man gewöhnlich meint.

„Der schwierigen Lage gegenüber, in welche die Monarchie allerdings durch die sich gegenseitig widerstrebenden Richtungen ihrer Theile versetzt ist", nennen die Minister den Weg den sie auch fernerhin verfolgen wollen, den „relativ richtigsten". Sie meinen selbst: „Gerade die Schwierigkeit der Lage gestattet es nicht, ihre Erfolge mit Sicherheit zu verbürgen, am allerwenigsten aber gestattet sie, eine solche Bürgschaft für raschen Erfolg abzugeben." „Nur ein allmähliges, schrittweises Beugen des Widerstandes eines großen

Theiles des Reiches" halten sie für möglich, „und auch dieses nur wenn die vollkommenste Einheit der Aktion der Regierung" hergestellt ist. — Also ohne festen Glauben, ohne wahre Zuversicht daß das Werk gelingen werde, sonach ohne moralische Kraft sind die Herrn Giskra und Genossen bereit im Amte zu bleiben. Der imponirenden Macht einer festgeschlossenen Opposition außerhalb des Parlaments, der „verworrenen schwierigen Lage" soll eine Regierung gewachsen seyn der, nach eigenem Geständniß, die Quelle aller Kraft verschlossen ist, da ihr das Vertrauen fehlt, das gesteckte Ziel mit den gewählten Mitteln wirklich zu erreichen. Die „Einheit der Regierungsaktion" — das ist ihre einzige Hoffnung auf einem „relativ richtigen" Wege weiter zu kommen! Aber selbst diese Hoffnung sinkt zur leeren Phrase herab, wenn die Bemerkung in der Denkschrift der Minoritätsminister beachtet wird, daß bei den Berathungen des Gesammtministeriums, in der wichtigsten Frage der Wahlreform, die fünf Minister der Majorität nicht einmal in ihrem Kreise eine Einigung erzielen konnten!

„Alles was außerhalb des Kreises der Regierung, durch persönliche Vermittlungsversuche" zu dem Zwecke einer Verständigung mit der Opposition geschah, hat die „unerläßliche Kraft der Regierung um ein Wesentliches geschwächt", und „dieser Stand der Dinge reicht bis in die Anfänge der Thätigkeit der Regierung zurück." Auch dieses naive Bekenntniß ist wörtlich dem Majoritätsmemorandum entnommen. Ich will gar nicht bestreiten, daß die Verständigungsversuche von Regierungsmitgliedern „außerhalb des Kreises der Regierung" oder, deutlicher gesprochen, hinter dem Rücken jener fünf Minister das Regierungsansehen geschwächt haben und formell kaum zu rechtfertigen sind; aber ich kann nur staunen daß die Herrn Minister, welche das eben erwähnte Bekenntniß ablegten, gar nicht zu ahnen scheinen, welch schwere Selbstanklage in ihren Worten enthalten ist. Unter acht Mitgliedern eines Kabinets bilden wohl fünf Minister die Ma-

jorität. Diese Mehrheit des Ministerrathes konnte sich nun, während ihres ganzen zweijährigen Regimentes, nicht zu einer That aufraffen, um ihre Ueberzeugung und Meinung zur Geltung zu bringen, um einfach ihre Pflicht zu thun! Denselben Männern — denn sie sind heute noch im Amte — die zu schwach waren um den Einfluß des Reichskanzlers und dreier Ministercollegen zu besiegen, die so schwach waren trotz dieser Erkenntniß im Amte zu bleiben — diesen soll man nun urplötzlich die Kraft zutrauen der Schwierigkeiten der „verworrenen Lage" Herr zu werden? In dieser Zumuthung allein liegt Kühnheit.

Man erhebt gegen die ausgeschiedenen Minister den Vorwurf, sie hätten die Opposition durch die von ihnen ausgesprochene Nothwendigkeit einer Verständigung ermuthigt. Die Wahrheit auszusprechen, ist ein Verbrechen! Das charakterisirt trefflich die Lage. Die Frage wäre aber wohl berechtigt: ob denn nicht die offen eingestandene Schwäche der Minister*majorität* die Siegeszuversicht der Opposition erhöhen, ihrem festen Ausharren den stärksten Impuls verleihen müsse? Nicht in persönlichen Momenten allein hat jenes schwächlich zaghafte Wesen seinen Grund, welches unsere verfassungstreuen Minister in allen hochpolitischen Fragen auszeichnet. Die Annahme wäre falsch, daß ein Wechsel in den leitenden Personen bei sich gleichbleibender Richtung in der Hauptsache andere Resultate zu Tage fördern würde. Der entscheidende Grund der inneren Wirren liegt in dem beharrlichen Verkennen der elementaren Kräfte, der Grundgedanken welche den österreichischen Ländervereín geschaffen und erhalten haben, wozu die deutsche National- und Culturkraft wesentlich *auch*, aber nicht *allein* gehört. Es sind dieß Verirrungen unserer inneren Politik die, aus der absolut monarchischen Periode überliefert, nun im constitutionellen Gewande fortgesetzt und sich parlamentarisch ausleben werden, die aber noch heute auf unsere Staatskunst bestimmend einwirken.

Das Interesse welches die Ausführungen der streitenden Ministerparteien gewähren, liegt, auch abgesehen von den Beziehungen zur Tagesgeschichte, in dem ganz eigenthümlichen Streben den Irrthum, dessen Zauber noch nicht erstorben ist, intakt zu erhalten, und doch zugleich eine Versöhnung mit der Wahrheit anzubahnen. Das formale Recht als Herrscher, im Widerspruch mit dem lebendigen Rechtsgefühl und Rechtsbedürfniß — das ist die Signatur unserer politischen Gegenwart. Dieser Zwiespalt tritt nicht bloß in der Denkschrift jener fünf Minister, sondern noch deutlicher in der Gegenschrift der ministeriellen Minderheit hervor, da bei dieser ein richtiges Gefühl mächtiger zum Bekennen der Wahrheit drängt, die vierundzwanzig Paragraphen der von ihnen mitgeschaffenen Dezember-Verfassung aber ihr gefürchtetes Veto sprechen. Die Genesis der Verfassung hat dahin geführt ihr nun die Rolle eines Selbstzweckes zu vindiciren. Nicht in der Einigung der selbstbewußten Volksstämme erblickte man die Voraussetzung eines lebensfähigen Verfassungsgesetzes, sondern man hat im J. 1867, wie im J. 1861, damit begonnen die Verfassung zu schaffen, um mit und durch dieselbe die Völkereinigung zu erzwingen. Nicht zuerst die Quellen und dann der Strom, Gott bewahre! Zuerst der Strom und dann die Quellen — das ist die wahre cisleithanische Logik. An diesem Hysteronproteron krankt unser ganzes Staatswesen, und zunächst das „Bollwerk" der Deutschliberalen, die Verfassung selbst. Die Krankheit wird wohl von den fünf Ministern, unseren „Siegern", tief empfunden, aber das Verfassungswerk darf nicht Schuld daran seyn; das erlaubt schon die Eigenliebe nicht. Der Krankheitsstoff liegt „draußen" in den Ländern; Wien, das Centrum, ist kerngesund. Nun gefällt den Wienern die Dezember-Verfassung, also ist sie gleichfalls ganz gesund. Es ist gar nicht lange her, daß auch Herr von Beust diese Conclusion für vollkommen zutreffend hielt, und er ist dadurch ein gefeierter Mann geworden. Heute, wo dieser persönliche Erfolg ein-

geheimst ist, hat man dort in aller Stille die Uhr anders gestellt.

Wie soll nun dieser Krankheitsstoff aus den Ländern entfernt werden? Die siegreichen „Fünf“ sagen: Dafür gibt es nur Ein Mittel, direkte Wahlen für den Reichsrath! Ganz gut, aber wie soll denn diese Rettungsthat bei dem verkündeten „Beharren auf dem bisherigen Wege“ ausgeführt werden? Die Denkschrift der Minorität hat mit vollem Recht auf diesen flagranten Widerspruch hingewiesen. Diese Art „Rettung“ kostet ja der Dezember-Verfassung selbst das Leben, denn der Reichsrath, so wie er ist, ruht verfassungsmäßig auf den Landtagen, findet in diesen seine legale Stütze. Der Verfassung würde daher offenbar ein ganz anderer Charakter verliehen, ihr Fundament würde durch Einführung von Volkswahlen vollständig umgewandelt, so daß die beabsichtigte Maßregel mit dem Geiste der Dezember-Verfassung unvereinbar ist. Gehört nun die Beachtung dieses Geistes nicht wenigstens auch zur „Verfassungsmäßigkeit“? Jeder Unbefangene müßte diese Frage bejahen, unsere Liberalen zählen aber nicht unter die Unbefangenen, sie beten nur die Form an, namentlich jene die sie selbst geschaffen haben. Für sie besteht die ganze Verfassungsmäßigkeit nur darin, daß der Reichsrath die Wahlreform votire. Hat man es doch unter den Auspicien des sächsischen Staatsmannes im J. 1867 mit der Februar-Verfassung nicht anders gethan. Und solche geistlose Formanbeter glauben Oesterreich zu regeneriren.

Wohin ein Vorgang, wie jener des eben genannten Jahres, führt, darüber liegen die traurigsten Erfahrungen vor aller Augen; aber dennoch bleibt er eine „große That“, der jetzt eiligst eine zweite hinzugefügt werden soll. Die Opposition in den größten und wichtigsten Ländern hat ihre tiefen Wurzeln im Volke selbst, welches eine größere Länderautonomie beansprucht. Diese letztere wird durch Aufhebung des Landtagswahlrechts natürlich noch mehr geschwächt, dagegen der Centralisirungsapparat gestärkt. Ein solcher Druck

ruft einen Gegendruck hervor und die Opposition wird durch ein so provokatorisches Mittel nicht „gebeugt“, sondern gekräftigt. Auf diese Weise dreht sich die Staatskunst des „Fortschrittes“ im Kreise herum, was schließlich ohne tödtlichen Schwindel nicht abgehen kann.

Angenommen die Wahlreform würde siegreich durchgeführt, die Wahlen würden allenthalben vorgenommen und der Reichsrath thatsächlich beschickt — was wäre die nothwendige Folge davon? Keine andere als die, daß der in den Ländern vertheilte Krankheitsstoff in das erneuerte Centralparlament hereingetragen, dort hübsch concentrirt und in Folge dessen entweder zur Blutzersetzung oder zu einer rettenden Gewaltcur führen würde. Uebrigens ist der Gedanke einer Wahlreform nicht einmal das Eigenthum der Ministermajorität; er ist durch die deutsch-liberale Presse angeregt worden und die Regierung, sowie durch ihren Einfluß der Reichsrath, verhielten sich dagegen noch in der vorigen Session entschieden ablehnend. Dieser erborgte Gedanke erfreut sich selbst in dem Ministermemorandum noch keines greifbaren Inhalts. Eine „rettende“ Idee, deren Inhalt man heute noch sucht: das ist freilich eine mißliche Sache, um so mehr als der Gedanke liberal, die Suchenden selbst sehr liberal sind und sie dennoch nach Jahresfrist ihre Sorgen und Mühen nicht belohnt sehen.

Die Presse, die „Neue Freie“ voran, hatte das Schlagwort direkter Wahlen ausgegeben und in einer Reihe von Artikeln alle liberalen Streiter vor ihr Tribunal citirt, um an der Aufnahme dieses Schlagwortes die Probehaltigkeit ihrer Gesinnung zu prüfen. Eine stattliche Reihe wackerer deutscher Männer war sofort bestrebt, sich eines gnädigen Urtheils durch Wort und Schrift würdig zu bezeigen. Nun bestand kein Zweifel mehr: das „Volk“ verlangte direkte Wahlen. Und Regierung und Reichsrath, was thaten diese? Sie nahmen die Sturmpetitionen recht freundlich entgegen, um — sie unerledigt liegen zu lassen. Dieß geschah, wie

bereits erwähnt, in der letztvergangenen Session, und wenn nun auch der liberalen Presse etwas bange wurde, so daß sie in liebenswürdiger Inconsequenz, um die Minister und das Parlament nicht gar zu sehr zu compromittiren, den Sturm wieder zu besänftigen suchte, so konnte sich doch Niemand verhehlen, daß der Liberalismus, einmal in Aufregung gebracht, seine Befriedigung fordere. Hätte ja schon der Hohn der Gegner kein Stillstehen auf dem betretenen Pfade gestattet. Nach Schluß des Reichsrathes rückte überdieß die Herbstsession 1869 der Landtage heran, und mit ihr kam für so Manche denen die Reichsrathspforten verschlossen sind, oder welche die Wiener Atmosphäre schweigsam macht, die günstige Gelegenheit jenes liberale Schlagwort auf der Rednerbühne in seiner ganzen Fruchtbarkeit auszunützen, und vielleicht gar liberaler zu scheinen als Reichsrath und Bürgerminister. Das ging nicht an, es mußte gehandelt werden — aber wie? das war die große Frage.

Die Minister konnten sich nicht einmal über die formelle Vorfrage einigen, ob den Landtagen ein Zustimmungsrecht zu der Wahlreform zustehe oder nicht. Das Diplom vom 20. Oktober 1860 erledigt diese Angelegenheit zwar in zweifelloser Weise, aber wie hoch erhaben sind wir jetzt nach Verlauf von zehn Jahren über jene Zielpunkte reaktionärer Dunkelmänner! Die arge Verlegenheit der Regierung fand in der Instruktion, die sie den Statthaltern ertheilte, ihren Ausdruck. Den in der Landtagsversammlung auftauchenden Wünschen nach Volkswahlen zur Centralvertretung sollten die Statthalter zwar wohlwollend entgegenkommen, aber die Rathlosigkeit der Regierung mit der Phrase decken: diese wolle die Freiheit der Berathungen nicht beirren! Nur über einen Punkt hatte es die Ministermajorität damals zur Klarheit gebracht, und dieser betraf die Beibehaltung der bestehenden Wählergruppen (Großgrundbesitz, Stadt und Land). Bei der Stärke der nationalen Opposition war es der Regierung bisher nur durch die Willfährigkeit des Großgrundbesitzes gelungen, sich

eine Majorität in den betreffenden Landtagen und durch diese im Reichsrath zu sichern. Eine Volkswahl, im wahren Sinne des Wortes, müßte sie unfehlbar jener Lebensbedingung berauben. Daher diese beständige Liebe der Bürgerminister zu dem, größtentheils adeligen, Großgrundbesitz!

In offener Versammlung konnte man sich hierüber nicht gut aussprechen; der Liberalismus verträgt solche Offenherzigkeit nicht. Die Regierungscommissäre hatten nur fein vertraulich den Abgeordneten den heißen Wunsch des Ministers zu insinuiren, und höchstens in den Ausschüssen einem liberalen Zagen die geeignete Nachhülfe zu leisten. Da sonach kein positiver Regierungsgedanke das Wahlprojekt geklärt, beherrscht und den Landtagsverhandlungen eine übereinstimmende Richtung gegeben hat, so war ein plan- und zielloses Hin- und Herwogen der Debatte in sechszehn Landtagsversammlungen (in Lemberg blieb dieser Gegenstand unerörtert) unvermeidlich, und während der eine Landtag sich für direkte Reichsrathswahlen aussprach, entschied sich der andere dagegen; während ein Landtag in der Willfährigkeit so weit ging eventuell auf sein Wahlrecht zu verzichten, schritt der andere über diesen Fragepunkt stillschweigend hinweg, und erklärte der dritte sehr nachdrücklich, zur Gültigkeit der Wahlreform sich seine besondere Zustimmung vorbehalten zu müssen. Kurz, kaum zwei Landtagsvota ließen eine Uebereinstimmung erkennen, und die Dunkelheit die schon früher in den Regierungsräumen herrschte, steigerte sich durch diese landtägliche Disharmonie zur tiefsten Finsterniß, welche keine Ministerconferenz — so häufig sie sich nun auch folgten — zu bannen vermochte.

Was die officiösen und inspirirten Blätter noch an Enthüllungen fehlen ließen, haben auch in dieser Beziehung die veröffentlichten Denkschriften der beiden Ministerfraktionen in mehr als genügender Weise ergänzt, und jene der Minorität vom 26. Dezember v. Jrs. hebt ausdrücklich hervor, daß „bei den Berathungen über die Wahlreform keine der von den

einzelnen Ministern vorgeschlagenen Modalitäten dieser Reform die Majorität erhielt, so daß die Berathungen über die Wahlreform vorderhand geradezu resultatlos blieben." Interessanter ist aber noch die Erklärung welche die siegreichen „Fünf" in ihrer Denkschrift über die erwähnte brennende Frage abgeben: „Die Regierung hat diese Frage nur mit aller Vorsicht (!) in die Hand genommen. Sie hat für die Aeußerungen der Landtage die maßgebenden Gesichtspunkte sich gegenwärtig zu halten gesucht, und sie wird diese Frage mit den Mitgliedern des Reichsrathes besprechen, ehe sie in Beziehung auf dieselben einen definitiven Entschluß faßt. Sie wird Eurer Majestät keine Anträge unterbreiten, welche den verfassungsmäßigen Boden verlassen, und sie wird, für welchen Antrag sie sich auch schließlich einigen möge (!), denselben einem zweifelhaften Schicksale in den Verhandlungen und Beschlüssen des Reichsrathes nicht aussetzen." Diese mehr als bescheidene Erklärung über ein Reformprojekt, welchem dieselben Minister eine den Staat rettende Wirkung beimessen, ist ein neuerlicher Beweis daß der Liberalismus, vor concrete Fragen hingestellt, mit seinem dürftigen Gedankenschema jämmerlich Schiffbruch leidet. Der Monarch verlangt von seinen Räthen Ideen, klar formulirte Vorschläge um die Verfassung „endlich zur Wahrheit zu machen" — und sie antworten mit einer allgemeinen Berufung auf „Gesichtspunkte" die sie nicht bezeichnen, und auf Ideen die sie selbst nicht haben, sondern erst mit der Zeit von Anderen entlehnen wollen! Also eine „parlamentarische" Regierung, die ganz offen erklärt in der wichtigsten politischen Angelegenheit das Parlament nicht führen zu können, sondern genöthigt zu seyn sich von diesem führen zu lassen: dieß ist unsere Lage vom Regierungsstandpunkt aus betrachtet, da die damalige Ministermajorität dem Kabinete erhalten blieb.

Dieser Ausgang war nicht schwer vorauszusehen, denn insolange in unserem politischen Leben die Form mehr wiegt

als das Wesen, wird derjenige Theil des Kabinets, der die erstere unversehrt zu erhalten strebt, die Politiker der neuen Aera auf seiner Seite haben. Der bloße Verdacht daß die Minoritätsminister diesen Formcultus zu stören gewillt seien, reichte hin sie den erbittertsten Angriffen und ganz ungerechtfertigten Anklagen auszusetzen. An Verfassungstreue ließen es die drei Minister die im vorigen Monat aus dem Kabinete schieden, wahrlich nicht fehlen, und ein gerechter Tadel kann sie nur in einer Beziehung treffen. Ihrem redlichen Wollen stand nämlich eine große Unklarheit über ihr Können gegenüber; sie hatten — mit Ausnahme des Grafen Potocki — die Situation, die ihnen nun so peinlich erschien, selbst mitgeschaffen und an dem letzten Verfassungsbau recht eifrig mitgewirkt. Die Consequenzen eines solchen Beginnens mußten sie hinnehmen und zu diesen zählte auch der Umstand, daß jene Verfassung ihnen schließlich zur Sphinx geworden, deren Räthsel sie nicht zu lösen vermochten. Sie meinten Alles in vollster Verfassungstreue vollführen zu können; die gesammte Opposition sollte für den Reichsrath gewonnen und auf legalem Boden sodann ein Friedensfest zwischen allen Volksstämmen gefeiert werden. Die Intention war vortrefflich, aber die betreffenden Minister, Taaffe und Berger, sollten recht dankbar dafür seyn, daß man sie nicht beim Worte nahm und aufforderte ihre Ideale zur Wirklichkeit zu machen. Sie glaubten „mit ziemlicher Gewißheit" dem Zusammentritt des vollen Reichsrathes entgegensehen zu können, wenn „nach Auflösung des jetzigen Reichsrathes und aller Landtage sofort der ordentliche Reichsrath mit der solennen Erklärung einberufen würde, daß vor Allem die Reform der Wahlgesetze und die zur allgemeinen Durchführung der Verfassung als nöthig erkannten Aenderungen derselben die vorzugsweisen Verhandlungsgegenstände bilden würden."

Ihre Gegner meinten, dieser Vorschlag sei ein Plagiat begangen an dem Patente vom 2. Januar 1867. Durch

das letztere wurde bekanntlich ein außerordentlicher Reichsrath zur Verständigung über die Constituirung des Gesammtreiches einberufen, der Zusammentritt desselben aber, durch die Schwenkung des Mitunterzeichners jenes Patentes, des Ministers Beust, in das Lager der Deutsch-Liberalen, vereitelt. Die Ironie des Schicksals hat diesen Staatsmann dahin geführt, nach drei Jahren einer Politik der inneren Zersetzung die Rettung in der Wiederaufnahme desselben Gedankens zu suchen, den er damals, von persönlichem Ehrgeiz getrieben, so leichten Sinnes aufgab. Denn hinter der Ministerminorität stand, wie männiglich bekannt, der Reichskanzler und der Grundgedanke jener Minorität war wirklich kein anderer als der vom 2. Januar 1867.

Die in den Vordergrund gestellte „Verfassungstreue" läßt den Gedanken freilich nur mit einer gewissen Verschämtheit durchblicken, das Programm verfällt aber dadurch in Halbheiten und Widersprüche, die an sich schon den Erfolg mehr als zweifelhaft machen. Im besten Falle konnte die Opposition in Böhmen und Mähren — und um diese handelt es sich vor allem — dazu bestimmt werden, dieselbe Stellung wieder einzunehmen, die der Februar-Landtag 1867 in einer Adresse an die Krone präcisirt hat: Beschickung des Reichsrathes unter Wahrung des eigenen Rechtsstandpunktes. Damit wäre aber der Reichsrath ipso facto in einen „außerordentlichen" verwandelt, indem der Rechtsstandpunkt der Opposition und jener des „ordentlichen" Reichsrathes unvereinbare Dinge sind. Ein cisleithanisches Staatsrecht und ein Staatsrecht der Länder der böhmischen Krone können nicht nebeneinander bestehen. Jene Rechtsverwahrung der nationalen Opposition war ja auch der Grund der Landtags-Auflösung und der Neuwahlen unter Regierungshochdruck im Frühjahr 1867. Zu dieser Zeit erblickte man in der projektirten cisleithanischen Schöpfung eine Felsenburg die kein feindlicher Angriff zu erschüttern vermöge. Heute lassen sich selbst unter den Deutsch-Liberalen zahlreiche Stimmen ver-

nehmen, welche die geträumte Felsenburg ein „Kartenhaus“ nennen, das man vergebens künstlich zu stützen suche. Glaubt man vielleicht, daß diese Erfahrung an der Opposition spurlos vorübergegangen sei, ihr Bewußtseyn nicht gehoben, ihre Entschlüsse nicht befestigt habe? — Die oppositionellen Elemente waren allerdings schon im Beginn des Jahres 1867 vorhanden, allein sie waren noch weit davon entfernt von Einem Gedanken belebt und durchdrungen zu seyn, eine festgeschlossene Phalanx streitbarer Männer zu bilden. Man hatte es damals mit oppositionellen Parteifraktionen, aber nicht mit oppositionellen Völkern zu thun. Gegenwärtig hat man aber thatsächlich mit dem Widerstande ganzer Volksstämme zu rechnen, also mit weit mächtigeren Faktoren als solche zur Zeit des Geburtsfestes der Beust'schen Aktion bestanden.

Es ist bemerkenswerth, daß selbst der eminenteste Kopf des früheren Ministeriums, daß Minister Berger, der die Denkschrift der Minorität entwarf, darauf verzichtet einen leitenden Gedanken für die politische Gestaltung der Zukunft auszusprechen, daß er sich in seinem Feldzugsplane darauf beschränkt den Kampfplatz zu wählen und für den Anmarsch der Truppen die Linien zu zeichnen. Bezüglich der entscheidenden Operationen selbst, glaubt er nur, daß es „nicht unmöglich seyn werde eine Verständigung“ und in Folge dessen „eine Vorlage zu erzielen (!) welche als Ausgangspunkt der Diskussion dienen und angenommen werden wird, und aus welcher im Reichsrathe selbst das eigentliche Programm erst erwachsen kann.“ „Der zu erzielende Ausgleich soll ja ein Compromiß aller Länder und Stämme seyn, er kann also auch nur durch sie selbst und beziehungsweise durch ihre Vertreter vereinbart werden.“ Das heißt doch wohl der gütigen Vorsehung das Wunderwerk anheimstellen, zwischen den Wünschen der Länder und Stämme und dem was Herr von Beust mit dem Rath der Zweihundert geschaffen, einen Einklang zu erzielen!

Wäre die Denkschrift für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, so ließe sich eine kluge Reserve der Minister erklären; denn bei den tief aufgewühlten Leidenschaften wäre es wirklich gewagt, geraume Zeit vor den entscheidenden Verhandlungen den Detailplan der Regierung darzulegen. Das Memorandum war aber nie für die Oeffentlichkeit sondern für die Person des Monarchen bestimmt, und da wäre es doch die Aufgabe der Minister gewesen, den Gedanken der Verständigung mit der Opposition inhaltlich auszubilden, zu zeigen was der Selbstständigkeit der Länder gewährt werden kann und was dem Reiche vorbehalten werden muß. Statt dessen spricht die ministerielle Denkschrift einen förmlichen Verzicht auf jeden Gedankeninhalt aus.

Das wahre Verdienst des Ministers Berger und seiner Gesinnungsgenossen besteht in der offenen Anerkennung, daß „die absolute Herrschaft der Verfassungspartei über die gesammte nationale Opposition durchaus undurchführbar", und die Herbeiführung einer Verständigung mit der letzteren „die dringendste Angelegenheit der Regierung" sei. Ich bin geneigt in dieser Enunciation den fruchtbaren Keim einer neuen Parteibildung unter den Deutschen zu erblicken, durch die es einer künftigen Regierung möglich gemacht werden wird, sich mit der nationalen Opposition zu verständigen, und für das Resultat dieser Vereinbarung die Zustimmung des Reichsrathes zu erlangen. Diesem Vorgang wäre die „Verfassungsmäßigkeit" der Form nach gesichert. Das Wesen, der innere Verfassungsbau — soweit er nicht bloß freiheitliche sondern constitutive Ideen entwickelt — läßt sich nicht retten, weil er den natürlich gegebenen Grundlagen und Verhältnissen des Staates nicht entspricht.

D. G.

XXXVIII.

Zeitläufe.

Die liberalen Katholiken und das Concil.

Man muß in der That sagen: das Concil hat seinen Dienst gethan, insoferne es die Bestimmung hatte der Menschheit neben den materiellen Interessen, welche wie eine neue Sündfluth alle Welt überschwemmen, auch wieder Interessen anderer Art in's Bewußtseyn zu rufen. Die jetzige Aufregung der Geister erreicht eine Tiefe, in welche kein anderes Ereigniß hinabzuführen vermocht hätte. Die allgemeine Erschütterung der Seelen, der sich auch der Gleichgültigste kaum mehr zu entziehen vermag, beweist mehr als je die Wahrheit des Satzes, daß im Hintergrunde aller anderen Fragen in Staat und Gesellschaft doch immer wieder religiöse Ursachen und Motive ruhen und thätig sind, wären dieselben auch noch so sehr irreligiöser Natur.

Lange hat man diesen Satz namentlich in der Anwendung auf den modernen Liberalismus nicht gelten lassen wollen. Man hat behauptet, daß die Doktrin der modern Liberalen die Religion und Confession gar nicht berühre; der beste Katholik könne daher sehr wohl auch ein eifriger Anhänger des modernen Liberalismus seyn; denn es sei eben das Eigenthümliche dieser Lehre vom Staat, daß sie die bei-

den Gebiete, das politische und gesellschaftliche einerseits und das religiöse andererseits, sorglich auseinander halte gemäß ihres Cardinalsatzes „die freie Kirche im freien Staate". Wer will aber heute noch an die Wahrheit solcher Reden glauben, nachdem man, auf die offenkundigen Thatsachen gestützt, sagen darf: jeder Liberale im heutigen Sinne des Wortes sei in irgend einer Weise Gegner des Concils?

Uns hat das nicht überrascht, und die Erscheinung konnte Niemand überraschen, der sich die Mühe gegeben hat in das eigentliche Wesen des Liberalismus nach seiner heutigen Auffassung einzudringen. Von Haus aus eine Parteilehre wie eine andere, hat sich die liberale Doktrin jetzt an die Stelle der göttlichen Offenbarung und der Kirche selbst gesetzt, indem sie sich ausgibt als das unfehlbare Evangelium nach welchem die gesammte Gesellschaft gestaltet seyn müsse bis an's Ende der Zeiten, und welchem sich auch die Kirche einfach zu fügen habe in Lehre und Disciplin. Betrachte man nur einmal die Vorwürfe, wie sie jetzt in den Kammern und in der Presse auf das Concil gehäuft werden, und sage man dann selbst, ob der maßlose Haß nicht seinen eigentlichen Grund in dem Gefühle hat, daß das Concil nach einem andern unfehlbaren Evangelium sich richten werde und unter allen Umständen richten muß als nach der liberalen Doktrin? Das heißt man in der Sprache der Partei: „den Staat der Curie unterwerfen wollen."

Den grenzenlosen Dünkel des modernen Liberalismus zu beugen, liegt nicht in der Macht des Concils und überhaupt ist das keiner geistigen Potenz mehr gegeben. Dazu gehören ganz körperliche Beweisführungen und blutige Erfahrungen, welche im Laufe der Zeit nicht ausbleiben, aber von einer ganz andern Seite als der kirchlichen herkommen werden. Die sociale Demokratie hat die Mission überkommen, und man kann nicht sagen, daß die neue Partei mit ihrem concurrirenden Anspruch auf die allgemeine Weltherrschaft lässig sei in ihrem Werke. Die Kirche ihrerseits lehrt die ewig

leiche Wahrheit vom Himmel und der Erde; sie anerkennt benſowenig heute den modernen Liberalismus als unfehlbare ehre von der menschlichen Gesellschaft, als sie morgen viel=:icht der siegenden Socialdemokratie den Werth einer unum=:ößlichen Offenbarung des Geistes zuerkennen wird. Das t der einfache katholische Standpunkt; und den findet man hlechthin intolerabel.

Die liberalen Katholiken haben es darin versehen, daß e dem modernen Liberalismus, solange er noch Parteilehre nd nicht tyrannisch herrschende Doktrin war, alle seine hönen Reden auf's Wort glaubten und in der That die nfehlbare Heilslehre für die politische und sociale Umge=:altung der Welt in ihm erblickten. Aber ich muß gleich eifügen, wer diese in Wahrheit so zu nennenden „liberalen Katholiken" waren; denn es belegen sich jetzt auch solche :eute mit dem scheinenden Namen, die wahrhaftig ihn nicht erdienen. Diese sind nichts weiter als innerlich werthlose Schleppträger des Zeitgeistes welcher der Herren eigener Geist st; jene waren Männer die unzweifelhaft das Beste wollten, ind soweit ihrer noch einige unter den Lebenden weilen, nur urch unverschuldeten Irrthum in eine verhängnißvolle Bahn jetrieben sind.

Allerdings mag man es diesen Männern zum Tadel inrechnen, daß ihnen auch dann noch über das wahre Wesen es modernen Liberalismus die Augen nicht aufgingen, als erselbe über das Niveau einer Parteilehre hinaus zur herr=schenden Doktrin sich erhoben und Thatsachen von sich ge=jeben hatte, welche eine Täuschung nicht mehr hätten zu=assen sollen. Aber die erste Liebe war ihnen zur uner=schütterlichen Gewohnheit geworden; wofür sie einmal im harten Kampfe gegen ein verrottetes Staatswesen eingetreten varen, darauf wollten sie nie mehr einen Schatten fallen :assen. Sie haben ihr Leben lang heftiger für die Unfehl=barkeit des modernen Liberalismus gestritten, als sie jetzt streiten für die Fehlbarkeit des Papstes; darum thut ihnen

heute die Wahl so wehe. An schreienden Widersprüchen konnte es unter diesen Bedingungen nicht fehlen, und die Welt in der die Gedanken der fraglichen Männer sich bewegten, war so wenig die ordinäre und wirkliche Welt, daß ihre Träger nicht selten als unpraktische Phantasten erschienen sind.

Solch ein Mann war der jüngst dahingeschiedene Graf Montalembert, dessen Name unter den ersten in den kirchlichen Annalen Frankreichs prangt. Es hat überhaupt liberale Katholiken von dem ächten Schrott und Korn, das wir meinen, nur in Frankreich und Belgien gegeben, vielleicht mit Ausnahme einzelner Samenkörner, die durch naheliegende Umstände in den deutschen Rheinlanden verstreut worden sind. Die Franzosen haben in ihrer Sprache ein Wort von zauberischem Klang, das durch die geschichtliche Entwicklung ihres Landes einen viel umfassendern Inhalt überkommen hat als das entsprechende deutsche Wort „Freiheit". Mit dem Wort „liberté" als ihrem ewigen Refrain im Munde, entstanden die liberalen Katholiken Frankreichs als ein durchaus historisches Gewächs, und so wie sie entstanden, hätten sie unter keinen andern Verhältnissen entstehen können. Ich glaube auch nicht, daß sie einen namhaften Nachwuchs haben werden. Es sind noch einige älteren Herren welche nach und nach aussterben; wer nach ihnen zu der Unfehlbarkeit des modernen Liberalismus sich bekennen will, der wird in der Regel nicht mehr liberaler Katholik seyn, sondern er gibt dem Katholiken den Abschied, er fällt ab und wird Feind der Kirche. Darauf dürfte z. B. schon der Fall des P. Hyacinth hindeuten.

Es dürfte überhaupt nebst dem innig frommen Gemüthe der ursprünglichen Volksnatur, sicherlich nur dem Ernst der früheren Zeitumstände zu danken seyn, wenn der liberale Katholicismus in Frankreich sich fast vierzig Jahre lang auf der schmalen Schneide erhielt ohne zu straucheln. Wir haben ein erschütterndes Beispiel vor uns, wie es damit unter

andern Umständen gehen kann und je nach den Persönlichkeiten gehen muß. Unter hartem Kampf gegen die staatliche Allgewalt hatten die liberalen Katholiken in Frankreich ihre Ideen vertreten; unter dem Sonnenschein der Hofgunst hatte man dagegen in München seit einigen Jahren es versucht gleichfalls liberalen Katholicismus zu spielen. Aber siehe da! schon die ersten Zöglinge und Anhänger der neuen Schule wurden mehr oder weniger erklärte Apostaten; wenn von giftigen Verfolgern der katholischen Sache die Rede ist, so denkt man heute in ganz Deutschland nicht mehr an diesen oder jenen protestantischen Schriftsteller, sondern an ein paar bekannte Träger der unfehlbaren „Wissenschaft“ aus altbayerischem Blute.

Wesentlich politischer Natur war der Ursprung beider Richtungen, der ältern französischen und unserer jungdeutschen. Aber mit der Gefahr bei welcher die französische Richtung nun zum Schlusse ankommt, daß sie nämlich die Unfehlbarkeit der politischen Parteilehre höher schätzt als die lebendige Autorität in der Kirche und lieber die letztere aufgeben will als die erstere — mit dieser Verkehrung aller kirchlichen Begriffe hat die jungdeutsche Richtung bereits angefangen. Es war eigentlich ihr erster Schritt. Freilich darf man sich dabei von dem Kunstgriff nicht täuschen lassen, daß bei uns die politische Parteilehre immer unter dem Namen der „Wissenschaft“ eingeführt wird. Es ist dieß eben nur ein anderes Wort für die gleiche Sache, und das Wort kam um so gelegener, als man es in gewissen Regionen bei uns natürlich lieber hörte, als wenn der liberale Katholicismus von der demokratischen „Freiheit“ wie in Frankreich den Ausgang hätte nehmen wollen.

Als die Gründer der liberal-katholischen Schule in Frankreich, darunter Graf Montalembert als der jüngste an Jahren, am 2. Februar 1831 in Rom ihr Glaubensbekenntniß ablegten, da standen sie auf einem Boden, den ihre Nachtreter heute als den ausschweifendsten Ultramontanismus

charakterisiren müßten. In der That ließe sich nichts Begründetes einwenden, wenn die sogenannte Infallibilitäts-Partei morgen erklären würde, sie habe bezüglich des Primats nur den Glauben treu bewahrt den vor bald vierzig Jahren die liberalen Katholiken Frankreichs so klar und präcis vor dem heiligen Stuhle dargelegt hatten, wie es am 2. Februar 1831 geschah. Sie begrüßten den heiligen Stuhl ausdrücklich als den „unfehlbaren Behüter der Wahrheit", und sie verwarfen die entgegenstehenden Sätze einen nach dem andern als glaubenswidrig. Insbesondere kritisiren sie Einen Satz sehr scharf, indem sie nachweisen, daß eine solche Behauptung wenigstens zeitweise alle Autorität in der Kirche und speciell auch die eines rechtmäßig versammelten Concils unbedingt aufheben müßte. Der fragliche Satz aber lautet: „In Sachen des Glaubens ist die Entscheidung des römischen Papstes nur dann irreformabel, wenn sich die Zustimmung der Kirche damit verbunden haben wird."

Nun aber hat das Haupt der liberal-katholischen Schule in München erst vor Kurzem erklärt: die Bischöfe auf dem Concil seien überhaupt nur die Gesandten und Geschäftsträger aller Kirchen der katholischen Welt, und was immer sie auf dem Concil beschließen mögen, so müsse erst die doch auch noch über jedem Concil stehende Autorität oder das Zeugniß der ganzen Kirche als entscheidend und bestätigend hinzutreten. „Die Concilien als solche haben keine Verheißung; aber die Kirche hat die Verheißungen, und sie muß erst sich überzeugen, oder die Gewißheit besitzen, daß physischer oder moralischer Zwang, Furcht, Leidenschaften, Verführungskünste — Dinge wie sie zu Rimini und noch gar oft gewirkt haben — nicht auf dem Concil übermächtig geworden sind, daß also die wahre Freiheit dort geherrscht habe" *).

Es ist keine Frage, daß mit einer solchen Anschauung der von den liberalen Katholiken Frankreichs im J. 1831

---

*) Allg. Zeitung vom 11. März 1870.

feierlich verworfene Satz, den wir angeführt haben, auf die äußerste Spitze getrieben ist. Denn es wird da über dem Papst, den Bischöfen und dem Concil wieder eine höhere Instanz angenommen, von welcher nur das Eine nicht abzusehen ist, welches ihre legitimen Organe seyn sollen, mit anderen Worten wer die autoritative Entscheidung auch noch über das Concil abzugeben habe. Die liberalen Katholiken aus der Münchener Schule werden wahrscheinlich antworten, daß dieß die Sache der „theologischen Wissenschaft" sei. Aber von den liberalen Katholiken in Frankreich darf man vielleicht annehmen, daß sie doch zu viel praktischen Verstand besitzen um auf solche Ausflüchte zu gerathen. Es wäre daher immer noch die Frage, wo denn sie bei ihrer jetzt eingenommenen Haltung etwa hinaus wollen, und in welcher Weise sie die oberste Revisionsbehörde über den sämmtlichen Organen der bisherigen Kirchenverfassung, nämlich dem Papst und dem gesammten Episcopat, zu constituiren gedenken?

In ihrer Erklärung an den heiligen Stuhl vom 2. Februar 1831 haben die Gründer dieser liberal-katholischen Schule vor Allem den gallikanischen Lehrsätzen feierlich widersagt; sie erklären mit starker Betonung: „die fragliche Lehre würde ebensowohl die Anarchie in der geistigen Welt wie die Knechtschaft in der politischen Welt zur Folge haben." Es war dieß ein prophetisches Wort. Die geistige Anarchie ist vollendet, seitdem der neue Gallikanismus sein Haupt erhoben hat; und daß die politische Freiheit dabei nicht gewinnt, wohl aber dem furchtbarsten Rückschritt zur Staatsomnipotenz die Wege gebahnt werden, das muß bald schon ein Blinder sehen. Nur die verbissene Leidenschaft sieht es nicht, während wir doch täglich mehr erfahren müssen, daß diese sich „liberal" nennenden Katholiken aus voller Kehle die Polizeigewalt des Staats anrufen gegen die eventuellen Beschlüsse des Concils. Ja, sie hätten sogar Präventiv-Maßregeln einer seinerzeitigen Repressive vorgezogen. Wunderbare Freiheitsmänner, das läßt sich nicht läugnen!

Ich glaube nicht, daß unter den älteren Celebritäten in Deutschland ein einziger ist, welcher seinen Beitritt zu der neuen Schule erklären könnte, ohne seine eigene Vergangenheit zu verläugnen. Die Reste der hermesianischen und der güntherischen Schule erscheinen unter solchen Umständen noch ehrwürdig gegenüber von öffentlichen Lehrern, welche jetzt kein Bedenken tragen ihrer eigenen in Schriften und Büchern vielfältig bezeugten Lehre direkt zu widersprechen. Darin liegt das schlimmste Symptom jener geistigen Anarchie, welche über uns hereingebrochen ist; denn das Uebel ist unter solchen Umständen natürlich nicht intellektuellen sondern unmittelbar moralischen Ursprungs. Mit Recht hat Bischof Martin von Paderborn jüngst in einem Schreiben an seine Diöcese das Uebermaß der Charakterlosigkeit hervorgehoben, wie es in solchen Erscheinungen zu Tage tritt. „Soll man sich nun nicht wundern, wenn man dieselben Menschen zu Einer und derselben Lehre ein so entgegengesetztes Verhalten beobachten sieht, wie sie diese Lehre dort unbeanstandet hinnehmen und ohne das geringste Bedenken ihr zustimmen, und wie sie sich durch dieselbe hier so in Angst und Verwirrung bringen lassen!“

Wenn man aber für eine „Wissenschaft“, die sich in hervorragenden Trägern eben jetzt solche Blößen geben konnte, die sich von demselben gelehrten Bischofe „gedankenlose Götzendienerei gegen die Meinungen und Schlagwörter des Tages“ vorwerfen lassen muß — wenn man für eine solche Wissenschaft eben jetzt den Anspruch erheben wollte, daß sie in letzter Instanz über dem Papst, den Bischöfen und dem Concil stehend den Glauben der Kirche oder der Kirchen zu expliciren habe: dann müßte man in der That sagen, daß die Anarchie der Geister in dieser unserer wunderlichen Zeit den Höhepunkt und einen grausenhaften Höhepunkt erreicht habe.

Wie gesagt, möchten wir zu dem praktischen Sinne der liberalen Katholiken in Frankreich wenigstens so viel Ver-

trauen haben, daß sie in eine solche Abirrung nicht verfallen werden. Um so mehr muß man aber fast glauben, was neueste Berichte erzählen, daß nämlich der eigentliche und letzte Gedanke jener Männer auf den „kirchlichen Parlamentarismus" hinauslaufe. Allerdings kämpfen dieselben Leute diesseits und jenseits des Rheins mit aller Macht gegen die Geltung des Majoritätsprincips in Sachen des Glaubens und der Lehre; und zwar, wie ich glaube, mit allem Rechte. Aber ihr Kampf gilt doch nur einer Mehrheit von Trägern des heiligen Bischofsamtes, von welcher man unliebsame Beschlüsse besorgen zu müssen glaubt. Andererseits kann man immerhin der Meinung seyn, daß von einem nach der Kopfzahl gewählten und nach Art einer protestantischen Generalsynode zusammengesetzten „allgemeinen Kirchenparlament" derlei unliebsame Beschlüsse nicht zu fürchten wären, und somit auch die einfache Stimmenmehrheit in Sachen des Glaubens und der Lehre dann kein Bedenken mehr gegen sich hätte.

„Montalembert starb als Insurgent gegen den römischen Despotismus": so bemerkt eine französische Correspondenz, deren Scharfsinn ich in der Regel bewährt finde, und der Correspondent fügt bei, Graf Daru, der neue Minister des Auswärtigen, werde nicht davor zurückschrecken den von den Ultramontanen beherrschten Papst durch Zurückberufung der französischen Schutztruppen nach dem Willen der liberalen Katholiken zu zwingen*). Mit der Räumung Roms hat Graf Daru wie bekannt wirklich schon gedroht; seine Absicht aber, die ursprünglich angebahnte Politik der Nichtintervention gegenüber dem Concil überhaupt aufzugeben und einen französischen Gesandten bei der Kirchenversammlung zu accreditiren, scheint der Minister immer noch aufrecht zu erhalten. Daß der Graf in dieser Absicht gerade von den Führern der liberalen Katholiken eifrig unterstützt werde, wird von allen Seiten

*) Warrens' Wochenschrift. Wien vom 20. März.

zugegeben. Es war ja in München ebenso bei dem Interventions-Versuch des Fürsten Hohenlohe. Uebrigens wird Graf Daru auch selbst, gleich mehreren seiner Collegen, den liberalen Katholiken beigezählt, wobei freilich dahingestellt bleibt, ob er in der orleanistischen Periode der eigentlichen Partei der Herren angehört hat.

Liest man nun das heftig erbitterte Schreiben, worin Graf Montalembert kurz vor seinem Tode den Vorwurf des „Widerspruchs zwischen seinem Ultramontanismus von 1847 und seinem Gallikanismus von 1870“ von sich abzulehnen suchte, mit vergeblicher Mühe, wie mir scheint: so muß man wirklich fast glauben, der gedachte Correspondent könnte Recht haben. Wäre aber das wirklich der Fall, so müßte man sagen, es habe niemals, seitdem die Welt steht, eine geistige Bewegung gegeben die so sehr in ihr Widerspiel umgeschlagen habe und bei dem Gegentheil ihrer ursprünglichen Ziele angekommen sei wie dieser liberale Katholicismus. Der „Katholik“ wäre dann an den „Liberalen“ vollends verloren, und die Prophezeiung von 1831, daß die gallikanische Lehre nur die „Knechtschaft in der politischen Welt“ nach sich ziehen könne, wäre zuerst an den Propheten selber in Erfüllung gegangen. Das wäre der Schlußerfolg der vieljährigen Mühen hochachtbarer Männer den Katholicismus und die sogenannten modernen Ideen, Eines unbeschadet durch das andere, in derselben Menschenseele miteinander zu verbinden; nicht der Galiläer hätte dann triumphirt sondern Julianus.

Schwer genug ist es den Männern in Frankreich seit Langem geworden, den innern Widerspruch zu verdecken. Wir erinnern nur an die große Frage von der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles. Die glänzendsten Vertheidiger des päpstlichen Besitzes waren unfraglich die liberalen Katholiken Frankreichs; ihre Reden und Schriften über die römische Expedition und die Aufrechthaltung des französischen Schutzes in Rom werden stets unvergessen bleiben. Freilich

mußten sie sich dafür oft genug von den absolut Liberalen den Vorwurf der Inconsequenz machen lassen, und vom Grafen Montalembert insbesondere war das Witzwort in Aller Mund: „er wolle die Freiheit überall, nur nicht in Rom". Würden die liberalen Katholiken jetzt, um an dem Concil sich zu rächen, für die Räumung Roms votiren und hierin dem höchsten Wunsch der absolut Liberalen sich anschließen, dann wäre offenbar Niemands Niederlage größer als ihre eigene; und es käme noch ein besonderer Umstand hinzu der diese Niederlage doppelt zu einer vernichtenden machen müßte.

Gerade ihr katholischer Standpunkt hat nämlich die liberalen Katholiken Frankreichs befähigt, in der gedachten Frage für die wohlverstandene Politik ihrer Nation einzutreten. Indem sie sich als Vertheidiger hinstellten für die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls und für das kirchliche Interesse an der politischen Souverainetät des Papstes, dienten sie zugleich einem großen Interesse der französischen Politik. In Deutschland, wo es eine nationale Politik längst nicht mehr gibt, es sei denn eine national-protestantische — in Deutschland war die Haltung der liberalen Katholiken von Anfang an eine andere. Sie eröffneten gerade ihre Laufbahn mit der Bekämpfung der weltlichen Rechte des heiligen Stuhls, sie thaten es zum Theil in pietätslosester Weise, und es gehörte damals schon kein besonderer Scharfblick dazu um zu erkennen, daß die Herren auf der schiefen Ebene endlich noch dahin gelangen würden, wo sie jetzt stehen, um, wenn nicht Gottes Gnadenwunder eingreifen, noch tiefer hinabzugleiten. Aber sie brauchten doch bloß das katholische Gefühl zu verläugnen, um sich dem Liberalismus rücksichtslos in die Arme zu werfen, nicht auch das nationale Gefühl wie ihre französischen Freunde.

Noch in einem andern Punkte sind die letzteren, wenn sie sich mit dem Grafen Daru in die gedachte Interventions-Politik verwickeln wollen, viel übler daran als die soge-

nannten liberalen Katholiken in Deutschland. In Frankreich müßten sie jenes große politische Princip dafür preisgeben, welches Graf Montalembert in seinem letzten Briefe als „die wechselseitige Incompetenz von Staat und Kirche außerhalb der Schranken ihres eigenen Gebietes“ bezeichnet hat. Dieser Grundsatz hat sie wesentlich zu dem gemacht was sie waren. Ihre unähnlichen Freunde in Deutschland hingegen hatten ein solches Princip nicht aufzugeben, als sie sich vom herrschenden Liberalismus begnadigen ließen; sie sind immer ächte Staatskirchen-Männer gewesen, und nichts war ihnen schon am Syllabus mehr zuwider als die scharfen Sätze desselben gegen jede Art von cäsareopapistischer Neigung. Ihnen war daher die Versuchs-Politik des Fürsten Hohenlohe durchaus genuin und homogen. Sie brauchen sich auch bloß zu schämen vor protestantischen Staatsmännern wie Graf Beust und Bismark. Die liberalen Katholiken Frankreichs hingegen können sich unmöglich, sei es auch bloß aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten, auf den politischen Standpunkt ihrer augenblicklichen deutschen Alliirten versetzen, ohne an sich selber den qualificirtesten Selbstmord zu begehen.

In Einem Punkte freilich werden die Opponenten beider Nationen zusammentreffen, wenn nicht im letzten Momente noch Wunder geschehen: das ist im Erfolg. Sie werden das gerade Gegentheil von dem herbeiführen, was sie um jeden Preis verhindern wollten. Ja, es ist zu fürchten, daß sie eben durch die Art und Weise ihres Auftretens das Gefürchtete bereits herbeigezwungen und unvermeidlich gemacht haben. Auch war das unschwer vorauszusehen.

Während der geistreiche Bischof von Orleans für seine Person nicht die Infallibilität selbst, sondern nur die Opportunität bestreiten wollte, sind ihm die unseligen Bundesgenossen dießseits und jenseits des Rheins mit Argumenten zu Hülfe gekommen, welche an und für sich die stärksten Beweggründe darstellen nicht nur für die Zeitgemäßheit, sondern sogar für die unbedingte Nothwendigkeit einer conciliarischen

Definition. Wir selber haben heute noch die Meinung, daß der gegenwärtigen Welt mit Dogmatisiren wenig gedient sei; wir hätten andere Thaten vom heiligen Concil lieber gesehen. Denn wir nahmen an, daß ja bisher schon kein gläubiger katholischer Christ jemals bezweifelt habe: es müsse sich den amtlichen Entscheidungen des heiligen Stuhles in Glaubens- und Sittenlehren jeder Sohn der Kirche aufrichtig unterwerfen. Die ständige Praxis ist uns immer und überhaupt auf allen Gebieten sympathischer als der formulirte Paragraph, und die hergebrachte Sitte ist stets kraftvoller als das gesetzliche Surrogat. Aber wer kann jetzt noch an jener Annahme unbezweifelt festhalten, nachdem alle die Leute mit den zwei Janus-Gesichtern die Welt mit ihrem Lärm erfüllt und die kirchliche Autorität in ihren Grundfesten angegriffen haben?

Im Beginn konnte das Concil in der Sache sprechen oder nicht; jetzt, fürchte ich, muß es sprechen, denn es ist in einer Weise herausgefordert, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die Antwort kaum schuldig bleiben kann. Das ist in unseren Augen an und für sich ein Unglück. Wie aber die Entscheidung ausfallen wird, wenn sie erfolgen muß, das ist nicht fraglich. Treten die leidigen Folgen dann wirklich ein, welche von einer solchen Wendung der Dinge befürchtet werden, dann trifft die schwerste Verantwortung eben den pietätslosen Hochmuth unserer liberalen Katholiken. Und wenigstens Eine erfreuliche Wirkung wird die harte Nothwendigkeit haben; die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" wird nicht mehr sagen können, daß die Conciliums-Artikel und die Römischen Briefe in ihren Spalten von guten Katholiken herrühren. Diese Herren werden sich nothgedrungen um einen andern Namen umsehen müssen, wenn das eintritt, was sie verhindern zu wollen vorgeben und Niemand mehr als sie herbeigeführt hat.

XXXIX.

Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.

V. Badische Charakterköpfe (Schluß.)

Man zeigte mir den Bürgermeister, der ganz ausnahmsweise seine Bürger nicht meistert à la Pascha, wohl aber die Achtung und Liebe derselben besitzt. Ein stämmiger stattlicher Schwarzwälder vom ächten Schrot und Korn, dunkel die Haare und dunkel die Augen, bräunlich der Teint des ernsten intelligenten Gesichtes. Der Mann in seinem Bauernwammes und Manchesterrock mag außer der Volksschule wenig andern Unterricht genossen haben, allein der Schwarzwälder ist von Hause aus ein praktischer, denkender und strebsamer Kopf, der die Schule des Lebens selten umsonst durchwandert. Nur ein grundgescheidter, erfahrner und charaktervoller Mann vermochte jenes Ansehen zu erwerben, dessen Bürgermeister Baumer von Untersimonswald in den Thälern und auf den Höhen seiner Heimath sich erfreut. Einflußreicher und überzeugungstreuer Katholik und unantastbarer wetterharter Charakter, dabei vollends Bürgermeister der nicht feige schwieg oder gar unterthänigst gehorsamst schweifwedelte — solche Ausnahme verstieß wider alle Kleiderordnung der neuen Aera. Der Mann ward von Spionen umgarnt, denuncirt und seiner Gemeinde wie seinem Geschäfte und seiner Familie entrissen, indem man ihn hinter Schloß und

Riegel brachte. Lange genug hat der Prozeß gedauert; derselbe endigte mit Freisprechung in allen Punkten mit Ausnahme eines einzigen. Baumer soll nämlich einem andern Bürgermeister im Vertrauen einmal ein Wort in das Ohr geflüstert haben, das eine Majestätsbeleidigung enthielt. Auf das Zeugniß dieses einzigen — Ehrenmannes hin erging ein schweres Urtheil wider den Bürgermeister von Simonswald. Er ergriff natürlich den Rekurs an das Oberhofgericht. Diese vordem höchste Instanz des Großherzogthums ist von der neuen Aera vermittelst einer neuen Gerichtsorganisation in Criminalsachen zum Cassationshof nach französischem Muster degradirt, der bloß nach formellen Gründen Urtheile zu bestätigen oder zu annulliren hat. Baumer konnte somit nicht förmlich klagfrei gesprochen werden; natürlich aber ward das erstinstanzliche oder genau genommen einziginstanzliche Urtheil des Hof- und Kreisgerichtes Freiburg für nichtig erklärt. Dem schwer Verfolgten ward die Genugthuung von seiner Gemeinde wiederholt und, falls ich nicht irre, einstimmig abermals zum Bürgermeister erwählt zu werden, die Regierung aber hat die Wahl durchaus nicht bestätiget. Man lebt nicht umsonst im Musterstaate der „Freiheit und Selbstverwaltung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens". Baumer, der so recht das Zeug zu einem tüchtigen Vertreter des Bauernstandes besitzt, hat die ganze Geschichte seiner langwierigen Maßregelung einer von Tausenden besuchten Versammlung der katholischen Volkspartei selbst erzählt. Dieselbe wäre ein sehr lehrreicher Beitrag zu einer zukünftigen Culturgeschichte der neuen Aera.

In der Nähe des Bürgermeisters saß ein Mann mit langen grauen Haaren und weiland blondem jetzt fast weißem Schnurr- und Knebelbart. Aus dem lieben alternden Gesichte schaute eine so in sich fertige heitere Ruhe, die Augen blickten so sanft und innig und ein gewisses Etwas umspielte den Mund so schalkhaft, daß ich sofort den Dichter oder Künstler herausfand. Er erzählte von der ewigen Stadt, die ihn vordem einige Jahre beherbergte. Es ist der Hofmaler Dürr von Villingen, ein Schüler des gefeierten Overbeck. Fern den unerquicklichen Wirren des Tages lebt und schwebt er im Gebiete der Kunst! Doch halten weder dieser Umstand noch seine Milde ihn ab, im Roth-

falle oder bei passender Gelegenheit für seine katholische Ueberzeugung das Schwert der Rede so schneidig und gewandt zu führen wie nur Einer. In gar mancher Kirche und Kapelle werden seine schönen Gemälde die Herzen der Menschen himmelwärts ziehen helfen, wenn er selbst seinen letzten Pinselstrich längst geführt haben wird. Besonders seine Heiligengestalten sprechen nicht bloß als Kunstwerke im gewöhnlichen Sinne des Wortes an: es sind Kinder der Andacht. Aus ihnen leuchtet etwas heraus, was den Schöpfungen glaubensarmer Künstler abgeht, mag die Compositionsgabe noch so original und reich, die Technik noch so vollendet seyn: die Weihe des christlichen Genius. Besonders Madonnen weltberühmter Celebritäten habe ich gesehen, aus denen meine von allen Theorien der Kunstkritik unbehelligten Augen in Gottes Namen nichts Besseres herauszufinden vermochten als eine in das Hebräische übersetzte Venus. Odi profanum vulgus et arceo! Ohne es bestimmt zu wissen lasse ich es mir kaum nehmen, daß die unübertroffenen Schriften der gottseligen Katharina Emmerich und der Geist ihres „Pilgers" der Palette des Hofmalers Dürr nichts weniger als fremd seien. Kein gläubiger Christ, am allerwenigsten ein christlicher Künstler sollte mit denselben unbekannt seyn.

Das Jungbaden seit 1860 stolzirt auf himmelhohen Stelzen durch die Weltgeschichte jüngsten Datums. Der Traum von einem bis auf den Kamm der Vogesen hinanreichenden „Königreich Baden" blieb bis jetzt Schaum. Nach wie vor sind die Gewässer der badischen Staaten beschränkt auf einen Theil des „schwäbischen Meeres" sowie auf den Rhein, der erst bei Mannheim zur guten Letzt recht schiffbar wird. Allein auch ohne Meer, Marine und Welthandel strotzt das jährlich umfangreicher werdende Regierungsblatt von Schiffahrts-, Handels- und Freundschaftsverträgen mit den entlegensten Ländern, deren Insassen von einem Reiche Baden vorher schwerlich gehört. Kommt Dr. Livingstone von seiner Entdeckungsfahrt wirklich mit heiler Haut zurück, so dürfte man in Karlsruhe schwerlich lange zaudern, wenn nicht mit der katholischen Kirche und dem eigenen Volk, so doch mit den nackten barfüßigen Majestäten des innern Afrika auf besten Fuß sich zu stellen und Freundschaftsverträge

einzugehen, die ebensowenig gebrochen als gehalten zu werden vermögen. Man blieb aber auch im eigenen Land nicht ganz müssig, sintemalen an willigen Steuerzahlern kein Mangel eingerissen. Seit den Tagen des Tiberius wurde der Bodensee von praktischen Schiffern in der Regel glücklich durchrudert und durchsegelt; auch haben seine Fische und Nixen an das prosaische Gepolter sicherer Dampfer seit bald 30 Jahren sich gewöhnt. Trotzdem verfiel im Jahre II oder III der Freiheit und Selbstverwaltung irgend ein Genie auf die Entdeckung, zu den „unabweisbaren Forderungen der Zeit", folglich zu den „Nothwendigkeiten der staatlichen Entwickelung" gehöre unter andern eine eigene Seemannsschule. Die ganze servilliberale Preßhusarenschaft erhob ihr obligates Freudengeschrei. Ein Capitän Wraa ging in Meersburg sofort an die Gründung des neuen Institutes, begreiflicherweise nicht umsonst. Leider war jeder Groschen hinweggeworfenes Geld, denn früh genug erfreute der biedere Engländer sich eines einzigen Schülers, den er obendrein sein leibliches Söhnlein nannte. Solcher Mißerfolg hinderte den jungbadischen Frosch nicht, vor aller Welt großmannwüthig bis zum Zerplatzen sich nach wie vor aufzublähen. Nicht nur daß behufs der Verschönerung der Residenz „keines Mediceers Güte", dafür aber die freudigen Herzen der Kammern enorme Summen bewilligten, auch eine eigene großherzoglich badische Malerschule mußte her. Als Capitän Wraa dieses Institutes funktionirte der durch tendenziöse Gemälde bekannte Historienmaler Lessing. Derselbe soll anfangs bei 70 Schülern gehabt haben, seit längerer Zeit vernimmt man wenig oder nichts von dieser Akademie. Wir sagen zum Glück. Uns erscheint es zweifelhaft, ob von den 70 Jüngern auch nur 7 künstlerischen Beruf und, was noch schwerer in die Wagschale fällt, künstlerischen Erfolg haben können. In unsern Tagen der Photographie und des Oelfarbendruckes aber wäre die große Mehrzahl der 63 wahrscheinlich zu Stümpern und Zukunftsbettlern geworden. Verlorene Existenzen gehören ohnehin zu den ägyptischen Plagen der modernen Gesellschaft, dieselben bedürfen nicht auch noch besonderer Pflege.

Ueber das wassersüchtig aufgedunsene Regierungsblatt, über die Meersburger Seemannsschule und Karlsruher Malerschule

unterhielt sich meine Wenigkeit einige Minuten in der heitersten Weise mit Constanzer Bürgern. Treffliche Männer, der Kaufmann Wunsch, der Präses des Casino, der humoristische Gürtler Wirth und Andere, deren Namen leider mir entfallen sind; ihre muthige Bekenntnißtreue ist doppelt hoch anzuschlagen, weil in unserer vom Geist des ideenfeindlichen und gesinnungslosesten Materialismus durchsäuerten Zeit im katholischen oder meinethalb ultramontanen Lager wenig greifbare Vortheile zu erhaschen sind und weil zum erstenmal und so Gott will auch zum letztenmal ein Excommunicirter unter dem Beistand der allmächtig gewordenen Staatsgewalt die uralte Bischofstadt beherrscht. Im Ganzen freilich gilt von der Constanzer Bürgerschaft was von der der meisten alten Städte: die Rechte und Freiheiten sind weggefegt und vergessen, die kümmerlichen Reste der alten Geschlechter ohne Einfluß und Energie, die junge Generation aber fühlt nicht einmal mehr das harte Joch unter welchem sie lebt, geschweige daß sie Mittel besäße sich desselben zu entledigen, man geht vor allem seiner Nahrung nach ohne Sinn und Interesse für die Wohlfahrt des Ganzen — gleich vernunftlosen Geschöpfen:

Das Alte stürzt, Hiram gebeut der Zeit
Und Juden nisten lachend in Ruinen!

Doch wo bleibt der Herr Hauptmann? — Dort sitzt derselbe neben dem bebrillten Freiherrn von Stotzingen, welchen das vormals so urradikale Volk des vormaligen Seekreises in das Zollparlament gekürt, nicht weil sondern obgleich er ein Freiherr ist und ein Ultramontaner obendrein. Freiherr Camill von Stotzingen, ein Mann von Kenntnissen und Geist, dabei ein vortrefflicher Redner, soll zu jener nicht übergroßen Anzahl der Adeligen gehören, die ohne Selbstzwang wie ohne Hinterhalt zum Volke herabsteigen. Vielleicht zu spät suchen solche Männer gut zu machen, was der vielfach neuheidnisch gewordene Adel des vorigen Jahrhunderts mit seinem grandiosen Uebermuthe an der „bürgerlichen Canaille" gesündiget, gesündiget zu seinem eigenen unermeßlichen Schaden.

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

Diese heikle Frage ist vom „letzten Ritter", vom Kaiser Maximilian I. bekanntlich also beantwortet worden:

> Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
> Bloß daß mir Gott die Ehre gann!

Das Wort des frommen Habsburgers mag den rothen Prinzen und demokratischen Junkern unserer curiosen Zeitläufe eben nicht besonders einleuchten; wer wenig oder gar keine Religion besitzt, sucht bei aller Liebäugelei mit den Massen und der Revolution in letzter Instanz doch immer nur sich und seinen Vortheil. Anders jener Theil des Adels der mit der katholischen Volkspartei geht, seitdem mindestens in Jungbaden der Conservativste nichts mehr zu nennen weiß was des Conservirtwerdens werth wäre. Dazu gehören im Hegau außer dem Choragos von Stotzingen die Freiherren von Bodmann und Hornstein, im Breisgau die Grafen und Freiherren von Kageneck, von Andlaw und Rink, im badischen Unterland der zugleich in Bayern und anderwärts begüterte Fürst von Löwenstein, ein Graf Helmstadt und andere, welche den vortrefflichen Freiherrn vom Wambolt im Hessenlande die Hand reichen.

Freiherr von Rink, der Sohn eines ächtfrommen und biedern Edelmannes, ist ein blonder mittelgroßer Herr von angenehmem Aeußern und jenem geraden und sichern, dabei bescheidenen und feinen Wesen, welches den Soldaten von ächtem Schrot und Korn und den Mann von guter Erziehung kennzeichnet. Er gehörte zu jenen Offizieren welche vom Adel und den besten Bürgerfamilien des Breisgaues vermöge ihrer unverwüstlichen Anhänglichkeit an Oesterreich der kaiserlichen Armee zahlreich zugeführt worden, seitdem eine durch und durch perfide Politik die treuen deutschen Vorlande dem Hause Habsburg zu entreißen vermochte. Schon bei Magenta und Solferino soll der junge Mann gefochten haben. Die brudermörderische Schlacht vom 3. Juli 1866 hat ihn zum ältesten kampffähig gebliebenen Offiziere seines Regimentes gemacht, welches er in dem entsetzlichen Chaos in möglichster Ordnung aus dem Feuer geführt. Als eine „neue Aera" auch über den alten vielgliederigen Kaiserstaat hereinbrach, um mindestens probeweise Land und

Leute über den Kamm des diabolisch ausgeklügelten und trotzdem doktrinären Programmes der protestantisch-freimaurerischen Propaganda zu scheren, da nahm der tapfere Hauptmann seinen Abschied. Er kehrte in sein von derselben Propaganda seit Jahren systematisch mißhandeltes engeres Vaterland zurück, um seinen Mitbürgern jene „Freiheit und Selbstverwaltung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens" erringen zu helfen, welche von der Proklamation vom 7. April 1860 wohl ehrlich nicht sowohl dem auserwählten Völklein der Neuheiden als dem Bürger und Bauer wie dem Adel überhaupt verheißen worden ist. Eine auf Fälschung des Volkswillens, weil durch indirekte und offene Wahlen zusammengewehte Mehrheit der seit 1842 niemals aufgelösten Kammer hat die Verheißungen vom 7. April 1860, diese nach einem 42jährigen „Verfassungsleben" ohnehin bis zur Ironie seltsam klingenden Verheißungen bekanntlich in ihr Gegentheil verkehrt. Wie lange noch? Der tapfere Offizier hat seitdem bewiesen, wie er nicht bloß auf den Schlachtfeldern Italiens und Böhmens unter stets elendem Obercommando weltgeschichtliche Affären ausfechten zu helfen, sondern auch unter der besondern Protektion des jungbadischen „öffentlichen Staatsgewissens" in Polizeiuniform, das Schwert der Rede zu führen verstünde.

Ein mit seiner Gemeinde auf bestem Fuße stehender Martyrer-Bürgermeister, ein Hofmaler ohne besondere Hofgunst, geschweige mit Hofaufträgen, ein Offizier der für „Kaiser und Reich" nicht bloß Steuern im widerhaarigen Ungarlande nolens volens eintreiben half sondern Blut und Leben in offener Feldschlacht tausendfach eingesetzt in Oesterreich — solche Bürgermeister, solche Hofleute, solche Offiziere allein sind möglich in einem katholischen Casino Jungbadens. Zum Glück sind dieselben wirklich vorhanden, wenn auch sparsam genug. Ganze Haufen solcher Männer wären aber nothwendig in unsern Tagen der Entscheidung. Ich dächte dieselben bleiben auch nicht aus. Im allgemeinen Schiffbruch ist wohl Frau Logika eine achtungswerthe und vielentscheidende Frau geblieben. Sie wird auf der Bühne des modernsten Welttheaters sich zeigen, holdselig ihren alten Verehrern, in haarsträubender Gestalt ihren Verächtern. Frau Logika rühmt sich seit Anno 1 der Welt consequent und deßhalb „im jar da man zalt

nach christi gepurt" 1869 stockultramontan zu seyn. Derlei gehört aber auch zu den „unabwendbaren Naturgesetzen", wovon der vulgäre Fortschritt weit mehr faselt als auch nur ahnt. Vivat Kant! —

Es war bereits ziemlich spät und der Saal leerer geworden. Die Zurückgebliebenen rückten näher zusammen. Zwischen den Herrn Kuhn, Bumüller und Andern einerseits und dem Hofrath Streichkäs andererseits hatte sich eine lebhafte Debatte entsponnen, die sich anfänglich um den „deutschen Beruf" Preußens drehte und bald über die Licht- und Schattenseiten des specifischen Preußenthums sich verbreitete. Als unbedingter Apologet des letztern bewies der Hofrath eine bewundernswerthe Ausdauer. Der Mann mit den spärlichen Haaren, der mächtigen Brille und dem langen fahlen eckigen Gesichte erinnerte mich lebhaft an Eisele, den Hofmeister des Barons Beisele, in den vierziger Jahren vielbelachte Figuren der Münchener „Fliegenden Blätter". Der Hofrath trug schon in seinem Aeußern manches Aparte an sich. So oft er z. B. den Mund zum Sprechen öffnete, so zogen wie durch eine Mechanik getrieben die Mundwinkel in die Nähe der weit vom Kopf abstehenden Ohren und kehrten mit einer gewissen Feierlichkeit in die natürliche Stellung zurück. Er lachte lautlos wie Coopers Pfadfinder. Ohne eine Spur norddeutscher Zungenvolubilität redete er langsam und mit Salbung sogar von seiner Tabaksdose. Unerschütterliche Ruhe leistete seiner Sophistik und Verranntheit die besten Adjutantendienste. Nun hatte ein Anwesender die jüngste Nummer des Pariser „Figaro" circuliren lassen. Das Hauptbild derselben zeigte eine große offene Rattenfalle, neben dieser ein mit dem preußischen „Pfeifendeckel" bedecktes Haupt, dessen von wilden Bartgestrüpp umirrte Züge und stiere Augen gespannte Erwartung ausdrückten. Der Falle entgegen aber schleicht auf Katzenpfoten ein Häslein, theilweise züchtig bekleidet, ein Fähnchen mit der Inschrift „Bade" auf dem Rücken tragend. Unten standen die Worte: entrée d'une puissance nouvelle dans le Nordbund." Die gelungene Satire ward herzlich belacht, nur Hofrath Streichkäs fand sich bemüßigt den Lachern einen Straffermon zu halten, indem er es eines deut-

schen Namens unwürdig erklärte, in den Hohn und Spott einzustimmen, womit ein welsches Blatt den „nationalen Gedanken" überschütte. Solche Derbheit verdiente und erhielt ihre Lektion. Einer kam der Gedächtnißschwäche des Hofrathes zu Hülfe, indem er den Fridericianismus geißelte und an Biarritz und Govone, an Garibaldi und Klapka, die getreuen Alliirten des „deutschen Berufes" von 1866, nicht minder an die Stoßinsherz-Depesche und an die Preisgebung Luxemburgs erinnerte. Ein anderer deducirte den historischen Nachweis, die Stockpreußen seien gar keine Deutschen, wohl aber germanisirte Slaven; sie hätten deutsch sprechen gelernt, allein die dem eigentlichen Deutschen so widerwärtige slavische Art wie Unart sei nicht aus ihnen heraus zu bringen. Leicht nachweisbar sei keineswegs des weiland heiligen römischen Reiches Streusandbüchse der klassische Boden, der die Wiege fast aller unserer großen und tüchtigen Männer in allen Gebieten getragen, sondern mit Ausnahme der vorwiegend katholischen Provinzen Rheinland und Westfalen das nichtpreußische Deutschland und ganz besonders Schwaben. Ein Dritter fragte wo denn Deutschland seit 1866 sei? Das siegreiche Großpreußen borussificire nach Kräften in den annektirten Provinzen, Oesterreich mit seinen 8 Millionen Deutscher sei diplomatisch zum Hause hinaus geworfen, die süddeutschen Staaten habe preußische Verschuldung in eine Lage gebracht, in welcher sie weder zu leben noch zu sterben vermöchten. Ein Vierter versicherte den gehetzten Hofrath, unter dem Dache der mit Steuerzetteln endlos überklebten Großkaserne Preußen finde die Freiheit nie und nimmermehr eine wohnliche Stätte. Die „eigentlichste Idee" welche dort herrsche, bezwecke nicht bloß militärische Schlagfertigkeit nach Außen, nein, der Gehorsam der Kaserne solle zur ersten und letzten Bürgertugend werden. Ein Fünfter traf die Achillesferse des bedrängten Borussenapostels, indem er sein Herz ungefähr folgendermaßen ausschüttete: Preußischer als die Preußen selbst geberden sich bekanntlich unsere Strammen, von Berlin aus müssen ihrer Inbrunst kalte Sturzbäder bereitet werden. Nur in einem einzigen Punkte ist Preußen nicht ihr Ideal, das mit sklavischer Pedanterie nachgeäfft werden muß. Während man es in Preußen selbst für „opportun" erachtet

die katholischen Unterthanen glimpflich zu behandeln, scheint man in unserm Vasallenstaate den Krieg wider das positive Christen- und Kirchenthum verewigen und nimmermehr ruhen und rasten zu wollen, bis ein von Rom losgerissenes, von Ministerium und Kammern absolut geleitetes Deutschkirchlein mit vorläufig noch zwei Bekenntnissen zunächst auf badischem Musterboden aufgerichtet ist. Ein einziger ernster Wink aus Berlin würde genügen den unberufenen Kirchenvätern in Karlsruhe das Handwerk zu legen. Warum erfolgte dieser Wink niemals? Weßhalb soll die übergroße Mehrzahl der Bevölkerung von einer Handvoll Evangelischer ohne Evangelium, Freimaurer, Auchkatholiken und Reformjuden unaufhörlich cum permissu superiorum an der Spree von Jahr zu Jahr ärger helotisirt werden? — Hofrath Streichkäs'ens Mundwinkel zogen den Ohren näher als je, dann erklärte er, Graf Bismark respectire die Besonderheiten deutscher Volksstämme und Länder, er könne sich nicht in die innern Angelegenheiten Badens mischen. Solche Antwort trug dem Hofrath ein wohlverdientes Hohngelächter ein. Er saß da ähnlich der Eule in einem Bassin des weiland weltberühmten Schwetzinger Gartens, wider welche alle andern Vögel in der Runde ihre Wasserstrahlen loslassen. Die saftigste Erwiderung lautete dahin: wer dem Berlinerthum über den Weg traue, kenne dessen Naturgeschichte sehr wenig. Der einzige Zweck desselben sei die Machtfülle des Hauses Hohenzollern, das Streben nach der Krone Karls des Großen. Seit den Tagen des menschenverachtenden Machiavellisten Friedrich II. seien die preußischen Staatsmänner in der Wahl ihrer Mittel selten heikel gewesen, deutsche Interessen und deutsches Volk hin oder her. Im Jahre 1849 habe der damalige König aus ehrenwerthen Gründen die Kaiserkrone ausgeschlagen. Seit den ersten fünfziger Jahren aber habe die protestantisch-freimaurerische Propaganda die schwarzweiße Fahne ihres obersten Protektors offen und immer offener hochgehalten. Im Unglücksjahr 1866 sei im Einverständniß mit Napoleon, im offenen Bunde mit Jungitalien wie mit den Condottieris der Revolution die Bombe des „deutschen Berufes" geplatzt, den die Brandschatzung der „deutschen Brüder", die welthistorisch gewordenen Speisezettel

der Soldateska, die Borussificirungsversuche an den Annectirten, die Beschlagnahme des Privatvermögens der depossedirten Fürsten, die Preisgebung Luxemburgs, die unersättliche Besteuerungsgier illustrirten. Dicht hinter diesem aber stünde der „protestantische Beruf". Gelänge es diesen Mächten die Mainlinie zu überschreiten und ganz Deutschland einzusacken, dann würde das katholische Deutschland früh genug die wahre Absicht inne werden. Man habe alle Ursache den Franzosen für ihre scharfe „Wacht am Rhein" dankbar zu seyn. Allerdings sei das traurig. Daran seien aber die Ultramontanen ebenso unschuldig als die Urheber des brudermörderischen Raubkrieges von 1866 schuldig. Alle Advokaten des „nationalen Gedankens" seien nicht vermögend diese Thatsachen aus der Welt hinauszulügen. Das sei der Fluch der bösen That daß sie fortzeugend Böses gebären müsse.

Jetzt aber brach der Geduldfaden des Hofrathes, seine Mundwinkel unterbrachen den gewohnten Spaziergang, dafür fuhren die langen Arme in der Luft herum wie die Flügel einer Windmühle. Was er deklamirte, kann man aus der nächsten besten nationalliberalen Zeitung herauslesen. Die Zuhörer lächelten oder zuckten die Achsel, mich jedoch beschlich ob dem Gerede eine tiefe Trauer. Mag das Haus Hohenzollern die Erbschaft des Hauses Habsburg vollends antreten oder mit andern Häusern vom Blutstrudel der Revolution verschlungen werden; mögen nach grausigen Stürmen verblendete Herrscher und gepeinigte Völker sich daran erinnern, daß der Dekalog und das christliche Sittengesetz in Christenlanden die absolut gültige und einzig richtige Norm auch für alle öffentlichen Verhältnisse seyn sollen, wenn nicht das starre Naturgesetz der Selbstsucht Alles durchsäuern, vergiften und ruiniren soll; mögen Heuchelei und Lüge aufhören die wesentliche Signatur der Zeit zu seyn — mag kommen was da will, die Erde bleibt ein Jammerthal, das Reich Christi hienieden ein Reich des Kampfes, der Mensch ein Pilger nach der wahren Heimath, der Mensch ohne Gott aber das unglücklichste aller Geschöpfe, dessen Herz alle Schätze der Welt nimmermehr zu sättigen vermögen, das unglückseligste aller Geschöpfe, mag er eine oder viele Kronen

agen und Millionen vergeuden oder Holz hacken und am Hunger-
ch dazu nagen.

Und da kommen katholisch getaufte Streichkäse und echauf-
'en sich für Hausmächte und plädiren für den Bund zwischen
hron und Altar in einer Zeit, in welcher ein Staatswesen nach
m andern die Bahn der Revolution in Schlafrock und Pan-
ffeln einschlägt und im Dienste des Neuheidenthums Front
über die Kirche macht. Fürwahr im katholischen Lager selbst
it der Revolutionsgeist stark aufgeräumt; bloß trägt er statt
r phrygischen Mütze die Larve der Königstreue und statt der
others Fahne den Fuchspelz angeblich conservativer Interessen.

Einige witzige Bemerkungen hatten die Heiterkeit in die Gesell-
haft zurückgeführt und den schwarzweißen Tendenzbären halbwegs
schwichtiget. Er gehörte zu den zahllos gewordenen Politikern
elche mit dem Herzen anstatt mit dem Kopfe politisiren. Zwar
eß er mit sich reden und ließ Gegengründe momentan gelten, doch
de entgegenstehende Meinung that ihm innerlich wehe. Der Vor-
ag Hägeles hatte ihm so wenig gemundet als die tendentiösen
eime des Fastnachtschwankes und wie Vieles hatte er erst in
r letzten halben Stunde schlucken müssen! Einige Flaschen
len Meersburgers halfen mächtig bei, daß die Gesellschaft ver-
ügt und versöhnt den Heimweg antrat. Einer nach dem An-
rn nahm Abschied, zuletzt hatte ich bloß noch den Hofrath
eben mir. Ich glaubte er zähle die Schritte, die vom öden
flaster widerhallten. Plötzlich fragte er mich mit einem An-
ug von Zärtlichkeit: Sind auch Sie ein solcher Preußenhasser
ie die Herren des heutigen Abends? — Preußenhasser? Heißt
as die Preußen hassen, wenn man den ausgesprochensten Mac-
iavellismus verdammt? Bloß ein Narr vermag ein Volk zu
issen, sei es das preußische, französische, italienische oder irgend
n anderes. Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit versichern, daß
an hier zu Lande die Preußen nicht haßt sondern bemitleidet
ıd ihnen bessere Tage wünscht. Dürften die badischen Unter-
anen darüber abstimmen, ob sie noch badisch bleiben oder
anz und gar preußisch werden wollten, so würde selbst Graf
ismark eine enorme Majorität für sich bekommen. — Un-
aublich! — Nun es käme auf die Probe an, sorglos würde

ich meinen Kopf als Pfand einsetzen. Fast alle Zustände im „bestregierten Lande diesseits des Oceans" sind eben dermaßen corrumpirt daß die Leute sich bloß Besseres, nichts noch Erbärmlicheres vorzustellen vermögen. „Alles ist morsch und faul, kein Nagel hält mehr, wo man ihn auch einschlagen möchte", hat der badische Exminister von Roggenbach öffentlich bekannt. — Und auch Sie möchten preußisch werden? — Das weniger. Hie gut Württemberg allweg! wäre meine Parole. Neben Baden sind die Württemberger eines der glücklichsten Völklein. Sie wissen weder von einer alles knechtenden, aussaugenden und mit Lügengeifer überziehenden freimaurerischen Parteiwirthschaft, noch von einer aberwitzigen, Hader und Zwietracht in die letzte Hütte tragenden Intoleranz wider alles Christliche und Katholische. Schwaben ist eine einladende Oase in der jetzigen Sahara der europäischen Zustände, wo Verstand, Recht und Billigkeit regieren. Ich wünschte der badischen Bevölkerung das württembergische Regiment. — Aber wie verwirklichen? — Allerdings, da haperts . . . Aber Württemberg und Bayern hätten sogar noch Rechtsansprüche auf badische Landestheile für sich. — Gut daß keine Polizeispürnase in der Nähe ist! — Weßhalb? Man zittert ja in Karlsruhe vor Sehnsucht sich selbst stranguliren zu dürfen, der Hoch- und Landesverrath steht ja im üppigsten Flore unter der einzigen Bedingung, daß derselbe zu Gunsten der Hohenzollern umherstolzirt. Gibt es nun Leute übergenug welche dem Schwarzweiß das Schwarzroth und Blauweiß entschieden vorziehen, so ist das nur Farbenliebhaberei, voilà tout! — Und die norddeutschen Zündnadeln? — Würden noch weit weniger losgehen als damals wo das „Schwert Deutschlands" allerdings „kein deutsches Dorf", dafür aber das Großherzogthum Luxemburg seinen Verdauungsbeschwerden geopfert hat. — Sie sind ja der Aergste der Argen! — Mag seyn!

Wir schieden kühl bis ans Herz hinan ohne Ahnung, daß wir nur zu bald uns abermals begegnen würden.

Einen Augenblick blieb ich vor dem Gasthof zum goldenen Adler stehen und schaute zur Altane desselben hinauf. Ich vermeinte auf ihr luftige Gestalten sehen zu müssen, die sich bewegten, herabbeugten und allmälig sich verdichteten zu mehr

minder zerlumpten bärtigen Kriegsmännern, viele bleichen
itzes, manche mit verstümmelten Gliedmassen und verbun=
i Köpfen, einige mit feurigen Nasen. Von da herab hörte
e ja einst reden, reden unter dem donnerndsten Beifall einer
eichen Menge, die Tapfern von Wawre und Dembin, die
ücklichen von Ostrolenka und Warschau. Wie immer hatte
pa und Frankreich insbesondere den Polen keinen Beistand
tet im ungleichen Kampfe wider das mit Pariser Firniß
ünchte Mongolenthum. Dafür sang der deutsche Michel
muthig: „noch ist Polen nicht verloren“ und „denkst du
i mein tapferer Lagienka“. Die heimathlos gewordenen
itlinge wurden als Nationalgäste behandelt und schier er=
in allen möglichen Arten von Getränken; eine Haarlocke
Juwelenwerth, polnische Monturknöpfe galten als Fami=
leinod; die Straßenjugend trug himmelblaue, mit Silber=
ren eingefaßte Kolpacks in allen Gassen zur Schau. Man
e von Oben: die armen Gäste setzten den Wanderstab
r, der deutsche Philister ließ sie ziehen und ward wiederum
ern. Diese oder jene empfindsame Seele mochte bei der
re ihres Soltyk, Czaikowsky, Oginski, Chodzko, Grabowski,
ewitsch u. s. f. dem unglücklichen Volke stille Zähren und
ne Wünsche weihen. Das war aber auch Alles; der von
ernich nominell dirigirte und von den preußischen Diplo=
i stets an der Nase herumgeführte deutsche Bundestag selig
ein Mehres ganz gewiß nicht geduldet. Uebrigens lag in
mitunter zur Verrücktheit gediehenen Polenenthusiasmus
Löbliches als Tadelnswerthes: einerseits der gesunde Haß
: das europa= und culturfeindliche Czarenthum, anderer=
die aufrichtige Sympathie für die polnischen Freiheitskäm=
obwohl sie dem katholischen Glaubensbekenntnisse ange=
. Seit 1831 ist dieß anders geworden, wir haben in der
Fortschritte gemacht. Eine scheußliche Politik schlachtet
n ab, kein Mittel ist zu schlecht und gewaltthätig, um den
lischen Polen zur Czarenkirche zu bekehren. Das gebildete
pa schaut schweigend zu, die Myriaden seiner Krieger
en Gewehr bei Fuß; es schweigt die Presse, es schweigen
olksvertretungen, es schweigen Gog und Magog des „intel=

ligenten" und „besitzenden" Culturphilisterthumes. Warum? Weil die das Jahrhundert schändenden Gräuel an Katholiken verübt werden? Nicht ganz deßhalb. Die Bewohner der weiland deutschen Ostseeprovinzen sind keine Polen sondern Deutsche; es sind keine Katholiken sondern Protestanten, folglich berechtigt zum Mitgenusse aller Errungenschaften der modernen Cultur. Die Bürger Polens suchen mit allen Mitteln der List und Gewalt diesen „deutschen Brüdern" ihre von Gott verliehene Sprache zu rauben; sie treiben dieselben aus dem Lichtreich des lauteren Evangelii erbarmungslos in den Pferch der Czarenkirche. Das protestantische Europa schaut schweigend zu, das „Schwert Deutschlands" bleibt in der Scheide, deutscher Beruf hin oder her; kaum daß die Presse zuweilen schwach aufseufzt oder daß einmal ein Volksvertreter einen schüchternen Wunsch laut werden läßt. Warum so? Wir sind seit 1831 in der Barbarei stark voran gekommen, der liberale Fortschritt ahnt seine tiefinnere Verwandtschaft mit dem Czarenthum — simile simili gaudet!

XL.

Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.

Nach Briefen des Künstlers.

Zwei Jahre nach Cornelius ist auch sein ebenbürtiger Genosse, jener andere Altmeister deutscher Kunst, der einst in brüderlicher Gemeinsamkeit und jugendlich feurigem Wettstreit mit ihm das Zeitalter der neuen Malerei heraufführen half, zur ewigen Ruhe heimgegangen. Friedrich Overbeck ist am 12. November 1869 zu Rom verschieden. In der Kunstgeschichte werden die Namen dieser beiden Heroen deutscher Kunst vereinigt bleiben, wie sie in der schönsten Zeit ihres Wirkens vereinigt gewesen für Ein großes Lebensziel, und die Nachwelt wird sie neben einander nennen, wie wir uns längst gewöhnt haben Raffael und Michel Angelo als untrennbares Doppelgestirn einer frühern großen Epoche zu betrachten und zu bewundern. Wie Overbeck auf einem seiner frühesten römischen Bilder Michel Angelo und Raffael als Petrus und Johannes auftreten ließ, so wird jenes geflügelte Wort König Ludwigs I. Geltung behalten, indem er Cornelius und Overbeck als den Paulus und den Johannes der neuen Kunst neben einander stellte. Gewiß ist, daß in diesen wahrhaft großen Künstlernaturen die bedeutendsten Eigenschaften sich gegenseitig ergänzen, dort die herbe Männlichkeit

und titanenhafte Größe, hier die milde Innigkeit, jungfräuliche Reinheit und poetische Tiefe künstlerischen Anschauens und Empfindens.

Einzig aber steht Overbeck als Künstlercharakter da durch den schönen Einklang zwischen Leben und Kunst, durch die reine ungebrochene Harmonie zwischen der Denkweise des Menschen und der Schaffensweise des Malers, durch die wohlthuende innere und äußere Continuität seiner ganzen Laufbahn, seines krystallklar dahinfließenden Daseyns. Er ist wie wenig Andere sich selber treu geblieben, er hat die ursprüngliche Richtung, wie er sie mit Inbrunst ergriffen, am beharrlichsten innegehalten, am consequentesten durchgeführt, und so wird er als das eigentliche Haupt der neudeutschen religiösen Malerei für alle Zukunft gelten und gefeiert werden.

Ganz seinem Wesen entsprechend nahm der äußere Lebensgang des Lübecker Meisters einen einfachern und geräuschloseren Verlauf, als jener des Düsseldorfers. Nachdem Overbeck auf seiner Kunstwanderfahrt die ewige Stadt und in ihr den Frieden seiner Seele gefunden, verließ er das Centrum der Kunst und der Christenheit auf die Dauer nicht wieder. Nahezu sechzig Jahre seines kunstreichen Lebens hat er, mit kurzen Unterbrechungen, in emsig stiller Thätigkeit und strenger Zurückgezogenheit zu Rom verbracht. Gleichwohl wird sein künftiger Biograph um Stoff nicht verlegen seyn und von diesem gesegneten Leben dereinst ein reiches, schönes, für die Kunstgeschichte überaus werthvolles Bild zu entwerfen haben.

Die nachfolgenden Blätter wollen kein eigentliches Lebensbild seyn, wohl aber einen Beitrag zu seiner künftigen Biographie liefern, die, wie wir gerne hoffen, ebenso wenig ausbleiben wird, wie jene von Cornelius. Wenn dazu vielleicht die Zeit noch nicht gekommen scheint, so mögen wenigstens die Urkunden zu seiner Geschichte, die ja gutentheils eine Geschichte der neuern deutschen Malerei überhaupt seyn wird,

mittlerweile gesammelt werden. Diese Blätter nun sollen seinen freundschaftlichen Verkehr mit einer gleichgesinnten Kunstgenossin schildern, die selbst ausübende Malerin, aber in noch höherem Grade unermüdlich thätige Gönnerin der Kunst und der Künstler gewesen, seinen langjährigen Verkehr mit Emilie Linder. Die Dokumente dieses Verkehrs können nicht nur zur Geschichte verschiedener Zeichnungen und Bilder des Meisters, sie eröffnen uns vorzugsweise auch einen Einblick in sein inneres Leben, in das Denken und Wollen, das Schaffen und Beten eines im eminentesten Sinne christlichen Künstlers, einen Einblick wie ihn nur immer Briefe, und zwar Briefe einer so durch und durch wahrhaftigen Natur wie Overbeck war, gewähren können*)

Overbeck's Bekanntschaft mit Fräulein Emilie Linder begann im J. 1830, als die Malerin zu einem mehrjährigen Aufenthalt nach Rom gekommen war. Nach ihrer Heimkehr entspann sich ein Briefwechsel, der besonders während der dreißiger Jahre eine lebhafte Gestalt annahm, in den folgenden Jahrzehnten zwar spärlicher, aber mit wachsender Herzlichkeit fortgeführt wurde und zu einem geistigen Bunde mit vorwiegend religiösem Charakter sich entwickelte, wie er diesen beiden so wesenhaft innerlichen Naturen besonders angemessen seyn mußte.

Vor uns liegen dreißig Briefe Overbeck's an Fräulein Linder, die gerade einen Zeitraum von ebensoviel Jahren ausfüllen, der erste aus dem J. 1831, der letzte aus dem J. 1861, alle mit derselben festen, angenehm freien und saubern Hand geschrieben die auch im hohen Alter sich nur wenig änderte. Zwei sind aus Deutschland (München und Frankfurt), zwei aus italienischen Villeggiaturen (Perugia und Ariccia), die übrigen alle aus Rom datirt. Fräulein

*) Ueber Emilie Linder s. das Lebensbild in den Histor.-polit. Blättern 1867 Bd. 59, S. 713 ff. 836 ff.

Linder hat diese Briefe immer in Ehren gehalten; sie gehörten zu den wenigen die vor ihrem Tode nicht der Vernichtung preisgegeben wurden, weil sie selber dafür hielt, daß diese Zeugnisse Overbeck'scher Denkweise, gleich den Briefen von Cornelius, zu einer einstigen Biographie dieser Männer von Nutzen seyn könnten. Sie erkannte in denselben köstliche Denkmale, die man „fast als ein Gemeingut" ansehen möchte: sie seien, sagte sie von den Briefen Overbeck's, „aus dem Gemüthe eines Mannes geschrieben, der der deutschen Nation angehört." Für sie persönlich behielten diese letztern noch eine besondere Bedeutung, weil ihr dieselben in den Jahren des Zweifels und der innern Unruhe eine wohlthätige Hilfe gewesen, weil sie Zeugen ihres religiösen Ringens und Berather bei der Entscheidung dessen wurden, was sie „die wichtigste Angelegenheit des Heiles" nannte.

Doch bevor wir die Geschichte dieser persönlichen Beziehungen näher in's Auge fassen, sei es um des Zusammenhangs willen gestattet, einen kurzen Rückblick auf den frühern Lebensgang Overbeck's zu werfen und mit dem jungen Künstler den Weg von der Ostsee an den Tiberstrand zu machen.

An der Ostsee lag ja seine Wiege und die alte Hansestadt Lübeck rechnet es sich zur Ehre seine Vaterstadt zu heißen. Der Name Overbeck war hier lange schon mit Achtung genannt. Sein Großvater war Rektor am Gymnasium gewesen, sein Vater Präsident des Obergerichts und Bürgermeister zu Lübeck, ein hochgebildeter Rechtsgelehrter der auch als Dichter durch Volks- und Kinderlieder, die zum Theil heute noch nicht ganz verklungen sind, neben Claudius und den Hainbundsdichtern sich einen Namen gemacht hat und 1821 starb. Friedrich Overbeck selbst hat das Licht der Welt in dem großen Revolutionsjahre, von dem die moderne Zeit ihre Geburt datirt, am 3. Juli 1789 erblickt.

Die Kinderlieder seines poetischen Vaters umklangen das Märchenreich seiner Kindheit, die Gebilde altdeutscher Kunst in den Kirchen seiner vielthürmigen Vaterstadt er-

füllten die Phantasie des Knaben. Die ersten künstlerischen Anregungen, die der Jüngling hier empfing, waren bestimmend für seine spätere Richtung. Meister Memling's großes Altarwerk in einer Kapelle des Domes zu Lübeck hatte es ihm angethan. An diesem schönen gestaltenreichen Gemälde, einer Darstellung der Passionsgeschichte, an welchem seine Blicke schon in frühen Jahren manche selige Stunde bewundernd hingen, entzündete sich seine Seele mit aller Innigkeit des reinen Jugendfeuers, und so sehr gab er sich dem frommen Zauber des kirchlichen Kunstwerkes gefangen, daß alle seine frühen Versuche zu componiren den Charakter des altdeutschen Styls an sich trugen. Selten hat die stille reine Macht der heiligen Kunst sich glücklicher manifestirt und ihre befruchtende Wirkung erfolgreicher geübt, als hier in der Kapelle des Lübecker Doms, an der empfänglichen Seele eines Jünglings, der berufen war der Begründer und Reigenführer der neuen religiösen Malerei zu werden.

Bekannt ist dann, wie der angehende Kunstjünger, erfüllt von den neuen Ideen der frischaufblühenden Romantik, 1806 (oder 1808) nach Wien ging, um an der dortigen Akademie unter Direktor Füger sich auszubilden und wie ihm hier das gleich seltsame Loos begegnete, das kurz vorher Cornelius in Düsseldorf getroffen, daß ihm wegen seiner Vorliebe für die altdeutschen Meister Beruf und Befähigung zur Kunst abgesprochen wurde. Die akademische Schulweisheit des classischen Zopfs vertrug keine originalen Naturen, und so ward er von der Schule verwiesen.

Es war ein Glück für ihn. Denn nun führte ihn sein guter Stern weiter nach dem Süden in das gelobte Land der Kunst, unter den Himmel Italiens und an die gepriesenen Heimstätten altflorentinischer Meisterwerke. Die keusche Schönheit der vorraffaelischen Malerei, die ihn schon zu Lübeck aus den Zeichnungen Riepenhausen's so innig angemuthet hatte, ging jetzt vor seinen Augen auf, und die Begeisterung für jenen reinen Ausdruck religiösen Liebelebens und heiliger Einfalt

begleitete ihn an den Hochsitz alter und neuer Kunst, in die ewige Stadt (1810). Mit dem „Einzug des Heilandes in Jerusalem" — seiner ersten Composition, die er noch in Wien entworfen hatte, aber erst nach vielen Jahren in Farben ausführte — hielt der junge Maler seinen Einzug in Rom, seiner nunmehrigen neuen und nicht mehr aufgegebenen Heimath. Und hier fand sich eine Schaar gleichgesinnter Genossen um ihn, die seiner Fahne folgend, Herz und Sinn den christlich-nationalen Ideen zuwandten, ihr Ideal nicht in der Antike, nicht in einem conventionellen Classicismus, sondern in einer innerlich wahrhaften christlichen, einer vom Glauben und der Lebenskraft der Kirche getragenen Kunst suchten, und so eine Regeneration dieser geliebten Kunst zu verwirklichen strebten, für die sie ihre Kraft mit der ganzen reinen Begeisterung der Jugend einsetzten.

Overbeck war tiefinnerst überzeugt, daß eine Wiedergeburt der Kunst nur von der Religion ausgehen könne. Der Glaube erschien ihm als die Wurzel aller Kunst, und innige Hingabe an die Gebote und die Geheimnisse des Glaubens als die eigentliche Weihe und Inspiration des Künstlers. So wirkte die Gesinnung veredelnd auf die Kunstbeschäftigung, und diese bestärkend wieder auf die Gesinnung zurück. Der Drang nach Wahrheit, der sein künstlerisches Streben leitete, war kein einseitiger, er beseelte sein ganzes Wesen und führte ihn mit Nothwendigkeit zur Vertiefung in die Glaubenswahrheiten. Die früh schon geahnte Tiefe und Schönheit der katholischen Kirche, die von Anbeginn die Hüterin und Pflegemutter der Künste gewesen, ergriff nun hier, im Centrum der christlichen Einheit, die Gemüther der Malerbrüder mit lebensvoller Unmittelbarkeit, so daß sie sich im Innersten zu ihrer Wahrheit hingezogen und bald auch zum offenen Bekenntniß derselben getrieben fühlten. Unter denen die aus ihrer Ueberzeugung Ernst, vollen und feierlichen Ernst machten, war Overbeck der erste und andere Freunde wie die

beiden Brüder Schadow folgten ihm. Im Jahr der Befreiung Deutschlands, am Pfingstmorgen des J. 1813 legte er das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Professors und nachmaligen Cardinals Ostini ab und trat mit freudigem Herzen in die große Familie der Weltkirche ein. Der Dichter Zacharias Werner, wie er ein Kind des Ostseestrandes (aus Königsberg), war sein Pathe bei der Firmung, und schon damals erkannte dieser, wie er an den Fürstprimas v. Dalberg schrieb, in dem jungen Maler „eine wahrhaft seraphische, dem obern Vaterland eigentlich angehörige Natur“ *).

In der deutschen Künstlercolonie zu Rom entzündete sich nun ein wunderbares Feuer, das sich in ihren Schöpfungen wie in ihrem äußern Wandel manifestirte. Welches schöne frohbewegte Leben, bei aller Kargheit der materiellen Mittel, in dem alten Kloster San Isidoro erstand, wo die jugendlichen Freunde sich zu gemeinsamer Arbeit einrichteten, das ist aller Welt bekannt und in jeder neuern Kunstgeschichte zu lesen **). Ebenso ihre epochemachenden Schöpfungen in der Frescomalerei, die heute noch das Pilgerziel aller wandernden Kunstfreunde sind: jene monumentalen Compositionen von Cornelius, Overbeck, Schadow, Veit, Koch, Schnorr, Führich in der Casa Bartholdy und in der Villa Massimi. In der erstern führte Overbeck den „Verkauf Josephs“ und die „sieben magern Jahre“ als seinen Antheil an dem künstlerischen Auftrag aus, in der letztern Villa übernahm er die Scenen aus Tasso's „befreitem Jerusalem“. Hier trug er, nach Springer's Urtheil, den Preis davon und offenbarte eine Poesie des Gemüths und einen feinen Sinn für landschaftliche Schönheit, wie kaum ein anderer unter seinen Zeitgenossen.

Zu den frühesten Staffeleibildern Overbeck's gehört, außer dem schon erwähnten Palmeneinzug, der in seine

---

*) S. Rosenthal's Convertitenbilder, I. 217.

**) S. auch Histor.-polit. Blätter Bd. 59, S. 869 ff. „Peter Cornelius“.

Vaterstadt Lübeck kam, die „Anbetung der drei Könige“, eine Bestellung der Königin Caroline von Bayern, die den jungen noch mit Sorgen ringenden Künstler unnennbar glücklich machte (1811 *); dann „Christus bei Martha und Maria“, für seinen Freund und Gesinnungsgenossen, Maler Vogel in Zürich bestimmt (1812); ferner die „Erweckung des Lazarus“, im Besitze der Familie v. Mayer in Frankfurt. Aus der Mitte der zwanziger Jahre stammen die Cartons: „Christus, die Kinder segnend“, die „Bußpredigt des Johannes“, und die „Himmelfahrt des Elias“ — höchst charakteristische Zeichnungen die den Beifall aller Kenner erwarben, die beiden letztern namentlich durch die ungewöhnliche Kraft und Kühnheit überraschend, die der Künstler hier entfaltet. Auch die in

---

*) E. Förster theilt in seiner Geschichte der deutschen Kunst IV. 176 eine Stelle aus Overbeck's Tagebuch darüber mit, die für ihn charakteristisch ist. Am 16. Dezember 1811: „Ich schrieb gerade an S., als es klopfte und Fräulein R. in großer Hast und Freude hereintrat und mir ankündigte, daß sie mir etwas Angenehmes zu sagen habe. Dann zog sie einen Brief hervor, und nachdem sie erzählt hatte, daß sie vor Kurzem an die Königin (Caroline) von Bayern über mich und meine Arbeiten geschrieben habe, las sie mir daraus die Worte vor: „„Von dem Maler O. wünschte ich und bitte ich Sie, mir ein Bild zu bestellen; und mit dem Preise seien Sie nicht gar zu gewissenhaft! denn wenn man etwas Schönes erwartet, läßt man sich die Kosten nicht reuen!““ Ich war so sehr von Freude überrascht, daß ich fast keine Sylbe herauszubringen vermochte. Das ist mehr, als ich mir je hätte träumen lassen! Das kann der Grund zu meinem künftigen Glücke seyn! Gesegneter Tag! Deiner will ich zeitlebens gedenken, und den Herrn preisen, so oft ich mich dieses Tags erinnere!“

„Den 20. Dezember schrieb ich nach Lübeck. Welche Freude! Nun kann ich die Aeltern auf einmal ganz der fernern Sorge um mich entladen. Dieß ist der so lang ersehnte Zeitpunkt. Nun bist Du also endlich, oder vielmehr schon ein Mann, ein unabhängiger Künstler, der in seiner Werkstatt frei wie ein König über das unendliche Reich der Phantasie herrscht und sich selber eine schöne Welt schafft.“ — Overbeck war damals 22 Jahre alt.

r neuen Pinakothek zu München befindlichen Gemälde: Italia und Germania", eine heilige Familie, von Raffaeli- her Anmuth, und das Porträt der Vittoria Caldoni aus lbano, entstanden in dieser ersten Periode. Sein Ruf war in längst über die Alpen gedrungen, und der Name Overbeck hörte bereits zu den gefeiertsten im deutschen Vaterlande.

Einer Einladung der Franziskaner zu Assisi folgend, malte verbeck im J. 1829, mit seinem Freunde und Jünger Steinle, der über dem Grabe des heiligen Ordensstifters erbauten irche die Legende vom „Rosenwunder des heil. Franziskus", n Frescogemälde ganz im Geiste der altflorentinischen Schule, m Grafen Raczynski als ein unsterbliches Kunstdenkmal sserer Zeit gepriesen, bald nach der Vollendung auch da- rch berühmt geworden, daß durch eine gnädige Fügung das ild bei dem Erdbeben, das 1832 die Kirche stark beschädigte ıd die Kuppel zertrümmerte, völlig verschont blieb.

Um diese Zeit kam Emilie Linder mit Frau Carolina ornelius aus München nach Rom; Peter Cornelius selber lgte im Sommer 1830 ebenfalls nach, von der deutschen ünstlercolonie unter Thorwaldsen's Führung festlich em- angen, und Overbeck traf von Assisi ein. Eine fröhliche nstemsige Regsamkeit erwachte wieder unter der Genossen- haft im Zusammenseyn der alten Freunde, wie ein Nach- ang früher schöner Tage. Als dann im darauffolgenden ommer, Juli 1831, Cornelius mit einer seiner Töchter die ückreise nach München antrat, ließ sich Overbeck von seinem ten Freunde bereden, die Reise über die Alpen mitzumachen ıd wieder einmal die deutsche Heimath zu betreten, die er it zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, die er einst als üngling ohne Namen verlassen hatte und nun als gereifter Mann und ruhmgekrönter Künstler begrüßen sollte. Bis lorenz schloß sich auch Fräulein Linder ihnen an, die nach nem mehrjährigen Aufenthalt Rom und Italien nun eben- lls wieder verlassen wollte. Von der Hauptstadt Toscanas andte sich die Malerin durch die Schweiz nach Basel, die

beiden Meister aber setzten ihre Reise über Tyrol nach München fort, woselbst ihnen von der Kunstgenossenschaft ein enthusiastischer Empfang bereitet wurde.

Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo der briefliche Verkehr Overbeck's mit der Basler Künstlerin beginnt.

Overbeck hatte in der letzten Zeit eine Reihe von Zeichnungen zur biblischen Geschichte, im Ganzen zehn Blätter, vollendet, die er mit nach Deutschland nahm, um sie einem Kunsthändler anzubieten. Der Ertrag sollte ihm seine Reisekosten decken. Fräulein Linder, die davon hörte, machte ihm noch während der Reise in Florenz das Anerbieten, für den Fall daß ein Uebereinkommen nicht zu Stande käme, die Zeichnungen für ihre Sammlung selber sich anzueignen. So kam es auch, und hierauf bezieht sich nun sein erster Brief an die in Basel weilende Kunstfreundin, aus München datirt, wo Overbeck im Hause seines Freundes Cornelius frohbewegte Tage und Wochen verlebte, die noch durch ein zu seinen Ehren veranstaltetes heiteres Künstlerfest am Starnberger See verherrlicht wurden. Gleich dieser erste Brief zeigt uns den Mann in seiner gewissenhaften, fast scrupulösen Bescheidenheit und wiederum seinem so kindesgläubigem Gottvertrauen. Er lautet:

„München, 4. August 1831. Gnädiges Fräulein! Nur mit Zagen mache ich von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch, diese Zeilen an Sie richten zu dürfen; denn da ich einen Brief von dem Kunsthändler Velten (in Karlsruhe) hier vorgefunden habe, der mir gänzliche Freiheit gewährt in Rücksicht der Ihnen bewußten Sammlung von Zeichnungen, so bin ich nun in dem Fall, hiemit Ihnen dieselbe anzutragen, wofern Sie nämlich diesen Gedanken noch festhalten, von dem mir mein Gewissen sagt, daß ich Ihnen wohl eigentlich davon abrathen müßte, statt Sie dazu aufzufordern. Denn ich bin mir leider nur allzu sehr bewußt daß ich fürchten muß, einen unredlichen Handel zu schließen,

und Sie zu übervortheilen, zumal da Sie die Zeichnungen selber gar nicht gesehen haben, sondern nur dem Ausspruch Solcher vertrauen, die offenbar durch Freundschaft für mich geblendet sind. Es ist also nichts was mir in dieser Sache Muth geben könnte, einen solchen Vertrag einzugehen, als allein die wunderbare Fügung, daß mir Ihr großmüthiger Antrag in einem Augenblick werden mußte, wo ich glaubte aus allen Umständen einen Zug der göttlichen Vorsehung darin erkennen zu müssen; und der Gedanke, Sie auf diese Weise dann nicht mehr im Nachtheil sondern vielmehr im Vortheil zu wissen, wie geschrieben steht: Geben ist seliger denn Empfangen, läßt mich kühn über alle weitere Rücksicht hinweggehen. Ob ich aber dießmal den Willen der Vorsehung richtig mir gedeutet, das erwarte ich aus Ihrer gütigen Zuschrift abzunehmen, die mir sagen wird, ob Sie wirklich noch an jenem Gedanken festhalten. Sollte dieß der Fall seyn, so weiß ich daß Sie mir es gewiß nicht verübeln werden, wenn ich Ihnen ganz offen den Wunsch ausspreche, wo möglich noch hier vor meiner Abreise, die wohl ungefähr in 14 Tagen erfolgen dürfte, in Besitz des Geldes zu kommen, das mir eben zur Fortsetzung meiner Reise dienen soll. Die Zeichnungen aber würde ich Ihnen entweder von hier aus zuschicken, wofern nämlich die Kiste schon angekommen wäre und Sie es wünschen, oder auch selber bei meiner Durchreise (durch Basel) überbringen; oder drittens, wofern die Kiste nicht zu rechter Zeit hier einträfe, durch Besorgung hiesiger zuverlässiger Freunde Ihnen zustellen lassen, was wohl das wahrscheinlichste seyn dürfte, da ich wegen des Zusammentreffens mit meinem Bruder meine Reise nicht wohl werde aufschieben können.

„Ich schließe mit dem herzlichsten Wunsche daß Sie Ihre Reise von Florenz bis zur Heimath mögen so glücklich fortgesetzt haben, wie ich die meinige bis hieher, an der Seite des treusten und sorgsamsten Freundes mit dem ich Sie verließ, und in dessen Hause ich nun auch der zartesten Pflege genieße, und unter dessen Anleitung ich hier von Tag zu Tage die Herrlichkeiten der Natur und Kunst kennen lerne, die wie Sie wohl denken können, mich in beständigem Staunen erhalten und mich kaum zu mir selber kommen lassen. In der sehr angenehmen

Aussicht Sie vielleicht bald in Ihrer Heimath wieder zu begrüßen, und Ihnen mündlich meinen allerwärmsten Dank wiederholen zu können

hochachtungsvoll der Ihrige

Friedrich Overbeck."

Wie nicht anders zu erwarten, lautete die Antwort von Fräulein Linder bejahend, ein rasches, unbedingtes, freudiges Ja. Sie sandte dem trefflichen Maler augenblicklich von Basel aus die verlangte Summe nach München. Inzwischen hatte dieser die aufblühende deutsche Kunstmetropole an der Isar wieder verlassen und seine Reise, die einem Triumphzuge glich, nach Heidelberg und Frankfurt weiter fortgesetzt.

In Heidelberg feierte er das Wiedersehen mit seinem Bruder, in Frankfurt erwartete ihn ein Kreis von enthusiastischen Verehrern und Freunden. Hier hatte namentlich Böhmer den Boden für ihn bereiten helfen und die Berufung des Meisters, den er „bei weitem für den größten lebenden Künstler" hielt, seit Jahren betrieben. „Ihn hieher zu ziehen, ist meine Lieblingsidee, ist mein ernstester Wille": so schrieb er an Passavant schon im J. 1823 *). Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, aber eines der großartigsten Hauptwerke Overbeck's, auf das er zehn Jahre Arbeit verwendete und in dem er sein künstlerisches Glaubensbekenntniß niederlegte, der „Bund der Künste mit der Religion", wurde nun um jene Zeit von der Stadt Frankfurt für das Städel'sche Institut bestellt.

Von Frankfurt aus meldet Overbeck der Basler Kunstfreundin den Empfang der übersandten Summe für die Zeichnungen. Da der Brief zu den wenigen gehört, die er auf deutschem Boden und über seine Reise im Vaterland geschrieben, so theilen wir denselben unverkürzt mit.

„Frankfurt, 1. September 1831. Gnädiges Fräulein! Schon bin ich im Begriff auch Frankfurt wieder zu verlassen,

*) Janssen, Böhmer's Leben und Briefe II. 115.

ad noch immer bin ich Ihnen die Anzeige schuldig von dem
chtigen Empfang Ihres so überaus gütigen Schreibens. Schwer-
ch aber machen Sie sich einen Begriff davon, in welchem
Maße es mir auf meiner Reise fast unmöglich ist, einen Augen-
lick ruhiger Sammlung zu erhaschen, um auch die allerdringendsten
riefe zu Stande zu bringen; und so muß ich denn fürchten,
y Ihnen im Lichte des grellsten Undanks zu erscheinen wegen
einer Säumniß. Seyn Sie aber versichert, daß Sie Ihre Güte
ewiß keinem Undankbaren in mir zugewendet haben; sondern
 war lediglich der Umstand, daß Ihr Brief grade am Tage
or meiner Abreise in München eintraf, wo mir nur mit ge-
auer Noth noch gelang das Geldgeschäft abzumachen, wodurch
h in die Nothwendigkeit versetzt wurde, es mir für den ersten
lugenblick der Ruhe auf der Reise vorzubehalten, Ihnen die
lnzeige davon zu machen. Von München aber gieng ich mit
em Eilwagen in Einem Athem bis nach Heidelberg, wo ich
ach einer Trennung von 25 Jahren meinen ältern Bruder
iedersah, der mit seiner Familie mir bis dahin von Lübeck
ntgegen gekommen war, und mit dem ich von dort hieherreiste,
o mich ein Kreis von alten Freunden empfing die mit ein-
nder wetteifern mir Freundliches zu erweisen, und mich da-
urch bis heute verhinderten meiner Pflicht gegen Sie nachzu-
ommen. Soviel zu meiner Entschuldigung, die gewiß bey Ihnen
ütige Annahme finden wird.

„In Gemäßheit Ihrer Ermächtigung habe ich denn von der
bermachten Summe von 1000 fl. — für mich 750 als den
Betrag von 300 Scudi behalten und 250 fl. an Cornelius aus-
ezahlt, worüber Sie sich mit ihm näher verständigen werden.
Die Kiste war bey meiner Abreise noch nicht eingetroffen, wes-
alb ich Herrn Schlotthauer um die gütige Besorgung an Sie
rsucht habe, die er auch versprochen hat, seiner Zeit sehr gern
u übernehmen. Sie werden alsdann unter den 10 Blättern
ines von den kleineren, die Speisung der Hungrigen,
inden an dem noch einige Striche zu machen übrig waren, was
ch vorhatte in München zu beendigen, was nun freylich hat
nterbleiben müssen; da aber bis zu meinem Eintreffen bey
Ihnen in Basel, worüber leicht noch 5 Wochen vergehn dürften,

die Zeichnungen hoffentlich schon in Ihren Händen seyn werden, so denk ich dies dort leicht nachholen zu können. Ebenso muß ich mich bis dahin vertrösten so manches mündlich nachzuholen, was ich heute aus Mangel an Zeit übergehen muß; wie Sie denn diesen Zeilen leicht ansehn, daß sie in der größesten Eile geschrieben sind. — Wie herzlich werd ich mich freuen einen oder zwey Tage in Ihrer Nähe zuzubringen, wenn es mir gelingt so viel Zeit für Basel zu erübrigen; auf jeden Fall aber Sie zu sehn und mündlich Ihnen zu sagen wie werth es mir für immer bleiben wird Ihnen näher geführt worden zu seyn. Mit aufrichtigster Hochachtung

Friedr. Overbeck."

Sein Vorhaben wurde vereitelt, er kam nicht nach Basel, weil die Zeit nicht mehr dafür reichte, nachdem die liebevolle und begeisterte Aufnahme, die er allerorten gefunden, seinen Aufenthalt in Deutschland über Absicht und Erwarten verlängert hatte. Er wollte bis zum 1. November wieder bei den Seinigen in Rom seyn; so schlug er denn auf der Rückreise den kürzesten Weg nach Italien ein. Es kostete ihn, nach seiner eigenen Versicherung, ein nicht geringes Opfer, so nahe an Basel vorübergehen zu müssen, wo er so vieles ihm Wichtige zu sehen hoffen durfte und wo seiner, wie er wußte, eine nicht minder freundliche Aufnahme wartete.

Dieses Opfer, schreibt er nach seiner Ankunft in Rom, habe er, außer vielen andern Beweggründen, vornehmlich einem Reisegefährten bringen müssen: „einem jungen Manne, dessen zärtlich besorgte Mutter in Wien ihre ganze Beruhigung in dem Gedanken fand, den Sohn in meiner Gesellschaft und Obhut zu wissen, der mir zu Gefallen schon über einen Monat mehr auf seine Reise nach Rom verwendet hatte, und dessen Ungeduld ich nun nicht weiter glaubte, ohne unbillig zu seyn, unberücksichtigt lassen zu dürfen." „Was mir das Bitterste blieb", fährt er fort, „war der Gedanke an eine von meinen Zeichnungen, die ich hatte müssen unvollendet in Ihre Hände gelangen lassen, und die ich nur deßwegen Ihnen

so hatte zustellen können, weil ich nicht daran zweifelte, das Mangelnde auf meiner Durchreise bei Ihnen ergänzen zu können. Es ist, meyne ich, die Speisung der Hungrigen, an der im Vorgrunde etwas unausgezeichnet blieb, und von der sich nun nicht sobald absehen läßt, wann und wie diese Versäumniß sich wird gut machen lassen."

Er kommt dann auf die biblischen Zeichnungen überhaupt zu sprechen, über welche ihm die glückliche Besitzerin inzwischen ihr Wohlgefallen voll lebhafter Anerkennung brieflich kundgegeben hatte. Es ist wieder die in seiner christlichen Demuth wurzelnde Bescheidenheit, die ihm dabei die Feder führt: „Demnächst muß ich Ihnen nun meine Freude ausdrücken über die so nachsichtsvolle Aufnahme, die Sie meinen Zeichnungen geschenkt haben, indem ich deßhalb nicht wenig unruhig war, da mir natürlich kein sonstiger Beyfall hätte hinreichender Ersatz seyn können, wenn ich mir Sie unbefriedigt hätte denken müssen. Zwar fühle ich gar sehr, daß Ihre Güte diesen geringen Leistungen viel zu viel Werth beylegt, aber ich beruhige mich darüber, indem ich weiß, daß Ihnen die Gesinnung dabey wichtiger ist als die Kunstfertigkeit; und Sie in beyden nicht den armseligen Menschen, sondern Gabe Gottes sehen. Ihm also sey Lob und Preis für Alles, auch für die guten Gedanken die Er in Ihnen erregt durch so geringfügige Leistungen!"

Die Kunstfertigkeit stand in diesen Compositionen keineswegs hinter der Gesinnung zurück. Die Sprache seiner Kunst war einfach, tief und ausdrucksvoll. Hier wie in seinen andern Zeichnungen offenbarte sich der reiche Fluß der Erfindung des gottbegnadeten Künstlers. Fräulein Linder war in der That entzückt von der reinen Schönheit dieser Zeichnungen, in denen die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung sich in den edelsten Formen eines strengen historischen Styls aussprach, sowie von dem tief christlichen Geist, der aus ihnen athmete. In ihrer edlen Uneigennützigkeit gab sie daher gerne dem Wunsche nach, diesen herzerfreuenden Genuß

auch sofort mit Andern zu theilen, und faßte den Entschluß die Zeichnungen auf dem Wege lithographischer Vervielfältigung unter dem christlichen Volke zu verbreiten.

Da sie nicht ohne die ausdrückliche Zustimmung des Malers handeln wollte, so gab sie ihm ihre Absicht kund, indem sie zugleich seinen Rath bezüglich der Ausführung einholen wollte. Eine solche Absicht war aber ganz im Sinne Overbeck's; er antwortete deßhalb in seinem Briefe vom 25. April 1832 darauf mit folgenden Worten: „Was nun den Plan anlangt diese Zeichnungen auf irgend eine Weise öffentlich bekannt zu machen, so antworte ich in demselben Sinne, daß wenn Sie und Andre der Meynung sind daß dadurch vielleicht auch bey Andern Gutes könnte erzweckt werden, ich weit entfernt bin, aus falscher Bescheidenheit solches hindern zu wollen, sondern vielmehr mich dessen auf's herzlichste freuen werde. Gerne würde ich auch die Hand dazu bieten, den Mangel an Vollständigkeit in Rücksicht auf ein zusammenhängendes Ganze, durch Hinzufügung anderer Blätter zu ersetzen, wenn es mir dazu nur für jetzt nicht durchaus an Zeit gebräche, sowie mir auch leider! von schon vorhandenen Blättern nichts Passendes gegenwärtig ist. Ich sehe daher nicht ein, wie man vor der Hand anders verfahren könnte, als Einzelnes davon zu wählen, die etwaige Vervollständigung oder Rundung zu einem Ganzen der Zukunft überlassend. Die Ausführung könnte wohl unter keiner sicherern und bessern Leitung geschehn als unter Schlotthauer's, dem ich sehr dankbar dafür seyn würde, wenn er sich etwas darum annehmen wollte. Nur kann ich über die colorirte Litographie gar nichts sagen, weil ich davon noch gar keine Idee habe; stimme daher ganz Ihrer Ansicht bey, daß einfache Litographie, wie sie eben unter Schlotthauer's Leitung mit so viel Erfolg getrieben wird, wohl dürfte das Angemessenste seyn, insofern die leichte Weise der Zeichnungen, die eigentlich nur Entwürfe sind, nicht leicht dem Kupferstecher als Vorbild genügen dürfte; doch bitte ich, dieses für

nichts anders als eine Meynung zu nehmen, durch die ich keineswegs die Sache zu entscheiden gedenke, vielmehr Ihnen die vollkommenste Freyheit lassen möchte; an den trefflichen Schlotthauer hoffe ich nächstens selber noch deßhalb zu schreiben, und ihn zu fortdauernder Theilnahme daran zu ermuntern."

Mittlerweile war Fräulein Linder von ihrer Vaterstadt Basel zum bleibenden Aufenthalt nach München übergesiedelt, und befand sich somit in der Lage, das angeregte Unternehmen unter Schlotthauer's Beirath persönlich einzuleiten. Zunächst wurden drei Zeichnungen dazu ausgewählt, nämlich: der Christusknabe im Tempel, die Erweckung von Jairi Töchterlein und das Mannalesen; und die Nachbildung derselben dem Lithographen Koch aus Hamburg anvertraut, der auch das Rosenwunder von Assisi nach Overbeck's Carton lithographirte. Overbeck hörte „mit Freuden", daß Hr. Koch die Ausführung der Lithographie seiner Zeichnungen übernommen habe. „Ich habe sein Blatt nach dem Karton vom heil. Franciskus erhalten, das mir sehr gelungen scheint, indem was daran zu wünschen bleibt, gewiß nicht ihm sondern nur seinem Vorbilde zur Last fällt."

In der sinnigen Einkleidung seines Urtheils zeigt sich so recht die schöne Milde seiner Denkweise. Auch da wo er tadeln muß, trachtet er den Ausstellungen jede verletzende Spitze abzubrechen, und man bemerkt, wie ihm daran liegt, den Lithographen nicht zu entmuthigen. Am 9. März 1833 schreibt er über die inzwischen vollendete Lithographie der ersterwähnten Zeichnung: „Die Rolle aus München, der H. Koch auch einen Abdruck des Christusknaben unter den Schriftgelehrten beygelegt hatte, habe ich erst soeben so flüchtig nur durchsehn können, daß es wohl etwas voreilig wäre ein Urtheil darüber auszusprechen; im Ganzen ist aber das genannte Blatt gewiß eine gelungene Arbeit zu nennen; wobei nur vielleicht die Lichtmassen etwas zu grell, fast mondscheinartig, hervortreten dürften, was vielleicht an dem etwas dunkelgerathenen Grunde und den ebenfalls etwas dunkeln

Schattenmassen liegen mag. Sie sehn aber, daß ich blos nach einem ganz flüchtigen und oberflächlichen Eindruck urtheile, und freue mich darauf nun das Einzelne erst recht mit Ruhe zu betrachten, das mir mit viel Liebe und Verstand gearbeitet scheint" *).

Die Nachbildung des zweiten Blattes, Auferweckung von Jairus Töchterlein, bat er anfänglich noch zu suspendiren, indem er nach dem Rathe von Cornelius eine kleine Veränderung in der Gruppe der Apostel vornehmen möchte, die er, besonders auf Strohpapier gezeichnet, in Bälde nachsenden würde. Dieß geschah denn auch einige Wochen später, wobei er die Sendung mit den Worten begleitete: „Beyliegend finden Sie die vorgeschlagene Veränderung in der letzten Figur der Apostelgruppe im zweyten Blatt, die ich hiemit Ihrem und der dortigen Freunde Ermessen vorlege. Es ist diese Figur so in der Eile in wenigen Stunden hin improvisirt, da ich die Zeit dazu nur meiner größern Arbeit habe stehlen müssen, daß ich selber gar kein klares Gefühl darüber habe ob sie taugt oder nicht. Sollte sie verworfen werden, so scheuen Sie nicht mich noch einen zweyten Versuch machen zu lassen; sie ist auf den Rath von Cornelius geändert; dieser wird also wohl am sichersten beurtheilen können, ob ich das ungefähr getroffen, was ihm im Sinne lag; sie in die Haltung des Ganzen zu bringen, wird, denke ich, Hrn. Koch, Angesichts der Zeichnung, wohl nicht schwer werden."

In dieser Form wurde das Blatt auch ausgeführt, und Dr. Ernst Förster hebt an der schönen Composition mit Recht die vollkommen dramatische Wahrheit hervor: „die Milde und Hoheit des Heilandes, die Wiederkehr des Bewußtseyns im Kinde, die staunende, dankende Freude der Eltern, die stufenweis

---

*) Eine andere Zeichnung vom „zwölfjährigen Christusknaben im Tempel" entwarf Overbeck im Sommer 1834 für den Oberbaurath Hübsch in Karlsruhe.

verschiedene Theilnahme der Apostel sind unübertrefflich wahr und sprechend ausgedrückt" (Gesch. d. deut. Kunst IV. 188).

Im Mai 1833 brachte dann Cornelius, bei seiner dritten italienischen Reise, die ersten Abdrücke des Mannalesens von Koch — nebst denen der Madonna, lith. von Kohler — dem Freunde mit nach Rom, die beide diesem, wie er schreibt, „viele Freude gewährt haben."

Das ganze Unternehmen aber hatte für Overbeck einen höhern Zweck, die Erweckung und Verbreitung eines reinern, christlich veredelnden Kunstsinnes im Volke, und in diesem Sinne schrieb er schon am 28. Januar 1833 die schönen Worte nieder, die ihm aus der Seele kamen: „Möge denn die Vervielfältigung und Verbreitung meiner armseligen Leistungen, deren Dürftigkeit und Unzulänglichkeit niemand tiefer fühlen kann als ich, irgend eine Frucht bringen für das Reich Gottes, dann gewiß würde ich mit gerührtem Dank aufblicken zu dem Herrn, dem allein die Ehre auch dafür gebührt; — würde aber nichts dadurch gewonnen, als daß die Winde den Namen eines armen Sünders mehr herumtragen, und trügen sie ihn auch bis an die Wolken, so wäre das nur um so schlimmer für mich, denn Alles was vor der Welt groß ist, ist vor dem Herrn ein Greuel! Ich bitte aber den Herrn, daß Er mich wolle mehr und mehr meine Kleinheit, oder vielmehr mein Nichts erkennen lehren, und so das falsche Maß und Gewicht an dem nicht strafen wolle, der herzlich verlangt keinen Theil an ihr zu haben."

Den gleichen Zweck verfolgte Overbeck um diese Zeit in Rom selber durch ein Werk der Barmherzigkeit. Es lebte dort ein wackerer deutscher Künstler, der durch Krankheit in unverschuldete Noth gerathen war. Um diesem bedrängten Landsmann unter die Arme zu greifen, half er ihm einen kleinen Kunsthandel einrichten, in welchem die von ihm und seinen Gesinnungsgenossen erstrebte ernstere Kunstrichtung besondere Pflege finden sollte, und setzte hiefür auch die Freunde in München und Wien zu gemeinsamer Mithilfe

in Bewegung. „Wir vernehmen", schreibt er am 9. Mai 1833 an E. Linder, „mit wachsender Freude, daß Cornelius sich schon zur Reise rüstet; ich habe ihm noch einen Brief zugedacht, sollte dieser ihn aber am Ende gar nicht mehr anwesend finden, so haben Sie wohl die Güte ihm meinerseits vorläufig eine Bitte vorzutragen. Ich gehe nemlich darauf aus, einem gänzlich verarmten und invaliden hiesigen deutschen Künstler, Namens Schultze, nach und nach einen kleinen ganz bescheidenen Kunsthandel im Sinne deutscher Kunstrichtung, vornehmlich aber von kleinen Heiligenbildern fürs Volk in die Hände zu spielen, und möchte ihn daher gebeten haben, bey seiner Herkunft doch wo möglich einiges von dort, was in dieser Art, besonders unter Schlotthauers Leitung entstanden, als der (Holbein'sche) Todtentanz, die Bilderbibel u. dgl. mitzubringen; nemlich eine Anzahl Exemplare die Schlotthauer ihm müßte in Commission mit beygemerkten Preisen geben. Es wäre in mehr als einer Hinsicht ein gutes Werk, und die Unkosten der Dogana würde ich gerne übernehmen. Da ich hoffe daß der theure Schlotthauer gerne dazu die Hand bieten wird, so fragt sich nur, ob es für Cornelius nicht zu viel Gepäck macht; und in diesem Fall würde ich Sie, verehrteste Freundin! ersuchen, gelegentlich irgend einen andern Reisenden um die Gefälligkeit zu ersuchen, sich damit zu beschweren."

Der Auftrag wurde pünktlich besorgt, und es lag so recht im Charakter der edelmüthigen Malerin, wenn sie ganz im Stillen alle Auslagen aus eigenen Mitteln bestritt, um dem armen angehenden Kunsthändler den ungeschmälerten Ertrag zu sichern. Schon im Herbste desselben Jahres mußte eine neue Spedition mit Lithographien aus München besorgt werden. „Ich wünsche", schreibt Overbeck am 22. November 1833, „alle nach meinen Zeichnungen erschienenen Blätter zu erhalten (den heil. Franziskus ausgenommen, von dem noch Abdrücke hier sind), indem viel diesen Sachen nachgefragt wird. Verzeihen Sie gütigst, daß ich Sie mit der Vermittlung dieser

Gegenstände belästige, da es sich aber um ein Unternehmen handelt, an dessen doppeltem Zweck, Unterstützung eines armen durch langjährige Krankheit invalid gewordenen Landsmannes, und zugleich Verbreitung einer ernstern bessern Kunstrichtung, Sie gewiß gleich warmen Antheil nehmen, so scheute ich mich nicht, die Vermittlung desselben Ihnen zuzumuthen."

Der kleine Kunsthandel gedieh, und Overbeck hatte die Freude den werkthätigen Freunden in den folgenden Jahren wiederholt berichten zu können, daß der Handel vorwärts gehe und immer mehr an Ausdehnung gewinne. Die Verbreitung würdiger Andachtsbilder lag ihm überhaupt sehr am Herzen, gleichwie er auch auf die Hebung eines reineren Geschmacks in den Nebenzweigen kirchlicher Kunst eifrig bedacht war. Besonders in München erkannte er den Ort, wo es „am ersten möglich seyn dürfte, den so einflußreichen katholischen Kunsthandel, der sich ehemals bekanntlich besonders von Augsburg aus über die ganze Welt verbreitete, wieder neu zu beleben, ferner den so schönen Zweig der Kirchengefäße und Ornate wieder gehörig zu würdigen, und ein jüngeres Künstlergeschlecht auf die rechte Weise heranzubilden" *).

Unter den Gegenständen welche Overbeck's kleinere Zeichnungen behandeln, die in Schlotthauer's Obhut zu München sich befanden, hatte der „Jesusknabe in der Werkstätte seines Pflegevaters" das Gemüth der Münchner Kunstfreundin in vorzüglichem Grade angesprochen. Sie hatte es sich nicht versagen können, ihm darüber ihr besonderes Wohlgefallen auszudrücken und daran die Bitte um ein Gegenstück zu knüpfen. Darauf erwidert Overbeck (28. Januar 1833): „Daß das Blättchen vom Jesusknaben in der Werkstätte Josephs in Ihrem Sinne gedacht sei, vermuthete ich wohl, wenn auch die äußerst zarte Weise mit der Sie um ein

*) Brief an Maler E. Steinle, vom 27. September 1839.

ähnliches bitten, es nicht aussagte. Ich wüßte die ersten Stunden der Muße die sich mir darbieten, gewiß nicht angenehmer zu verwenden, als solch ein Körnlein für den Boden Ihres Herzens zu bilden; aber Versprechen macht Schulden, und wie sehr Schulden drücken, das empfinde ich nur allzusehr, darum lassen Sie mich nicht versprechen, sondern nur versichern, daß ich mit Ihnen wünsche, Ihrem so bescheidenen Wunsche nachzukommen."

Es vergingen ein paar Jahre darüber, bis das gewünschte Blättchen zu Stande kam, weil es dem Künstler bald an Zeit gebrach, bald die Augen zu so kleinen Dimensionen den Dienst versagten, wie er am 8. Dezember 1834 schreibt. „In der Seele zwar", bemerkt er, „trage ich es schon lange mit mir herum, den Christusknaben vorstellend, der im engen Garten des väterlichen Hauses die Blumen begießt, Ihn, der den großen Garten Seines himmlischen Vaters mit Seinem eigenen Blute zu begießen auf unsere Erde herabgekommen war. Die christliche Seele zu erinnern, der Blumen im eigenen Herzen fleißig zu warten, aber doch dabey nie zu vergessen, daß Wachsthum und Gedeihn derselben Gnadengeschenk von Oben sey, und die Begierde zu wecken nach den Quellen die uns die erbarmende Liebe Gottes in den heiligen Sakramenten aufgeschlossen: das war es, was dieses Bild in der Seele hervorrief; und ich meyne, wenn Gott Gelingen schenkt, es so auf dem Papier wiederzugeben, wie es mir im Gemüthe steht, daß es wohl ein Fünkchen werden könnte, die Gott suchende Seele zur Liebe für Ihn zu entzünden. Sollte dies der Fall seyn, so bitten Sie Gott Selber, verehrte Freundin! daß Er es bald wolle in die Wirklichkeit rufen, wo nicht aber, daß Er Ihm wohlgefälligere Keime in dieses Herz streuen und zu Seiner Ehre zu Blüthe und Frucht wolle heranreifen lassen."

Die Bestellerin hatte ihr geduldiges Zuwarten nicht zu bereuen: in der Frist und unter der Arbeit erweiterte sich die anfängliche Idee, von der der Künstler eben eine so

schöne Exegese gegeben; es war daraus eine dreitheilige Composition geworden, eine liebliche religiöse Idylle, an der er selber seine stille Freude hatte. Es war der Jesusknabe in dreifacher häuslicher Beschäftigung: holztragend, Blumen begießend und Wasser schöpfend. Am 31. Dez. 1835 meldet er davon, die Sendung ankündigend: „Da ich mir die Freyheit genommen, es mit einigen erläuternden Versen zu begleiten, so sage ich heute nichts weiter darüber, als was ich glaube nicht verschweigen zu dürfen, daß hier schon Mancher begierig gefragt, ob es nicht gestochen würde, was ich ganz Ihrem Ermessen anheimstellen will; ich selber meyne, es sey vielleicht ein Fünkchen darin, das hie und da in einer Seele zünden könnte, und so jenes selige Feuer mit anfachen helfen, das der Herr auf Erden anzuzünden gekommen."

Overbeck dachte hiebei wohl an seine eigene Kindheit. Er hatte ja die Macht dieser stillen aber eindringlichen Bildersprache, die er so sehr liebte, an sich selber erfahren, damals als er in jungen Jahren vor dem Altarbild Memling's gestanden und im Anschauen jener unschuldig frommen Gestalten selige Stunden verbrachte. Auf ähnlich organisirte, offene und sinnige Gemüther wird solche Bildersprache ihre Wirkung niemals ganz verfehlen.

Daß auch dieses liebliche Blatt bald in einer Nachbildung verbreitet wurde, ist bekannt. Schon in Rom war der Umriß ohne sein Wissen radirt worden. Die Originale der biblischen Zeichnungen aber kamen später fast sämmtlich in das Museum zu Basel, der Vaterstadt E. Linder's, der sie die große Mehrzahl ihrer herrlichen Kunstschätze vermachte.

Von den Handzeichnungen Overbeck's befinden sich dort: 1) die Findung Mosis; 2) das Mannasammeln; 3) die Bewohner Sodoms, von Lot die Herausgabe der drei Fremdlinge fordernd, werden an dessen Thüre mit plötzlicher Blindheit geschlagen; 4) Erscheinung des Herrn vor Elias auf dem Berge Horeb; 5) Mariä Verkündigung und Heimsuchung (zwei-

theilige Darstellung mit Randzeichnungen); 6) Maria und Joseph in Anbetung vor dem neugebornen Heiland (mit Randzeichnungen); 7) der zwölfjährige Jesus von seinen Eltern im Tempel gefunden; 8) Auferweckung von Jairus Töchterlein. Dann 9) Leonardo da Vinci's Tod; 10) die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Wohlthaten spendend.

Emilie Linder ließ es bei dem Erwerb von Handzeichnungen nicht bewenden; das kunstsinnige Fräulein wünschte in ihrer auserlesenen Sammlung auch ein Oelbild von Overbeck zu besitzen. Bald nachdem sie die Zeichnungen zur biblischen Geschichte sich angeeignet hatte, noch von Basel aus, gab sie dem Meister diesen Wunsch zu erkennen, ohne jedoch einen bestimmten Gegenstand namhaft zu machen oder zur Ausführung vorzuschlagen. Das Einzige, worüber der vielbeschäftigte und eben erst aus Deutschland zurückgekehrte Maler im damaligen Augenblick noch frei verfügen konnte, war eine angefangene Composition: der Tod des heiligen Joseph. Diese bot er ihr in seinem Brief vom 25. April 1832 an.

Die Art und Weise wie er es thut, ist so schlicht und sachlich, daß die ganze Stelle der Mittheilung werth erscheint. Sie lautet: „Bei der großen Masse von Aufträgen die ich bereits übernommen, dürfte es wohl vor einer Reihe von Jahren mir nicht leicht möglich seyn etwas Neues noch hinzuzufügen; doch bin ich so glücklich Ihnen ein Anerbieten machen zu können mit einem Bilde das ich seit nicht langer Zeit, ohne Auftrag, selbst, aus Liebe zum Gegenstand, unternommen und schon ziemlich weit gefördert habe; ein Anerbieten jedoch dem ich zugleich die dringende Bitte beyfüge, durchaus keinen Anstand zu nehmen es auszuschlagen, wofern gerade dieses Bild Ihnen nicht zusagen sollte. Es ist gleichsam das Bild vom Tode des Gerechten überhaupt, der Tod des heil. Joseph, der im Schooße des Herrn ruht, welcher soeben die segnende Hand über die scheidende Seele er-

hebt, während die jungfräuliche Gemahlin betend zu seinen Füßen kniet und oben sich der Himmel öffnet, wo Engel singen: Selig sind die in dem Herrn entschlafen. Sollten Sie wünschen, die Composition zuvor zu sehen, ehe Sie sich entscheiden, so würde vielleicht Schlotthauer, der die erste Zeichnung davon in ganz kleinem Maasstabe besitzt, und es als Andachtsbild litografiren lassen will*), die Güte haben, eine Durchzeichnung davon nehmen zu lassen und einem Briefe beizuschließen. Das Bild ist ungefähr 3 Par. Schuh hoch und 2′ 4 Zoll breit, könnte hoffentlich binnen einem Jahre vollendet seyn, und um die Sache sogleich in jeder Hinsicht klar Ihrer Entscheidung vorzulegen, füge ich hinzu daß ich glaube den Preis auf 100 Louisd'or ansetzen zu müssen. In Erwartung Ihrer durchaus freyen, rücksichtlosen Entscheidung, mit herzlichster Verehrung Fr. Overbeck."

Idee und Gegenstand entsprachen ganz den Wünschen der edlen Bestellerin, und sie säumte nicht dem Maler ihre bedingungslose Einwilligung und ihren Beifall, ganz in der sinnigen Art wie sie es liebte und verstand, kundzugeben. Das feine gemüthvolle Verständniß, das er bei ihr fand, hatte für die Künstlernatur Overbeck's etwas besonders Wohlthuendes, weßhalb er in seiner nächsten Antwort der Meldung, daß er das Bild wenn auch noch nicht beendigt doch dem Ende ziemlich nahe gebracht habe, die weitern Worte beifügt: „Denn, fühlte ich mich schon vorher besonders zu diesem Bilde hingezogen, so daß ich manches Andre bey Seite setzen mußte, um einem innern Drange, dem nicht leicht mit Erfolg zu widerstehen ist, nachzugeben; so war, durch den Anklang den dasselbe in Ihrer empfänglichen Seele gefunden, dieser Zug nur um so lebhafter geworden, und wenn ich immer wieder zu diesem Bilde zurückkehrte, während so vieles mahnend um mich herum stand, so that ich doch wirklich nur, was ich in der That nicht lassen konnte."

*) Es war um diese Zeit bereits von Schäfer lithographirt.

Gleichwohl aber ging es mit der Vollendung nicht so schnell als er gedacht und gerechnet hatte. Die Verhältnisse waren stärker als sein Wille: durch ungeahnte Hindernisse zog sich die Arbeit noch durch mehrere Jahre hin, und die Briefe, in welchen die mancherlei Sorgen und Bedrängnisse, unter denen das Kunstwerk geschaffen wurde, sich erschließen, enthalten darum wiederholt flehentliche Bitten um Nachsicht und Geduld. Dieß mußte dem Künstler um so näher gehen, als er sich bereits einen Vorschuß für die Arbeit erbeten hatte. Denn um jene Zeit befand er sich, das geht aus allen seinen Bekenntnissen hervor, noch keineswegs in völlig sorgenfreier Lage und all sein Fleiß hatte ihm wohl großen Ruhm, aber noch keine Erübrigungen eingetragen. Overbeck war damals vornehmlich mit seinem großen Bilde für Frankfurt beschäftigt; er malte langsam und ohne die Hilfe fremder Hände; er vertiefte sich mit begeisterter Hingabe in seinen Gegenstand und konnte sich nicht leicht genug thun. Aber, wie er einmal mit anmuthigem Humor bemerkt, „die Flamme der Begeisterung, sie unterhält leider nicht das Feuer in der Küche! — und der Künstler darf nicht vergessen, daß er auch Hausvater ist.“ Overbeck war seit 1819 vermählt und Vater zweier Kinder, eines Mädchens, das jedoch frühzeitig starb, und eines Sohnes Alfons Maria, der ebenfalls künstlerische Anlagen verrieth.

Zum Glück hatte er es hier mit einer Bestellerin zu thun, die nicht nur aus persönlicher Erfahrung als Malerin und aus eigener Anschauung bei ihrem römischen Aufenthalt seine Lage zu würdigen im Stande, sondern auch von Natur zur Billigkeit und schonender Auslegung aller Verhältnisse angelegt war. Das Herausfinden der guten Seiten am Menschen, ein Kennzeichen reiner Seelen, bildete eine wesentliche Eigenschaft an Emilie Linder; sie war das verkörperte Zartgefühl. So hatte sie denn auch für die Sendung des begehrten Vorschusses (durch Frau von Cornelius) eine so schöne Form zu finden gewußt, daß der erfreute

Künstler seinen Dank (9. März 1833) in die Worte kleidet: „Wenn ich Alles was mir die Vorsehung auf was immer für einem Wege zufließen läßt, als freyes durchaus unverdientes Geschenk anzusehn pflege, wofür ich mich außer dem himmlischen Geber auch dem wahrhaft verpflichtet fühle, dessen Er sich eben als Werkzeug Seiner freygebigen Liebe bediente, so dürfen Sie glauben, daß dies in besonderm Grade auch hier der Fall ist, wo einerseits das Werkzeug so rein im Sinne des großen Gebers spendet und andrerseits mein Arbeiten, das eigentlich nur ein Genießen war, mir so gar keine Ansprüche auf Lohn erworben hatte. Es wird sich denn nun bey dem was noch an dem Bilde zu thun übrig ist, auch das Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gesellen, und so hoffe ich um so zuversichtlicher um Ihretwillen des Segens von Oben dabey nicht zu entbehren... Seyn Sie versichert, daß ich Ihrer oft und mit Inbrunst vor dem Herrn gedenke, thun Sie das Gleiche! Möge uns eine heilige Unruhe und Ungeduld erfüllen, das Himmelreich an uns zu reißen!“

Dabei blieb es jedoch nicht. Schon nach wenigen Monaten bedachte sie den Maler mit einem zweiten, unerbetenen Vorschuß, indem sie die Reise des Meisters Cornelius im Mai 1833 benützte, um dem römischen Freunde durch seine Vermittlung eine neue Summe zuzusenden. In seiner Ueberraschung glaubte Overbeck anfänglich, es müßte hier ein Mißverständniß obwalten, und zögerte die unerwartete Gabe entgegenzunehmen, bis ihn, wie er selbst schildert, Cornelius „unser theurer Meister“ eines Bessern belehrte. Nun eilte er der freundlichen Spenderin in seiner Weise zu sagen, wie sehr er „durch diese zuvorkommende Güte seine Schuld bei ihr erhöht fühle“ (1. Juni 1833). Doch lassen wir ihn selber reden:

„Möge es Ihnen schon im Voraus einiger Lohn seyn, zu erfahren, daß Sie auch diesmal, vielleicht nicht ohne Ahndung davon, ein Werkzeug der väterlichen Vorsehung Gottes waren;

denn auch diesmal ging soeben der Vorrath auf die Neige, und da eine Zahlung von einer andern Seite, auf die ich einigermaßen gerechnet hatte, ausblieb, so traf nun Ihre Sendung eben zu rechter Stunde ein, um nicht allein dem Bedürfniß zu begegnen, sondern auch meinem schwachen Glauben eine neue Probe zu ersparen. Ja, um mir die große Meisterhand, die hier (wie ja freylich überall) wieder im Spiel ist, recht unverkennbar zu machen, so mußte die Summe gerade so berechnet seyn, wie sie zur reichlichen Deckung bis zum nächsten Termin anderweitiger sicherer Hülfe nothwendig war. O preisen Sie Ihn denn mit uns, verehrteste Freundinn! den großen erbarmungsvollen Geber! der es nicht verschmäht unsrer kleinen Bedürfnisse zu gedenken, und der zugleich das Zeitliche und Endliche spendet, um Ewiges und Unendliches dereinst spenden zu können, wenn unsre Seele durch das Zeitliche zum Ewigen wird hingezogen seyn. O wann werden wir lernen, solche Liebe zu verstehen, solcher Liebe zu entsprechen, und uns ihr gänzlich auszuliefern? Wann wird jenes himmlische Feuer das Er auf Erden anzuzünden Selber unter uns erschienen ist, auch in diesem meinem engen Herzen zur Flamme auflodern, statt in dürftigen Fünkchen fortzuglimmen, die meine Untreue so oft erlöschen macht, und Seine Erbarmung nie ermüdet immer aufs neue zu entzünden. — Für Sie aber will ich um so mehr ein zunehmendes Entbrennen dieser Himmelsglut erflehen, als ich leider diese Zeilen damit schließen muß, daß ich nicht so für Sie bedacht gewesen bin als Sie es für mich gewesen, und an Ihrem Bilde leider nichts weiter hat geschehen können, was Ihre Nachsicht aber gewiß auch ohne Rechtfertigung wird gütig zu deuten wissen. Mit der aufrichtigsten Verehrung Fr. Overbeck."

Die zweite Hälfte jenes Jahres war dem Fortgang des Gemäldes ebenso wenig günstig wie die erste, da der Maler von andern Seiten so sehr gedrängt wurde „ältere Aufträge endlich einmal zu Ende zu bringen", und so muß er denn im Spätherbst sein Schreiben vom 22. November 1833 an die Münchener Freundin mit der Nachricht beschließen, daß er leider ihr Bild „unterdeß auch um gar nichts zu fördern im Stande gewesen" sei. „Sie wissen selbst", fährt der treff-

liche Künstler fort, „wie sehr ich dies Bildchen im Herzen trage, und so brauche ich wohl keine Versicherungen hinzuzufügen, daß ich es mir angelegen seyn lassen werde es bald möglichst zu enden, da eigentlich in der That nicht viel mehr daran zu thun übrig ist; aber wann es mir freylich gelingen wird, zu diesem Wenigen Muße zu finden, das vermag ich, ehrlich gesagt, nicht abzusehn. Mögen Sie denn einstweilen einigen Ersatz darin finden, daß Ihr Bildchen auch jetzt schon in meiner Werkstäte von Manchem gesehn wird, und wenn mich nicht alles trügt, schon mehr als Einen zu ernsterer Beherzigung des großen Augenblicks des Scheidens angeregt hat. Dies nicht zu meinem Lobe, denn ich kann in Wahrheit nur verderben, sondern zum Preise des himmlischen Gebers, von dem allein alles Gelingen kommt. Ihm sey Lob und Ehre von Allen, in Allem; der sündhaften Creatur aber nur die Beschämung, mit seinen Gaben so ungetreu gewirthschaftet zu haben."

Die Münchner Malerin war weit entfernt den Künstler zu drängen, denn sie kannte seine Gewissenhaftigkeit. Um so mehr aber drängte es diesen, von Zeit zu Zeit ihr Rechenschaft abzulegen, zu ihrer und noch mehr zu seiner eigenen Beruhigung. Auch in dem folgenden Jahre 1834 wollte das Werk noch nicht zur Reife gedeihen. Der große Auftrag für Frankfurt nahm noch immer seine Hauptthätigkeit so sehr in Anspruch, daß für Nebenarbeiten nur wenig Zeit übrig blieb. Als nun das Jahr abermals seinem Ende zueilte, ohne daß er die Vollendung melden konnte, da war es ihm zwingendes Bedürfniß, über sein Thun und Lassen wieder einmal Beichte abzulegen und seine Seele durch ein offenes Bekenntniß vor der nachsichtigen Freundin zu erleichtern. In solcher Stimmung schrieb er am 8. Dezember 1834:

„Verehrteste Freundinn! Wenn ich seit geraumer Zeit der Freude entbehren mußte, Ihnen schreiben zu können, so hatte ich mich durch die Hoffnung schadlos gehalten, Ihnen nun recht bald die Vollendung Ihres Bildes anzeigen zu können; indem

ich es diesen Sommer mit dem bestimmten Vorsatz wieder vorgenommen hatte, nun nicht eher davon abzulassen, bis es nicht gänzlich beendigt wäre. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt!

„Das ungewöhnlich schöne Jahr hatte mich verleitet, meine Kräfte vielleicht etwas über Vermögen anzustrengen, denn ich hatte in Arbeitslust wahrhaft geschwelgt; und so trat dann eine Art von Erschöpfung ein, die mir eine Unterbrechung meiner gewöhnlichen Thätigkeit um so dringender auferlegte, als ich für den bevorstehenden Winter, zu meiner großen Arbeit, ungeschwächter physischer Kräfte bedurfte. Ich würde aber geglaubt haben, mich an dem Bilde und an Ihnen zu versündigen, wenn ich, um zu enden, irgend leichter über der Beendigung hinweggeeilt wäre, als es mir mein innerstes Gefühl vorschrieb; ja, ich hätte es mir selber, ich gestehe es Ihnen, nicht zu Leide thun können, gerade dies Bild, und Ihr Bild, nicht mit aller nöthigen Besonnenheit durchzuführen, da ich es mir ja nicht verhehlen kann, wie weit ich selbst bei der gewissenhaftesten Durchführung noch hinter der Aufgabe, und mithin hinter Ihren Erwartungen zurückzubleiben fürchten muß. — So bin ich denn nun in der mir so schmerzlichen Nothwendigkeit, Ihnen sagen zu müssen, daß ich zwar dem Ende um ein Bedeutendes näher gerückt bin, aber es gleichwohl auch diesmal noch nicht erreicht habe und auch leider, für diesen Augenblick, es zu erreichen habe aufgeben müssen, indem mein großes Bild für Frankfurt mich aufs dringendste in Anspruch nimmt. Mehrere Wochen schon schob ich es hinaus diesen Brief zu schreiben, aber es mußte denn doch endlich eingestanden seyn, und so entschloß ich mich endlich heute dazu; mögen Sie an meinem redlichen Bemühen nicht zweifeln, und es mir auf mein Wort glauben, daß es mich recht viel kostet, durch diese Zeilen nochmals Ihre schon so lange ermüdete Geduld auf die Probe stellen zu müssen . . . Lassen Sie mich auch erfahren, daß Sie es mir nicht zurechnen wollen; ich würde Ihnen ein beruhigendes Wort darüber sehr danken."

Man kann sich leicht vorstellen, wie Emilie Linder, die allzeit mildgesinnte, ein solches Schreiben aufnahm und wie sie es beantwortete. Ihr verstehendes Wesen zeigte sich nie

voller und schöner, als in solchen Lagen und Augenblicken. Es entspann sich ein liebenswürdiger Wettstreit an Edelsinn und Zartgefühl zwischen den beiden Schreibenden, und so muß man es gerade den unerwünschten Verzögerungen der künstlerischen Arbeit danken, daß sie zu den Zeugnissen solchen Wettstreits den Anstoß gegeben. Der folgende Brief Overbeck's, der eine Erwiderung auf die so sehnlich erwartete Antwort der Freundin ist, gibt reichlich zu erkennen, in welchem Grade er gerührt war von der neuen Probe ihrer Herzenskunst, jener Kunst des wohlwollenden Deutens und einsichtigen Eingehens in fremde Verhältnisse. Unterm 13. März 1835 schreibt er aus Rom:

„Verehrteste Freundinn! Mit wahrer Bangigkeit habe ich diesmal den Brief eröffnet, der sich mir als von Ihnen kommend kund gab, und von dem ich fürchtete, daß er, seiner ganzen Dicke nach, nichts als Vorwürfe, und Vorwürfe in mehr als einer Hinsicht, enthalten werde, und die mein Gewissen schon im Voraus als nur allzugegründet anerkannte. Aber wie ward ich beschämt, da wo ich nur Vorwürfe, wenn gleich von Ihnen nur mit zartester Schonung ausgesprochen, aber vielleicht um so empfindlicher, erwartet hatte, nichts als das freundlichste Eingehen in Verhältnisse und Umstände zu finden, und das wohlwollendste Deuten auch des vielleicht schroff Ausgesprochenen! — Wie soll ich Ihnen einen Begriff geben von dem wohlthuenden Eindruck den Ihr edler und lieber Brief auf mich gemacht? Soll ich sagen, daß Sie feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt haben? nein, denn Kohlen brennen und thun weh, aber Ihr Brief ist lauteres Wohlthun; soll ich sagen, daß Sie mich beschämt haben? so ist es eine Beschämung deren ich mich freue und für die ich Gott preise, der in Ihnen wirkt. Sie haben mich mit so viel Güte überschüttet, daß es mir in der That an Ausdrücken gebricht, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen. Als Antwort wollen Sie übrigens meine heutigen Zeilen nicht ansehen, ich glaubte die Anzeige des Empfangs schon des Wechsels wegen nicht aufschieben zu dürfen, und muß deßhalb in Eile schreiben; die Freude auf so manches Einzelne Ihres Briefes

zu antworten, besonders auch die gewünschten Nachrichten über das Abendmahl in der Gallerie Fesch, soweit meine Einsicht reicht, zu geben, behalt ich mir vor. Für heute lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß ich Gott bitte, Ihnen das volle Gefühl Freude gemacht zu haben, zu schenken, und ebendiese Freude, die Sie mir gemacht, auf Ihre Rechnung ins Buch des Lebens einzutragen; mir aber zu verleihen, Ihnen auch recht bald Freude bereiten zu können, und zwar eine solche die nicht mit der Zeit verrinnt, sondern von der auch, am Ende der Zeit, noch etwas mit hinüberzunehmen übrig bleibt. Eines jedoch muß ich, so sehr auch die Zeit drängt, noch besonders berühren, weil es allzu undankbar wäre es nicht zu thun. Es ist die zarte Sorgfalt mit der Sie, ohne daß ich es auch nur ahndete, für mich haben rechnen wollen mit den Litographien*), und so im Stillen darauf bedacht gewesen sind, mir zu dem überreichen Lohn der mir schon durch Ihre freundliche Aufnahme, und Ihre Grosmuth für meine unbedeutende Arbeit geworden ist, noch ein Weiteres zuzuwenden. Herzlich habe ich mich mit den Meinigen dieser unerwarteten Providenz gefreut, und Sie gesegnet; mehr noch, des lauteren Gewinnes der daraus für Sie in der Ewigkeit erwächst. Gott aber, der auf Seinen wunderbaren Wegen die zeitlichen Dinge also lenkt, daß sie Werkzeuge des ewigen Heiles für Seine Auserwählten werden, sey gepriesen für den zeitlichen Segen den Er durch Sie geschenkt, wie für die Gnade durch die Er das Liebeswerk in Ihnen gewirkt, und für die Herrlichkeit mit der Er einst dieses und viele andre ihm ähnliche unaussprechlich lohnen will, durch Jesum unsern Herrn! In Ihm aufs dankbarste Ihnen ergeben Friedr. Overbeck."

Auf Weihnachten 1835 endlich kann der Maler die ersehnte Vollendung des Gemäldes verkünden. Es war ihm

---

*) Frl. Linder wendete auch den Ertrag der Lithographien nach den in ihrem Besitz befindlichen Overbeck'schen Zeichnungen wiederum dem Meister zu, und in den Briefen findet sich zu wiederholten Malen der Dank des überraschten und gerührten Künstlers dafür ausgesprochen. Dem gegenwärtigen Briefe war ein Wechsel von 233 Scudi beigelegt.

dieß ein Augenblick befreiender Genugthuung. Aber die Worte, die er dem Ausdrucke derselben leiht, sind eine Mischung der Freude über das Erreichte und jener Befangenheit die aus allzu strenger Selbstkritik entspringt. Indem er nun selber nach dem Ausgleich dieser streitenden Gefühle ringt, öffnet er fast unwillkürlich einen Blick in sein Innerstes, in die Tiefe seiner Demuth und die Höhe seiner religiösen Anschauung. Seine Worte vom 21. Dez. 1835 lauten:

„Es ist eine wahre Christbescherung für mich, daß es mir gerade in diesen Tagen und noch vor Ablauf des Jahres vergönnt ist, Ihnen die endliche Vollendung Ihres so lange erwarteten Bildes anzeigen zu können; indem es jetzt nur noch des Austrocknens der letzten Lasuren bedarf, um ohne Gefahr eingepackt werden zu können, und dann sogleich die Reise zu Ihnen hinüber antreten soll.

„Wenn ich Ihnen nun zwar schildern sollte, was in mir vorgeht, indem ich diese Anzeige niederschreibe, so würde ich wohl allerdings fürchten müssen, die kleine Freude die Ihnen etwa aus dieser Nachricht erwächst, Ihnen sehr zu verkümmern; so sehr herrscht das Gefühl der Unzufriedenheit mit meiner Arbeit in mir vor, und ich muß mir selber Muth zusprechen und mir sagen, du hast gethan was du konntest, und mehr von sich selbst fordern ist wohl mehr Zeichen der Eigenliebe als der Bescheidenheit. Aber am besten ists, ich überlasse mich ganz dem Vertrauen, daß mein armes Bildchen in die Hände einer sehr gütigen und zur Nachsicht geneigten Besitzerin wandert, die die gute Meynung die ihm zu Grunde liegt hoch anschlagen wird, und das Bischen Gute daran recht geflissentlich aufsuchen, und dagegen seine vielen Unförmlichkeiten gerne übersehen wird. Ja, ich weiß es ja zum Voraus, daß Sie es so machen werden, und Sie thun auch in der That viel besser daran, als wenn Sie es einem strengen Kunstgericht unterwerfen wollten; denn da es wohl eigentlich mehr in der Absicht gemalt ist, gute Regungen in der Seele zu erwecken, als hohe Kunstvollkommenheiten daran zu entwickeln, für die ich freylich gar nicht der Mann bin, so könnte es geschehen, daß Sie einmal in einem empfänglichen Augenblicke ein Gefühl anwandelte jener ernstern Art, die weit

über die Kunst hinausliegt, und Sie würden alsdann nur für Sich Selber zürnen, daß Sie jemals strenge seyn konnten gegen das arme Bildchen. Aber nein, Sie werden nicht strenge seyn, Sie können es nicht seyn, und so will ich es getrost Ihrem Schutz und Ihrem Fürwort empfehlen, wenn es zitternd und zaghaft in der großen Münchner Kunstwelt erscheinen wird. O es verlangt ja nicht auf großer Bühne aufzutreten und die Augen der Welt auf sich zu ziehen; es will vielmehr im Kämmerlein dem einsamen Betrachter ein Wort ans Herz reden; es will ihm zuflüstern: Auch Du wirst einst sterben, vielleicht bald sterben, gewiß aber nur Einmal sterben! und so Du es das Eine Mal nicht gut gemacht, wird Dir kein zweytes gegeben werden um es besser machen zu können! — Sieh da, der Platz an dem man allein gut stirbt, in Deines Heilands Schooß! — Sieh da, der Weg der sicher an diesen Platz führt, Ihn lieben, Ihm dienen, Ihn speisen, tränken, kleiden, Dein Lebelang! — Lebe denn wie die Heiligen, so wirst Du auch sterben wie die Heiligen! — Und so es Ihnen dies oder Aehnliches sagt, dann lassen Sie getrost die Kunstrichter richten, sie mögen nun thöricht loben oder lieblos tadeln; preisen Sie dann Gott den Herrn in Ihrem Herzen und nicht den sündhaften Knecht, durch den es Gott gefallen hat zu Ihnen zu sprechen; nein, für den beten Sie alsdann, daß Ihm Gott gnädig seyn wolle im Leben und im Sterben!"

Allein noch waren die Mächte der Verzögerung, die nun einmal über diesem Bilde walteten, nicht völlig überwunden. Abermals sollte noch nahezu ein halbes Jahr verfließen und nochmal sollte aus Winter Sommer werden, bis das Gemälde von dem Künstler zur Absendung würdig und frei gesprochen wurde. Die Unzufriedenheit über seine Arbeit hatte bei ihm zuletzt doch die Oberhand gewonnen und in Folge dessen das der Verpackung harrende Gemälde aufs neue vor die Staffelei gebracht. Wir lassen ihn auch das mit eigenen Worten erzählen. Wie so manches Andere bezeichnet besonders die Geschichte dieser Composition die scrupulöse Unbeugsamkeit seines künstlerischen Gewissens, und

die Bekenntnisse des großen Malers sind vielleicht für manchen jüngern Kunstgenossen von Werth und Nutzen als ein zugleich belehrendes und tröstendes Beispiel. Overbeck schreibt am 11. Juni 1836 aus Rom:

„Als ich Ihnen in den Weyhnachtstagen die Anzeige von der Beendigung Ihres Bildes machte, ahnete ich freylich nicht, daß nochmals aus Weyhnacht Ostern und aus Ostern Pfingsten werden würde, bis ich Ihnen die wirklich erfolgte Absendung würde melden können. Wie sehr muß ich fürchten, daß Sie, von Tag zu Tage der Ankunft desselben entgegensehend, in wachsender Sorge mögen gelebt haben! Heute endlich gelingt es mir, Ihnen das Räthsel von dem Ausbleiben des Bildes aufzulösen.

„Während dasselbe nemlich, des Austrocknens der Lasuren wegen, bey mir stehen blieb, wuchs das Gefühl der Unzufriedenheit mit meiner Arbeit, wovon Sie auch in meinem letzten Briefe eine Andeutung finden, von Tag zu Tage so sehr, daß ich nach langem Kampf endlich nur in dem Entschluß Ruhe gewann, es nochmals wieder vorzunehmen, indem es mir nach und nach klarer geworden war, auf welche Weise dem Bilde nicht unwesentlich aufgeholfen werden könne. Diese gewonnene Klarheit sah ich als ein wahres Geschenk der Vorsehung an, und in der vollen Ueberzeugung, daß mir keine Wahl übrig bliebe, schritt ich freudig und unverzüglich zum Werk, vielleicht sogar mit unbewußt absichtlicher Vermeidung einer Anzeige oder Anfrage bey Ihnen, da ich von Ihrem schonenden Zartgefühl fürchten mußte statt der Einwilligung vielmehr Einwendung, als gegen eine zu große Aengstlichkeit, zu erhalten. Allein aus dem nochmaligen Vornehmen ward sogar ein mehrmaliges Wiedervornehmen, und so verstrich wenn auch nicht unvermerkt doch unbeachtet ein Monat nach dem andern, indem ich nur Eine Rücksicht kennen zu dürfen glaubte, die der Gränzen meiner Fähigkeiten, alle andern aber der Durchführung meiner Arbeit unterordnen zu müssen. Freylich habe ich nun einerseits meine Sache dadurch nur noch mehr verschlimmert, indem Ihre Erwartungen dadurch um so mehr gesteigert worden sind; aber bereuen kann ich es doch nicht, da das Bild, so gering auch sein Kunstwerth geblieben ist, doch wenigstens um einige Stufen der

Idee die mir vorschwebte, näher gekommen ist. Auch kann ich von Ihnen unmöglich fürchten, daß Sie mich für den nochmaligen Aufschub durch verminderte Nachsicht werden strafen wollen, vielmehr hoffe ich getrost, daß Sie das redliche Bemühen einer um so gütigern Aufnahme würdig finden werden; und so sende ich denn nun heute mein Bild getrost zu Ihnen ab, es der Vorsehung anheimstellend, ob es mir früher oder später gelingen wird, es durch ein besseres auszutauschen."

So waren nun die vierjährigen Hemmnisse endgiltig überwunden und das Oelgemälde, dieses Kind vieler Sorgen und Schmerzen, ging über die Alpen seinem Bestimmungsort entgegen, um in München bei der nunmehrigen Eigenthümerin eine ebenso freudige als verständige, wie Overbeck meint „weit über Verdienst gütige" Aufnahme zu finden. Gleichwohl war ihre Anerkennung keine blinde und bedingungslose gewesen, als sie die glückliche Ankunft des Bildes meldete, vielmehr hatte sie, der eine herzliche Offenheit als Pflicht der Freundschaft galt, dem verehrten Meister bei aller Bewunderung auch dasjenige mit taktvoller Zartheit angedeutet, was einer realistischeren Auffassung daran als anfechtbar erscheinen wollte: nämlich „etwas Gewagtes in der Anordnung der Gruppe", die der Maler in der Wirklichkeit sich anzusehen Scheu getragen, ein Mangel der freilich aus einem Idealismus edelster Art hervorging, wie dieß aus Overbeck's erläuternder Antwort so schön erhellt. Da es unzweifelhaft von Interesse ist zu hören, wie der Maler sich über seine eigene Composition rechtfertigt oder den selbst erkannten Mangel erklärt, so dürfen seine Bemerkungen vom 6. Nov. 1836 hier nicht vorenthalten werden:

„Insbesondere hervorheben muß ich zunächst die Aufnahme, die Sie meinem Bilde geschenkt haben. Kaum weiß ich zu sagen, ob ich Ihnen mehr für die Empfänglichkeit danken soll, mit der Sie in die Absicht des Bildes eingehen und an Ihre Seele sprechen lassen, was ich mit dem Ganzen sagen wollte; oder für die von so zarter Schonung begleitete Aufrichtigkeit, mit der Sie mir den leider nur allzu gegründeten Tadel nicht verschweigen,

der, auf solche Weise ausgesprochen, wohl kaum den Allereingebildetsten zu verletzen im Stande wäre. Wenn ich Ihnen aber bekenne, daß ich ihn vollkommen unterschreibe, ja, daß ich diesen allerdings sehr bedeutenden Fehler längst selber gefühlt und erkannt, so muß ich dabey, wenn auch freylich nicht zu meiner Rechtfertigung, doch zur Erklärung, wie es geschehen konnte daß er wissentlich im Bilde geblieben ist, auf Folgendes aufmerksam machen. Das Bild ist, wie Sie es auch nicht verkennen, concipirt, um eine Idee zu versinnlichen, nicht ein historisches Ereigniß darzustellen. Als solche war mir die Aufgabe lieb geworden, doch nicht ohne einige geheime Besorgniß zurückzulassen, daß etwas Gewagtes in der Anordnung liege, woraus nach und nach die Ueberzeugung erwuchs, daß ich nur dadurch den Beschauer über das Neue und Befremdende gleichsam unvermerkt hinwegführen würde können, wenn möglichst vermieden würde an die Realität zu sehr zu erinnern. Daher meine unüberwindliche Scheu, die Gruppe in der Natur anzusehen, was ja allerdings, wenn es zu rechter Zeit geschehen wäre, sehr leicht gewesen und wahrscheinlich Allem abgeholfen haben würde; was ich aber absichtlich vermied, weil ich fürchtete, ein Blick auf die Natur könne, in diesem Fall, leicht die ganze Idee zerstören; nachmals aber allerdings, wie im Verfolg der Arbeit, besonders als sie dem Ende näher rückte, mir der Uebelstand immer klarer ward, als es bereits zu spät war, bitter zu bereuen Ursache hatte. Auch hätte ich nicht gescheut, selbst da noch das Bild ganz aufs neue wieder anzufangen; aber nun waren schon mehrere Jahre darüber verstrichen, und ich mußte mir sagen, daß unter meinen Verhältnissen über einem neuen Bilde ihrer leicht noch mehr verstreichen dürften, dazu die Gewißheit, daß wenn ich bey Ihnen erst förmlich darum angefragt hätte, Sie einerseits ohne Zweifel Ihre Einwilligung würden versagt haben, in der Voraussetzung, daß meine Unzufriedenheit aus leeren Scrupeln herrühre; andererseits aber Ihnen unvermeidlich die Freude an dem Bilde zum voraus verkümmert worden wäre, wenn ich selber auf den Uebelstand hingewiesen hätte, der doch manchem der das Bild sah, zu entgehen schien; das Alles ließ mir keine Wahl und ich mußte mich in das Unabänderliche mit Resignation ergeben ..."

Dem Gemälde ist das Siegel des Overbeck'schen Geistes, des aus der Tiefe eines urgläubigen Gemüthes schaffenden ächten Künstlers aufgeprägt, und darum hat es trotz allem was man daran aussetzen mochte, seine Wirkung auf unbefangene Beschauer nicht verfehlt. Nagler, der Herausgeber des Künstlerlexicons, sah es auf der Kunstausstellung zu München bereits im J. 1838 und nennt es „ein tiefgefühltes sinniges Gemälde". Wie theuer der glücklichen Besitzerin selber der erworbene Schatz geworden und mit jedem Tage mehr wurde, gab sie dem römischen Freunde dadurch zu erkennen, daß sie das schöne Oelbild zu copiren beschloß, um alsdann, wie sie es liebte und übte, diese Copie als Kirchenbild in ein armes Gotteshaus zu stiften.

Obgleich sie nichts an der Ausführung hinderte, glaubte sie dennoch auch dafür die Zustimmung und den Rath des Meisters einholen zu müssen. Overbeck's Antwort konnte nicht zweifelhaft seyn; er wußte sie aber auch in eine liebenswürdige Form zu kleiden. „Daß Sie sich aufs neue", schreibt er, „über mein Bild vom heil. Joseph so freundlich ausdrücken, ist mir ein nicht geringer Trost gewesen; und daß Sie selber sich zur Ausführung einer Copie desselben haben erbieten oder doch erbitten lassen wollen, übersteigt Alles was ich in Beziehung auf den Erfolg dieses Bildes zu hoffen gewagt hatte. Weit entfernt irgend dagegen Einwendungen zu machen, bin ich vielmehr sehr erfreut darüber, daß der gute Same der etwa in dem Bilde enthalten ist, und der nicht von mir sondern von Gott ist, einen erweiterten Boden gewinnen soll, Frucht für das Reich Gottes zu bringen; das Mangelhafte aber darin, das nur von mir ist, durch Ihre wenn auch minder geübte doch gewiß würdigere Hand, durch Gottes Beystand, leicht wird gebessert werden. Denn ich bitte Sie dringend, doch ja Alles zu ändern was Ihnen und andern sachverständigen Freunden, die Ihnen zur Seite sind, nöthig oder doch vortheilhaft scheinen sollte; indem ich im Voraus zu Allem meine Zustimmung gebe, was Sie in

dieser Beziehung für gut halten werden. Lange schon war es mein Wunsch gewesen, dieses Bild einmal als Kirchenbild in größerem Maasstab und vollkommnerer Durchbildung ausführen zu können; nun erfüllt Gott meinen Wunsch auf diesem Wege, wofür ich ihm gewiß recht sehr danke."

Die im J. 1839 vollendete Copie E. Linder's kam in die Kapelle der barmherzigen Schwestern beim Krankenhaus zu München*).

Was der fromme Meister hier als seinen eigenen längstgehegten Wunsch bezeichnet, kam bald und unerwartet noch in anderer Weise zur Erfüllung. Im Jahre 1838 war nach mehr als tausendjähriger Unterbrechung wieder ein Bischofssitz in Algier errichtet worden. Als nun der neugeweihte erste Bischof, vor dem Antritt seiner großen Sendung zu den Schwellen der Apostel pilgernd, in Rom erschien, suchte er daselbst auch das Studio des Altmeisters christlicher Kunst im Palazzo Cenci auf und wünschte von ihm ein religiöses Bild für seine bischöfliche Kapelle zu haben. Er wählte sich den Tod des heil. Joseph.

Diesen bischöflichen Auftrag, der gerade durch die Eigenthümlichkeit der besondern Umstände für ein christliches Gemüth erhöhten Werth gewinnen mußte, nahm Overbeck mit Freuden an, und so fügte es sich denn, daß er das Gemälde, wie er so sehr gewünscht, nochmals und in vervollkommneter Weise ausführen konnte, und dieß zu derselben Zeit, während Emilie Linder zu München eben mit ihrer Copie beschäftigt war. „Daß ich in diesen letzten Tagen — meldet er dieser am 29. Dez. 1838 — von dem neuen Bischof von Algier, der nach 14 Jahrhunderten zuerst wieder den Stuhl des

---

*) Darnach ist die Angabe Dr. Sepp's zu berichtigen, wenn er in seiner „Gedächtnißrede auf F. Overbeck" sagt: „Außerdem besitzt noch das Centralkrankenhaus zu München von Overbeck den Tod Josephs, .. was wohl nur wenige wissen." — Nach Schlotthauer's mündlicher Versicherung hat E. Linder das Bild auch noch für andere arme Kirchen copirt.

großen heiligen Augustinus besteigt, aufgefordert worden bin, den Tod des heil. Joseph für seine häusliche Betcapelle zu wiederholen, und es mir, aus Interesse an dem Ort der Bestimmung, nicht zu versagen vermochte, einen solchen Auftrag anzunehmen, werden Sie vielleicht auch nicht ohne Theilnahme hören. Lassen Sie es Ihrem Gebete empfohlen seyn, die Sie nun auch vielleicht schon manchen Tag diesem Gegenstand gelebt haben, daß der Herr Segen und Gedeihen zum Werk schenken wolle."

Soviel von diesem Bilde, vielleicht zu viel von einem einzigen Gemälde, wäre es nicht ein Overbeck, aus dessen Künstlerhand es hervorgegangen, und wären es nicht seine eigenen Worte, mit denen wir das Werden und Reifen des Werkes beleuchten konnten. Das Gemälde, dessen Geschichte wir beschrieben, befindet sich jetzt in der Linder'schen Sammlung (Nr. 223) des Basler Museums.

XLI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

VIII. Alt-Englands Hauptader.

Wimbledon-Park 19. Juli 1869.

Hast Du durch die trockenen Schildereien Dich durchgedrückt, so möchtest Du jetzt von dem Leben der Engländer und dessen Eigenthümlichkeiten hören, und sehr gerne will ich davon erzählen, aber vorerst solltest Du doch eine übersichtliche Vorstellung von Alt-Englands Hauptader, von dem

Lebensstrom seiner riesigen Hauptstadt, von der Themse gewinnen. Ich will versuchen Dir eine solche Vorstellung zu geben und deßhalb, mein Freund, strecke noch ein bischen den kurzen Rest Deiner Geduld.

Wo die Grafschaften Gloucester und Wilt sich berühren, da ist ein hügeliges Hochland — die Hauptwasserscheide des südlichen England. An dieser entstehen die Quellen der Isis, welche in allgemein östlichem Lauf als Themse (Thames, Tamesia) den südwestlichen Theil der Insel durchsetzt und zwischen der Isle of grain und dem Foulneß-sand in die Nordsee austritt. Diese Ausmündung, die Nore, nimmt aber noch den Medway auf, welcher zwischen der genannten Insel und der Sheerneß, auf der vorspringenden Spitze von Sheppey in das Meer ausmündet. Von den Quellen bis zu der Ausmündung hat mit allen seinen Krümmungen der Lauf der Themse eine Länge von nur etwa 140 englischen Meilen und von diesen liegen 12,5 englische Meilen in dem Umfang von London. Das Alles und noch manches Andere, richtig und unrichtig, ist in irgend einem Handbuch oder auf einer nicht ganz schlechten Karte zu lesen, von mir sollst Du nur hören, wie der mächtige Strom dem Beschauer erscheint, und deßhalb sollst Du mich auf der Fahrt von Windsor vorerst nur etwa bis Greenwich begleiten.

Von Oxford herkommend, umfließt in einem engen gegen Norden ausgehenden Bogen die Themse den Hügel, dessen Höhe das königliche Windsor-Schloß trägt. Majestätisch ernst schaut die großartige Burg in das weite schöne Land und die Flagge von Großbritannien auf dem colossalen „runden Thurm“ (round tower) verkündet auf weite Entfernungen hin, daß hier die Frau wohne, welche 191 Millionen Menschen in vier Welttheilen ihre Herrscherin nennen. Die Themse ist hier ein kleiner Fluß, aber bei seinem schwachen Gefälle führt er seine Wasser nur sehr langsam ab und er sieht deßhalb ganz anständig aus. Sieht man nun auch wie die Schüler von Eton ihre flachen kleinen Nachen ganz lustig

auf dem stillen reinen Wasser herumrudern, so kann man doch kaum sich überreden, daß dieses Flüßlein, hier ein Spielplatz für Knaben, nur wenige Meilen weiter abwärts ein mächtiger Strom — die großen Schiffe trägt, welche England mit allen Ländern der bewohnten Erde verbinden, welche zu Schutz und Trutz jene Flagge von Großbritannien in allen Meeren aufhissen.

Der kleine Fluß, in südöstlichem Laufe zwischen Bäumen und Wiesen, zwischen Gärten und Parks, zwischen Landsitzen und Dörfern sich windend, bespült Runnemead (Runnemeds) wo im J. 1215 Johann ohne Land, der störrige, grausame und doch schwache König, die *Magna charta libertatis* unterzeichnen und annehmen mußte. Kennt man auch nicht mehr genau die merkwürdige Stelle, wäre die welthistorische Wiese auch eine kleine, jetzt vielleicht versandete oder abgeflößte Insel, so ist es doch immer gewiß, daß zwischen Windsor und Staines an der Themse der Platz liegt, auf welchem die Edeln und die Priester den Unterbau der brittischen Freiheit gelegt haben*). Siehst Du nicht ein Symbol darin, daß von seiner hohen Burg der Herrscher des Reiches auf die Geburtsstätte der inneren Freiheit herabsehen muß?

Unterhalb Staines bespült die Themse, noch immer ein kleiner Fluß, den königlichen Park von Hampton-court mit seinem großen in einigen Theilen sehr schönen Palast des herrschsüchtigen Cardinales (Wolsey) im Tudor-Styl und nicht ferne von diesem, aber auf der anderen, der rechten Seite das uralte Kingstone mit seinen sagenhaften Erinnerungen. Von hier an, in nördlicher Richtung mit großen Einbiegungen laufend, hat die Themse zu beiden Seiten, das

---

*) Das Original der Magna charta ist unter Glas und Rahmen ausgestellt im brittischen Museum und oft, erst gestern wieder, habe ich in tiefer Ehrfurcht das alte Pergament betrachtet. Dieses ist allerdings beschädiget, in derselben Sammlung befindet sich aber eine gut erhaltene, man sagt, gleichzeitige Abschrift.

eine dem anderen gegenüber, das reizende Twickenham, mit dessen theilweis hohen Bewohnern, und die freundliche Stadt Richmond. Fast unmittelbar abwärts liegt auf dem rechten Ufer der Kew-Garten, mit Recht berühmt als eine der schönsten und reichsten Gartenanlagen der Welt.

Bei Kew oder Brentford erscheint die Themse als ein größerer Fluß; ihr Bett ist breiter geworden, denn bis hieher reicht die Wirkung der Fluth und von hier aus gehen und bis hieher gelangen nun schon kleine Segel-Fahrzeuge für Güter und kleine Dampfboote zur Förderung von Personen. Die Themse scheint jetzt immer zu wachsen; schon ein bedeutender Fluß, geht sie unter der von den Ingenieurs so sehr geschätzten Kettenbrücke von Hammersmith, erreicht nun bald den schönen Park des Bischofs von London, unmittelbar an diesem den Aquädukt für die Wasserleitung von Chelsea und weiter abwärts die Brücke zwischen Putney und Fulham. Von der Fluth — ich habe sie mehr als fünf Fuß hoch steigen gesehen — zurückgestaut, ist die Themse hier ein sehr großes Wasser.

Dieses Wasser ist durchsichtig und rein; man sieht jeden Stein auf dem kiesigen Grund und zu beiden Seiten sind Wiesen und Waiden und Gehölze, sind fern oder nah, einzeln oder in zierlichen Gruppen die Bäume und zwischen den Bäumen die Landhäuser, die Kirchen, die Thürme. Die unzähligen Krümmungen des Flusses verhindern die Einförmigkeit, denn in einer jeden Windung erscheint ein neues, wenn auch ein ähnliches, Bild. Die Lieblichkeit der Ufer bleibt dieselbe auch in den Strecken in welchen die Breite des Flusses sich ausdehnt. Das große Wasser ist belebt von kleinen Fahrzeugen und von den schönen Schwänen, welche einzeln oder in Heerden stolz und ruhig herumschiffend, ihre Flügel als Segel aufspannen, wenn sie mit dem Winde fahren wollen gegen die Strömungen der Ebbe oder der Fluth *).

*) Die Schwäne werden gehalten von verschiedenen Gesellschaften der City und zwar mit bedeutendem Aufwand. Die eine dieser Gesellschaften (the Dyers) soll jährlich 300 Pfd. dafür ausgeben.

Auf den Brücken von Hammersmith und von Putney mag Fuhrwerk an Fuhrwerk sich drängen, die Bewegung stört nicht die eigene Ruhe der englischen Landschaft. — Mit vollem Recht kann man sagen: die Fahrt auf der Themse von Windsor bis London ist eine ruhige und beruhigende Idylle, so nah bei dem entsetzlichen Getöse der menschlichen Geschäftigkeit und des menschlichen Treibens.

Zwischen Putney und Fulham tritt die Themse in den weiteren Umfang von London. Allmählig erscheinen an beiden und besonders an dem rechten Ufer die einzelnen, selten schönen, oft recht garstigen Gebäude, welche jedoch, mit Bäumen in den Zwischenräumen, manchmal noch eine malerische Ansicht gewähren. Die Stadt Battersea reicht bis dicht an das rechte Ufer, dicht unterhalb ist der Fluß mit der schönen, der obersten von Londons Brücken überspannt und berührt dann den prächtigen Battersea-Park. Gegenüber von diesem liegt das bekannte Hospital von Chelsea. Nun aber liegen an beiden Ufern mancherlei unschöne Häuser, man sieht Manufakturen und Fabriken, Magazine und Werkplätze und immer seltener werden Rasen und Bäume.

Hat in einem kurzen Bogen der Strom seinen Lauf gegen Norden gewendet, so erscheint auf der linken Seite das große Zellengefängniß (penitentiary) von Chelsea, welches manchem wohl als ein sechseckiges Befestigungswerk erscheinen möchte, und nach kurzer Fortsetzung der Fahrt sehen wir auf dem rechten Ufer den großen Palast des Primas von England, das alterthümliche Lambeth mit seinen Mauern und Thürmen, von denen, so sagt man, nur der große Thurm alt und unverändert erhalten sei. Dicht an der östlichen Seite des Palastes, dessen Garten längs der Themse verdeckend, ist der Bau des großen Spitales beinahe vollendet. Fast genau gegenüber von diesem Gebäude, wenig vom Strom entfernt erhebt sich die uralte Westminster-Abtei und vor derselben, unmittelbar an dem Ufer, das ungeheure Parlamentshaus mit seiner prachtvollen Terrasse und seinen zahl-

reichen theilweise colossalen Thürmen — eine gothische Façade so reich als der Mailänder Dom, aber freilich nicht in weißem Marmor ausgeführt, und dicht unterhalb des Parlamentshauses, zu dieser großartigen Partie gehörend, liegt die Westminster-Brücke. Von dieser ab zieht das riesige Werk, welches seit meinem letzten Aufenthalt in London ausgeführt worden ist. Es ist dieß die Terrasse mit der Ufermauer (embankment), welche 1320 Yards (1207 Meter) weit mit ungeheurem Aufwand bis zu dem Temple geführt ist.

Die Quais in Paris sind eine große, vielleicht die größte Schönheit der Stadt, aber die Seine, noch weit entfernt von der See, hat nicht die Großartigkeit und die Bedeutung der Themse. Komm' ich etwa nach einigen Jahren wieder nach England, so werde ich längs der neuen Terrasse schöne Häuser und großartige Paläste sehen und von dem Parlamentshaus oder der Westminster- bis zu der Waterloo-Brücke oder dem ungeheuren Sommerset-Palast und von diesem bis zu der zierlichen Bibliothek des Temple, in der Gestalt einer gothischen Kirche, also bis zu der neuen Blackfriars-Brücke wird auf die Erstreckung ³/₄ englischer Meilen das linke Ufer des Stromes eine prachtvolle Einfassung haben. Gegenüber dieser Pracht aber auf dem rechten Ufer reichen immer noch, ohne jede Regelmäßigkeit gestellt, Fabriken und Manufakturen mit ihren Werkplätzen und Niederlagen und mit ihren unschönen Gebäuden bis an den Strom. Freilich wohl geben die thurmartigen Schlote, zwischen welchen näher oder weiter entfernt Kuppeln und Thürme der Kirchen sich zeigen, manches großartige und malerische Bild. Hätte die Themse von der Westminster- bis zu der London-Brücke auf beiden Seiten solche Quais, so hätte die ganze Welt, wenigstens ganz Europa, nicht einen innern Stadttheil welcher mit diesem sich vergleichen ließe; aber freilich, so sagt man, ist auf der linken Seite die Fortsetzung der Ufermauer bis zu dem Zollhaus nicht möglich und die Errichtung einer solchen auf der anderen Seite ist wenigstens jetzt und noch lange ein thörichter Traum.

Der unterste Theil der Terrasse auf dem rechten Ufer reicht bedeutend weiter als die Strecke der nördlichen Richtung, denn etwa bei dem Sommerset-Haus hat der Strom seinen Lauf wieder gegen Osten gewendet. Gerade in dem Bogen dieser Wendung ist die Breite des Stromes die größte und bis zur London-Brücke und weiter noch wird sein Bett fortwährend enger.

Von Westminster oder Lambeth abwärts hat die Themse ihren größeren Charakter angenommen, ihr Bett ist breit und tief, das Wasser ist nicht mehr durchsichtig und klar und die Fluth steigt sehr hoch*). Noch ist hier keine eigentliche Schifffahrt, aber unzählige kleine Dampfboote fahren hin und her, Fluß-Nachen mit Segeln gehen auf- oder abwärts mit der Ebbe oder mit der Fluth und die flachen Ruder-Boote, jedoch in weniger großer Zahl als früher, schwirren in allen Richtungen auf der gelben Fläche der Wasser.

Schon oberhalb Westminster müssen die kleinen Dampf-Boote, meistens mit umgelegten Kaminen, unter zahlreichen Brücken hindurchgehen; weiter abwärts hat man in den letzten Jahren neue Brücken an die Stelle der alten gesetzt, man hat eine gute Anzahl von Uebergängen für die Eisenbahnen geschaffen und wahrlich erhöhen diese immer zweckmäßigen, aber nicht immer schönen Bauwerke durchaus nicht die frühere großartige Schönheit des Stromes. Diese Brücken über die Themse zeigen alle möglichen Construktionen, nur keine von Holz, sie sind aufgehängt, sie liegen auf eisernen Bogen oder auf colossalen Gewölben. Unterhalb Westminster mag ihre durchschnittliche Länge etwas über 1000 und ihre Breite wenigstens 40 Fuß betragen**). Die Waterloo- und

---

*) Bei meinem ersten Aufenthalt in London hab' ich von dem Balkon meines Wohnzimmers mit einem kleinen Fernrohr den Pegel an einem Pfeiler der Waterloo-Brücke ablesen können und da hab' ich den Unterschied der Wasserstände bei der Ebbe und bei der Fluth oft gegen neun Fuß gesehen.

**) Die nähere Bezeichnung einiger der merkwürdigsten von den vielen

die London-Brücke, Gewölbe von sehr großer Spannweite mit grauem Granit von Aberdeen ausgeführt, verdienen mit vollem Recht die Bewunderung eines jeden Beschauers, denn sie sind prachtvolle und großartige Werke, wie ich in ihrer Art keine andere kenne. Die erstere wird allgemein für die schönere gehalten; mir aber — ich muß diese wie manche andere Ketzerei schon aufrichtig gestehen — gefällt die einfachere London-Brücke viel besser.

Die London-Brücke ist der letzte Uebergang über die Themse, denn unterhalb dieser liegt der sogenannte Pool d. h. der Anfang des Hafens, dessen ganze Erstreckung auf den Fluß gemessen etwa sechs englische Meilen beträgt.

Brücken, deren Maße mir bekannt geworden, dürfte dem Leser nicht ganz unangenehm seyn.

1) Lambeth-Brücke. Drahtbrücke. 3 Oeffnungen jede von 280 Fuß, gebaut 1862 von Barlow, kostet 40,000 Pfd.

2) Westminster-bridge. 30 Fuß über dem niedrigsten und 22 Fuß über dem hohen Wasser, 1160 Fuß lang, 7 eiserne Bogen, der mittlere 120 Fuß Spannweite, im J. 1862 vollendet, kostet 216,000 Pfd.

3) Hungerford- oder Charing-croß-Brücke für die Eisenbahn und für Fußgänger, Eisenlatten (iron-lattices). 8 Oeffnungen jede 170 (?) Fuß weit auf 7 eisernen Trägern und 2 Landfesten von Backsteinen, Breite für 4 Schienenstränge und Fußweg von 14 Fuß.

4) Waterloo-Brücke 29,5 Fuß über dem höchsten Wasser, 1380 Fuß lang, 43,0 Fuß breit, 9 elliptische Gewölbe von Granit von 120 Fuß Spannweite und 35 Fuß Höhe; kostet 1,000,000 Pfd., dem Verkehr geöffnet am 18. Juni 1817, erbaut in sechs Jahren von Rennie.

5) Southwark-bridge. 3 gußeiserne Bogen, der mittlere mit 402 Fuß Spannweite, 708 Fuß lang, gebaut von 1815 bis 1819. Soll kosten 800,000 Pfd. ohne die Zugänge.

6) London-bridge. 5 gewölbte Bogen von Granit, deren mittlere 152 Fuß, die nächsten 140 Fuß Oeffnung. Im Ganzen 928 Fuß lang und 54 Fuß breit, 29,5 Fuß über dem höchsten Wasser, soll gekostet haben gegen 2,000,000 Pfd., gebaut von 1825 bis 1831 von Rennie und Söhnen.

Gehst Du an der Landungsstelle (peer) dicht unterhalb der Brücke an Bord eines der Dampfboote welche, jetzt bedeutend größer, die untere Themse, wenn nicht bis zu dem Nore, doch wenigstens bis Gravesend befahren, so hast Du zu Deiner Linken zuerst das ungeheure Zollhaus und die Schiffe welche an der Terrasse desselben die zollbaren Güter ausladen. Eine vergleichsweise kleine Strecke abwärts bist Du an dem Tower und fährst ziemlich dicht an dem Wasserthor (traitors-gate) vorüber, durch welches man früher die vornehmen Staatsgefangenen in die Gefängnisse dieser großen Burg gebracht hat, um aus diesen sie zur Hinrichtung zu führen.

Was Du jetzt siehst, ist die Schiffahrt und immer die Schiffahrt. Fast anstoßend an den Tower liegen St. Catherine und weiter abwärts an diesen die London-Docks. Ihre großen Wasserbecken, eine Strecke weit einwärts vom Ufer, sind von Waarenhäusern und anderen Dienstgebäuden verdeckt, aber durch die breiten Einfahrten kannst Du auch von der Themse in die großen umschlossenen Räume hineinsehen, und die Masten der großen Schiffe reichen weit über diese Gebäude heraus. — Auf der rechten Seite jedoch reichen die Fabriken und Manufakturen von Bermondsey, mit all den Gebäuden und Plätzen die dazu gehören, in wenig regelmäßigen Gruppen bis an den Strom und die hohen Schlote steigen scheinbar zwischen den Masten empor. Das Dampfboot windet mühsam und vorsichtig sich zwischen den unzähligen Fahrzeugen; jetzt geht eine kleine Barke an Dir vorüber, einen Augenblick nachher bist Du Bord an Bord mit einem großen dreimastigen Fregatschiff mit aufgerefften Segeln und gleich darauf mußt Du einem großen Dampfboot ausweichen. Wer nicht daran gewohnt ist, der kann sich nicht der Besorgniß erwehren, daß das eigene Fahrzeug in die dichten Reihen der festliegenden Schiffe hereinfahre.

Nicht fern unter den London-Docks geht das Dampfboot über den Tunnel. Eine Masse von Schiffen liegt

darüber; viele derselben haben vielleicht ihre Anker in den Flußgrund geworfen welcher die Gewölbe bedeckt, aber sie wissen es nicht und Dir selbst fällt es nicht ein, daß unter dem Wasser welches Dein Fahrzeug trägt das großartige Bauwerk unter dem Grunde des Stromes liege. Du müßtest denn irgend ein Kennzeichen für diese Stelle an dem Ufer gemerkt haben. Ueberall stehen Tausende von Masten in die Höhe; vor Dir und um Dich siehst Du diesen Wald ohne Blätter und wenn Du zur linken Seite ihn aus dem Becken der London-Docks hervorragen siehst, so erscheint er aus den großen Surrey-Docks sich erhebend Dir auf der rechten.

Die Themse verändert ganz scharf ihre Richtung; sie bildet einen weit gegen Süden vorspringenden Bogen, welcher an der linken Seite ein flaches Uferland — man nennt es die Hundeinsel (Isle of Dogs) — umschließt. In dem Scheitel dieses Bogens liegen die Westindia-Docks, von welchen man sich weit entfernt, um wieder zurückzukehren zu der östlichen Seite derselben. In dem Scheitel dieses Bogens auf der rechten Seite liegt nebst anderen Anstalten für Schiffahrt und Handel eine bedeutende Schiffswerfte (dockgard) mit den Magazinen für die Proviantirung der Flotte (victualling-office-gard). Allerdings sind diese Anstalten riesig groß, wenn man in ihr Inneres tritt, aber wer an der Themse vorüberfährt, dem erscheinen wohl nur einige Dampfer oder Segelschiffe die zu der brittischen Flotte gehören und wenn es gut geht, kannst Du wohl auch das Gerippe eines künftigen Kriegsschiffes unter einem Schoppen des Werftes entdecken. Das Städtchen Deptford, unmittelbar unter diesem Werfte, zeigt eben nur eine Masse von gewöhnlichen Häusern und oft kannst Du auch einen Eisenbahnzug sehen, welcher auf der fast abenteuerlichen Bahn so ziemlich in der Höhe der Dächer zwischen den Häusern hindurchfährt. Jetzt aber wirst Du den Rumpf eines ehemaligen Linienschiffes von 120 Kanonen nahe an dem rechten Ufer nicht übersehen und Dich nicht einer eigenthümlichen Empfindung erwehren, wenn

die Inschrift „Hospital for sick sailors of all nations“ Dir verkündet, daß das alte Linienschiff nun eine Heilungsanstalt für erkrankte Matrosen sei und daß diesen Kranken Luft und Licht durch die Lucken zuströmt, aus welchen früher die Feuerrachen der schweren Geschütze hervorragten, und daß in den inneren Räumen saubere eiserne Bettstellen stehen, wo sonst die Lavetten dieser Geschütze gewesen.

Jetzt immer auf der rechten Seite und immer noch im Scheitel des Bogens der Themse erscheinen Dir nun die kleinen Landhäuser von Blackheath und nahe dabei das Hospital von Greenwich, ehemals der Palast und ein Lieblingsaufenthalt der „jungfräulichen Königin“ — jetzt zur Zeit aber noch ein Versorgungshaus für invalide Matrosen der Flotte. Du siehst die stolzen Kuppeln der hohen Gebäude welche mit ihren prächtigen Säulenhallen drei Seiten des Hofes umfassen, und in die rechte Linie gekommen, kannst Du mit einem kleinen Fernrohr in diesem prachtvollen Raum oder an der äußeren Brustwehr der Terrasse mit welcher derselbe in das Wasser abfällt, allerdings nicht mehr die glänzenden Herren und Damen von dem Hof der Königin Beß, wohl kannst Du aber einige verwitterte Gestalten in langen Röcken und mit dreispitzigen Hüten sehen, wie sie da herumschlendern oder die vorüberziehenden Schiffe beobachten.

An dem Abhang des rückliegenden Hügels siehst Du nun die alten Kastanienbäume des großen Parkes, durch seine Lage vielleicht des schönsten von London, und auf der Höhe die berühmte Sternwarte von Greenwich, an welche sich große Namen der Wissenschaft knüpfen, welche den Chronometern (time-keepers) der Schiffe in dem Hafen von London tagtäglich den wahren Mittag und damit für ihre weiten Fahrten die Längen in allen Meeren angibt. Die Sternwarte von Greenwich ist an der Stelle, auf welcher früher ein befestigtes königliches Schloß gestanden hat. Zur Zeit der Königin Elisabeth war es unter dem Namen Mirefleur bekannt, ob dieses aber dasselbe sei, welches in dem „Amadis

von Gallien" genannt wird, das kann ich der Entscheidung der Alterthumsforscher getrost überlassen.

Gegenüber von Greenwich siehst Du nun die Werften der Schiffbauer mit ihren Wasserbecken, Werkstätten, Schoppen und dergl. zerstreut aber nicht fern auseinander, und Du kannst die Hammerschläge der Arbeiter hören, wenn das Geräusch der vorübergehenden Dampfboote nicht allzu groß ist. Hier z. B. ist das Werft von Scott-Russel, auf welchem der Great-Eastern, der Leviathan der Meere, gebaut worden ist. Fast immer kannst Du fertige Dampfer und andere Fahrzeuge liegen sehen und überall kann das Auge an dem Anblick der verschiedenartigen Schiffe sich ergötzen.

Wo nun gleich unterhalb Greenwich der Lauf des Stromes wieder die nördliche Richtung einhält, da sind die beiden Ufer ein flaches Marschland, auf der linken Seite immer noch diese Werften und Anstalten für den Schiffbau, auf der rechten die größeren und kleineren oft sehr unscheinbaren Fabriken und im Hintergrund, meistens nur schwach sichtbar, die Kette der Hügel auf deren südwestlichem Ende die Sternwarte von Greenwich liegt.

Hat der Strom mit diesem nördlichen Laufe wieder die Höhe der Sehne des vorspringenden Bogens oder die Höhe der Ostindia-Docks erreicht, so biegt er sehr schroff sich wieder um und wenig fern von der Spitze dieser Biegung kannst Du die fast südlich aussehenden Gebäude des Bahnhofes mit dessen Terrasse sehen, auf welcher bei schönem Wetter immer viele Ladies und Gentlemen stehen. Nun geht der Strom zwischen flachen Ufern bis zu dem weltbekannten Arsenal und dem Werfte von Woolwich, aber noch in dem Scheitel der letzten Wendung fällt ganz nahe an den Ostindia-Docks das Flüßlein Lea in die Themse und das ist nun — das Ende von London.

Bei dem sehr kleinen Gefälle hat in den Zwischenzeiten die Themse kaum eine bemerkbare Strömung; kömmt aber die Fluth, so sieht man eine starke Bewegung nach aufwärts.

Die kleinen Fahrzeuge werden pfeilschnell getrieben und die Schiffe können nicht auslaufen. Ist aber die Ebbe eingetreten, so strömt sie ebenso stark gegen die See und das stärkste Dampfboot muß tüchtig arbeiten um gegen diese Strömung zu kommen. Daher siehst Du nach jeden sechs Stunden die Bewegung der großen Schiffahrt in der wechselnden Richtung.

Erfreust Du oberhalb London Dich der milden ruhigen Landschaft, so werden, bist Du einmal bis Westminster gekommen, die Ansichten großartig und bewegt, und mit Recht rühmt man dieselben, wie sie dem Beschauer auf den Brücken sich darstellen. Besonders schön sind sie auf der Hungerford- und auf der Waterloo-Brücke, als großartige Bilder der Weltstadt. In diesen Bildern siehst Du auf der einen Seite den ungeheuren Sommerset-Palast und weiter abwärts die Kirche des Temple, auf der anderen die großen Gebäude die dicht an den Fluß reichen, weiter entfernt den ungeheuern Bau von St. Paul, in der Ferne die Masse des Tower und überall und ringsum die Kuppeln und die Thürme. Scheint auch das große Wasser geschlossen zu seyn, so hat man doch die Empfindung als ob man in die Unendlichkeit einer Welt hinaussähe. Wie oft bin ich auf die Waterloo-Brücke gegangen und habe halbe Stunden lang auf dieser gestanden um die großartige Scenerie zu beschauen, welche bei reiner oder bei dunstiger Luft, bei starker oder schwacher Beleuchtung eines Sommerabends immer dieselbe ist und dennoch verschieden! Gerne habe ich den halben Penny Brückengeld zum Eintritt in dieses Diorama bezahlt und ich hätte den Eintrittspreis sehr billig gefunden, auch wenn ich einen Schilling hätte bezahlen müssen.

Auf der London-Brücke bietet sich Dir nun eine ganz andere Ansicht. Da bilden das große Zollhaus und die Gebäude auf der Surrey-Seite den Rahmen; in dem nahen Mittelgrunde erscheint colossal und alterthümlich in dem eigenthümlichen Duft mit seinen Eckthürmen der Tower; in

der Mitte des Bildes der dichte Wald von Masten, der immer fortgesetzt endlich dem Auge in grauer Ferne verschwindet, und ringsum wieder alte und neue Kuppeln und Thürme. Die große Schiffahrt zeigt ihre Bewegung erst unterhalb des Tower, aber in kurzen Zwischenräumen kommen und gehen Dampfboote und andere Fahrzeuge als lebendige Staffagen nah bei der Brücke.

Sind diese Boote und Schiffe auch nur für kurze Fahrten, sind es nur Fahrzeuge die französische, belgische, holländische oder auch nur englische Hafen mit London verbinden, so ist die Bewegung noch immer fast erstaunlich für den Festländer, wenn gleich wohl nur sehr klein, verglichen mit dem ungeheuren Wesen in dem weiter abwärts liegenden Pool. Hier wird die Landratte ganz eigenthümlich berührt, wenn sie da sieht wie große dreimastige Schiffe, unmittelbar aus Westindien, vom Cap, aus Australien, aus China u. s. w. kommend, sich annähern und ankern oder welche, um dahin zu gehen, die Taue lösen und die Anker lichten.

Die unteren Strecken der Themse in London mögen dem Marinemaler ganz eigenartige und große Motive darbieten, nach unseren Begriffen sind sie jedoch eigentlich nicht schön, mit Ausnahme von Greenwich und der anliegenden Höhe; aber oben und unten sind alle diese Bilder immer wechselnd, wenn auch im wesentlichen Charakter dieselben.

Das ist die Themse innerhalb London; ein andermal vielleicht kann ich Dir erzählen von dem untersten Theil des Stromes bis in die See. Zunächst aber nun zu den Dingen und Vorgängen, die ich unmittelbar erlebt und gesehen! Bis auf Weiteres

Dein R. R.

XLII.

Dalmatiner-Briefe.

I.

Abfahrt von Triest — Istrien, Arbe, Pago, die Scoglien. — Das Grenzgebirge und das Klima. — Die Campagna von Zara. — Unsere Seefahrer, unsere guten Landleute, unser Hirtenvolk — Forst- und Feldschutz. — Agricultur. — Das Schloß St. Michael.

Wer hat nicht in den letzten Monaten mit einigem Antheil die Schilderungen in den öffentlichen Blättern gelesen über die blutigen Kämpfe in den „Bocche von Cattaro" und über die gräulichen Mißhandlungen und Verstümmelungen der armen Soldaten, die das Unglück hatten in die Hände der barbarischen Insurgenten zu fallen? Wer ist nicht mit Interesse den Beschreibungen gefolgt, welche die Reporters entworfen von den öden Steinwüsten, den düsteren Felsschluchten, den nackten steilen Bergen, die den Schauplatz aller dieser gräulichen Scenen gebildet hatten?

Dalmatien ist wohl bisher den meisten, auch gebildeten Europäern ein fast unbekanntes Land gewesen. Manche Gelehrte oder „Studierte" wissen vielleicht Bescheid darüber, wie dieses Land vor vielen Jahrhunderten ausgesehen hat, als noch die Römer an den Küsten hausten; wie es heutzutage aussieht, davon mögen Wenige in Deutschland, Frankreich, Italien rc. eine Ahnung haben.

Wenn wir eine neue Bekanntschaft anknüpfen, eine alte erneuern, bleiben fast immer für lange Zeit die ersten Eindrücke maßgebend. Bei der jetzigen Erneuerung unserer Bekanntschaft mit Dalmatien waren die ersten Eindrücke wahrlich keine günstigen für Land und Leute! Wie viele theils ungerechte theils einseitige Urtheile über Dalmatien und die Dalmatiner mögen nicht jetzt in allen Theilen Europa's von Mund zu Mund gehen! Wir sagen „ungerechte und einseitige" Urtheile, ohne der Wahrheitsliebe der Journale im geringsten nahe zu treten; denn der kleine Landstrich im Distrikte von Cattaro, auf den sich die erwähnten Schilderungen bezogen, kann keinen Maßstab abgeben zur gerechten Beurtheilung Dalmatiens und der Dalmatiner im Allgemeinen, ja nicht einmal des ganzen Gebietes von Cattaro und seiner Bewohner. Nirgends vielleicht in ganz Europa finden wir auf so kleinem Raume eine so große Mannigfaltigkeit der Natur, so viele und so weite Abstufungen der Cultur des Volkes zusammengedrängt, als auf den Küstenstrichen und Inseln längs des adriatischen Meeres, welche gegenwärtig in der Bezeichnung „Königreich Dalmatien" zusammengefaßt werden.

Ich erlaube mir die geehrten Leser zu einer Spazierfahrt längs der damaltinischen Küste einzuladen, oder, ich darf wohl sagen, zu einer kleinen Reise. Denn wenn auch das ganze Land in seiner Oberfläche nur 222 österreichische Quadratmeilen mißt, so beträgt dessen Länge in der Richtung von Nordwest nach Südost doch nicht weniger als 240 italienische Miglien in der Luftlinie, der Seeweg aber mißt wegen der unzähligen Krümmungen der Küste beiläufig 300 italienische Miglien.

Eilen wir nach Triest, und suchen wir am Molo S. Carlo unter den vielen Schiffen die dort anlegen, einen der stattlichen Postdampfer der österreichischen Lloyd-Gesellschaft, welche zweimal wöchentlich die damaltinische Linie bereisen. Installiren wir uns recht gemüthlich im schönen und be-

quemen Schiffe, denn die Fahrt dauert lange. Beiläufig 54 Stunden würden wir benöthigen um in kürzester Linie ohne jedweden Aufenthalt direkt von Triest nach Cattaro zu gelangen. Doch wir müssen an vielen Hafenorten anlegen, und zur Berührung verschiedener abseits liegender Häfen auf den Inseln viele Umwege beschreiben, und daher im Ganzen noch mindestens 24 Stunden zugeben.

Wir lichten die Anker und eilen vorüber am Leuchtthurme, der den Hafen-Eingang bezeichnet. Bald sind sie unserem Auge entschwunden die unzähligen großen und kleinen Schiffe, welche im Hafen vor Anker liegen, die felsigen nackten Abhänge des Karstgebirges im Rücken der Stadt, und das Schloß Miramar, auf einem niedrigen Felsenvorsprunge thronend mitten im Meere — einst die Residenz des unglücklichen Erzherzogs Maximilian. Von dort ist er ausgezogen weit über's Meer, sich eine Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen und blutigen Tod zu finden!

Zur Rechten dehnt sich der unbegrenzte Meeresspiegel, zur Linken gleiten die mattgrünen Gestade Istriens an uns vorüber mit den Städtchen Pirano, Parenzo, Rovigno rc. Im Fluge berühren wir den großen Kriegshafen Pola mit seinem Marine-Arsenale, seinen Befestigungen und seiner noch wohlerhaltenen altrömischen Arena, und durchschneiden dann den Eingang des wegen seiner Stürme berüchtigten insel- und klippenreichen Golfes von Quarnero. Einen Blick können wir uns nicht versagen in den schönen kreisrunden Hafen der kleinen istrischen Insel Lussin-Piccolo, wo seit einigen Jahrzehnten erst der Gewerbsgeist und Fleiß der Einwohner zahlreiche Werften geschaffen, viele Schiffe gebaut und ausgerüstet und in ferne Meere entsendet hat. Es gibt mehrere Millionäre unter den Einwohnern; aber alle halten sie noch fest an patriarchalischer Genügsamkeit und Einfachheit der Sitten.

Wir müssen zu unserer Linken im Golfe von Quarnero weit abseits zurücklassen die beiden schon zu Dalmatien ge-

übrigen Inseln Arbe und Pago, von denen die erstere wegen ihres ausgedehnten und — was in Dalmatien eine Seltenheit ist — wohlerhaltenen Waldes von immergrünen Steineichen (quercus ilex), und seiner für dieses Land vergleichsweise besonders rationell betriebenen Schafzucht erwähnenswerth ist, die letztere aber (vom ungarischen und croatischen Litorale nur durch einen sehr schmalen Meeresstreifen, Canal della Morlacca, getrennt) außer alten Salinen nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen hat, wenn man nicht etwa von der Sage Notiz nehmen will, daß auf Pago die Seidenwürmerzucht schon zu einer Zeit schwunghaft betrieben worden sei, da sie in Italien noch nicht bekannt war.

Wir haben den Eingang des quarnerischen Golfes endlich hinter uns, und legen bei einem kleinen Felseneilande an, Selve genannt, der ersten dalmatinischen Insel die wir zu Gesicht bekommen. Von da an müssen wir mühsam, in Schlangenwindungen unseren Weg suchen durch ein unabsehbares Labyrinth kleiner, maulwurfshügelartiger, kahler Felseninseln, „Scogli" genannt.

Aber weit, zu unserer Linken, begleitet uns fortwährend als treuer aber düsterer Gefährte eine hochaufgethürmte, langgestreckte graue Gebirgsmasse, aus Kalkstein theils älterer theils neuerer Formation bestehend, nackt und kahl von der Ferse bis zum Scheitel. Diese Steinwälle, Ausläufer der dinarischen Alpen, bilden längs des ganzen damaltinischen Küstenstriches den Rand der kroatischen und der bosnisch-herzegovinischen Hochlande. Sie haben fast durchgehends eine Höhe von 3 bis 4000 Fuß; zahreiche Gipfel, wie der Brisa, Vela, Sfilaja und Radostak erheben sich über 4000', manche andere, wie der Jantschi-Bardo, Jantschi-Barch, Pasvo, Biokovo und Dinara erreichen zwischen 5000 und 6000'; sie alle überragt der Orien (über 6000').

Von Zara aus über den Flecken Obbrovazzo führt eine von der österreichischen Regierung im J. 1832 vollendete, in kunstreichen Serpentinen bis zur Höhe von 3200' aufsteigende

Straße über diesen Gebirgszug hinweg (in diesem Theil „Vellebich“ genannt) in das Militär-Grenzland, und über Gospich und Ottochaz nach Karlstadt und Agram.

Ueber diese Gebirgsmassen stürzt in den letzten Winter-Monaten, durch keinen schützenden Wald aufgehalten, mit furchtbarer Gewalt die eisige Bora hernieder, um Temperatur und Luftdruck auszugleichen zwischen dem warmen Seegestade und dem kalten Gebirgslande. Während im November, Dezember und noch in der ersten Hälfte des Januar an der dalmatinischen Küste eine milde Witterung vorherrschend ist, beginnt für uns regelmäßig gegen Ende Januar oder Anfangs Februar, da in den Binnenländern die strenge Winterkälte schon etwas nachzulassen pflegt, die rauhe Witterung, die gewöhnlich bis tief in den März hinein anhält. Gegen die Einflüsse der scharfen einschneidenden Bora vermag man sich weder durch warme Kleidung, noch in den schlecht verwahrten Wohnungen der dalmatinischen Häuser durch den erwärmten Ofen zu schützen.

Im Sommer hingegen senden diese Felsenmassen, von Hitze erglühend, brennend heiße Luftströmungen gen Himmel empor, über welche die Wasserdämpfe des Meeres hinziehen, um auf den Wäldern der kroatischen Lika und des türkischen Hochlandes als milder Regen niederzufallen. Im Frühjahre und Herbste endlich, wenn der Südost die schweren feuchten Wolkenmassen gegen sie antreibt, senden die Gebirge aus unzähligen Schluchten tosende und verheerende Wildbäche herab.

Wir haben das Labyrinth der kleinen Scoglien, der dalmatinischen Scheeren, durchschnitten und treten jetzt in den sogenannten Canal von Zara, einen nur wenige Miglien breiten aber ziemlich langen Meeresarm, rechts begrenzt von den sehr langgestreckten aber schmalen Inseln Uglian und Pazman, links von der Campagna von Zara, ein Stück dalmatinischen Festlandes.

Die beiden Inseln bieten uns denselben Anblick, den uns alle bewohnten dalmatinischen Eilande mit geringen

Ausnahmen wiederholen werden. Am Meeresstrande ein schmaler Culturstreifen mit Wein- und Oelbau, zum Theile mit Obst- und Gartencultur, mitten darin menschliche Wohnungen: theils größere oder kleinere Ortschaften, theils einzelne Fischer- oder Bauernhütten, theils Villeggiaturen der Städter. Höher hinauf nichts als kahles Felsengebirge, dem die wuchernden Gebüsche und Gestrüppe für den fernen Beschauer den Charakter der Nacktheit nicht zu nehmen vermögen, hin und wieder durchschnitten von schmalen cultivirten oder doch culturfähigen Thälern. Spanischer Wachholder, Rosmarin, Myrthe und der Erdbeerstrauch (arbutus unedo) bilden die Hauptbestandtheile der Vegetation in den Hügel- und Bergregionen aller dieser kleinern dalmatinischen Inseln. Die in großer Menge vorkommenden Früchte der letztgenannten Pflanze haben bei der Größe und runden Gestalt einer Kirsche, in Struktur und Farbe ganz das Aussehen der Walderdbeere; es fehlt ihnen jedoch das angenehme duftige Aroma, und ihr süßlicher etwas fader Geschmack vermag ihnen keine Beliebtheit zu erwerben. Zur Destillation von Spirituosen werden sie aber hin und wieder verwendet.

Auch das dalmatinische Festland zu unserer Linken, die Campagna von Zara, hat kein glückliches Debüt. Es präsentirt sich uns hier gerade in seinem allerödesten und sterilsten Landstriche. Der Canal della Morlacca und die sich in denselben ergießende Zermagna in nordöstlicher Richtung, die in die Bucht von Sebenico einmündende Kerka im Südosten, der Golf von Quarnero im Nordwesten und der Canal von Zara im Südwesten begrenzen ein unabsehbares wellenförmiges, zum großen Theile steiniges, zum kleinsten Theile sumpfiges Terrain, das keinerlei Cultur zuläßt und nur dürftige Weide für Ziegen, Schafe und Esel bietet. Mit unsäglicher Mühe sind hin und wieder, besonders in der Nähe der Hauptstadt, dem Felsen magere Gartenbeete oder kleine Getreideäcker und Wiesen abgerungen.

Ehemals soll ein beträchtlicher Theil dieser Campagna,

sowie der ganze Gebirgsstock längs der Grenze des Landes und von den dalmatinischen Inseln die Mehrzahl dicht bewaldet gewesen seyn. Zur Zeit des heil. Hieronymus zählte Dalmatien zu den waldreichsten Ländern, und es wimmelte hier überall von frommen Einsiedlern. Die venetianische Republik mag in den Forsten dieses Landes, das sie nur als Colonie behandelte und ausbeutete, arg gewirthschaftet haben. Thatsache ist, daß dieselben ihr viel Material zum Baue ihrer Galeeren abgeben mußten. Noch mehr Schaden aber mögen die dalmatinischen Piraten angestiftet haben welche, wie uns alte Geschichtschreiber erzählen, wenn sie sich von venetianischen Flotten bedroht sahen, ganze weite Waldstrecken in Brand steckten, um durch die Luftverdünnung Stürme zu erzeugen, welche die angreifenden Flotten zerstreuten und verscheuchten. Wie wenig Pietät der Dalmatiner für den Wald besitzt, davon können wir uns noch täglich überzeugen, wenn wir die kümmerlichen Waldreste betrachten, wie sie geplündert und verwüstet werden um Holz für Kalköfen und Kienbrände für den nächtlichen Sardellenfang zu gewinnen; wenn wir Zeuge sind, wie der junge Waldanflug stets wieder und wieder der Viehweide zum Opfer fällt, und ganze Anpflanzungen noch in unseren Tagen aus barbarischem Vandalismus muthwillig vernichtet werden.

Der Bewohner des dalmatinischen Festlandes, namentlich der Montan-Distrikte (der Morlacke) ist vorwiegend Hirte, nicht nur seiner Beschäftigung nach, sondern auch vermöge seiner ganzen Lebens- und Weltanschauung. Der Ackerbau spielt für ihn noch eine ganz sekundäre Rolle; gar mancher Streifen Landes könnten noch in Ackerland oder in Wald verwandelt werden, aber die Interessen der Viehzucht gehen für den Morlacken allem Anderen voran. Für die 815,000 Schafe und 434,000 Ziegen Dalmatiens, nebst seinen 42,000 Schweinen, 115,000 Rindern, 18,000 Eseln, 6000 Maulthieren rc. ist jetzt schon einiger Mangel an Weide fühlbar geworden, obschon Dalmatien von den 222 □ Meilen seines

Bodens nicht weniger als 103 □ M.*) eigentlichen Weidelandes zählt, von den 47½ □ M. sogenannten Waldbodens noch der größte Theil zur Viehweide benützt wird, und ein Theil des einheimischen Viehstandes den Sommer auf den letzteren Weiden des bosnischen Nachbarlandes zuzubringen pflegt. Dalmatien hat zwar meist aromatische, aber wenig ergiebige Weiden, und daher nimmt hier die Viehzucht im Durchschnitte einen viermal größeren Weideraum in Anspruch als z. B. in Ungarn. Stallfütterung und Anbau von Futterkräutern kennt man hierzulande noch fast gar nicht.

Beim Morlacken als Hirtenvolk ist die Idee des Privateigenthums an Grund und Boden noch sehr mangelhaft entwickelt. Felddiebstahl gilt als nichts Unerlaubtes; in vielen Gegenden gesteht die Sitte dem Grundeigenthümer nur das Recht der einmaligen Mahd seiner Wiesen zu, welche dann für das übrige Jahr der allgemeinen Weide freigegeben bleiben müssen. Der Wald- und Weideboden ist größtheils Gemeindegut, und die von der Regierung angestrebte und versuchte Auftheilung desselben stößt allenthalben auf Widerstreben. So kommt es, daß namentlich in den von Morlacken bewohnten Gegenden an Wiederbeforstung des Bodens nicht zu denken ist, da nebst den Schwierigkeiten welche die Natur ihr entgegensetzt, auch die Unvernunft der Menschen deren noch neue und fast schwerer zu überwindende schafft.

Die Morlacken, der an Cultur fast am tiefsten stehende Theil dalmatinischen Volkes, zählen unter der nahezu halben Million der Einwohner Dalmatiens etwa 150 bis 160,000 Köpfe. Sie bewohnen die Gebirgsstriche des eigentlichen Dalmatiens, d. h. der Gebiete von Zara und Spalato, bis an das türkische Enclave Kleek hinab, sie leben ausschließlich

*) Zur Orientirung diene ein- für allemal daß die österreichische □ Meile in 10,000 Joch zerfällt, das Joch aber 16,000 □ Klafter mißt.

von Viehzucht, hausen in Hütten, welche nicht viel mehr Comfort gewähren als die Höhlen der Thiere. Die Ragusaner durchaus, die Cattareser zum größeren Theile gehen ihnen in der Civilisation weit voran. Nur die Bewohner der an Montenegro angrenzenden Gebirgsplateaus, die berüchtigten Nasen- und Ohren abschneidenden Crivoscianer und Ledeniz-zaner &c., jüngst die Helden der Revolte, stehen bei mancher charakteristischen Aehnlichkeit mit den Morlacken noch um einige Stufen tiefer als diese. Die Bewohner der Küsten und der Inseln sind überall in Dalmatien, auch in den Gebieten von Zara und Spalato, im Vergleiche mit den Morlacken sehr weit vorgeschritten, und gibt es unter ihnen Viele die mehr als ihr halbes Leben auf Seereisen unter allen Himmelsstrichen zubringen. Die dalmatinische Statistik gibt die Zahl der *Seeleute* im strengsten Sinne auf 14,000 an. Bei ihrem offenen Geiste und Auge erwerben sie sich in der Ferne ausgebreitete Kenntnisse, reiche Erfahrungen und kosmopolitische, von engherzigen Vorurtheilen ganz freie Anschauungen, die sie als Reiseausbeute nach Hause zurückbringen und in ihren Kreisen verbreiten, von den Städtern gar nicht zu reden, unter denen es auch hier wahrhaft gebildete Menschen in des Wortes schönster Bedeutung gibt.

Um wieder auf das Forstwesen zurückzukommen sei bemerkt, daß nicht nur unter den Morlacken sondern auch unter den untersten Volksclassen fast von ganz Dalmatien im Allgemeinen leider eine gewohnheitsmäßige blinde Zerstörungswuth herrscht, welche an Allem was in der Natur vegetabilisches Leben hat ihren Muthwillen oder ihre Rachsucht übt, und die allergefährlichste Feindin der Waldcultur und der Landwirthschaft ist. Nicht die strengsten Strafgesetze, nicht das zahlreichste Schutzpersonal vermögen da zu helfen. Bei den Gemeindeämtern findet man im besten Falle nur Apathie. Die herrschende Sitte der *Blutrache* erschwert die Entdeckung der Thäter, und die Wald- oder Feldwächter, die Panduren, die Territorrial-Milizen und dergl. gehen aus dem

Volke selbst hervor, mit dem sie alle Vorurtheile und Schwächen theilen. Da es bei vorkommenden Wald= und Feldfreveln fast nie gelingt die Schuldigen zu entdecken, besteht in Dalmatien noch ein ganz exceptionelles Feldschadenersatz=Gesetz zu Recht. Wo der Schuldige unentdeckt bleibt, da wird die ganze Ortschaft solidarisch ersatzpflichtig, und der Ersatz des Schadens wird allen einzelnen Familienhäuptern zurepartirt. Dadurch soll einerseits eine Repression geübt und andererseits auch dem Beschädigten zu schleuniger Schadenvergütung verholfen werden. Aber leider wird dieser doppelte Zweck nur sehr unvollkommen erreicht, weil trotz des vorgeschriebenen höchst summarischen Verfahrens die Verhandlungen meist durch die Nachlässigkeit der Aemter verschleppt, und oft sogar durch Jahre herumgezerrt werden. — Von den Aemtern ist nur ein Schritt zu den Gendarmen, welche hier in jeder Hinsicht eine riesige Aufgabe zu lösen hätten. Es gibt deren in Dalmatien vergleichsweise weit mehr als in irgend einer anderen Provinz; aber sie sind meist Fremde, kennen daher nicht Land und Leute, oft nicht einmal die Landessprache, können kein Vertrauen gewinnen und nur äußerst wenig Ersprießliches leisten. Es ist schon vorgekommen, daß auf Grundlage der beeideten aber nicht verstandenen Aussagen böhmischer Gendarmen der Beschädigte zu Strafe und Ersatz verurtheilt wurde, der Beschädiger aber den Ersatz zugesprochen erhielt, wenn nicht in zweiter Instanz ein der verschiedenen Sprachen kundiger Beamter der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende machte und die Sache in's rechte Geleise brachte.

Man ist oft nicht im Stande ein Bäumchen an den frequentesten Straßen, die Anpflanzungen in der nächsten Nähe der Städte vor vandalischer Zerstörung zu schützen, wie soll da erst ein junger Wald gedeihen? Trotz des von der venetianischen Republik leider erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts promulgirten Forstschutzgesetzes, das von den Franzosen und später von den Oesterreichern nach allen Rich-

tungen hin bereichert und vervollständigt wurde; trotz der von den Franzosen eingeführten rationellen Forstwirthschaft und der von Dandolo und Marmont angelegten „heiligen Haine", welche alle Kirchen und Kapellen, Friedhöfe oder sonst geheiligten Stätten umgeben sollten, aber nach Abzug der Franzosen sofort wieder verschwanden; trotz der von Oesterreich unausgesetzt betriebenen Anpflanzung neuer Waldanlagen, Vertheilung von Pflanzen und Samen; trotz unseres Herrn Forstrathes und zahlreichen Waldaufsichts-Personales unserer Gemeinden — ist es so weit gekommen, daß die Wälder Dalmatiens nur mehr auf dem Papiere bestehen. Wie erwähnt haben wir 47¹/₂ □ M. eigentlichen Waldbodens; dazu kommen noch (auf dem Papiere) 29¹/₂ □ M. „mit Waldbäumen bestandener Weiden", also im Ganzen, natürlich wieder nur auf dem Papiere, 77 □ M. mit Wäldern bedeckt seyn sollenden Bodens, gerade ein Drittheil der gesammten Grundfläche des Landes. In Wirklichkeit aber gibt es gar keine nennenswerthen Wälder in Dalmatien außer dem schon früher erwähnten Eichenwalde auf der Insel Arbe, dem Staatswalde Paklenizza (Eichen-, Buchen- und Nadelholz) in einer schwer zugänglichen Schlucht des Vellebich-Gebirges nahe an der kroatischen Grenze, der wegen Mangel an Communikationswegen außer von Holzdieben fast gar nicht benützt wird, und einem Walde riesiger Tannen an einem Abhange des Biokovo-Gebirges (in der Nähe von Macarsca, Kreis Spalato), der wegen seiner vollkommen unzugänglichen Lage für immer vor Beschädigung und Verwüstung durch Menschenhand geschützt ist. Sonst beschränkt sich Alles was an Wäldern noch vorhanden ist, auf Gruppen von 40 bis 100 Waldbäumen, umgeben von Gestrüpp und Gesträuch; und was Myrthen- oder Rosmarinwald genannt wird, ist auch nichts anderes als Gestrüpp, denn diese Pflanzen bilden hier wohl oft sehr ansehnliche Sträuche, entwickeln sich aber nie in der Baumform. Daß zu einem Walde auch Bäume gehören, ist in Dalmatien ein längst veraltetes Vorurtheil.

Weder in vorstehenden Andeutungen über die Waldcultur noch in den Ziffern des Flächenmaßes des dalmatinischen Waldbodens sind die waldartigen Culturen von Oliven- und Obstbäumen mit in Betracht gezogen, deren es in Dalmatien unter dem Schutze günstigerer Verhältnisse in manchen Gegenden gibt. So im Kreise von Zara und besonders in jenem von Ragusa ziemlich ausgedehnte Oelwäldchen; am Küstenstriche zwischen Trau und Spalato Wäldchen von Mandel- und Feigenbäumen; in der Gegend von Imoski (im Kreise von Spalato, hart an der türkischen Grenze) ähnliche Anpflanzungen von Kirschen- und Weichselbäumen; bei Comissa auf der Insel Lissa deren vom Johannisbrodbaume; endlich ganz besonders in den Bocche von Cattaro ganz respektable Wäldchen edler Kastanien untermischt mit Maulbeer-, Oliven-, Limonien- und Orangenbäumen. Die Olivenwäldchen für sich allein nehmen in Dalmatien einen Flächenraum von beiläufig 3400 Joch ein.

Die Landwirthschaft wird in Dalmatien im Ganzen noch höchst primitiv betrieben. Landesausschuß und Regierung sind bemüht durch Einführung von Maschinen, Vertheilung von Sämereien u. dgl. einen Fortschritt anzubahnen; die Gründung eines landwirthschaftlichen Vereines ist vor einigen Jahren versucht worden, scheiterte aber an den im Lande herrschenden Parteispaltungen. Dem Ackerbau- und sonstiger landwirthschaftlicher Produktion sind in ganz Dalmatien etwa 38 bis 40 □ M. Landes gewidmet, also kaum ein Fünftheil; nähere und verläßliche statistische Daten fehlen. Zu den fruchtbarsten Agriculturgebieten des Landes gehören: das ausgedehnte Hügelland zwischen Knin und Dernis (nordöstlich von Sebenico im Innern des Landes), das Delta der Narenta-Mündungen; der Landstrich Zuppa im Distrikte von Cattaro; ein paar Thäler des Landstriches Poglizza (südlich vom Cettina-Flusse am Meere) u. a. m.

Während dieser Excursion auf forst- und landwirthschaftliches Gebiet sind wir auf unserem flinken Dampfer in raschem

Laufe weiter vorgedrungen im Canal von Zara. Zu unserer Rechten auf einem Berggipfel der Insel Uglian erhebt sich eine imposante Schloßruine, zu unserer Linken gewahren wir auf einer schmalen Landzunge, von Festungsmauern und Wällen eingeschlossen, eine Stadt mit zahlreichen Kirchen. Die erstere, nämlich die Ruine, ist der halbverfallene Ueberrest des Schlosses St. Michael; die Stadt zu unserer Linken ist Zara, seit der Zerstörung Salona's im 7. Jahrhunderte, Dalmatiens Hauptstadt.

Das Schloß St. Michael gehörte einst den Templern; später benützten es die Venetianer als Lug-ins-Meer zur Ueberwachung der Seefahrt auf der Adria und als Station ihres optischen Signal-Telegraphen, welcher eine so vollkommene Organisirung hatte, daß die venetianische Republik von allen kriegerischen Ereignissen und sonstigen wichtigeren Vorkommnissen in den dalmatinischen Gewässern, ja selbst in denen der Levante, in kürzester Zeit unterrichtet war. Man genießt von diesem Schlosse aus eine herrliche Uebersicht über die ganze ausgedehnte Gruppe der Scoglien von Zara und weithin über das Meer bis an die Küste von Ancona. Natürlicher Weise ist dasselbe auch wieder aus sehr weiter Entfernung sichtbar. Am Fuße des Berges liegen am Meeresstrande zahlreiche Landhäuser vermöglicherer Zaratiner mitten in kleinen Gärtchen, und der ganze Küstenstrich der Insel zeigt ungleich mehr Cultur als die gegenüberliegende Campagna selbst in der unmittelbarsten Nähe der Stadt. In kleinen leichten Segelfahrzeugen schwimmen die Scoglianer, wenn das Wetter es erlaubt, täglich hinüber nach Zara um Gemüse, Geflügel, Milch, Holz, Reisig 2c. zu Markte zu bringen, die gebrauchte Wäsche der Städter zur Reinigung abzuholen, die gereinigte abzuliefern u. dgl. Dieser lebhafte Verkehr kleiner Fahrzeuge belebt und ziert einigermaßen das sonst etwas monotone Bild, das der ziemlich öde, von größeren Fahrzeugen selten aufgesuchte Canal von Zara dem Beschauer bietet.

Wenden wir uns nun der Hauptstadt Zara zu.

XLIII.

Zeitläufe.

Die neue Zeit im englischen Parlament.

Das englische Parlament, die erlauchteste Volksvertretung der Welt, steht seit 1867 auf einer Basis, von welcher der verstorbene Lord Derby, indem er sie schaffen half, selber gesagt hat: sie sei ein „Sprung in's Dunkle". Ich meine die Parlaments-Wahlreform, welche damals nach langem und wechselvollem Kampfe durchgesetzt wurde. Allerdings ist nicht zu läugnen: es sitzen auf Grund des neuen Wahlgesetzes so ziemlich dieselben Männer im Hause der Gemeinen wie zuvor; aber sie arbeiten anders als zuvor. Es ist ein neuer Geist der ihre Schritte lenkt, und durch ihre Akte scheint erkennbar das Bewußtseyn durch, daß sie im Namen anderer Mandatgeber als zuvor die Stimme führen. Es ist mit Einem Worte nicht mehr die aristokratische Oligarchie, welche in der Regierung des Landes unter sich abwechselt; neue Einflüsse haben die alten regierenden Parteien wenigstens zur Hälfte bereits verdrängt.

Wollen wir damit sagen, daß die Majorität des neuen Parlaments irgend etwas Unrechtes thue oder beabsichtige? Das sei ferne. Es ist vielmehr das gerade Gegentheil der Fall; und namentlich die Katholiken aller Welt wie über-

haupt jeder rechtlich und unbefangen denkende Mensch müssen sich freuen, daß endlich gewisse Fragen auf die Tagesordnung der englischen Vertretung gekommen sind, um keinen Augenblick mehr von derselben zu verschwinden, sondern wohl oder übel gelöst werden zu müssen. Aber indem das neue Parlament seine Pflicht thut, vollzieht es doch bloß die Arbeit des Abräumens; die eigentlichen Baumeister sind das noch nicht. Freilich soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht in England mehr als irgendwo in der Welt schon das Abräumen ein ungeheures Stück Arbeit ist.

Ich erinnere hier einzig und allein an Irland. Als diese Blätter das letzte Mal mit der innerpolitischen Bewegung in England sich beschäftigten, da stand die Sache namentlich in Bezug auf Irland noch ganz anders. Die „irischen Beschwerden" waren noch immer nichts Anderes als der Spielball der herrschenden Parteien, ein wesentlicher Bestandtheil der Parteitaktik und ihrer parlamentarischen Manöver. Solange die Eine Partei in der Opposition sich befand, war es jedesmal ihr schwerster Vorwurf gegen die regierende Partei, daß dieselbe nichts thue für die Lösung der irischen Frage; sobald aber die Opposition selber zur Regierung gelangte, machte sie sich des gleichen Vorwurfs von der andern Seite schuldig, denn sie that nun auch ihrerseits erst recht nichts für Irland.

Damit ist es nun unfraglich anders geworden im neuen Parlament. Bekanntlich war die erste große That desselben die Abolirung der protestantischen Staatskirche in Irland und in diesem Augenblicke schwebt die noch weitertragende Maßregel eines irischen Pächtergesetzes, einer sogenannten irischen Landbill in dem englischen Parlamente. Sehr möglich, daß es den Manövern der gegenwärtigen Opposition nocheinmal gelingt diese Maßregel für den Moment zu verhindern. Wenn aber der Fall eintritt, so wird es — man darf davon überzeugt seyn — nur geschehen um eben die Opposition auf die Regierungssessel zu bringen, welche sich

dann genöthigt sehen wird ihrerseits dieselbe Maßregel und zwar in erhöhtem Grade zur Ausführung zu bringen.

Ebenso steht es mit der für England so ungemein wichtigen Schulfrage; und ebenso stand es mit der Wahlreform-Frage selber. Die Partei welche der Ausdehnung des Wahlrechtes stets feindlich gegenüber gestanden war, brachte im Jahre 1867 die Reform zu Stande, und zwar nach einem Maßstabe an welchen die andere Partei nie zu denken gewagt hatte.

Diese seltsame Erscheinung, um nicht zu sagen Verkehrung in dem Verhältniß der traditionellen Parteien Englands muß augenscheinlich einen tiefern Grund haben als das bloße Parteimanöver. Mr. Disraeli, der berühmte Stimmführer der Tories oder — bekanntlich passen die continentalen Benennungen „conservativ“ und „liberal“ nicht recht auf die zwei alten Parteien in England — der conservativen Partei, hat in einer Rektorats-Rede von 1867 einmal gesagt: „er habe sieben Jahre lang gebraucht um die öffentliche Meinung auf die Reformbill vorzubereiten und seine Partei zu erziehen.“ Aber wenn auch Disraeli hier die Wahrheit gesprochen hätte, so ist es doch unmöglich, daß die Arbeit eines einzigen Mannes eine so ungeheure Wirkung erziele wie die vorliegende ist. Diese Wirkung aber besteht in nichts Anderm, als daß die beiden großen Parteien welche seit Generationen abwechselnd die Regierung Englands geführt, nicht bloß ihre Rollen getauscht, sondern im Grunde beiderseits ihre traditionellen Regierungsprincipien aufgegeben haben. Daher kommt es, daß das englische Parlament jetzt etwas wesentlich Anderes ist, als das Parlament wie wir es zur Zeit Lord Palmerstons, des großen Balancirers, kannten.

Wenn man aber sagen darf, daß die alten Parteien Englands ihrer traditionellen Regierungsprincipien verlustig gegangen sind, welche neuen Principien haben sie denn dafür angenommen? Oder regieren sie vielleicht ohne Princip, blindlings in den Tag hinein? Letzteres zu behaupten bin

ich weit entfernt; aber ich glaube daß die beiden bislang allein regierungsfähigen Parteien in England sich in dem Stadium einer trüben Mischung befinden, aus welcher eine neue Parteigestaltung erst hervorzugehen hat. Will man aber die Farbe der künftigen Parteistellungen im voraus prognosticiren und mit continentalen Benennungen kenntlich machen, so dürften die zwei ursprünglich rein aristokratischen Parteien übergehen die Eine in das Lager der Bourgeoisie, die andere auf den Standpunkt der Demokratie. Und zwar wird nicht die bisher sogenannte liberale Partei sondern die conservative, die Tory-Partei, der letztern Wandlung unterliegen. Nicht die Whigs, sondern die Tories erscheinen fortan als wahlverwandt mit dem demokratischen Princip.

Tritt diese Wandlung in England wirklich ein, so trifft sie zusammen mit einer ganz gleichartigen Bewegung, welche vor unsern Augen auf dem Continente sich vollzieht. Der moderne Liberalismus ist die Herrschaftslehre der Bourgeoisie; die conservativen Elemente in ihrem Widerstand gegen die Alleinherrschaft der Einen socialen Classe sehen sich mit Nothwendigkeit auf demokratischen Boden hinübergedrängt; mit andern Worten sie müssen sich gegen die übergreifende Classenherrschaft auf die große und breite Volksmasse stützen. Es scheint hierin ein allgemein gültiges Axiom der staatsrechtlichen Entwicklung aufzutauchen. Auf dem Continent wo die wesentliche Neigung der conservativen Parteien in der Anlehnung an die Throne bestand, mußte die Entwicklung naturgemäß langsam vor sich gehen; der Proceß konnte erst seinen regelrechten Verlauf nehmen, nachdem klar geworden war, daß die Throne selber dem Bourgeoisthum verfallen waren. In England wo die eigentliche Regierungsgewalt im Parlamente liegt, war es anders. Hier konnte die conservative Partei dem demokratischen Standpunkt sich nähern, ohne erst eine Periode unbeschränkter Herrschaft des modernen Liberalismus ausgestanden zu haben, wie der Continent sie heute noch auszustehen hat. Man darf nämlich nie vergessen,

daß es eine herrschende liberale Staatslehre in England bis jetzt nicht gegeben hat.

Wer die Geschichte der Wahlreform im englischen Parlamente von 1867 bis in die Einzelnheiten verfolgen wollte, der würde darin ohne Zweifel ein getreues Spiegelbild der eben beschriebenen Entwicklung wieder finden. Freilich müßte man damit alle die verfehlten Versuche einer Wahlreform mindestens von der Russel'schen Reformbill von 1860 an vergleichen. Stets war der geheime Widerwille gegen jede Ausdehnung des Wahlrechts, die politische Heuchelei beider Parteien in dieser Frage verdeckt mit einem ewigen Markten über den Census. Die Russel'sche Bill hätte den Census in den Städten von 10 Pf. auf 6 Pfund Miethe herabgesetzt und, nach der Angabe Russels, die Zahl der betreffenden Wähler um etwa 200,000 vermehrt. Das erschien der damaligen Mehrheit, insbesondere den Conservativen als ein ganz excessiver Demokratismus; die politische Macht des Parlaments — so hieß es — würde dadurch von den gemischten Classen, in denen zumal der wohlhabendere und intelligentere Mittelstand schwer wiege, wegfallen und auf eine demokratischere Volksschicht übertragen werden, deren Ueberzahl unwiderstehlich wäre.

Als daher das gleichfalls liberale Kabinet Gladstone im Jahre 1866 abermals eine Reformbill vorlegte, da ging diese Bill in der Herabsetzung des Census nur bis auf 7 Pfund. Gladstone selber äußerte darüber: der Satz von 6 Pfund Sterling Miethe würde nach den sorgfältigsten Ermittelungen 242,000 neue Wähler ergeben haben, die fast alle der arbeitenden Classe angehört hätten; diese Classe würde dann in der Gesammtzahl der fraglichen Wählerschaft von 428,000 Köpfen die Mehrheit gebildet haben. Soweit aber habe niemals eine Reformbill gehen wollen, und auf eine so große Aenderung in der Vertheilung der politischen Macht würde sich das Parlament nie eingelassen haben. Seiner eigenen Bill rechnete Gladstone es zum Verdienste an, daß

sie nur 144,000 neue Wähler schaffen würde; außerdem sollte noch etwa 60,000 städtischen Einwohnern durch verschiedene Clauseln das Wahlrecht verliehen werden, welche aber meistens nicht zur Arbeiterclasse gehörten. Trotzdem schien auch die Gladstone'sche Bill der Mehrheit des Parlaments viel zu verwegen. Die Conservativen wollten höchstens einen Census von 8 Pfund zugestehen; aber auch ein Theil der Liberalen, die sogenannten „Adullamiten", waren gegen die Bill, weil sie davon eine demokratische Ueberfluthung fürchteten. So fiel der Entwurf und das Kabinet Gladstone mit. Das neue Ministerium Derby-Disraeli aber schlug nun eine ungleich größere Ausdehnung des Wahlrechts vor und setzte seine Bill — gerade mittelst der conservativen Stimmen durch.

Man meint vielleicht, es müßte eine lange und heftige Bewegung im Schoße der Partei einer so gewaltigen Frontänderung vorhergegangen seyn. Bezeichnender Weise war dieß keineswegs der Fall. Am 11. Februar 1867 brachte Disraeli die Frage vor das Haus, zuerst in der Gestalt von Resolutionen, am 25. Februar legte er die Bill vor; dieselbe wurde wegen der tumultuarischen Eile ihrer Entstehung die „Zehn-Minuten-Bill" genannt. Und doch überbot der Entwurf alles was in der Reformfrage zuvor erhört worden war. Bis jetzt hatte man sich immer um hunderttausend neue Wähler mehr oder weniger gestritten und von einer so mäßigen Reform schon die „Amerikanisirung" der englischen Verfassung befürchtet; jetzt sollte die Disraeli'sche Bill mit Einem Schlage die Zahl der Wähler von 1,200,000 auf 2,447,365 bringen. Ueberdieß führte die Bill bezüglich des Census ein ganz neues Princip ein, das um seiner Elasticität willen ganz besonders gefährlich hätte erscheinen können — nämlich das „Haushalter-Wahlrecht"; und auch dieses Wagniß gelang dem conservativen Minister.

Bisher hatte es sich bei der Frage nach dem Census immer nur gehandelt um die mehr oder minder große Summe

der Hausmiethe oder Hausrente. Davon ging Disraeli ab; er nahm als Basis des städtischen Wahlrechts nicht mehr die Miethe oder die Rente an, sondern den persönlichen Beitrag zu den Gemeindesteuern oder zur Armentaxe. In seiner Bill haben daher die 6 Pfund Sterling eine ganz andere Bedeutung als weiland in der Russel'schen Reformbill. Es kam noch eine ganze Reihe anderer Erleichterungen hinzu, wie namentlich die Aufhebung der Small Tenements Act. Durch dieses Gesetz war, zur leichtern Erhebung der Abgaben, die Einrichtung getroffen worden, daß bei den Miethern kleiner Häuschen die Taxen gleich zur Miethe geschlagen wurden, so daß der Eigenthümer der alleinige Steuerzahler war und der Miether mit dem Taxregister gar nicht in Berührung kam. Durch die Aufhebung dieser Maßregel ward die Zahl derjenigen welche direkt Steuer bezahlen, und somit die Zahl der Wähler sehr namhaft, wie man sagte, um mehr als das Dreifache vermehrt. Trotz allem Dem blieb nun zwar die englische Wahlreform weit zurück hinter dem continentalen Begriff des „allgemeinen direkten Wahlrechts mit geheimer Stimmgebung." Aber nichtsdestoweniger war die Disraeli'sche Bill für die englischen Zustände eine politische Revolution von immenser Tragweite, die zwölf Monate vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte.

Disraeli hatte den Kunstgriff gebraucht von Anfang an zu erklären, daß die Reform nicht ein Parteiwerk seyn solle, sondern eine unumgängliche Pflicht gegenüber dem Land, welcher Ministerium und Parlament gemeinsam genügen müßten. So fing er die Liberalen in ihrem eigenen Garn und den überrumpelten Conservativen wußte er — freilich gelang dieß nicht bei allen, woher eine Spaltung unter der Partei bis heute fortdauert — einzureden, daß man jetzt aus Parteiinteresse liberaler seyn müsse als die Liberalen. Auch hing er sich keineswegs hartnäckig an seine Vorschläge im Einzelnen an. Während bis jetzt jedes Pfund St. mehr oder weniger, jede irgend bedeutendere Bestimmung einer Reform-

bill zur Kabinetsfrage erhoben worden war, ließ Disraeli sich Amendement über Amendement gefallen. Er hatte für größere Steuerzahler das doppelte Wahlrecht verlangt und gab es auf; er hatte den Zimmereinwohnern das Wahlrecht verweigert und er gewährte es; er hatte eine Wohnzeit von zwei Jahren ausbedungen und setzte sie auf ein Jahr herab; ja er hatte sich von der Opposition den Census für die Grafschaften von 14 bis auf 12 Pfund herabdrücken lassen. Kurz, von den 61 Artikeln der Bill sind nur vier in der ursprünglichen Fassung geblieben und nicht weniger als 41 enthalten wesentliche Aenderungen des Entwurfs und Zusätze von Seite der Opposition.

Man fragt mit Recht, wie es denn nur gelingen konnte die conservative Partei für eine solche Abkehr von ihren still und laut bekannten Grundsätzen zu gewinnen? Eine äußerliche Ursache lag ohne Zweifel in dem mächtigen Anwachsen der „Reform-Liga", welche mehr und mehr die Arbeitermassen in ihre Kreise hineinzog. Eben damals folgte Eine Massendemonstration der andern. Es war mit Händen zu greifen, daß eine gründliche Reform nicht lange mehr verzögert werden könne; und warum sollten die Tories sich die schönste aller Gelegenheiten entwischen lassen zur Befestigung ihres alten Ruhms, daß alle großen Staatsreformen nicht durch die liberale oder Whig-Partei, sondern durch die conservative oder Torypartei durchgeführt würden? Zugleich lag aber der Gedanke an die Zukunft nahe, daß es für diese Partei früher oder später geboten seyn werde ihre Stütze in der breiten Masse des Volkes zu suchen; und das mag den Ausschlag gegeben haben.

Die Reformbill war noch nicht vollständig durchberathen, man stritt sich noch heftig über die Vertheilung der 45 neu zu placirenden Parlamentssitze zwischen Stadt und Land, als Lord Derby und Disraeli bereits ihre geheimsten Gedanken in außerparlamentarischen Reden darlegten. Sie rühmten sich die wahren Führer der Demokratie zu seyn;

sie vindicirten dem Torythum den fortschrittlichen und
okratischen Beruf gegenüber dem „reaktionären Liberalis-
s“. Schon früher hatte ein angesehenes Mitglied der
:tei, Mr. Henley, geäußert: wenn doch einmal eine Herab-
ung des Census stattfinden solle, so möge man nur gleich
t weit gehen, „weil die untern Volksclassen den Conserva-
n günstiger seien als die mittlern.“ In demselben Sinne
ib der radikale Philosoph Stuart Mill im Parlamente
st gegen Disraeli den Vorwurf: „Die Politik des sehr
:nwerthen Herrn ist, unsere Institutionen zu reconstruiren
dem Princip der Demokratie geführt durch die Grund-
tokratie, und seine Bill ist so schlau ersonnen, daß sie
:r großen Zahl abhängiger, aber einer kleinen Zahl un-
ängiger Arbeiter das Stimmrecht gibt.“

Gewiß ist der hier angedeutete Gegensatz zur Zeit und
ientlich im gegenwärtigen Parlament latent. Aber es ist
ifo gewiß, daß die unausweichliche Umgestaltung der zwei
jen Parteien nicht nach politischen, sondern nach socialen
tiven vor sich gehen wird. Ihre hergebrachte Politik hat
ausgelebt, sociale Gesichtspunkte werden an die Stelle
en müssen. Das ist auch gemeint, wenn schon vor zwei
ren ein gewisser Hopkins, in seinem Buche über den
tisch-socialen Umschwung in Altengland erklärte: „In
jeren Bewegungen stützte man sich auf verbriefte consti-
onelle Rechte, die heutige Bewegung bezweckt den noch
ntwickelten und vernachlässigten Volksrechten gesetzliche
tung zu verschaffen; eine neue Classe verlangt die Herr-
ft im Staate.“

Zur Zeit ist im Parlamente die Mittelclasse, die soge-
nte Bourgeoisie, noch mächtig, und zwar gerade in Folge
Wahlreform mächtiger als zuvor. Man verdankt diesem
stande die ernstliche Inangriffnahme von Fragen vor wel-
die aristokratischen Parteien wohl noch lange zurückge-
eckt wären, wie die von der irischen Staatskirche, vom
hen Pächterrechte, vom Schulwesen der gesammten Nation.

Aber man sieht auch auf den ersten Blick, daß schon
Fragen im Grunde eminent socialer Natur sind, und
einem richtigen Altengländer sicher nicht zu verargen,
er dahinter den Socialdemokratismus mit aller seiner
lauern und an den Grundfesten der Verfassung rütteln

Als die Reformbill perfekt geworden war, da
die ärgsten Besorgnisse vor den Elementen welche da
Wahlrecht in das Parlament bringen würde, weit ver
Jedenfalls war Jedermann begierig auf die erste Pr
Reform. Und die Gelegenheit ließ bekanntlich nicht la
sich warten. Die Liberalen unter der Führung Gla
setzten, um dem Kabinet Derby-Disraeli ein Bein zu
eine große Agitation wegen der irischen Kirchenfra
Werk, darüber kam es zur Auflösung des Parlamen
die Neuwahlen vom November 1868 brachten eine so
Majorität von Gegnern der Tory-Regierung in das
der Gemeinen, daß die letztere abermals einem Kabine
stone weichen mußte.

Aber von den gefürchteten Elementen kam ni
einziger Vertreter in das Parlament. Aus der Arbeite
waren mehrere Candidaten aufgetreten; sie alle fielen
obwohl die Arbeiterverbände in zahlreichen Massendem
tionen gegen Disraeli und für die liberale Agitation
treten waren. Ebensowenig reussirte auch nur ein
von den Führern der Reform-Liga. Auch von den
hörigen der religiös-radikalen Partei wurde keiner g
Die neue Versammlung zählte 210 mehr oder weniger
kratische Mitglieder wie zuvor, ungefähr hundert a
Militärstande und hundert aus der Advokatur, endlic
fähr 130 Industrielle und Geschäftsleute. Blätter
Times jubelten denn auch: da sehe man ja, daß die R
bill eigentlich gar nicht nöthig gewesen wäre, denn
stand des Parlaments werde nun so ziemlich derselb
wie vor der Reformbill. Namentlich als Debatters er
ungefähr die alten Namen wieder.

. Aeußerlich ließ sich das nicht läugnen, aber innerlich r die Behauptung der Times um so unrichtiger. Abgesehen von, daß die erste Probe welche die Reformbill eben abge- t hatte, über deren Wirkung nicht endgültig entscheiden nnte, weil die religiöse Frage hiebei den mächtigsten Ein- ß geübt hatte: so kennzeichnete sofort ein anderer Umstand Charakter der neuen Vertretung. Gladstone nämlich nnte sein Kabinet nicht bilden, ohne den bekannten John ight zu demselben beizuziehen, einen Mann über dessen ssiven „Amerikanismus" und heimlichen Republikanismus ng Altengland noch vor zehn Jahren die Hände über dem pf zusammengeschlagen hatte, der aber in Wahrheit nichts iter ist als der consequenteste Vertreter der Bourgeoisie- litik. In England freilich gilt oder, um mich genauer szudrücken, galt das schon für „radikal". Die Allianz adstone-Bright war aber nichts Anderes als die Grab- ung des specifisch-englischen Liberalismus, wie er durch die hig-Partei vertreten war und in Russel-Palmerston ne letzten Koryphäen besessen hatte.

Nachdem der Toryismus als regierende Partei eigentlich on mit Disraeli's Reformbill zu Ende gegangen war, so nnte man mit Wahrheit sagen, daß nunmehr die alte hule der englischen Politik in ihren beiden Abtheilungen llständig vom Schauplatze abgetreten sei. Aber „Jung- gland" war deßhalb doch noch nicht an der Reihe. Dazu re wenigstens noch Eine Probe der Reformbill nöthig und mentlich die Verminderung der Wahlkosten durch Einfüh- ng der geheimen Stimmgebung. Solange die Wahlen ffenhaft Geld kosten, wird die Bourgeoisie immer im Vor- il seyn. Dann erst, wenn nicht mehr das Geld bei den glischen Wahlen eine ebenso große Rolle spielt wie die formbill selbst, dann erst wird sich zunächst das große litische Problem entscheiden, welches der Canadier Todd gestellt hat. „Eine Regierung", sagt er, „die dem leisesten unsch des Hauses der Gemeinen nachgibt und nachgeben

muß, ist nur solange möglich, als dieses Haus der Gemei[illegible]
das Organ einer gebildeten Minorität ist. Solchen Ein[illegible]
auf die Regierung hat noch niemals in der Weltgeschi[illegible]
eine Legislative ausgeübt, die von der niedern Classe [illegible]
wählt ist."

Jung-England ist noch nicht am Ruder, aber es [illegible]
vor der Thüre. Das ist der kurze Inhalt der inner[illegible]
schen Wendung im Inselreich, und mit dieser Wendung [illegible]
England auf eine Ausnahmsstellung in staatsrechtlicher [illegible]
ziehung einzunehmen. Bis jetzt war das politische Al[illegible]
des Continents kaum anwendbar auf die englischen Ver[illegible]
nisse; allmählig dürfte nun die Zeit kommen, wo die [illegible]
lichkeiten größer seyn werden als die Verschiedenheiten [illegible]
schen England und einem continentalen Staat.

XLIV.

Der Codex diplomaticus Cavensis.

Der Sturm welcher in den letzten Decennien Itali[illegible]
erschütterte und so manche tausendjährige kirchliche Stift[illegible]
zertrümmerte, hat auch die beiden Benediktiner-Abtei[illegible]
Monte Cassino und Cava betroffen. Doch ist es [illegible]
Freunden der historischen Wissenschaft gelungen, die Archi[illegible]
schätze dieser beiden Gotteshäuser insoweit zu retten, [illegible]
einigen Benediktinern gestattet wurde unter Leitung ein[illegible]
Abtes in den gottgeweihten Räumen zu verbleiben und al[illegible]
Conservatoren sich zu bethätigen. Diese haben es sich z[illegible]
Aufgabe gesetzt, die ihnen anvertrauten Archivschätze durc[illegible]

usehen, zu bearbeiten und durch den Druck theils im Wortaut theils im Auszug bekannt zu machen.

Monte Cassino ist reich vorzüglich an Bullen und iese werden nun durch das *Bullarium* veröffentlicht. Cava it reich vorzüglich an Urkunden des Mittelalters und diese ollen durch den *Codex diplomaticus* jetzt mitgetheilt werden.

Das Tabularium Cavense hat immer eine der ersten Stellen unter den Geschichtsquellen Europa's eingenommen; amentlich bilden seine lombardischen und normannischen Schriftstücke eine in ihrer Art einzige Sammlung, ohne velche es unmöglich ist diese Epoche mit chronologischer Gewißheit zu behandeln, und die Daten sowohl in Beziehung uf die allgemeine Geschichte als in Beziehung auf einzelne Städte, Familien 2c. festzustellen. Auch für die Wissenschaft es Rechts und der Staatsökonomie bietet dieses Tabellarium roßes Interesse; mehr als 20,000 Pergament-Akten geben Aufschluß über die lombardische Gesetzgebung bezüglich des öffentlichen und privatlichen, staatlichen, kirchlichen und amiliären Lebens; sie bilden das reichhaltigste Formularium angobardicae legislationis über Immunitäten, Privilegien, Zölle, Eheverträge, Handels- und Geldverhältnisse und das esammte Gerichtswesen. Auch liegt auf der Hand, daß ieses Tabellarium dem Philologen eine reichliche Ausbeute ür seine sprachlichen Forschungen gewährt, indem er in dessen Schriftstücken den Fortschritt von dem barbarisirten Latein is zur Sprache Dante's stufenweise verfolgen kann.

Der Codex diplomaticus Cavensis wird von dem Abte de Rogerio und den P. P. Morcaldi, Schiani, de Stefano, Bonazzi und Sanfelice und zwar 1) in diplomatischer, 2) in paläographischer und 3) in historisch-kritischer Richtung bearbeitet und in 7 bis 8 Bänden herausgegeben. Die Geschichte des Gotteshauses und des Archivs von Cava, die Chronologie er lombardischen Fürsten 2c. bilden die Einleitung; dann olgen die Pergame, Bullen und Diplome der älteren und die wichtigern Schriftstücke der jüngern Jahrhunderte im

Wortlaut und die übrigen Akten in Regesten; jedem Abschnitt wird ein chronologisches Urkundenregister vorausgeschickt.

In paläographischer Beziehung werden dem Codex Sigille, Monogramme, lateinische, griechische, arabische Autographe, seltene lombardische, amalfische und normannische Schriftzüge, Facsimiles seltener Handschriften aus dem 8., 9. und 10. Jahrhundert und Bilder beigegeben. Historisch-kritische Anmerkungen erleichtern das Verständniß einzelner Urkunden, und bezeichnen die Quellen zu weitern Nachforschungen. Ein vollständiges Personal- und Orts-Register für jedes Jahrhundert fördert die Nachschlagungen.

Diese wenigen Notizen genügen, um über die Wichtigkeit und den Plan dieses Unternehmens Auskunft zu ertheilen und den Codex diplomaticus Cavensis der Aufmerksamkeit der Geschichtforscher sowie der Archiv- und Bibliothek-Direktoren zu empfehlen *).

*) Das Programm ist bei Marianus Lombardi zu Neapel im Druck erschienen und auf das Werk kann in der deutschen Buchhandlung von Detken (piazza di plebiscito) in Neapel subscribirt werden. Der Band wird circa 25 bis 30 Franken kosten. Zur Sicherung des Unternehmens sind 2 — 300 Subscribenten erforderlich; bereits sind mehrere Subscriptionen eingegangen und von höheren Seiten wurden freiwillige Beiträge zur Deckung der Herstellungskosten unterzeichnet.

XLV.

Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.

Die unter diesem Titel von Dr. Heinrich Brück, Professor zu Mainz, dargestellte Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz *) ist für die Katholiken so lehrreich, daß ein gedrängter Auszug aus dem wichtigen Werke, vermehrt mit der Darlegung der Thatsachen welche Referent miterlebt hat, ihren Lesern erwünscht seyn dürfte.

„Wenn man die Gleichberechtigten nicht bedrückt, so gibt das eine stärkere Macht, als die Uebergriffe welche man sich im Hochmuth des Glücks bei der Bedrängniß Anderer erlaubt." Dieser Satz des Thucydides, welchen der Verfasser der „katholischen Zustände in Baden" (Regensburg, Manz 1841) an die Spitze seines Buches gestellt hat, wurde mehr oder weniger von den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz mißachtet, von der badischen Regierung aber gegenüber den Katholiken selten oder fast nie beachtet. Die hier herrschende Beamtenkaste behandelte die Katholiken seit 1771, 1803 und 1806 als Besiegte, die katholische Kirche als eine dem Staatsmechanismus unterstehende Polizeianstalt. Sie

*) Mainz bei Kirchheim 1868. 567 Seiten.

sollte ohnehin auch in ihren Fesseln nur noch so lange bestehen, bis (wie sich das erste badische Constitutions-Edikt von 1807 ausdrückt) „die von den Reformatoren gewünschte völlige Religionsvereinigung zu Stande kommt.“

Der am Ende des vorigen und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts insbesondere in Deutschlands kleineren Staaten herrschende Staatsabsolutismus kümmerte sich um das bestehende Recht so wenig, als er die Freiheit achtete. Was die autokratischen Bourbonen und Napoleon „sungen“, das zwitscherten die kleinen deutschen Jungen. Der beschränkte Unterthanenverstand, der Mangel an Freiheits- und Rechtsgefühl, der Ueberfluß an Religions- und Charakterlosigkeit; andererseits der durch den Josephinismus verweltlichte Klerus machte das bureaukratische System, die Willkürherrschaft jener unter sich versippten Beamtenhierarchie möglich. Das Uebel kann nur durch das Erwachen des germanischen Volksgeistes, des Sinnes für Recht und Freiheit eines Jeden, durch das Ermannen der Kirche, der Geistlichen und der übrigen im Volke noch existenten lebensfähigen Stände beseitigt werden.

In keinem deutschen Lande trat die staatliche Bevormundung der Kirche schroffer auf als in Baden. Und doch ist hier die freie katholische Religionsübung, die Freiheit der Kirche gerade in den internationalen Verträgen garantirt, wodurch die katholischen Landestheile ($^2/_3$ des jetzigen Großherzogthums) an das protestantische Baden-Durlachische Haus gekommen sind. Die Abneigung desselben, insbesondere der Baden-Durlachischen Beamten gegen die Katholiken war schon der letzten baden-badischen Markgräfin bekannt. Das beweist das Testament, worin diese katholische Fürstin ihrer Besorgniß vor Beeinträchtigung der Rechte und Stiftungen ihrer katholischen Unterthanen durch ihren protestantischen Herrn Vetter den klarsten Ausdruck gibt.

In diesem Testament werden die Ordinarii der Markgrafschaft Baden-Baden, die Bischöfe von Straßburg und Speyer zu Erben ihres über 200,000 fl. betragenden Nach-

lasses ernannt und überdieß 25,000 fl. als Legat zu einer Syndicatsstiftung ausgeworfen. Ihr Nachlaß, die sogenannte Maria-Viktoria-Stiftung ist nach dem Willen der Stifterin außer der von ihr gegründeten klösterlichen Mädchenschule zu einem Priester- und kirchlichen Lehrerseminar, zur kirchlich-katholischen Heranbildung der Jugend bestimmt. Die berührte Syndicatsstiftung ordnete sie und der letzte katholische Markgraf, ihr Gemahl August Georg, an zur Vertheidigung der Rechte der badischen Katholiken gegen die baden-durlachische Regierung. Da der protestantische Markgraf ihr keine Sicherheit bot, daß ihre Stiftung als eine katholisch-kirchliche erhalten werde, übergab sie dieselbe dem österreichischen Kaiserhause. Leider hat sie Kaiser Franz 1808 an Baden ausgeliefert. Seitdem steht die Maria-Viktoria-Stiftung unter der Leitung und Verwaltung der badischen Regierung. Trotz der Reklamationen z. B. in der Ständekammer von 1831 und 1833 wird dem Erzbischof und den Katholiken keine Controle und nicht einmal Einsicht in die Verwaltung und Verwendung dieser Stiftungen gegeben. Nur so viel ist bekannt, daß die erwähnte Syndicatsstiftung seit 1827 unsichtbar geworden ist, die Kaplaneistiftung für Baden mit 8000 fl. noch nicht realisirt, sondern dem Lyceum in Rastatt incorporirt, die Seminarstiftung nicht existent und dem Erzbischof nicht ausgefolgt wurde, vielmehr theilweise zu — Pensionen oder Gratialien für Staatsbeamten-Wittwen verwendet wird.

Der zwischen dem letzten katholischen Markgrafen von Baden-Baden und dem protestantischen von Baden-Durlach abgeschlossene Erbvertrag vom 28. Jan. 1765 hatte bezüglich der Katholiken das gleiche Schicksal wie die später zwischen dem Baden-Durlachischen Hause und der Kirche abgeschlossenen Verträge. In jenem Vertrag, wodurch die katholisch badischen Lande an Baden-Durlach kamen, und beim Antritt der Regierung über die „Baden-badische Lande" sicherte Markgraf Karl Friedrich den Katholiken am 23. Oktober 1771 zu, daß sie „ungehindert und zu allen Zeiten ungestört bei der katho-

lischen Religion verbleiben, keiner von Unserer Dienerschaft umb gedachter Religion willen andern nachgesetzt werden solle. Wie im gedachten Erbvertrag die Anordnung geschehen, sollen denen Katholischen alle ihre Kirchen, Schulen, Hospitäler und andere milde Stiftungen gelassen werden"*). Die Note des französischen Ministers Champagny an den oben erwähnten Markgrafen, späteren Großherzog Karl Friedrich beweist, wie die Katholiken sich über Zurücksetzung im Staatsdienst beschwerten. Erst auf die siegreichen Klagen der katholischen Magistrate von Baden=Baden und Rastatt bei dem Reichshofrath gegen die Leitung der katholischen Stiftungen durch die protestantischen Regierungscollegien erließ Markgraf Karl Friedrich 1790 das Rescriptum und Postscriptum an sein Hofrathscollegium, wonach unter anderm das katholische Stiftungsvermögen unter Mitwirkung des Bischofs von katholischen Behörden verwaltet werden soll.

Der Reichsdeputations=Hauptschluß und der Preßburger Friede hat das jetzige Großherzogthum Baden geschaffen, aber zugleich die Freiheit der Kirche in Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, die freie Religionsübung der Katholiken und „jeder Religion den Besitz und Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts, Schulfonds" und der Wohlthätigkeits=Stiftungen garantirt.

Die beim Antritt der katholischen Landestheile erlassenen badischen Grundgesetze, das Organisations=Edikt von 1803 und das Constitutions=Edikt von 1807 wiederholten diese Garantien des Westfälischen Friedens und Reichsdeputations=Hauptschlusses. Inhaltlich dieser badischen Gesetze soll „jede Kirche alles dasjenige Eigenthum, das sie dermalen besitzt, behalten. Solches Vermögen kann weder für bloße Staatszwecke, noch für Bedürfnisse anderer Religionsverwandten und nur nach Ermessen der Kirchengewalt . . . zu andern Kirchenzwecken verwendet werden." Aehnliche, wenn auch nicht so bündige

---

*) Freiburger Diöcesan=Archiv. Freiburg 1869. IV. Bd., S. 310.

und für die Katholiken günstige Zusicherungen wurden 1803 auch von dem König von Württemberg, den hessischen und nassauischen Fürsten gemacht*). In Kurhessen wurden sie treu, in Baden am wenigsten erfüllt.

Der erste Sturm, welchen die durch Napoleons Gnaden aus den Trümmern des von ihnen verlassenen deutschen Reichs groß gewordenen Fürsten Süddeutschlands gegen die Kirche unternommen haben, galt den Klöstern. Württemberg und Baden konnten die Entscheidung des französischen Protektors über ihre neuen Landesgrenzen nicht abwarten und nahmen gleichzeitig von den Klöstern des Schwarzwaldes Besitz. Allerdings wütheten die badischen Bureaukraten nicht so grausam gegen die Religiosen wie die damalige Illuminaten-Regierung in Bayern, welche kranke und altersschwache Mönche und Nonnen über Nacht und ohne irgend zureichende Pension aus den Klöstern jagte und in den Kirchen wie Heliogabal hauste**). Die badische Regierung hat aber alle Klöster säkularisirt, obgleich sie aus den incamerirten Hochstiften mehr als eine andere „entschädigt" wurde. Eine Anzahl Klosterkirchen wurde ruinirt oder wie die Klöster zu Kasernen, Fabriken 2c. verwendet, sogar aus den Klosterkirchen welche zugleich Pfarrkirchen waren, wurden die kostbarsten Paramente, Monstranzen, Kelche u. s. w. nach Karlsruhe zu nichts weniger als kirchlichen Zwecken gebracht.

Man hoffte, so schreibt der letzte Abt (Ignaz Speckle***) von St. Peter bei Freiburg, daß das von den Herzogen von Zähringen gestiftete Benediktinerkloster St. Peter, in dessen Kirche die Gebeine der Berthold von Zähringen ruhen, von ihrem ersten Nachkommen welcher den Titel der Herzoge von

*) v. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz (Tübingen 1863) S. 39 ff.

**) Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen XII. 343.

***) Braun, Memoiren des Abts Speckle (Freiburg, Dilger 1870) S. 238.

Zähringen wieder führte, von Großherzog Karl Friedrich, erhalten würde. Aber der Zeitgeist („der Herren eigener Geist"), so äußerte dieser Fürst, dulde das Fortbestehen auch dieses Klosters nicht. Abt Speckle schildert das Verhalten der Regierungsagenten bei der Aufhebung dieser Stiftung der Zähringer dahin: „die Behandlung von Seiten Badens ist immerfort erniedrigend und habsüchtig."

Es wäre ein Akt des Wohlwollens gegen die Katholiken gewesen, wenn der protestantische Landesfürst wenigstens einige Klöster hätte bestehen lassen. Die Staatskasse hätte bei der Verschleuderung so vieler Werthsachen davon keinen irgend erheblichen Verlust gehabt; aber der „Zeitgeist" duldete eben keine „ächten Klöster" (wie Herr Jolly sie nennt). Abgesehen von den Frauenklöstern, deren Vermögen indessen fast durchweg gleichfalls säkularisirt wurde, hatten die süddeutschen Fürsten keine Rechtspflicht übernommen, die Klöster nicht anzutasten. Sie erfüllten aber auch die übernommenen Rechtspflichten gegen die Katholiken fast durchweg nicht.

Gemäß den Bestimmungen der Reichsdeputation von 1802 *) sollte eine Aenderung an den reichsgesetzlichen Rechten der Katholiken nur mit Zustimmung der Kirchengewalt und „auf reichsgesetzliche Art" bewirkt werden. Der König von Württemberg hat 1807 diesen Weg betreten, indem er durch ein Concordat mit dem heiligen Stuhl die katholischen Verhältnisse regeln wollte. Napoleon I. wußte diese Verständigung zu hintertreiben. Derselbe König von Württemberg ließ wenigstens anfänglich die nationalkirchlichen Neuerungen Wessenbergs nicht zu, indem er erklärte, er wolle „den Katholiken sein Versprechen der freien Religionsübung halten"**). Die Intoleranz gegen die Katholiken ist eben nicht Tradition

*) Protokoll der Reichsdeput. Bd. I. S. 49, 354. II. S. 523.
**) Braun, Memoiren rc. S. 284.

der württembergischen Dynastie, wenigstens seit dem vorigen Jahrhundert.

Wir bedauern, daß Herr Professor Brück die kirchlichen Rechtsverhältnisse und katholischen Zustände in der oberrheinischen Kirchenprovinz vor und nach der Säkularisation und bis zur Eröffnung der Frankfurter Conferenzen (1802 bis 1818) nicht einläßlich dargestellt hat. Gerade in diesem Zeitraum des unbeschränkten Fürsten- oder Bureaukraten-Absolutismus wurde das System der kirchlichen Staatsbevormundung, oder vielmehr der Regierung der Kirche durch den Staat eingeführt, die „miserrima servitus intemeratae Sponsae Jesu Christi", wie Pius VIII. in dem bekannten Breve vom 30. Juni 1830 das auf die Regierung angewendete protestantische Territorialsystem nennt. In jener Zeit wurden die Versuche der Amalgamirung der Katholiken und Protestanten zu Einer Landeskirche insbesondere in Baden gemacht. „Die Katholiken werden aus Gnade geduldet, sie haben kein Recht ihrer religiösen Existenz, es liegt in der Willkür der Regierung denselben alle confessionellen Rechte zu entziehen, und die seitherige Geschichte beweist, daß die betreffenden Staatsbehörden auf diesen Zweck hinarbeiten." Mit diesem Urtheil schließt ein badischer Katholik*) die Geschichte der damaligen katholischen Zustände ab.

Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz hatten zwar im §. 35 R. D. H. die „feste und bleibende Ausstattung der Domkirchen" aus dem säkularisirten Kirchenvermögen versprochen, aber auch dieses Versprechen wurde erst durch die Convention von 1821 und 1827 erfüllt. So waren die Diöcesen seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts verwaist. Die Generalvikariate, welche die bischöfliche Jurisdiktion ausüben sollten, wurden großentheils mit schwachen oder josephinisch-febronianistisch gesinnten Geistlichen besetzt und die Regierung der Kirche führten die landesherrlich be-

*) Die katholischen Zustände in Baden (Regensburg 1841) S. 57.

stellten Kirchenräthe. Der Staat regierte, aber die Kirche — protestirte nicht. Außer dem Protest des Erzbischofs von Trier war es in dieser „kaiserlosen schrecklichen Zeit“ der heilige Stuhl allein, der vergebens die Restitution der kirchlichen Rechte verlangte*).

„Wäre es doch nur der Bureaukratismus und die Intoleranz einzelner Regierungen gewesen, gegen welche die Kirche zu kämpfen hatte; allein sie ernährte an ihrem eigenen Busen ihre Gegner“ (Brück S. 3). Der Emser Congreß, die Bestrebungen übermüthiger Kirchenfürsten die deutsche Kirche von Rom loszureißen, das protestantisirende System eines Hontheim und die josephinische Erziehung des Klerus hatte seine bösen Früchte getragen. Mit den glaubenslosen, freimaurerischen Geistlichen wie den Oberkirchenräthen Koch, Brunner, Häberlin wetteiferten die Josephiner Wessenberg, Werkmeister und die servilen Staatspfaffen, um die Leitung der Kirche den Staatsbehörden zu unterstellen. So berichten die Memoiren des Abts Speckle (S. 297), daß der von Kaiser Joseph II. berufene geistliche Professor Schwarzl an der theologischen Fakultät Freiburg der erste gewesen sei, welcher beim Einzug der Franzosen den Ruf: vive la nation angestimmt, der toskanischen und badischen Herrschaft kurz nacheinander gleich begeistert gehuldigt habe. Welche Summe von unmännlicher Kriecherei zeigte eine Reihe wessenbergischgesinnter Pfarrer z. B. bei den gegen die Rubriken für den Großherzog Karl Friedrich 1811 abgehaltenen Exequien und Leichenpredigten.

Die Wessenberg'schen Lehren, die wässerigen Neuerungen dieses Mannes insbesondere betreffs des Cultus und der Disciplin**), seine nationalkirchlichen Bestrebungen wirkten nicht bloß auf den Klerus, sondern auch auf das Volk sehr nachtheilig. Daher datiren die Stürme gegen den Cölibat

*) v. Longner a. a. O. S. 51 ff.

**) Er dispensirte z. B. die Geistlichen vom jejunium ante celebr. S. Miss. und vom Breviergebet, cf. Longner a. a. O. S. 395 ff.

und die religiöse Lauigkeit und Gleichgiltigkeit des katholischen Volkes, welches zuerst mit Schmerz über das unkirchliche Gebahren so mancher Geistlicher, wie uns Speckle (S. 296) berichtet, bemerkte: „wir müssen halt lutherisch werden.“

In der That haben die hessischen Regierungen, weil in Mainz und Fulda die Generalvikariate die Rechte der Kirche vertheidigten, nicht so sehr in dieselben eingegriffen, als dieß in Nassau und Baden der Fall war, wo Wessenberg und Koch in ihrer Opposition gegen Rom sich auf die Staatsregierung stützten und von dieser als Werkzeuge gegen die Kirche protegirt und benützt wurden.

Wie kraft- und willenlos die Generalvikariate gegenüber den Regierungen waren und wie sie die Kirchendiener als Staatsagenten behandeln ließen, zeigt z. B. die ohne Widerrede durch einen Machtspruch der Regierung geschehene Entfernung (privatio beneficii) des Pfarrers Dereser von Karlsruhe. Derselbe sprach in seiner am 1. Juli 1811 in der Stadtpfarrkirche in Karlsruhe gehaltenen Trauerrede für den verstorbenen Großherzog Karl Friedrich von der Fürstentugend der sogenannten politischen Toleranz der Confessionen. Er erwähnte, daß vor 1712 die katholische Gottesverehrung in der Markgrafschaft Baden-Durlach gänzlich verbannt war, der duldsame Markgraf Karl den Katholiken eine Scheuer zur Gottesverehrung angewiesen habe. Dagegen ergingen beim Antritt der Regierung durch Karl Friedrich 1746 Verordnungen, welche die Ausrottung der katholischen Religion in den badischen Landen zur Folge würden gehabt haben, hätte nicht Karl Friedrichs Weisheit und Güte ihre Wirkung gelähmt. „Möge Sein Geist dem Thronfolger zurufen: vergiß nicht, daß Du als Fürst allen Confessionen gleichen Schutz und unparteiische Gerechtigkeit schuldig bist, gestatte Deinem Glauben keinen Einfluß auf die Wahl und Achtung Deiner Diener“*). Solche Wahrheiten durfte und darf man aber in

*) Die Predigt ist im Freiburger Diöcesan-Archiv IV. 343 abgedruckt.

Baden nicht sagen, wenn man nicht wie Dereser nach Rastatt kommen will.

Die Regierungen begnügten sich nicht mit „Staatsgeistlichen", welche als Handlanger der sogenannten aufgeklärten Bureaukratie das Volk immer weicher und passiver machen sollten. Der Bevormundungsstaat fühlte sich auch durch die staatliche Regierung der Kirche vermittels der Kirchenräthe noch nicht sicher genug. Hofbischöfe oder, wie Herr Jolly solche Staatsmiethlinge nennt, „Friedensbischöfe" sollten creirt werden und die bureaukratische Allgewalt durch eine Staatsreligion und Staatskirche befestigen helfen. Der heilige Stuhl sollte das Gebäude krönen, die Diöcesen errichten, in welchen das staatskirchliche System unter Beihilfe der Friedensbischöfe durchgeführt werden könnte. Insbesondere in Baden wollte die Regierung an die Stelle der Generalvikariate Bruchsal und Constanz Ein Erzbisthum setzen. So führte der Weg nach Rom, weil nur durch den Papst die Errichtung der Erzdiöcese ermöglicht werden konnte.

Die zweite Periode der Leidensgeschichte der süddeutschen Katholiken von der Eröffnung der Frankfurter Conferenzen bis zum Abschluß der Vereinbarung mit dem heiligen Stuhl 1818 — 1827 wird von Professor Brück sehr eingehend und mit sorgfältigster Benützung der ihm wie kaum einem Andern zu Gebot stehenden Akten dargestellt (S. 9—112). Der uns zugemessene Raum gestattet uns nur, einen summarischen Ueberblick aus dieser sitten- und rechtshistorisch so interessanten Darstellung zu geben.

Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz verhandelten durch ihre staatskirchlich gesinnten Repräsentanten in Frankfurt über die Grundzüge einer Vereinbarung mit Rom. „Es befand sich unter diesen Abgeordneten kein einziger von ächt kirchlichen Grundsätzen durchdrungener Mann. Württemberg wurde durch Freiherrn v. Wangenheim, v. Schmitz-Grollenburg, v. Blomberg und durch den späteren Domdekan v. Jaumann vertreten. Der Großherzog von Baden sandte den stark

zum Schisma hinneigenden Staatsrath v. Ittner*) und geistlichen Rath Dr. Burg, Hessen den geheimen Referendar v. Wreden, einen Vertheidiger des Emser Congresses, Kurhessen Regierungsrath Ries und Nassau den Oberschulrath Koch." Den kirchenfeindlichen Schriften des letzteren, Werkmeisters und Wessenbergs sind die Grundzüge entnommen.

Der Inhalt der Grundzüge wurde in zwei Aktenstücke verarbeitet: die Deklaration und das organische Statut. Das erstere wurde dazu bestimmt, durch eine Gesandtschaft dem Papst zur Annahme vorgelegt zu werden. Die Regierungen nahmen durch Staatsvertrag vom 7. Oktober 1818 die Deklaration und das Statut an und verpflichteten sich nicht einseitig mit dem heiligen Stuhl ein Uebereinkommen zu treffen. Die Gesandtschaft unterhandelte in Rom unter preußischer Vermittlung. Cardinal Consalvi erwiderte die Deklaration durch die bekannte esposizione dei sentimenti vom 10. August 1819, worin mit Schärfe, Feinheit und apostolischer Ruhe nachgewiesen wird, daß das in der Deklaration deponirte staatskirchliche System dem bestehenden Recht, der Lehre und den Gesetzen der Kirche widerspricht und die bischöfliche Weihe- und Jurisdiktionsgewalt den Regierungen überträgt. Der heilige Stuhl macht hierin zugleich die versöhnlichsten Vorschläge zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse und bezüglich der Mitwirkung der Regierung bei der Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion, insbesondere bei der Besetzung der Kirchenstellen. Hauptsächlich tritt diese Note auf gegen das in der Deklaration beanspruchte höchste fürstliche „Schutzrecht", d. h. gegen die unbeschränkte fürstliche Gewalt circa sacra, gegen die Staatserziehung der Geistlichen, gegen die Theilung der Gewalt zwischen dem Bischof und Domcapitel, gegen die Hemmung der bischöflichen Gerichtsbarkeit und die staatliche Einmischung in dieselbe und gegen das absolute

---

*) Freimaurer und durch seine Klosterstürmerei 1803—1806 bekannt. Er war früher Kanzler des Malteserordens in Heitersheim.

staatliche Veto bei Bischofswahlen, gegen die staatliche indirekte Ernennung der Bischöfe.

Die Regierungen, die eine mehr die andere weniger, wandten alle Mittel der Drohung mit Abfall, „Trennung von der römischen Kirchengewalt", und der List an. So sprach die Frankfurter Conferenz als leitenden Grundsatz der Unterhandlungen mit Rom aus: „Punkte, wo Rom durchaus nicht nachgeben will, sollen weggelassen oder nur in allgemeinen Ausdrücken gefaßt werden." In einer Instruktion für den Abgesandten der Regierungen von 1823 heißt es, „er möge durchblicken lassen, daß für die in der Sache arbeitenden Personen, insbesondere den Cardinalstaatssekretär und Msgr. Mazzio ansehnliche Geschenke in Bereitschaft seien" *).

Alle diese Mittel und Praktiken, welche zum nicht geringen Theile von Staatsgeistlichen wie Wessenberg, Burg, Jaumann und Koch angerathen wurden, führten in Rom nicht zum Ziele. Man durchschaute und kannte dort das staatskirchliche Territorialsystem, welches in der sogenannten Kirchenpragmatik seinen Ausdruck fand. Die von der Gesandtschaft begonnenen Verhandlungen zerschlugen sich, weil diese durch ihre Note vom 3. September 1819 die berührten päpstlichen Vorschläge vom 10. August 1819 ablehnte, der heilige Stuhl aber nach der Note vom 24. September 1819 auf diesen beharrte.

Die Frankfurter Conferenz trat im März 1820 wieder zusammen und im Mai 1820 wurden die „Grundzüge" in die Kirchenpragmatik und das Bisthums-Fundations-Instrument von den Regierungen einseitig aufgenommen. Weil alle von

---

*) Brück a. a. O. S. 11, 57. Schulte, System S. 186: „Gesandte deutscher Mächte" (der oberrheinischen Kirchenprovinz) „wandten alle List und Verschlagenheit an, um in unsern Tagen . . . anstatt der verbrieften Wiederherstellung der Kirchenverfassung das System des Episcopalismus dauernd zu begründen."

Rom verworfenen Sätze in diesen beiden Dokumenten wiederholt wurden, theilten sie die Regierungen dem heiligen Stuhl nicht mit, sondern nur die auf die Dotation der Bisthümer bezüglichen Instrumente wurden durch den württembergischen Geschäftsträger Kölle in Rom übergeben. Der Papst ließ hierauf schon am 16. August 1821 die Erektions- und Circumscriptionsbulle der oberrheinischen Kirchenprovinz ausfertigen. Diese wurde mit päpstlicher Note vom 20. August 1821 den Regierungen übergeben und hierin zugleich gegen das einseitige Vorgehen derselben bezüglich der streitigen Punkte Verwahrung eingelegt.

Die Regierungen aber verpflichteten sich durch Staatsvertrag vom 8. Februar 1822, daß sie nur auf gleichzeitige Besetzung der Bisthümer eingehen und die Bischöfe auf die erwähnte Kirchenpragmatik beeidigen wollten. Indessen sollte diese in Rom verheimlicht werden, wie denn auch die Regierungen durch die gemeinschaftliche Note vom 16. September 1824 in Rom erklären ließen, sie seien von der Pragmatik abgegangen*), sie wollten sie weder „als verbindliche Urkunde geltend machen noch die zu Bischöfen Designirten an dieselbe binden." Der heilige Stuhl erfuhr aber, daß die von den Regierungen designirten Bischöfe auf die Kirchenpragmatik verpflichtet wurden. Er verwarf sie deßhalb, wie er früher Wessenberg trotz seiner hohen Protektion, ungeachtet der badischen comedianti e tragedianti refüsirt hatte. So ward der badische Lieblingsplan vereitelt, den in unsern Tagen der lobhudelnde Biograph**) Mathy's, des steinernen Gastes, mit den Worten ausgeplaudert hat: „Die Versöhnung der katholischen Kirche mit der modernen Staatsordnung mag nicht durch Austritt Einzelner bewirkt werden, sondern dadurch daß sich in der Aristokratie der Bischöfe selbst . . . in

---

*) Brück a. a. O. S. 49, 51, 57 ff. 65, 80, 88.

**) Gustav Freytag, Karl Mathy, Geschichte seines Lebens (Leipzig 1870) S. 227.

irgend einer Zeit die Macht unseres Volksthums und unserer Bildung äußert." Ein Coriolan sollte Rom zerstören.

In Württemberg und den übrigen Staaten waren die Generalvikariate vom heiligen Stuhl anerkannt, des sogenannten Bisthumsverwesers Wessenberg Wahl als Capitularvikar von Constanz wurde aber vom heiligen Stuhl verworfen. Die Anhänger Wessenberg's unter dem Klerus wurden immer mehr über die wahre Sachlage aufgeklärt und fielen von ihm ab. Dazu kam, daß Großherzog Ludwig ein Regent im wahren Sinne des Wortes war und wußte, daß das Fundament der Gesellschaft, die Religion geachtet werden muß. Dieser Fürst war es denn auch, der dem traurigen Zustand der verwaisten Bischofssitze ein Ende machte. Nicht der heilige Stuhl, wie der badische Geh. Rath Herrmann meint oder vielmehr sagt*), hat die unterbrochene Verhandlung mit Baden, sondern die badische Regierung hat diese mit Rom anzuknüpfen gesucht und deßhalb die österreichische Vermittlung erbeten**) und erhalten. Angesichts der berührten Staatsverträge mit den übrigen Regierungen, welche Baden kein einseitiges Vorgehen gestatteten und weil man den Sitz des Erzbischofs in Freiburg nicht aufgeben, sich also von den übrigen Regierungen nicht trennen wollte, führte Baden seit 1824 geheime Separatunterhandlungen mit Rom.

Der österreichische Geschäftsführer in Rom, Ritter v. Genotte wurde durch Instruktion vom 18. August 1824 von Baden beauftragt, den Cardinal-Staatssekretär aufzufordern, jene „Punkte zu eröffnen welche als Basis zur Herstellung einer Kirchenverfassung angesehen werden." Das Versprechen wurde beigefügt, diese „Punkte, inwiefern sie nicht die un-

*) Das staatliche Veto bei Bischofswahl (Heidelberg 1869) S. 29 ff. Das dem Geh. Rath Herrmann gegebene Pensum findet sich in dem vom Staatsminister Jolly herrührenden Artikel der „Allgemeinen Zeitung" 24. November 1868 Nr. 329 Beilage.

**) Brück a. a. O. S. 63, 70.

eräußerlichen Souveränitätsrechte und die Rechte der prote-
:antischen Unterthanen beeinträchtigen, selber anzunehmen
.nd auch die übrigen Fürsten dazu zu bestimmen" (Brück
5. 83).

Die vier Propositionen des heiligen Stuhles, welche
päter in die Bulle ad domin. greg. custodiam aufgenommen
vurden, waren das schon 1824 erzielte Ergebniß der Con-
erenzen zwischen dem Cardinal Somaglia und dem badischen
Vertreter Genotte. Sie gelangten durch den Bericht des
etzteren vom 12. Dezember 1824 nach Karlsruhe. Die hier
gewünschten Modifikationen, insbesondere daß der Erzbischof
aus dem Diöcesanklerus zu wählen sei, wurden, wie Genotte
am 29. Mai 1825 nach Karlsruhe berichtet, in Rom ac-
ceptirt. So war schon 1825 die Vereinbarung über jene vier
Propositionen, d. h. über die Wahl des Erzbischofs, des
Domcapitels, die Seminare und die freie kirchliche Juris-
diktion zwischen Rom und Baden abgeschlossen.

Nachdem es Baden mißlungen war den heiligen Stuhl
zu bestimmen, den badischen Candidaten Münsterpfarrer Boll
als Erzbischof sofort zu bestätigen, erübrigte nur, diese Ver-
einbarung auch bei den andern Regierungen zur Annahme
zu bringen. Die badische Regierung konnte die fragliche
Bestätigung ohne öffentliche Annahme jener Propositionen
nicht erreichen. Der berührte Vertrag von 1821 und die
Erwägung, daß die übrigen Regierungen ihre Zustimmung
dazu nicht geben würden, daß die Erzdiöcese bei Baden
bleibe, wenn dieses gegen jenen Vertrag ein Separatabkommen
mit Rom abschließen würde, bestimmte Baden das Ueberein-
kommen vorerst geheim zu halten, aber die übrigen Regie-
rungen zum Beitritt zu bewegen. Hiezu hatte sich Baden
in Rom überdieß verpflichtet. Wie wurde dieses Versprechen
erfüllt?

In der badischen Depesche an Genotte vom 20. Januar
1825, worin die badische Regierung jene vier Propositionen
acceptirte, erhielt er den weiteren Auftrag: „an Seine Heiligkeit

das durch die Stellung des Großherzogs zu seinen Verbündeten motivirte Ansuchen zu richten, die vier so modificirten Propositionen mittels einer officiellen Note den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten von Baden und Württemberg als das Ultimatum des römischen Hofes über die verschiedenen Vorschläge der vereinigten Fürsten zustellen zu lassen. Seine Königliche Hoheit würde sodann die Verbindlichkeit übernehmen, sich sofort für die Annahme zu erklären, um die vereinigten Fürsten ebenfalls zur Annahme zu bewegen"*). Diesem Ansinnen entsprach der heilige Stuhl durch das an die oberrheinischen Regierungen gerichtete Ultimatum vom 16. Juni 1825.

Die Bemühungen der badischen Regierung die übrigen Höfe zur Annahme des Ultimatums zu bestimmen, blieben vorerst erfolglos. Es ist aber bezeichnend, daß die badische Regierung hiebei erklärte, die Regierungen könnten trotz der Annahme des Ultimatums „die in der Kirchenpragmatik aufgestellten Grundsätze durchführen und demzufolge durch Zurücknahme der schon ertheilten Gutheißung der kirchlichen Anordnungen (Ultimatum) unkräftig machen." Sie könnten endlich „kraft der jura principum circa sacra auf die Bischöfe und die Diöcesanverwaltung einwirken"**) die Convention nicht zu halten. Der heilige Stuhl***) ging aber auf das wiederholte Ansinnen nicht ein, den erzbischöflichen Stuhl zu besetzen, ehe die badische Regierung das Ultimatum „officiell" angenommen habe. Um letzteres ohne die schon berührte Gefahr thun zu können, bemühte sich nun Baden, den Artikel 7 des erwähnten Staatsvertrags, welcher die

*) v. Wänker, Das Recht in Bezug auf die Bischofswahlen in der oberrheinischen Kirchenprovinz (Freiburg, Herder 1869) S. 10.

**) Brück a. a. O. S. 93, 108 und die dort erwähnte Note des badischen Ministers v. Berstett an den württembergischen Minister v. Beroldingen vom 25. Juli 1825.

***) Erklärung des Cardinal-Staatssekretärs an Genotte vom 25. Sept. 1825.

hzeitige Besetzung der bischöflichen Stühle stipulirte, außer
st zu setzen. Die übrigen Regierungen merkten die Ab=
, daß Baden allein mit Rom abschließen wolle, und
zen auf sein Ansinnen nicht ein.

So erübrigte nur, daß auf Betreiben Badens die Frank=
er Conferenz im Februar 1826 wieder eröffnet wurde.
dort gefaßte Beschluß, das Ultimatum Rom gegenüber
unehmen und dennoch die demselben widersprechende Kirchen=
gmatik durchzuführen, fand in seinem ersten Theile Aus=
ck in der gemeinschaftlichen Note der Regierungen an den
igen Stuhl vom 4./7. September 1826. Der badische
nister v. Berstett machte hievon dem heiligen Stuhl durch
Noten vom 17. April und 8. Juli 1826 mit dem An=
en Mittheilung, daß Baden seiner übernommenen Ver=
chtung gemäß in Frankfurt seine Acceptation des Ulti=
ums erklärt habe: „Es ist der badischen Regierung ge=
gen, die übrigen Höfe zu dem Entschlusse zu bringen, sich
ht mehr auf die in der sogenannten Kirchenpragmatik
altenen Grundsätze berufen zu wollen (sic!!) und ihre
timmung zur buchstäblichen Aufnahme des Ultimatums
die Ergänzungsbulle“ ad dom. greg. cust. „und zu deren
likation zu ertheilen.“ Gegenüber dem Verlangen der
igen Höfe, daß dazu noch ein „ähnliches“ Breve wie an
preußischen und hannöver'schen Capitel erlassen werde,
e vergebens „der Großherzog auf die unbedingte Annahme
Ultimatums gedrungen“, indessen habe er die „Höfe von
sen und Nassau bestimmt, keine andern apostolischen
reiben zu verlangen, als in einem Sinne, der vollkommen
dem Ultimatum übereinstimmt, und die volle Freiheit
Wahl bestehen läßt.“ Am Schlusse erklärt diese Note,
Baden das in die Bulle ad dom. greg. cust. aufzu=
mende Ultimatum annehme“*).

*) Diese so wichtige Note, die des Staatssekretärs vom 2. August 1826 und 6. Januar 1827, welche Herrmann ad usum Badens. zugeschnitten hat, hätte Brück vollständig abdrucken lassen sollen.

Der heilige Stuhl erwiderte hierauf durch die Note des Staatssekretärs vom 2. August 1826: „in dem Ultimatum (der Bulle ad dom. greg. cust.) sei die Garantie enthalten, welche die Fürsten in Betreff der Capitelswahlen verlangen können. Weil aber Se. königl. Hoheit den Wunsch zu haben scheine, daß der heilige Vater, ohne weder dem Geist noch dem Buchstaben des Ultimatums zu nahe zu treten, einwillige, die Sache in dem Sinne zu erklären, den Er selbst damit verbindet, werde Se. Heiligkeit . . . an die Capitel ein Breve richten, ähnlich demjenigen welches sein Vorgänger an die preußischen Capitel richtete."

Dasselbe erklärte Somaglia durch die Note vom 6. Januar 1827 auf die erwähnte Note der vereinigten Regierungen vom 4./7. September 1827, worin, wie in der badischen Note vom 8. Juli 1826 schon mitgetheilt wurde, die Regierungen das Ultimatum acceptiren und nur ein dem preußischen ähnliches „Explikativ"-Breve verlangen.

Das so vereinbarte Breve vom 28. Mai 1827 und das in die Bulle ad dom. greg. cust. vom 11. April 1827 aufgenommene Ultimatum bestimmt im Einklang mit jenen Unterhandlungen: „das Capitel soll . . . den Landesfürsten von den Namen der (vom Capitel aufgestellten) Candidaten in Kenntniß setzen. Wenn vielleicht einer von diesen dem Landesfürsten weniger angenehm seyn möchte, so wird das Capitel ihn aus dem Verzeichnisse streichen, nur muß die übrig bleibende Anzahl der Candidaten noch hinreichend seyn, daß aus ihr der neue Vorsteher gewählt werden könne; dann wird das Capitel zur kanonischen Wahl eines aus den noch übrigen Candidaten zum . . Bischof . . vorschreiten." Das Breve bemerkt: „Ihr werdet euch angelegen seyn lassen, solche zu wählen, von denen ihr vor dem feierlichen Wahlakt wisset, daß sie . . . dem Fürsten nicht weniger genehm sind."

In dem Breve ist dem Capitel die Beachtung der Bulle bei der Wahl eingeschärft. Diese schreibt aber klar vor, daß die Regierung drei (jedenfalls zwei) Candidaten nicht als

„weniger genehm" erklären dürfe. Das Breve räumt der Regierung kein weiteres Recht als die Bulle ein, schärft aber dem Capitel die Pflicht ein, bei der Wahl neben den sonst erforderlichen kirchlichen Eigenschaften auch auf die Klugheit und Genehmheit des Candidaten bei einer (wohlwollenden) Regierung Rücksicht zu nehmen*). So haben die Regierungen bis jetzt auch den Artikel I der Bulle von 1827 über die Wahl der Bischöfe und Domherren aufgefaßt, während einzelne Regierungen die Artikel V und VI derselben (Seminar und freie kirchliche Jurisdiktion) wenn auch mit Unrecht als von ihnen nicht pure acceptirt erklärten.

Die oberrheinischen Regierungen und unter ihnen auch die badische, welche sich in Rom so feierlich verpflichtet hatte die Grundsätze der Kirchenpragmatik aufzugeben, stipulirten

*) Für dieses (irische) Veto der Regierung haben sich erklärt: Schulte, System S. 229 und im Bonner Literaturblatt 1868 S. 758 f., Mejer, das Veto deutscher Regierungen gegen die Bischofswahlen (Rostock 1866), v. Ketteler, das Recht der Domcapitel und das Veto der Regierungen bei Bischofswahlen (Mainz 1868), (Maas) das Veto der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz gegen die Wahlen der Capitel, im Archiv für katholisches Kirchenrecht 1868, XX. 5. Heft und ebendaselbst 1869 XXI. 2. Heft: die Erzbischofswahl zu Freiburg; Brück, Erzbischofswahl in Freiburg (Mainz 1869), endlich: die badische Regierung und das Capitel von Freiburg (Liege und Mainz 1868), v. Wänker a. a. O. Für das absolute Veto der Regierung: Herrmann a. a. O. welcher wie erwähnt die Urkunden corrumpirt und die Thatsachen advokatisch gruppirt, was die Regierungen unter sich ausmachten so dargestellt hat, als ob das ihre dem heiligen Stuhl gemachte Willenserklärung wäre; Schulte, die Rechtsfrage des Einflusses der Regierung bei den Bischofswahlen (Gießen 1869). Schulte dürfte sich hauptsächlich auf die von Herrmann mitgetheilten (und wie? behandelten) Quellen gestützt und die berührten Hauptdokumente nicht in extenso besessen haben; endlich Friedberg, das Veto der Regierungen bei Bischofswahlen (Leipzig 1869), der in seinem Hofeifer so weit geht, den heiligen Stuhl welcher noch im Breve vom 6. Juli 1868 nur das irische Veto zuläßt, des „dolosen Bruchs eines vertragsmäßigen Zustands" zu beschuldigen!

alsbald nach Annahme der Convention am 8. Oktober 1827, daß in dem Bisthums-Fundations-Instrument und in einer landesherrlichen Verordnung jene Grundsätze dennoch durchgeführt werden sollen. Die Bullen wurden in den Regierungsblättern mit dem scheinbar unverfänglichen Beisatze publicirt, daß durch deren Annahme den „Hoheits- und bischöflichen, sowie den Rechten der evangelischen Confession, oder den Landesgesetzen“ kein Eintrag geschehen solle.

Bei der Inthronisation des Erzbischofs von Freiburg und des Bischofs von Rottenburg eröffnete die Regierung den Bischöfen und Capiteln das Fundations-Instrument und die projektirte Verordnung (Kirchenpragmatik) gegen die Convention zur Nachachtung, empfahl ihnen indessen Diskretion gegenüber dem heil. Stuhl. Der erst am 22. September 1829 inthronisirte Bischof Rieger von Fulda, welchem der mannhafte Domdekan von Kempff zur Seite stand, war der einzige Bischof der Provinz, welcher sofort gegen diesen Vertragsbruch mit Erfolg die Freiheit der Kirche vertheidigte. Er hat durch einen kurzen Kampf der Diöcese lange Leiden erspart.

Der letzte der auf die neu circumscribirten Diöcesen am 12. Januar 1830 eingesetzten Bischöfe war der von Brück so einläßlich und genau porträtirte Staatskirchen-Diplomat Vitus Burg, die Seele der Frankfurter-Conferenzen. Sobald die Bischöfe und Domcapitel instituirt waren, also desfalls von Rom kein Hinderniß zu befürchten war, wurde die berührte Verordnung am 30. Januar 1830 publicirt. Im badischen Regierungsblatt 1827 Nr. XXIII, worin die erwähnten Bullen provida solersque von 1821 und ad dominici gregis custodiam von 1827 promulgirt wurden, ist zwar erwähnt, daß „wegen der Vollziehung weitere Anordnungen werden getroffen werden.“ Daß diese aber jene vereinbarten Bullen in ihren wesentlichsten Bestimmungen aufheben würden, konnte Niemand ahnen, welcher die diplomatischen Winkelzüge des bureaukratischen Bevormundungsstaats nicht kennt.

(Fortsetzung folgt.)

XLVI.

Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.

Nach Briefen des Künstlers.

II.

Zu diesen künstlerischen Interessen hatte sich in der Freundescorrespondenz mittlerweile ein neues Thema gesellt von ganz anderer und doch, bei Overbeck's Richtung, verwandter Natur, nämlich ein specifisch religiöses Thema, das zuerst nur gelegentlich angeregt, allmählig immer bestimmter in den Vordergrund trat. Wenige Jahre nachdem Emilie Linder mit Overbeck in freundschaftliche Beziehungen getreten, war in ihrem innern Leben jene Zeit angebrochen, welche die Dämmerung eines neuen geistigen Tages verhieß. Der Zug zur Kirche hatte ihr tiefreligiöses Gemüth ergriffen und sie zu ernstem Nachdenken über die höchsten Glaubenswahrheiten angeregt. Wir wissen, daß dieses Nachdenken und Forschen mit ihrer Bekehrung (im J. 1843) endigte. Aber es kostete einen langen und schweren Kampf, einen Kampf von vollen zehn Jahren, bis sie sich durch alle Bedenken und Zweifel zur Klarheit durchgerungen.

Zunächst war es Clemens Brentano gewesen, mit dem sie sich über die wichtige „Angelegenheit des Heils" in Erörterungen einließ, und ihm verbleibt auch ohne Frage das Verdienst der lebendigsten und nachhaltigsten Anregung. Als

indeß die Bewegung in ihrer Seele zunahm, eröffnete sie ihr Herz auch dem befreundeten Meister in Rom. Zu ihm, dem frommen, einsichtsvollen, besonnenen Künstler und Denker zog sie ein besonderes, ein fast unbegrenztes Vertrauen. Er hatte ja einst denselben Weg zurückgelegt und seit lange das Ziel erreicht, an dem er sich so glücklich fühlte. Er war ferner einer jener seltenen Charaktere, bei denen irdische Rücksichten gar keine Macht besitzen, eine als Mensch wie als Künstler gleich ehrwürdige Persönlichkeit, ein Mann und Christ, dem auch die Kunstübung nur Werth hatte, wenn sie im Dienst und zur Ehre des Allerhöchsten geschah. Wo gab es einen Menschen der vertrauenerweckender, einen Freund der geeigneter war, um in die tiefsten Vorgänge einer suchenden Seele eingeweiht, über ihre wichtigsten Bedenken zu Rathe gezogen zu werden?

An ihn also wendete sich Fräulein Linder und legte ihm die Zweifel vor die sie beunruhigten, die Wahrnehmungen und Erwägungen die sie beirrten und aufhielten, und zog so den fernen Freund zu Rom in eine Controverse hinein, die er niemals gesucht. Es gab Jahre, wo diese Controverse lebhafter wurde, und andre wo sie stockte. Seine Worte blieben aber doch in ihrer Seele haften und halfen manche Schwierigkeit ihr aus dem Wege rücken, über manches Vorurtheil sie hinwegtragen. So bildeten die Briefe, ihrem eigenen Zeugniß zufolge, ein Förderungsmittel in ihrer religiösen Entwicklung, weßhalb sie denn auch, nachdem sie den Weg zur Kirche endlich gefunden, dem trefflichen Meister für seinen Antheil an ihrer Hinführung zu derselben ein herzliches Wort des Dankes über die Alpen hinüber zurief, und seitdem sich dauernd ihm verpflichtet hielt. Ja, nicht bloß sie allein wurde durch Overbeck's Briefe in der Erkenntniß wichtiger Wahrheiten bestärkt; diese selben Briefe haben auch dem Maler Ahlborn, welchem Fräulein Linder sie zu lesen gab, bei seiner Conversion nicht unwesentliche Dienste geleistet.

Die Briefe haben also eine kleine Geschichte, und schon

darum scheint es geboten, von einigen derselben wenigstens Proben vorzulegen. Denn das sollen sie für unsern Zweck nur seyn, Proben zu seiner Charakteristik, die zugleich ein Licht auf seine eigene Conversion zurückwerfen. Wir werden bloß solche von allgemeinerem Gehalt mittheilen, und was in die specielle Controverse einmündet, hier übergehen. Ohnehin sind Overbeck's Bemerkungen lediglich auf einige wenige Hauptpunkte gerichtet, vor allem und immer wieder auf den Angelpunkt des katholischen Bekenntnisses, die göttliche Autorität der Kirche. Es gibt theologische Schriften in hinreichender Auswahl, in denen das was Overbeck, der Laie, gelegentlich und in flüchtigen Briefen sagen konnte, der Natur der Sache nach ungleich gründlicher und erschöpfender erörtert wird und erörtert werden muß. Wenn gleichwohl gerade seinen Worten eine eindringliche Wirkung beschieden war, so liegt hier wieder einer jener vielen Züge der Gnade vor, an denen die Geschichte der Conversionen so reich ist. Es ist eben nicht der Buchstabe der lebendig macht, sondern der Geist; bei Overbeck war es die ganze vom Glauben durchgeistigte Persönlichkeit, die den Worten die geheime Kraft verlieh. Aber auch in seinen Worten wird man die schöne Milde, die gemüthansprechende Innigkeit und überzeugungsvolle Klarheit finden, die seinen schöpferischen Leistungen innewohnt.

Zum erstenmale kam die religiöse Frage in der Correspondenz des Jahres 1834 zur Sprache, damals als den Maler das mehrerwähnte Oelbild beschäftigte, für dessen verzögerte Ausführung er so oft die Geduld der Freundin anrufen mußte. Die fromme Künstlerin, der in München bereits manche katholischen Anschauungen zu eigen geworden waren, gedachte um diese Zeit einmal, bei einem passenden Anlaß, in freier und offener Anerkennung der wohlthuenden Eindrücke, die sie aus dem Leben und den Einrichtungen der Kirche empfangen habe.

In herzlicher Weise antwortete nun Overbeck darauf

am Schlusse eines Briefes vom 8. Dezember 1834, desselben Briefes, in welchem er ihr seine künstlerische Idee von dem Blumen begießenden Jesusknaben auseinander setzte. „Wie Vieles, Vieles“, bemerkt er dort, „möchte ich Ihnen nun sonst noch sagen, wenn gleich nicht Vielerley sondern Alles in Bezug auf das Eine und Einzige was Noth thut, aber wo soll ich anfangen, wo enden? Das will ich Ihnen vor Allem sagen, daß ich Gott von Herzen gepriesen habe, daß Sie sich den Eindrücken nicht verschlossen haben, die Er Ihnen durch Clemens Brentano zugeführt hat, und daß ich Ihn anrufe, daß Er diese und ähnliche für Sie zu einer Brücke werden lasse, die Sie zu wesentlichen Erkenntnissen führen möge. O warum ist es mir nicht vergönnt, Sie mit dem Leben so mancher Heiligen bekannt zu machen, welch eine Welt würde sich Ihnen aufschließen, ja gewiß Sie würden erkennen, welches unschätzbaren Gutes sich diejenigen selber berauben, die in der Trennung von der katholischen Kirche beharren. Nehmen Sie diese Worte nach Ihrer Güte auf, und seyn Sie versichert, daß ich es Ihnen für Zeit und Ewigkeit danken werde, wenn Sie gegen mich mit gleicher Offenheit verfahren wollen.“

Damit war der briefliche Dialog über die ernste Angelegenheit von beiden Seiten eröffnet, und fast jeder Brief der nächsten Jahre kam, wenn auch von Seite Overbeck's in der Regel nur beigehends, darauf zurück. Der ausführlichste ist der nächstfolgende, in dem sich Overbeck, anknüpfend an die von Fräulein Linder erhobenen Einwürfe, über das Wesen der Kirche verbreitet.

„Was nun aber den Theil Ihres Briefes anlangt, der die ernste Angelegenheit des Heils betrifft, so bescheide ich mich, so sehr es mich auch drängt, daß ich nicht Ihnen allein, sondern allen meinen von der Mutterkirche getrennten Freunden und Brüdern, nicht Briefe, sondern Bücher schreiben möchte; gleichwohl, eingedenk des Wortes des Apostels: es unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu seyn! mich darauf

zu beschränken, Ihnen zu sagen, wie herzlich ich Gott dafür preise, daß Sie meine Werke so harmlos und offen entgegen genommen und ebenso im Geist der Liebe und Demuth beantwortet haben. Allzutief fühle ich, wie sehr ich selber Ursache habe, vielmehr von Ihnen zu lernen, als daß ich auch nur von ferne die Rolle des Lehrenden zu übernehmen mich anmaßen sollte. Was ich Ihnen und Allen zuzurufen nicht unterlassen kann, ist nur: Sehet da liebe Brüder, welch einen Schatz ich gefunden, o kommt und trinket mit mir aus dem reichen Brunnen des Heils! — Als eine dringende Aufforderung also mögen Sie meine Worte ansehen, sich in Ihrer gegenwärtigen Lage, in die Gott Sie doch gewiß nicht ohne Ursache geführt, gründlich mit dem bekannt zu machen, wogegen man protestirt, wie ja in dem Namen, Protestant, schon die Nothwendigkeit und Pflicht ausgesprochen liegt, sich damit gründlich bekannt zu machen, um gewiß zu seyn, ob man mit oder ohne Ursache protestirt, und ob nicht etwa das, wogegen man mit vollem Recht protestirt, von der Kirche selbst, von der man sich ausgeschieden, als etwas das zwar in ihr seyn kann, aber nicht von ihr ist, verworfen wird.

„Uebrigens erlauben Sie mir nur einen Einwurf Ihres Briefes mit einigen Worten zu beleuchten, ob es nemlich in Wahrheit eine Verleugnung des Geistes Gottes sei, sich wieder an die alte ursprüngliche Kirche anzuschließen, von der sich unsere Voreltern getrennt? — Gewiß weht der Geist Gottes wo Er will, und welches Geschöpf dürfte sich erkühnen, Ihm Schranken anweisen zu wollen! Ferne sei es daher, wo immer wir Früchte des Geistes Gottes sehen, solche verdächtig machen zu wollen, vielmehr wollen wir uns ihrer herzlich freuen und den Herrn dafür preisen, auf uns selber aber mit heilsamer Beschämung blicken. Es wird aber auch von Niemanden in Abrede gestellt, daß die Protestanten viele wesentliche Heilslehren behalten haben, und wo diese guten Boden finden, wie sollten sie nicht unter Sonnenschein und Regen der göttlichen Gnadenwirkung, die nirgends mangelt, gute Früchte hervorbringen, und um so bessere Früchte, je besser der Boden ist. Und so hoffen wir, daß gar mancher Protestant der redlich mit dem ihm anvertrauten Pfund wuchert, sein Heil wirken wird, während vielleicht mancher träge

Katholik, der im Ueberfluß der Heilsmittel die Hände in den Schooß gelegt, sein Heil verscherzen wird. Aber worin liegt nun die Verleugnung, wenn der Protestant in die Lage gesetzt wird, das volle Licht der Lehre des Heils, von dem ihm früher nur einzelne Strahlen zugekommen waren, in der ursprünglichen Kirche kennen zu lernen, und der ganze Schatz der Gnadenmittel ihm in derselben aufgethan wird, wie ihn der Herr nach Seiner Erbarmung den Seinigen hinterlassen hat, wenn er gelehrig auch dem bisher ihm unbekannten Lehrer sein Ohr leiht, und begierig greift nach dem Mehreren, das ihm nun geboten wird?

„Er nennt weder das Licht das ihm früher zu Theil geworden, Finsterniß, noch auch bricht er den Stab über diejenigen die vielleicht mit Minderem mehr Frucht bringen, als er mit dem Mehreren, vielmehr preiset er den Herrn, der ihn in dem Mehreren auch die Bestätigung des Mindern erkennen läßt, denn auch in dem früher Besessenen fühlt er sich nun um so fester gegründet, weil er nicht mehr schwankenden Ansichten hingegeben ist, sondern auf den Felsgrund der Kirche gestellt, im Besitz der untrüglichen unwandelbaren Lehre sich weiß. Er tritt nicht von einer Partei zur andern über, sondern er verläßt alle Partei und Absonderung, um der einen allgemeinen Familie Christi anzugehören, dem der ganze Erdkreis als Eigenthum verheißen ist; und in dieser einen großen Familie nennt er alle die seine Brüder, die durch die Eine Taufe und den Tod des Sohnes Gottes zum neuen Leben in Gott wiedergeboren sind und in der Wahrheit wandeln, so viel ihnen von ihrem Lichte leuchtet, denn sie Alle sind Kinder der Einen katholischen Kirche Christi, in die sie durch die Taufe eingegangen sind und von der sie nicht durch wissentliche Verschuldung sich losgerissen haben, wenn sie auch aus unverschuldeter Mißkenntniß derselben ihr vor Menschenaugen nicht angehören sollten. Hier ist also keine Verleugnung des Geistes Gottes, sondern vielmehr seine Verherrlichung und Anbetung, wo immer Er auf dem Erdkreise weht, nicht Trennung und Verletzung der Liebe, sondern Einigung Aller in den Einen Leib, dessen Haupt Christus der hochgelobte Sohn Gottes ist.

„Verleugnung des Geistes Gottes wäre es vielmehr, wenn

er dem erkannten vollen Licht der Lehre seine Augen schließen wollte, und aus Wahl lieber in den schwankenden Ansichten stehen bleiben, als in das fest gegründete Haus eintreten, das die Weisheit sich auf sieben Säulen erbaut hat. Hier würde selbstische Auflehnung gegen Gott eintreten, mithin Verletzung der Liebe und Verleugnung, indem selbst das früher Besessene ihm nicht mehr zum Heil gereichen könnte. — Wer sollte nicht vor einer solchen Verschuldung zittern, zittern für sich und für Andere, die er in ähnlicher Gefahr sieht! Und das ist es warum wir nicht umhin können, es besonders denjenigen unserer protestantischen Freunde, die mitten in katholischer Umgebung lebend, die Entschuldigung vor Gott vielleicht nicht mehr haben, daß sie die vollständige und sichere Lehre nicht kannten, noch kennen zu lernen im Stande waren, unablässig auf das nachdrücklichste zuzurufen: Warum wollt Ihr auf die Gefahr Eures Heils es wagen, in gebrechlichem Nachen von Menschenhänden gebaut, den Ocean zu durchschiffen, und nicht in die sichere Arche eintreten, die die Hand des Allmächtigen selber gebaut und versiegelt hat? Müßt Ihr es doch erkennen, wie in diesen Euern Kahn von allen Seiten das Wasser eindringt und auch die letzten Ueberreste des Glaubens erstickt. So viel Ihr aber auch noch davon bewahrt, es ist ja katholisch, darf Euch also nicht in der Trennung bestärken, sondern zur Wiedervereinigung auffordern, denn in der katholischen Kirche werdet Ihr sehen, wie die Bruchstücke, die Ihr in Händen habt, sich erst zu einem geordneten vollständigen Bau einigen und zusammenfügen.

„Nehmen Sie auch diese meine heutigen Zeilen denn mit Ihrer gewohnten Güte auf, ohne den Werth oder Unwerth des Schreibenden zu berücksichtigen. Fragt man doch beim Wegweiser nur, ob er den rechten Weg zeigt, bei der Wasserleitung nur, ob das Wasser rein ist, das aus ihren Röhren fließt, gleichviel ob Silber oder Blei. Sollte aber auch bei mir oder bei Andern, die Sie auf die allgemeine Kirche hinweisen, etwa unbewußt von dem Unsrigen sich beimischen, was nicht von der Kirche, sondern von uns armen sündhaften Menschen ist, so werden Sie auch dieses leicht zu sondern im Stande seyn, wenn Sie sich mit dem was unwandelbare Glaubenslehre der Kirche ist, be-

kannt machen werden; und so wird kein Zerrbild, wo immer es Ihnen entgegen tritt, Sie irre machen können, noch Sie stören.

„Auch an der Kirche selber werden Sie alsdann nicht irre werden können, denn da die Schrift sie mit einem Leibe vergleicht, so folgt schon aus diesem Bilde, daß solcher nicht nur aus edleren und unedleren Gliedern zusammengefügt ist, sondern daß er in dieser Zeitlichkeit auch den Bedingungen derselben unterworfen ist. Denn gleichwie der Leib des Menschen manche Theile mit sich führt, die zwar noch in ihm vorhanden sind, die er aber schon auszuscheiden im Begriffe steht, ebenso auch der Leib der Kirche, der in seinem großen Organismus gar manches Glied in sich enthält, das schon zum ewigen Ausscheiden reif ist, aber gleichwohl, so lange er noch im Leibe der Kirche weilt, noch in der Möglichkeit ist, von dem den ganzen Leib belebenden Geiste der Gnade wieder ergriffen und neubelebt zu werden. So viele aber von diesem Lebensgeist durchdrungen sind, die wissen, daß ihres Bleibens nicht in dieser Zeitlichkeit ist, sondern sehnen sich und seufzen nach der Auflösung, und flehen täglich, daß da komme das unvergängliche Reich der Herrlichkeit Deß, der sie zu Seinem Eigenthum erkauft hat, und der sie eine kleine Zeit in dem Feuerofen der Prüfung hienieden läßt, wo die Bösen zur Läuterung der Guten dienen, doch so daß nach Seiner Gnadenordnung auch die Bösen selber noch geläutert werden können und wirklich in der Läuterung sich mit befinden, so lange sie nicht als todte Schlacke ausgeworfen sind.

„Und so ist denn die Kirche hienieden nicht Hafen des Heils, sondern die sichere Arche, die zum Hafen hinträgt, sie ist nicht der verklärte Leib ohne Makel, sondern der noch sterbliche zur Verklärung vorbestimmte Leib, und endlich nicht die aus reinem Gold erbaute Stadt Gottes, sondern der Feuerofen, aus dem das Gold hervorgehen soll, und dies Alles ist sie in vollkommener Uebereinstimmung mit ihrem Haupte, Christus, der nicht herabgekommen ist den Himmel auf unsre Erde zu bringen, sondern den Weg uns zu öffnen, auf dem wir zum Vater gelangen können, der Selber nicht in der Glorie Seiner Gottheit erschienen ist, sondern in Knechtsgestalt und in der Schmach des Kreuzes, und der nicht im verklärten Leibe und im Besitz

Seiner Herrlichkeit unter uns hat wandeln wollen, sondern im sterblichen Leibe und in unsäglichem Leiden, um also in Seine Herrlichkeit einzugehen, auf daß wie das Haupt also auch der Leib sei: sichtbar das Haupt, sichtbar der Leib, sterblich das Haupt, sterblich der Leib, in Schmach das Haupt, in Schmach auch der Leib; aber auf daß wir durch das Haupt vom Sichtbaren zum Unsichtbaren geführt werden, durch die Sterblichkeit zur Unsterblichkeit durch Ihn hindurch dringen, und aus der Schmach durch Ihn zur Herrlichkeit gelangen. Dieß der katholische Begriff von der Kirche auf Erden!

„O daß doch Alle in ihr die wahre geistliche Eva, die Mutter der Lebendigen, ihre Mutter erkennen möchten und an ihren Brüsten die Milch der lauteren Lehre saugen und der lebendig machenden Gnade Christi, die wie Blut in ihren Adern kreist. Sie ist der wahre Sammelplatz der Einigung in Liebe und wer außer ihr sammelt, der zerstreut, so wie der die Familie trennt, der außer dem elterlichen Hause sie vereinigen will. Sie ist das Vaterhaus, in dem Alle das Lamm in Einigung essen sollen und außer dem es nicht erlaubt ist das Lamm zu schlachten und zu essen; sie ist die Bundeslade, in der das Gesetz Gottes aufbewahrt ist sammt dem wahren Manna und dem ewigen Priesterthum, das durch Aarons Stab vorbedeutet war, sie der Eine Tempel, in dem Gott angebetet seyn will, nicht in Beschränkung des Orts, sondern in Einigung in Einem Glauben, Einer Hoffnung, Einer Liebe! Sie der Eine Altar, auf dem geopfert werden darf, wider den es nicht erlaubt ist einen andern Altar aufzurichten, sie endlich die Braut, die mit dem Geiste spricht: Komm Herr Jesu!

„Darum beruht es nur auf Mißverständniß, wenn man meint, wir setzen die Kirche an die Stelle Christi. Wie sich Trennung und Einigung widersprechen, so widerspricht sich Trennung von der Kirche und Eins-seyn-wollen in Christo, indem die Kirche nichts anderes ist, als die Einigung Vieler zu Einem Leib in Christo; wollen wir Eins seyn, wie sollten wir noch in der Trennung beharren wollen, die ungeistige Menschen durch den Ungestüm ihres Hochmuths veranlaßt haben, wie diese Trennung als Werk eben desselben ansehen können, der beim Ab-

schied den Seinen an's Herz gelegt, Alle Eins zu seyn! O nein, man entsage der Trennung oder dem Evangelium, oder man erwäge vielmehr recht das Evangelium, und erkenne, daß nichts weniger die Trennung zuläßt, als das Evangelium, nichts weniger jene mißverstandenen Begriffe von Freiheit begünstigt, als das Evangelium, nichts endlich katholischer ist, als das Evangelium!

„Sind die Worte hier aus mir, so werden sie verhallen und mögen verhallen, ist aber etwas darin, was Gottes ist, so wird Er Selber in Ihrem Innern Zeugniß geben dem Wort, das von Außen an Sie ergeht, und o verschließen Sie diesem innern Zeugniß alsdann sich nicht. Dem unnützen und sündhaften Knechte aber, durch den es an Sie ergeht, wollen Sie Ihre Fürbitte bei Gott schenken, damit er, von dem viel wird gefordert werden, dereinst nicht zu leicht erfunden werde."

Um jene Zeit war indeß Emilie Linder von einem festen Entschluß noch weit entfernt. Noch eine Reihe von Vorurtheilen und Besorgnissen war zu überwinden, bis die Scheidewand fiel. Aeußerte sie doch einmal von Basel aus, sie fühlte, daß sie bis jetzt noch keine rechte Katholikin seyn könnte, es müsse gar Manches in ihrem Innern noch anders werden. Aber es gewährte ihr eine Erleichterung, sich über diese Hindernisse und Besorgnisse gerade gegen den verehrten Meister aussprechen zu können, und sie wünschte, daß er mit ihr darüber rede wie ein Bruder. Der vielbeschäftigte Künstler fand nicht immer sofort die Muße, aber wenn er sie sich nahm, so ging er auf die Einwürfe mit brüderlicher Liebe ein. Am 21. Dez. 1835 schreibt er unter Anderm:

. . . . „Sie haben mich bei Gelegenheit der Herkunft des jungen angehenden Geistlichen Hrn. Rinecker abermals mit einem Briefe beschenkt, für den ich Ihnen noch immer den Dank schuldig geblieben bin, und doch ist er heute schon volle sechs Wochen in meinen Händen. Lassen Sie mich diesen Dank denn heute nachtragen, aber Ihnen auch das ehrliche Bekenntniß ablegen, daß, so sehr ich Gott für die Gesinnung preise, die sich in Ihrem Briefe ausspricht, ich gleichwohl Ihn inbrünstig anrufe, daß Er doch wolle die Binde von Ihren Augen sinken

lassen! — Seltsam genug, Sie fürchten sich vor Täuschung, da wo allein wahre Enttäuschung zu finden ist! — Nur die Kirche, die von den Aposteln herstammende Kirche hat die Verheißung, daß der Geist der Wahrheit bey ihr bleiben werde bis ans Ende der Tage; und darum nennt der Apostel selber sie die Säule und Grundveste der Wahrheit; mithin sind wir außer derselben überall der Täuschung preisgegeben, und Ihre Furcht vor Täuschung ist demnach selbst die größeste Täuschung! . . . .

„Das eigentliche Centrum der Differenz ist ja, daß wir, auf den Felsgrund der Kirche gestützt, einer untrüglichen Lehre gewiß sind und mithin vor Täuschung sicher gestellt; Sie aber auf fehlbare menschliche Ansichten und Auslegungen angewiesen sind, sey es nun daß Sie Ihrem eigenen Ermessen im Bibellesen und Auslegen folgen, oder dem irgend eines Andern, und mithin auf keine Weise vor Täuschung sicher sind . . . Nehmen Sie diesen Felsgrund der Kirche hinweg, und die ganze göttliche Offenbarung sinkt in das Gebiet des durchaus schwankenden, mithin unzuverlässigen menschlichen Dafürhaltens und Meynens herab...

„Vielleicht aber erwiedern Sie: So müßte man denn Alles schlechthin gutheißen, was in der Kirche vorgeht, jeden Unfug, jeden Mißbrauch billigen, und ein jeder Wunsch einer Reform wäre sogleich Empörung gegen Gottes Ordnung? — Das sey ferne! Wer sollte nicht wünschen die Kirche in möglichster Lauterkeit sich darstellen zu sehen, und was könnte es Gottgefälligeres geben als einem Unfug steuern, ein Aergerniß heben! Allein verwechseln wir nur nicht das was allerdings nur gar zu sehr der Entartung ausgesetzt ist und mithin gar wohl der Reform bedürfen kann, nemlich die Verwaltung des Göttlichen durch sündhafte Menschen, mit dem was nie entarten kann, nemlich die göttliche Lehre selber, die kraft der Verheißung die die Kirche hat, vor aller Entartung durch Gott selber sicher gestellt ist . . . Die einzelnen Bekenner dieser Lehre aber werden ihr Heil nur wirken, insofern sie sich durch das Wort des Lebens auch wahrhaft beleben lassen, und mithin lebendige Glieder an dem großen geistlichen Leibe sind, deß Haupt Christus ist. Haben demnach selbst von den Hirten und Lehrern, haben Bischöfe und Päpste Aergernisse gegeben, wehe ihnen,

denn sie werden sich um so schwererer Verantwortung schuldig gemacht haben, je höher sie gestellt waren um andern vorzuleuchten; wir aber müssen uns der Worte des Herrn erinnern: Auf Mosis Stuhl sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer, alles nun was sie euch sagen, daß ihr thun sollt, das thut! nach ihren Werken aber sollt ihr euch nicht richten. Halten wir uns demnach an die gesunden Glieder, deren es zu allen Zeiten, in Folge der Verheißung, geben muß; und überlassen wir die faulen, die abgestorbenen Glieder den gerechten Gerichten Gottes! So ruft schon im 4. Jahrhundert Augustinus den Donatisten zu; und hätte Luther diesen so wahrhaft evangelischen Grundsatz befolgt, so brauchte ich heute diesen Brief nicht an Sie zu schreiben, denn wir wären Alle Eine ungetheilte Familie!...

„Nicht unterlassen kann ich es, nun noch die Bitte, die dringende Bitte hinzuzufügen, daß, wenn es Ihnen Ernst ist, in dieser allein wichtigen Sache zur Klarheit zu kommen, Sie doch, mit diesem Brief in der Hand, zu einem recht unterrichteten katholischen Gottesgelehrten gehn wollen, um alle Einwendungen, die Sie gegen das Gelesene oder auch von Andern Gehörte zu machen haben, sich klar und gründlich beantworten zu lassen. Sie haben ja die Nothwendigkeit schon erkannt, sich mit dem gründlich bekannt zu machen, wogegen Sie bisher ohne es zu kennen, protestirt haben. O möge Gott diesen Zeilen solche Kraft verleihen, daß Sie dieser Bitte nicht widerstehen können!"

Auch im nächsten Jahre kam „der ernste und wichtige Gegenstand" von beiden Seiten wieder zur Sprache. Das Vertrauen, das ihm die Freundin entgegenbrachte, war dem religiösen Künstler rührend und machte ihm die redliche Beantwortung ihrer Fragen und Entgegnungen zu einer Sache des Gewissens. „Je mehr", sagt er (6. Nov. 1836), „meine Verpflichtungen gegen Sie anwachsen, desto schwerer würde mich mein Gewissen anklagen, wenn ich die Liebespflicht gegen Sie versäumte in der Sache die das Heil der Seele betrifft." Aber alle seine Auseinandersetzungen über ihre (dießmal mehr persönlichen) Einwände schließt er wieder mit

der Mahnung, priesterliche Unterweisung zu suchen. „Vieles möchte ich noch hinzusetzen, aber ich will lieber Alles in die wiederholte dringende Bitte zusammenfassen, daß Sie die Bekanntschaft jener katholischen Gottesgelehrten (Möhler u. a.), die Ihnen in München geworden ist, nicht wollen unbenützt lassen, denn den Priestern als Nachfolgern der Apostel hat der Herr das Netz anvertraut und sie zu Menschenfischern gemacht. Mein herzliches Gebet begleitet Ihre Schritte. Lassen Sie nicht ab das Gleiche für mich zu thun."

Bisweilen boten Gegenstände der Kunst einen ungesuchten Anknüpfungspunkt. Als ihm die Malerin bald darauf die uns schon bekannte Mittheilung machte, daß sie eine Copie von seinem Bilde des heil. Joseph für eine Kapelle male, knüpft Overbeck — in seiner Erwiderung vom 13. Juli 1837 — an diese in jeder Hinsicht ihm willkommene Nachricht folgende sinnige Bemerkungen an: „Sie werden nun bei Anlaß dieses Bildes viel in Gesellschaft der heil. Familie verweilen; erlauben Sie mir auch dabey Sie wiederum aufmerksam zu machen, wie der katholische Christ überall Bestätigung in seinem Glauben findet; denn auch die heilige Familie selber ist sie nicht wiederum ein Vorbild der Kirche? Gleichwie nemlich dort Christus, das Haupt, unter der Pflege der wahrhaften Mutter, aber des nur stellvertretenden Vaters aufgewachsen, ebenso werden seine Glieder auf Erden herangebildet unter der mütterlichen Pflege der Kirche, die uns wahrhaft durch die h. Sakramente Gott dem himmlischen Vater wiedergebärt, und zugleich der Aufsicht des nur stellvertretenden Papstes, von dem zwar die Welt uns andichtet, daß wir aus ihm einen wirklichen Vater machen, wir aber wohl unterrichtet sind, daß wir ihm nur vom himmlischen Vater zur zeitlichen Aufsicht anvertraut sind. Hat demnach der Herr der Herrlichkeit nicht verschmäht den Menschen unterthan zu werden, eines armen Zimmermanns Sohn geachtet zu werden; so sollen auch wir uns nicht sträuben um Gotteswillen einem sündhaften Menschen unterworfen zu seyn, den

der Herr geistlicherweise zu einem Zimmermann geordnet hat, dem Bau Seiner Kirche auf Erden unter dem himmlischen Baumeister vorzustehen mit Richtscheid und Winkelmaß, bis der lebendige Tempel vollendet werde, in dem der Herr ewig zu wohnen verheißen hat."

Bei ihren mehr der praktischen Seite zugewendeten Einwürfen und Bedenken machte Fräulein Linder insbesondere auch ihre eigenen ungünstigen Eindrücke, welche sie von dem öffentlichen Leben Roms empfangen hatte, als beirrendes Hinderniß geltend. Sie behauptete, daß ihr dort mehr Störendes als Erbauendes an dem eigentlichen kirchlichen Leben entgegengetreten sei. Als sie daher dem Künstler, der den vorausgegangenen Winter viel gekränkelt hatte, ihre Theilnahme an seiner angegriffenen Gesundheit ausdrückte, fügte sie diesem den Rath hinzu, sich „öfter und dauernder in vaterländischer Luft zu stärken", wo er sich dann zugleich „geistig aufgerichtet" finden würde durch das viele Gute das jetzt in Deutschland aufblühe. Sie meinte das Wiedererwachen des kirchlichen Geistes, der seit Mitte der dreißiger Jahre sich aller Orten im deutschen Vaterlande so lebendig regte.

Darauf erwiderte Overbeck, der seine zweite Heimath kannte und in gleichem Maße liebte wie seine erste (29. Dez. 1838): „Gewiß freue ich mich des Guten, das die Gnade Gottes im theuren Vaterlande wirkt, aufs lebhafteste und dankbarste; doch würde ich mich allzu undankbar erweisen, wenn ich das, was derselbe Geist auch hier wirkt, darüber vergessen und verkennen würde. Glauben Sie mir, daß der Herr hier noch viele Seelen zählt, die ihm mit einer Ungetheiltheit und Aufopferung anhangen, wie es mir wenigstens kaum je so im Vaterlande entgegengetreten war; Jungfrauen die von keiner andern Liebe wissen wollen, als von der des jungfräulichen Bräutigams ihrer Seelen, und das unter beyden Geschlechtern; geistlich Arme, die aller Herrlichkeit und aller Bequemlichkeit, die der Besitz irdischer Güter zu bieten vermag, mit Freuden entsagen, um in freywilliger Armuth und

Blöße ihrem armen Herrn nachzufolgen; gute Hirten die, nach dem Vorbilde des Erzhirten unsrer Seelen, rastlos bey Tag und bey Nacht Gesundheit, Gut und Leben freudig dransetzen, um seinen Schafen nachzugehen, und (sie) aus der Irre zur guten Weide zu führen. Leicht möchte es demnach Ihnen in Rom ergangen seyn, wie es so manchen, vornehmlich aber protestantischen Reisenden leider! in Rom zu ergehen scheint, daß Ihnen die innern Schätze des kirchlichen Roms verborgen geblieben, und dagegen nur die Schattenseite, die uns freylich täglich zu bittern Seufzern Ursache gibt, entgegengetreten. Wem aber, wie mir, die Gnade zu Theil geworden, solcher Seelen von Tag zu Tag mehr kennen zu lernen, der wird sich gewiß berufen fühlen, der Wahrheit das Zeugniß zu geben, daß man in Rom viel lernen kann auf dem Wege wahrer Heiligung, und nicht leicht versucht seyn, Rom mit einem andern Aufenthalt zu vertauschen."

Dann fügt er noch in Beziehung auf sich selber hinzu: „Uebrigens hat sich Gottlob! in dem nun zu Ende gehenden Jahr auch meine Gesundheit ganz beträchtlich gestärkt, so daß ich nicht minder für Leibliches wie für Geistliches, das mir in diesem Jahr geworden, dem großen Geber jeder guten Gabe zu danken habe. Sie aber werden gewiß diesen Erguß meines Dankes ganz so verstehen, wie er aus meinem Herzen fließt, und keine Art von Hintansetzung dessen was der Geist Gottes anderer Orten wirkt darin sehen. Namentlich habe ich mich auch der weitaussehenden Früchte die die Ereignisse letzter Zeit im Vaterlande getragen*), mit jubelndem Herzen gefreut, und bitte den Herrn inbrünstig, daß Er mehr und mehr die Gemüther aus dem gefahrvollsten aller Zustände, der Lauheit, aufrütteln wolle, und uns Allen verleihen, daß wir doch endlich der Welt für immer den Scheidebrief geben, um ganz allein Ihm anzugehören, der allein unser Herr und unser Leben ist."

---

*) Overbeck hat hier das folgenreiche Kölner Ereigniß im Auge.

Der warme Strom des Glaubens, der so der deutschen Malerin aus Rom zufloß, war, bei allem Zögern und Schwanken, ihrem Herzen ungemein wohlthuend. Welchen hohen Werth sie diesen freundschaftlichen Gesprächen beimaß, gab sie dadurch zu erkennen, daß sie Overbeck's Briefe um jene Zeit dem befreundeten Landschaftsmaler Ahlborn zum Lesen mittheilte*). Und wirklich war diese Mittheilung mit wohlthätigem Erfolge gesegnet. Denn Ahlborn befand sich ganz in ähnlicher Gemüthsverfassung wie sie selber; auch er stand mitten in einer religiösen Krisis, auch ihn beschäftigte und erfüllte unruhvoll die „Angelegenheit des Heils". Und nun kamen Overbeck's Briefe und halfen seiner Wahrheit suchenden Seele wenigstens „das Finden erleichtern". An Mariä Himmelfahrt 1838 legte Ahlborn gemeinschaftlich mit seiner Frau das katholische Glaubensbekenntniß ab. Obgleich diejenige, an welche die Briefe gerichtet, selbst noch nicht am gleichen Ziele angelangt war, so stand sie doch demselben schon nahe genug, um eine reine Freude bei dem Gedanken zu empfinden, eine Botschaft von solchem Erfolg dem Freunde in Rom mittheilen zu können. Wir dürfen das aus Overbeck's Antwort schließen, welche auf diese Mittheilung Bezug nimmt. Nachdem er — in seiner Zuschrift vom 26. Juni 1839 — einige künstlerischen Angelegenheiten erledigt, fährt er fort:

„Und nun muß ich noch mit einigen Worten auf Ihre beyden frühern Briefe zurückkommen, und zwar zunächst um Ihnen die seiner Zeit unverzüglich erfolgte pünktliche Besorgung

---

*) Wilhelm Ahlborn, geb. am 11. Okt. 1796 zu Hannover, bildete sich an der Berliner Akademie unter Wach für die Landschaftsmalerei aus, zog 1827 nach Italien, wo er mehrere Jahre in beglückender Thätigkeit verbrachte und mit Overbeck, Rohden, Koch u. A. verkehrte. In der Zeit zwischen 1832 — 1838 lebte er in Deutschland, vorzugsweise in Berlin, wo er am 15. August 1838 convertirte, worauf er wieder nach Italien zurückkehrte, und theils in Assisi, theils in Rom lebte. Er starb 1857 zu Rom.

Ihres Auftrags wegen der Seelenmessen anzuzeigen, eines Auftrags der mir auch in Beziehung auf Sie selber so ungemeine Freude gemacht hat, denn es ist unmöglich daß das Gute was durch Sie den Lebenden und den Verstorbenen wird, nicht vor Gott auf Sie selber zurückwirken sollte. Ganz dahin gehört denn auch die Uebersendung meiner Briefe an den Maler Ahlborn, dem Sie, wenn gleich selber noch suchend, gleichwohl das Finden haben erleichtern wollen; wozu einigermaßen meinerseits mitgewirkt zu haben, mir die erfreuliche Nachricht von seinem Eintritt in den Schafstall Christi, die mir durchaus neu war, nicht wenig an Interesse gesteigert hat. Sie zwar schreiben, daß er mit seiner Frau zu meiner Kirche übergetreten sey, weil Sie noch nicht zu der Erkenntniß gelangt sind, daß die katholische Kirche, als solche, keines Menschen Kirche ist, sondern diejenige die, indem sie die einzelnen Menschen in ihren Schoos sammelt, von Tag zu Tag mehr die Verheißung in Erfüllung gehen sieht, daß Eine Heerde und Ein Hirte seyn wird; denn was von Adam her in Zerstreuung den Erdboden bewohnt, das ist der gute Hirt erschienen zu Einem Volk zu sammeln, zu Einer Familie zu einigen. Und daß Ihnen diese Erkenntniß recht bald geschenkt werde, und Sie der ganzen Gnadenfülle, die dieser Hirt auf Seiner Weide spendet, mittheilhaftig werden, dazu können so lautere Liebeswerke, wie Sie sie üben, nur höchst günstig vorbereiten, wenn sie gleich niemals eigentlich verdient werden kann, sondern ein freyes Gnadengeschenk bleibt. Wie innig ich darum wiederholt zu Gott bete, kann ich Ihnen nicht sagen. Mögen Sie denn weder etwas in den Weg legen was hindern, noch auch etwas versäumen was zu dieser klaren und ruhigen Erkenntniß zu gelangen förderlich seyn kann . . .

„Möchten Sie es auch nicht verschmähen, wo Sie von andern Uebertritten erfahren, die nähern Umstände zu erforschen, und zu lesen was oft die Uebergetretenen selber darüber bekannt machen. Es zeigt sich dabei häufig der Zug der göttlichen Gnade so unverkennbar, daß man sich absichtlich dessen erwehren müßte um es nicht zu sehen. Aufmerksam will ich Sie dabey unter andern auch auf die Geschichte einer jungen sehr reichen

und auf alle Weise vor der Welt bevorzugten Engländerin Miß Harvey machen, die vor kurzem nicht allein ein Kind der Kirche geworden, sondern auch hier in den strengen Orden der heiligen Theresia eingetreten ist; binnen kurzem wird, was sie darüber selber aufgeschrieben hat, auch deutsch gedruckt erscheinen, und gewiß auf alle unbefangene Leser einen tiefen Eindruck nicht verfehlen. Ein anderer höchst ergreifender Fall, der einstweilen noch auf einige Zeit der Oeffentlichkeit entzogen bleiben muß, dürfte wohl etwas später bekannt gemacht werden, und alsdann nicht minder fruchtbringend werden. Doch wer zählte sie alle, die einzelnen Fälle, mit ihren tausendfältigen Variationen des Einen Thema's der Erbarmungen Gottes über Seinen irrenden Menschenkindern!“

Auch Emilie Linder stand damals wohl schon in der Vorhalle der Kirche und fand nur noch den Muth nicht einzutreten. Was ihr den Entschluß am Scheidewege so schwer machte, war besonders die Furcht vor einem übereilten Schritte, wie sie sich ausdrückte. Dagegen wendet sich Overbeck in dem letzten Briefe, der dieser nun bereits durch mehr als ein halbes Jahrzehnt fortgeführten Frage gewidmet ist und dem Ende des Jahres 1839 angehört. Overbeck hatte gerade damals der edelmüthigen Freundin in München wieder für einen neuen Erweis ihrer immer auf Ueberraschungen bedachten Güte zu danken. In der Fülle seiner Dankbarkeit weiß er ihr kein höheres Gnadengeschenk zu wünschen, als „den Geist jenes kindlichen Glaubens der uns allein Gott wohlgefällig machen kann.“ „Ja, diesen Geist der da stärker macht als alle irdische Rücksichten, als alle Bande des Blutes, als aller Besitz auf Erden, als alles was das Leben Wünschenswerthes bieten kann“, den will er als nächste Vergeltung ihr erflehn.

„Gerne würde ich nun hier Anlaß nehmen, aufs neue ausführlicher auf den unter uns nun schon so viel besprochenen Gegenstand zurückzukommen, der wohl wichtig genug ist um immer wieder zu ihm zurückzukehren, indem es heute dringendere Pflicht

als je scheinen dürfte, schon aus Dankbarkeit, Ihnen nach allen meinen Kräften, in der Gefahr in der ich Sie sehe, zu Hülfe zu eilen, wenn nicht leider auch heute die Zeit allzu kurz zugemessen wäre. Nur einige kurze Andeutungen wollen Sie daher in gewohnter Güte hinnehmen, und nicht thörichter Vermessenheit zuschreiben, sondern lediglich brüderlicher Besorgniß.

„Mehrmals nemlich haben Sie schon die Furcht vor einem übereilten Schritt ausgesprochen, der Sie nachmals in große Seelenunruhe stürzen könnte; und gewiß ist, daß wie es keine wichtigere Angelegenheit gibt, als die Entscheidung für die wahre Religion, so gibt es auch nichts in der Welt wo ein übereilter Schritt so zu fürchten ist als eben in dieser Entscheidung. Allein erlauben Sie mir Ihnen zu bekennen, daß ich nicht einsehe wie da von einem übereilten Schritt die Rede seyn könnte, wo es sich erst lediglich darum handelt, kennen zu lernen, und zwar gründlich und zusammenhängend kennen zu lernen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden sich so zu entscheiden, daß man sich alle nachmalige Unruhe erspart. Sie zwar meynen, einer bloßen Verstandes-überzeugung mißtrauen und auf eine andere warten zu müssen, die sich in Ihrem Herzen durch einen fast unwiderstehlichen Zug kundgeben soll. Aber wird denn diese andere auch jemals eintreten, wenn man nicht auch andererseits die Mittel die gewöhnlich dazu führen benützt? heißt es nicht vielmehr von Gott Wunder begehren, während die natürlichen Kräfte vielleicht vollkommen zureichen würden? Lassen wir dem Verstande auch sein Recht, denn ebenderselbe der uns ein Liebe fähiges Herz gegeben, hat uns auch die Fackel des Verstandes angezündet, so zwar, daß das Herz sich nur dem in Liebe zuwendet, was der Verstand als der Liebe würdig erkannt hat; jene thörichten Leidenschaften abgerechnet, die Misbrauch oder Armuth der Sprache wohl auch Liebe zu nennen pflegt, die aber mit dem Begriff christlicher Liebe gar nichts gemein haben. Der natürliche, ja der einzige Weg, um zu dieser Herzens-überzeugung wenn ich so sagen darf, zu kommen, ist demnach wohl kein anderer als Unterricht, gründlicher priesterlicher Unterricht; denn wenn durch diesen sich eine wirkliche klare Verstandes-überzeugung gebildet hat, so wäre es wohl ganz widernatürlich, wenn sich

nicht alsbald jene andere auch dazu gesellen sollte ... Andererseits aber wollen Sie es doch nicht verkennen, daß Sie auf Ihrem gegenwärtigen Standpunkte der Unentschiedenheit sich nothwendig in einer Unruhe befinden müssen, der Sie nur durch gründlichen Unterricht ein Ende machen können.

„Sie befinden sich nemlich mitten auf dem Kampfplatz zwischen streitenden Parteyen. Denn die Kirche gleicht einer bevestigten Stadt, auf deren Außenwerken beständiger Kampf ist gegen den Andrang täglich sich erneuernder Feinde, mithin Unruhe und Tumult, in der sich übrigens auch noch oft Menschliches mit einmischt, weil Manche, wie schon der Apostel spricht, Christum auch um Haders willen predigen. Wie sollten Sie da der Segnungen froh werden können, die die Glaubenswahrheiten mit sich führen? Die Streiter zwar, die für die Stadt kämpfen, empfangen von innen heraus Stärkung, in Kraft deren sie ausdauern auf dem harten Stand; Sie aber die Sie nur als Zuschauerin von außen stehen, wie könnten Sie da die Stadt und das was sie bietet zu beurtheilen vermögen. O daß Sie ins Innere dieser Stadt treten möchten, wo Friede, tiefer Friede herrscht, und den unaussprechlichen Verkehr Gottes mit jenen bräutlichen Seelen gewahrten, die dem Dufte Seiner Salben folgend, die ganze Welt als Auskehricht hingeben, um Ihm desto inniger anzugehören! O daß Sie das reinigende und stärkende Bad der Beichte kennten, und jenes himmlische Manna, das uns auf dem Wege durch die Wüste dieses Lebens, auch täglich wenn wir darnach hungern, als Speise für die Seele geboten wird! Wie würde eine heilige Ungeduld Sie ergreifen, und Sie Alles, was irgend hindern kann, von sich werfen, um solcher Gaben mit theilhaftig zu werden. Aber die Thüre zu allem dem ist Unterricht! Also nochmals säumen Sie nicht ...

„Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Freude ich die Nachricht in Ihrem Briefe gelesen habe, daß Ihnen in der Person des Prof. Klee ein so ausgezeichneter Lehrer zugeführt worden ist! Warum wollten Sie eine göttliche Fügung darin verkennen? Oder glauben Sie etwa, daß Ihnen nicht freye Entscheidung bleibt, auch nachdem Sie vollständigen Unterricht empfangen haben? Wer könnte, wer wollte diese Freyheit

rgend nehmen? — Wir zwar bauen auf die Macht der Wahr=heit, der Sie nicht werden widerstehen können, und auf Ihren redlichen Willen, der sich der erkannten Wahrheit nicht wird widersetzen wollen, aber immer wird es eine völlig freye Ent=scheidung seyn; und wenn Sie sich von Ihrem gegenwärtigen Standpunkte aus den Fall auch als möglich denken, daß der Unterricht keine Ueberzeugung bey Ihnen bewirkte, so würden Sie in diesem Fall ja auf keine Weise gebunden seyn, sich für eine Lehre zu erklären, die Sie als nicht wahr befunden . . .

„Werden Sie nun aber, so frage ich mich selber, indem ich diese Zeilen schließe, diese meine wiederholten ernsten und eindringlichen Mahnungen nicht vielleicht als anmaßend auf=nehmen, oder als lästig mit Unwillen gar von sich werfen? — ich hoffe zu Gott und flehe zu Gott, nein! Ich hoffe Sie wer=den es nicht verkennen, was mich antreibt, nachdem Ihre Güte mich so kühn gemacht hat, über diese allein wichtigen Dinge wie ein Bruder mit Ihnen zu reden, immer nachdrücklicher Sie auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam zu machen. Und so übergebe ich denn auch dieses Blatt vertrauensvoll Ihrer freund=lichen Gesinnung.“

Der berühmte Dogmatiker Klee starb leider schon im folgenden Jahre, aufrichtig betrauert auch von der frommen Malerin, die ihm und seinem nicht minder berühmten Vor=gänger ein kleines Denkmal stiftete in dem schönen „Klee= und Möhler=Blatt“ von Steinle. Die beharrliche Mahnung des Freundes in Rom war indessen nicht ganz verhallt. Nicht lange nachher entschloß sich Emilie Linder endlich zu dem was er so oft und dringend gerathen: sie begehrte Unter=weisung von einem Theologen und Priester, den der edle Diepenbrock ihr empfohlen hatte, und im Advent 1843 konnte sie dem Künstler die frohe Botschaft nach Rom melden, daß sie gleich ihm der Gemeinschaft der allgemeinen apostolischen Kirche angehöre.

Overbeck war einer der ersten unter den wenigen Freun=den, denen sie diese Kunde selbst und unmittelbar glaubte zusenden zu müssen, und wohl mußte es eine köstliche Freuden=

botschaft seyn für ihn, der diesen Tag so lange ersehnt, den er mit seinen Wünschen, seinen Zurufen, seinen Gebeten erfleht hatte. Mit wahrem Jubel begrüßte er denn auch den Tag und in geflügelten Worten rief er der Freundin nun seinen Glückwunsch zu, ein herzliches Schlußwort dieser vertraulichen Gespräche, mit dem auch wir diesen Gegenstand — eine zehnjährige stille und doch unendlich bewegte Seelengeschichte — in schicklichster Weise beschließen.

Rom, 22. Dez. 1843.

„Gnädiges Fräulein! Selten hat ein Brief mir so innige und lebhafte Freude erregt als der Ihrige, durch den Sie mir von Regensburg aus haben die freudige Nachricht selber mittheilen wollen, daß der Herr unsere Gebete endlich erhört und Sie in die mütterlichen Arme Seiner Kirche, die so lange nach Ihnen ausgestreckt waren, wirklich zurückgeführt hat. Seine Güte sei jetzt und in Ewigkeit gepriesen, und Seine verborgenen, allzeit heiligen Wege angebetet!

„Meine Glückwünsche Ihnen auszusprechen fehlt es mir in der That an Worten, aber es bedarf deren auch wahrlich nicht, denn Sie selber sagen es sich gewiß, wie herzlich meine Theilnahme seyn muß, nachdem mein Ungestüm oft so maßlos gewesen, Sie im Mitbesitze des Glückes zu wissen, das ich so gerne mit Allen theilen möchte. Möge es Ihnen denn im vollsten Maße zu Theil werden, zu fühlen, wie süß es ist im Hause der Einmüthigen zu wohnen, und am Tische des Vaters zu Einer innigst verschwisterten Familie sich zusammenzufinden mit allen Heiligen und Gerechten aller Jahrhunderte, wo Er Selber nicht allein der Speisende, sondern auch die Speise der Seinigen ist, nach derjenigen unendlichen Liebe die keine erschaffene Zunge auszureden, kein erschaffener Verstand auszudenken vermag! Möge Ihnen im vollsten Maße zu Theil werden, fortzuschreiten von Klarheit zu Klarheit der Erkenntniß und der Weisheit und Wissenschaft der Heiligen! Und mögen Sie vielen Andern zum Leitstern des ewigen Heiles werden durch eigene Heili-

gung sowohl als durch unablässiges Gebet für die irrenden Brüder.

„Ach, daß er doch bald kommen möchte der ersehnte Tag, wo in Wahrheit nur Ein Hirt und Eine Heerde seyn wird, wo alle Getrennten der Entzweyung entsagen und Alle von einem Bande der Liebe umschlungen seyn werden! O bitten Sie Ihn, den Quell der Liebe unablässig darum, der vielleicht auf nichts anderes wartet um ihn heraufzuführen diesen Tag, als auf die vereinten inbrünstigen Bitten der Seinigen! Bitten Sie Ihn aber auch für die Schwachen unter denen die Seine unendliche Güte bereits zugelassen hat zum Mitgenuß aller Schätze Seines Hauses, und die gleichwohl so hoher Gnade noch immer so unwürdig sind; und unter diesen insbesondere für mich, der Schwächsten einen, auf daß Seine Langmuth an mir nicht ermüde, und mein Verderben nicht um so größer werde, je maßloser die Gnaden gewesen, die Er über den Unwürdigen ausgeschüttet! Ja bitten Sie Ihn darum recht oft und recht dringend, und bitten Sie Ihn auch durch die süßeste, hochgebenedeyte Jungfrau, unter deren Anrufung Er in unsern Tagen so Staunenswerthes thut! Doch ich würde nicht enden, Sie um Bitten aller Art zu bestürmen, daher will ich nur noch Eine hinzufügen, um dann zu schließen: ach, seyn Sie auch meiner geliebten Geschwister eingedenk, daß Er ihnen die Binde von den Augen nehmen wolle und sie das Unglück der Trennung wolle erkennen lassen.

„Daß ich heute für nichts Anderes Sinn und Gedanken habe als für das Eine, werden Sie begreifen und sich deßhalb nicht wundern, wenn mein heutiger Brief sonst nichts enthält. Daß Viele auch hier den Jubel meines Herzens theilen, dürfen Sie versichert seyn; Ahlborn, der treue Ahlborn, dem ich auf ausdrücklichen Auftrag von Ihnen die frohe Botschaft bringen durfte, wird gewiß nicht lange säumen, Ihnen selber seine Theilnahme auszusprechen. Alle meine innigsten Wünsche für Sie aber werde ich in diesen

Tagen ganz besonders dem göttlichen Kinde ans Herz legen und ich zweifle nicht, daß Seine Liebe in so heiligen Tagen Ihnen überschwängliche Schätze zuwenden werde. In Ihm in aufrichtigster Verehrung und Dankbarkeit Ihnen ergeben Friedrich Overbeck."

XLVII.

Dalmatiner-Briefe.

II.

Ankunft in Zara. — Das gothaische Taschenbuch und die dalmatinischen Städte. — Unsere Zollfrage. — Die Nationalitäten in Dalmatien. — Ein Wort über die politischen Parteien. — Die Confessionen.

Wir haben erwähnt, daß Zara auf einer Landzunge erbaut ist. Dieselbe ist vom Festlande nur durch ein kleines schmales Wasserbecken getrennt, das den eigentlichen Stadthafen bildet. Außer einer hübschen Anzahl ganz kleiner Segel-Fahrzeuge können nur drei bis vier etwas größere Schiffe, als z. B. Dampfer der Lloyd-Gesellschaft, Kanonenboote der Kriegsmarine, im Hafen Platz finden. Aber der ganze Canal von Zara ist ja ohnehin fast unter allen Umständen als ein ziemlich geschützter, ungeheurer Hafen zu betrachten. Größere Kriegsschiffe, wenn sie sich in diese Gewässer verirren, liegen immer nur im Canal vor Anker, und selbst die Lloyd-Dampfer müssen bei starkem Südostwinde, der die Einfahrt in den Stadthafen unmöglich macht, an der Canalseite der Stadt anlegen.

Unser Dampfer fährt knapp an der nordwestlichen Bastion vorüber, und wir sind im Hafen. Wenigstens eine halbe Stunde währt es, ehe das Schiff die nöthige Wendung gemacht und an der Landungsbrücke angelegt hat. Schreiende

und zankende Facchini, wie an allen anderen Hafenplätzen, bemächtigen sich unseres Gepäckes und unserer Person. Wir gelangen vom Schiffe auf einen schmalen engen Quai, auf den die schweren Bastionen beängstigend drücken, und wenige Schritte führen uns durch ein niedriges Thor in das Innere der Stadt.

Damit unsere Leser sich keinen zu großartigen Begriff von der Stadt machen, und daher beim Eintritte nicht sofort bitter enttäuscht zurückschrecken, bemerken wir gleich an diesem Platze, daß das Gothaische Taschenbuch, wenigstens in seinem mir vorliegenden Jahrgange 1868, in einem sehr großen Irrthume befangen ist, da es in einer Tabelle der größeren Städte Oesterreichs (pag. 725) zwischen Hermannstadt und Stuhlweissenburg — Zara ansetzt mit 18,526 Einwohnern. Zara hat nicht viel mehr als 8000 Einwohner. Noch gröberen Irrthümern begegnen wir, indem wir auf derselben Tabelle der größeren Städte Oesterreichs finden: zwischen Kronstadt und Czernovitz die dalmatinische „Stadt“ Sign mit 26,433 Einwohnern, die nur ein Flecken ist und etwa 2000 Einwohner zählt; dann vor Temesvar die dalmatinischen „Städte“ Imoski und Knin mit 22,600 und 22,500 Einwohnern, welche ebenfalls nur Flecken sind und der erstere 8 — 900, der zweite etwa 1000 Einwohner haben. Ferner erscheint im G. Taschenbuche gleich nach Stuhlweissenburg eine „Stadt“ Dernis mit 18,099 Einwohnern, während der dalmatinische Flecken dieses Namens eine Einwohnerschaft von etwa 1200 Seelen besitzen dürfte.

Die geschlossenen Ortschaften sind in Dalmatien dünn gesäet, ebenso ist die Intelligenz hier auf dem Lande nicht zahlreich vertreten. So ergab sich die Nothwendigkeit, sich mit nur wenigen organisirten Gemeinde-Aemtern zu begnügen. Im Bereiche jedes einzelnen derselben liegen ganze weite Landstrecken mit vielen kleinen Häusergruppen. Das Gemeinde-Amtsgebiet erstreckt sich meilenweit hinaus über das Weichbild der Hauptortschaft nach allen Himmelsrichtungen; und

so mag denn das Gothaische Taschenbuch die Bevölkerungs-Ziffern der Verwaltungsrayons der einzelnen Gemeindeämter mit jenen der Städte und Marktflecken selbst verwechselt haben. Die wirkliche Reihenfolge der vergleichsweise größeren dalmatinischen Städte vermöge ihrer Bevölkerungsziffer ist folgende: Spalato mit 11,000, Zara mit 8000, Sebenico und Ragusa mit je 6000, Pago und Trau mit je 3000, Lissa mit 2300, Sign (Marktflecken) mit 2000, Lesina und Curzola (Städte) mit je 1800 u. s. w. Ich gebe nur runde Zahlen an, und auch diese ohne Bürgschaft für ihre volle Genauigkeit. Erst in einiger Zeit dürften die Resultate der eben im Zuge begriffenen Volkszählung bekannt werden.

Das Stadtthor durchschreitend, gelangen wir auf einen kleinen freien Raum, den wir nach deutschen Begriffen für ein kurzes Bruchstück einer mittelbreiten Gasse halten würden. Hier heißt das aber ein kleiner „Platz" — piazzetta marina. Das gibt uns schon einen traurigen Begriff von den Raumverhältnissen der Stadt. Wir sind im Begriff diesen „Platz" zu überschreiten, doch es wird uns halt! geboten; man ladet uns ein in ein düsteres Lokal zur Rechten einzutreten: es ist die Dogana. Man will unsere Effekten, vielleicht auch unsere Leibeskleidung visitiren. Denn — es ist zwar fast unglaublich aber doch wahr! — dieses kleine arme Land, das fast gar keine eigene Industrie besitzt, das nebst einem großen Theile der nothwendigen Lebensmittel sämmtliche Fabrikations- und Manufaktur-Produkte für den eigenen Bedarf einführen muß, ist durch ein eigene Zoll-Linie nicht nur vom Auslande sondern auch von den gesammten übrigen österreichischen Kronländern getrennt. Alles was eingeführt wird, sei es aus dem Ausland oder Oesterreich, muß Zoll zahlen, mitunter in recht hohen Beträgen und durchaus in Silber. Es genügt nicht, daß man uns für Alles was wir verzehren und benützen, nebst dem eigentlichen Preise noch hohe Frachten und den Verdienst unzähliger Hände, durch die es gegangen, daraufschlagen muß, nein, auch durch Zölle muß diesem armen Lande noch Alles

nd Jedes vertheuert werden, selbst die Erzeugnisse öster-
ichischen Bodens und Gewerbfleißes, als wären wir Dal-
atiner keine Oesterreicher! Es genügt nicht, daß wir noch
ine Eisenbahn haben, daß wir daher auf ganz ungenügende
erkehrsmittel angewiesen sind, und sozusagen noch ganz außer-
alb des Kreislaufes der europäischen Civilisation stehen ge-
ssen wurden, nein: auch noch durch vexatorische und um-
ändliche Zollmanipulationen sollen unser Handel und Ver-
hr, der Aufschwung der wenigen Ausfuhrprodukte die wir
fzuweisen hätten, beeinträchtigt und erschwert werden!
rüher oder später wird auch die dalmatinische Zollfrage
ründlich studirt werden müssen, wenn man für Dalmatien
ne neue Aera ökonomischen und civilisatorischen Fortschrittes
auguriren will.

Während die Beamten mit Untersuchung unseres Ge-
ückes beschäftigt sind, sehen wir uns ein wenig nach den
ationalitäten der Einwohnerschaft um. Wir hörten
ngsum bisher nur italienisch sprechen; selbst die Facchini
Lastträger) die unser Gepäck übernommen haben und die
ugenscheinlich der untersten Volksschichte angehören, sprechen
eläufig italienisch, und zwar im ächten venetianischen Dia-
kte, obschon sie mehr oder minder prononcirte slavische
ypen zeigen und slavische Nationalkleidung tragen. Die
evölkerung Zara's, wie jene der ganzen dalmatinischen
üste, ist eben gemischter, italienisch-slavischer Nationalität,
nd es ist schwer anzugeben wo der Slave aufhört und der
taliener anfängt.

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Italiener in
Dalmatien ein Zehntheil der gesammten Bevölkerung bilden.
Diese Proportion ist aber viel zu niedrig, wenn unter „Ita-
ienern" alle jene gemeint sind welche das Italienische als
Muttersprache reden; sie ist hingegen noch viel zu hoch,
wenn unter „Italienern" nur jene verstanden werden sollen,
ei denen sich die italienische Nationalität seit der Einwan-
erung ihrer Familien unvermischt erhalten hat. Die italieni-

schen Elemente in Dalmatien datiren noch von den zahlreichen altrömischen Ansiedlungen her, welche längs der ganzen dalmatinischen Küste, auf den Inseln, und auch ziemlich tief in's Innere des Landes hinein bestanden haben. Als die venetianische Republik Dalmatien „unter ihren Schutz" nahm, fand sie überall schon einheimische romanische Elemente. Natürlich sind unter dem Schutze des geflügelten Löwen von S. Marco noch zahlreiche venetianische Familien in Dalmatien eingewandert und auch mit Gütern belehnt worden; diese haben sich nach und nach im Lande naturalisirt. Hat doch die kurze Zeit der französischen Occupation zu Anfang dieses Jahrhunderts genügt, daß verschiedene französische Familien sich hier bleibend niederließen und mit den Einheimischen verschmolzen. — Die heutigen Slaven sind erst im siebenten Jahrhunderte in Dalmatien eingewandert. Seit dieser Zeit bis etwa zum Jahre 1860 haben Slaven und Italiener stets friedlich und einträchtig neben= und miteinander im Lande gelebt, und sich vielfach untereinander vermischt. Es gibt heutzutage viele ursprünglich slavische Familien, deren Mitglieder fast kein Wort Slavisch mehr verstehen, und umgekehrt gibt es Leute welche sich als glühende slavische Patrioten fühlen und geberden, aber evident und nachgewiesener Maßen italienische Einwanderer sind. Nirgends im Lande, auch nicht in einzelnen Hafenstädten, leben Italiener für sich allein und unvermischt, aber die vorherrschende Sprache in den meisten dalmatinischen Seestädten, auch unter den unteren Volksschichten ist die italienische. Nur in der Stadt Ragusa besteht im Volke nicht jene entschiedene Präponderanz des italienischen Sprachelementes, während auch dort die Muttersprache des gebildeten Mittelstandes und der höheren Classen die italienische ist, und zwar ein besonders reines und schönes Italienisch.

In neuester Zeit wollen die nationalen Heißsporne der dalmatinischen Slaven in dieser Präponderanz der italienischen Sprache nur das Werk einer „italienischen Partei" und ein

Unglück für ihr Vaterland erblicken. Aber es ist schlechterdings unmöglich — wie jeder vernünftige Mensch einsehen muß — daß die kleine Minorität eines Volksstammes eine sprachliche Präponderanz über die neunmal größere Majorität einer anderen Race durch Parteimanöver oder durch Maßnahmen der Regierung erlange, wenn dieses Uebergewicht sich nicht mit Naturnothwendigkeit schon von selbst ergibt.

Die Slaven Dalmatiens stehen noch auf demselben Niveau wie ihre Brüder in Albanien, Montenegro, Herzegowina und Bosnien; dieses Niveau aber ist ein sehr niedriges. Man darf diese Slaven nicht mit den Polen und Czechen, ja nicht einmal mit den Slovenen und Kroaten auf eine Stufe stellen. Die Geschichte von der Brüderlichkeit aller Slaven ist auch nur ein Märchen. Der Slovene versteht seinen südslavischen „Bruder“, den Bewohner der Bocche von Cattaro dann am besten wenn beide italienisch radebrechen. Der Montenegriner und der Bosniake, das sind, wie schon erwähnt, die wahren Brüder des dalmatinischen Slaven: das dalmatinische Element in Dalmatien auf Kosten des italienischen die Oberhand gewinnen lassen, das hieße also der montenegrinischen Barbarei die italienische Civilisation opfern. Das ist der wahre Standpunkt der Frage.

Wir haben in Dalmatien Denkmäler altrömischer, griechischer, phönizischer, italienischer, französischer, selbst türkischer und spanischer Cultur: Denkmäler slavischer Cultur würde man hier vergeblich suchen, weil es in diesem Lande eben noch keine slavische Cultur gibt, noch je gegeben hat. Es ist allerdings Pflicht der Gesellschaft und der Regierung für Hebung des slavischen Elementes in Dalmatien zu sorgen, und es geschieht auch thatsächlich Vieles dafür. Wir Dalmatiner italienischer Zunge fühlen uns immer noch wenigstens als halbe Slaven, und sprechen auch fast alle noch das slavische Idiom neben dem italienischen. Am wenigsten sind wir Feinde der slavischen Nation, wie gewisse Heißsporne behaupten wollen. Aber wir wollen, daß die Hebung des sla-

vischen Elementes in einer Weise geschehe, daß auch das italienische Element und namentlich der Culturfortschritt des Landes darunter nicht beeinträchtigt werden. Das slavische Element hätte noch nichts Entsprechendes zum Ersatze zu bieten, so daß es sich vermessen dürfte die italienische Cultur verdrängen zu wollen; und jedenfalls muß man sich davor hüten, die ganze Sache nicht etwa verkehrt anzufassen und das Pferd beim Schweife aufzuzäumen; denn dadurch würde man im blinden Eifer der slavischen Sache noch mehr schaden als nützen, und dieselbe ganz einfach dem Fluche der Lächerlichkeit preisgeben.

In den Volksschulen auf dem Lande wird ausschließlich die slavische Sprache gepflegt; die Lehrer=Präparandie ist ganz slavisch organisirt, und das ist sehr lobenswerth. Von den acht Mittelschulen des Landes sind vier ausschließlich slavisch, und das ist allenfalls auch noch zu billigen, obwohl die slavische Sprache, wie sie hier verstanden und gesprochen wird, keine Terminologie besitzt, die für den Unterricht in den Mittelschulen hinreichen würde. Universität und technische Hochschule hat Dalmatien keine, und das ist beinahe ein Glück zu nennen. Wohl aber besteht ein slavischer Verein „Matica“ zur Pflege der slavischen Sprache und Literatur, welcher slavische Druckschriften herausgibt, und durch dessen Vermittlung dort wo der slavischen Nation „die Begriffe fehlen“, sich das rechte slavische Wort einstellt. Das heißt, es werden ganz einfach slavische Worte erfunden, die das Volk nicht versteht und niemals als sein eigen anerkennen wird, gerade so wie in den slavischen Akademien anderer Länder. Dieser Vorgang erinnert lebhaft an den Proceß, mittelst dessen der Chemiker in der Retorte den Menschen erzeugen möchte. Woher soll die Lebensfähigkeit oder auch nur ein Scheinleben kommen? In den Aemtern versucht man seit einiger Zeit ebenfalls eine slavische Amtssprache einzubürgern. Nun, wenn das nichts nützt, so schadet es wenigstens gewiß auch nicht. Der Bauer, der sich bisher das

italienische Schriftstück aus dem Amte interpretiren lassen mußte, wird sich statt dessen nun das illyrische Dekret, das er ebensowenig zu lesen oder zu verstehen vermag, interpretiren lassen; und im mündlichen Verkehre wird sich schon immer irgend ein Verständigungsmittel finden. Daß aber der Gebildete im Verkehre mit seines Gleichen den Gebrauch einer Sprache perhorrescirt, welche ihm nicht die Möglichkeit bietet, sich über Dinge die über einen gewissen sehr enge begrenzten Ideenkreis hinausgehen, in verständlicher Form auszudrücken, ist wohl begreiflich, und kann sonst Niemand befremden als den nationalen Fanatiker, welcher die Form über die Sache stellt.

Zudem sei noch erwähnt, daß der Dalmatiner von seinen slavischen Brüdern durch unwegsame Gebirge getrennt, mit seinen italienischen Brüdern in Italien und Istrien aber durch das Meer verbunden ist; daß der Dalmatiner auf Seehandel und Schiffahrt durch die Natur angewiesen ist; daß er die italienische Sprache überall an den Küsten der Adria, an den Küsten des jonischen und griechischen Archipels, Syriens, Egyptens ꝛc. theils als einziges Idiom, theils als vorherrschende Verkehrssprache vorfindet, und auch in den entferntesten Meeren mit dem Italienischen, das eine Weltsprache ist, leichter fortkommt als mit dem obscuren slavischen Dialekte seiner Heimath. Verdrängung des italienischen Elementes aus Dalmatien wäre also nicht nur gleichbedeutend mit Verdrängung der Cultur, sondern auch mit dem vollständigsten Ruine des Landes nach jeder Richtung hin.

Der Nationalitäten-Haß und Racen-Haber, Leidenschaften von denen der Dalmatiner bisher durch zwölf Jahrhunderte frei geblieben ist — so lange eben als die zwei jetzigen Nationalitäten im Lande nebeneinander wohnen — sind im letzten Decennium hierzulande angefacht worden durch den Ehrgeiz und Eigennutz einiger weniger Agitatoren. Wir mußten dieß an dieser Stelle erwähnen; denn Zara, obwohl nur eine geringe Anzahl von Anhängern der slavischen National-Partei

in seinen Mauern beherbergend, ist einer der Hauptsitze, wir möchten fast sagen das Centrum, der slavischen Agitation im Lande; und gerade hier, wo die drei Zeitungen des Landes gedruckt werden und der Landtag seine Sitzungen hält, ist der Kampfplatz, auf dem die beiderseitigen Parteiführer ihre Fehden ausfechten. Bei dieser Gelegenheit müssen wir nur noch bemerken, daß es eine willkürliche Fiktion ist, wenn die slavischen Agitatoren behaupten, hinter ihnen stünden alle Slaven Dalmatiens und bei ihren Gegnern nur die Italiener des Landes. Denn der „National-Partei“ steht keine „italienische Partei“ gegenüber, sondern eine „autonomistische“, welche den von den „Nationalen“ früher unterstützten kroatischen Annexions-Gelüsten seit jeher widerstrebt hat und die provinzielle Autonomie des Landes — sei es innerhalb des cisleithanischen Länder-Verbandes, sei es unter der Aegide der Stephans-Krone — zu bewahren bemüht ist. Zu ihr gehören sehr viele Slaven des Landes. Dermalen blicken die Dalmatiner-Autonomisten noch unverwandt nach Wien; sie bilden als Verfassungs-Partei die Stütze der Wiener-Regierung im Lande. Aber die Art und Weise, wie das ungarische Ministerium die Autonomie Fiume's zu wahren und zu schützen gewußt hat, verfehlte nicht in Dalmatien einen sehr günstigen Eindruck zu machen, und es lassen sich Eventualitäten denken, unter denen sich die Autonomisten Dalmatiens offen für den Anschluß an Ungarn erklären dürften, natürlich ohne Einschachtelung in das sogenannte „dreieinige dalmatinisch-kroatisch-slavonische Königreich“ mit seiner schwindelhaften Krone Zwonimir's.

In confessioneller Beziehung theilen sich die Bewohner Dalmatiens in Katholiken und Griechen des orientalischen Ritus (nicht-unirte Griechen). Die letzteren bilden nicht ganz ein Fünftheil der Gesammtbevölkerung (welche einer halben Million nahe kommt). Doch sind die Griechen im Lande ungleich vertheilt. Im Kreise von Zara bilden sie nicht ganz ein Drittheil, in jenem von Spalato nur etwa

5 Proc. der Bevölkerung; im Kreise von Cattaro hingegen sind die orientalischen Griechen zwei und ein halbmal so zahlreich als die Katholiken, während endlich im Kreise von Ragusa nur ein paar hundert Griechen wohnen. Die alte ragusäische Republik ließ keine Akatholiken auf ihrem Gebiete zu, weil ihr vom heiligen Franz von Assisi geweissagt worden, sie werde andernfalls ihre Selbstständigkeit verlieren. Im Jahre 1780 erst öffneten sich die Grenzen Ragusa's den Griechen, und erhielten letztere die Erlaubniß vor dem Thore der Hauptstadt eine kleine Kirche zu bauen; im J. 1808 aber ging die Selbstständigkeit des kleinen, mehr denn tausendjährigen Freistaates verloren, welcher seine Freiheit selbst neben einst so mächtigen und gierigen Nachbarn, wie es das ottomanische Reich und die Republik Venedig gewesen, so lange Zeit mit Erfolg zu wahren gewußt hatte. Gegenüber den Israeliten war die alte Republik Ragusa minder scrupulös als gegen die Griechen, da sie schon im Mittelalter einigen hundert spanischen Juden die Ansiedelung auf ihrem Territorium erlaubte, und ihnen eine Synagoge in der Stadt erbaute. Noch heute leben in Ragusa Nachkommen dieser spanischen Juden.

Confessionelle Zwistigkeiten gibt es zum Glücke in Dalmatien nicht; nur im Gebiete von Cattaro, wo sämmtliche Griechen der National-Partei und sämmtliche Katholiken der Autonomisten-Partei angehören (eine Unterscheidung die im übrigen Dalmatien nicht zutrifft) geschieht es häufig, daß die Partei-Zänkereien auch auf confessionelles oder kirchliches Gebiet hinübergreifen.

Die Katholiken Dalmatiens stehen unter dem Erzbischof von Zara (gegenwärtig Msgr. Maupas, ein milder und erleuchteter Kirchenfürst) und den Bischöfen von Sebenico, Spalato, Ragusa, Cattaro und Lesina; einige Inseln gehören der istrianischen Diöcese Veglia an. Die Griechen standen einst unter dem Bischofe von Montenegro, der auch zeitweise auf seinem damaligen in den Cattareser-Bergen gelegenen

Felsenschlosse Stanjevich hauste. Aber die Franzosen errichteten in Sebenico ein eigenes griechisches Bisthum für Dalmatien, das nun ebenfalls in Zara seinen Sitz hat. (Der griechische Bischof Knezevich ist auch Deputirter im Dalmatiner Landtage und im Wiener Reichsrathe.) Die Hauptstadt hat daher mit ihrem Seelsorgs-Klerus beider Confessionen, den geistlichen Generalstäben von Domherrn, Priestern, Clerikern, und Seminaristen, welche die beiden Bischöfe um sich versammeln, mit ihren Jesuiten (die das erzbischöfliche Knabenconvikt leiten), ihren Kapuzinern, Franziskanern und Nonnen innerhalb ihrer Mauern ein ansehnliches geistliches Contingent aufzuweisen, das in sieben katholischen und einer griechischen Kirche dem Gottesdienste obliegt. Außerdem gibt es in Zara noch viele ehemals kirchliche, nun für weltliche Zwecke benützte Gebäude.

Sogenannter unirter Griechen (auch katholische Griechen genannt) leben im Lande einige Hunderte, die unter dem Bischofe von Kreuz in Kroatien stehen. Zum Protestantismus bekennen sich nur einzelne Fremde. Von Israeliten gibt es außerhalb Ragusa nur in Spalato einige Hunderte und in anderen Städten Einzelne zerstreut.

Während wir diese Studien über Nationalitäten und Confessionen anstellten, haben die Zollbeamten ihre langwierigen Operationen der Gepäcksuntersuchung mit minutiöser Genauigkeit vollendet, und es ist uns gestattet weiter zu ziehen — nach dem „Hotel". Leider findet sich in Zara keine einzige Anstalt, welche dem kosmopolitischen Begriffe eines anständigen, auch nur halbwegs comfortablen Hotels, wie man es in einem Städtchen von 8000 Einwohnern allerdings zu finden berechtigt wäre, einigermaßen entspräche. Wir müssen uns mit dem Surrogat begnügen, das wir eben finden können, und schreiten nun zum Studium der Stadt. Wir werden uns bei demselben etwas länger aufhalten, als es das unbedeutende Zara eigentlich verdienen würde, weil wir damit zugleich das Wesen des Städtelebens in Dalmatien überhaupt ein

für allemal abthun wollen; auch werden wir fortfahren an geeigneten Stellen Betrachtungen die sich auf das ganze Land beziehen, einzuschalten. Dafür werden wir uns bei den anderen Städten nur auf kurze charakteristische Bemerkungen beschränken.

XLVIII.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.

I. Der Geist der „Briefe vom Concil".

„Seitdem der Zustand der Völker geordnet ist und die Erde in so viele große Reiche zerfällt, das Gebiet der Kirche durch unsere kühnen Seefahrer sich unermeßlich erweitert hat, ist eine ökumenische Kirchenversammlung zur Chimäre geworden, insofern ihre Zusammenberufung die äußersten Schwierigkeiten darbietet. Zu dieser Einberufung aller Bischöfe und zur gesetzlichen Constituirung würden fünf bis sechs Jahre nicht zureichen."

So schrieb einst Graf de Maistre (Du Pape, l. I. c. 2). Was am Anfange unseres Jahrhunderts für unmöglich galt, das sahen wir vor unseren Augen sich verwirklichen. Aber nicht bloß in der ersten Hälfte dieses Säkulums galt die Berufung einer ökumenischen Synode für einen Traum erhitzter Einbildungskraft, sie galt dafür noch vor wenigen Jahren, ja Monaten. Wer hätte den nicht für einen Thoren gehalten, der 1860, damals als die Revolution in Italien triumphirte, den Kirchenstaat um drei Fünftheile verkürzte, ihre Wogen bis vor die Mauern Roms heranwälzte, geweissagt hätte: nach neun- bis zehnjährigem Kampfe mit der Revolution hält der souveräne Papst in seiner Haupt- und

Residenzstadt ein von Bischöfen aus allen fünf Erdtheilen besuchtes glänzendes Concil? Damals als die Broschüre erschien „der Papst und der Congreß“, wer dachte daran, daß Broschüren folgen würden mit dem Titel: „der Papst und das Concil“? Als man über den Papst durch einen Congreß von Diplomaten Gericht halten zu lassen Miene machte, wer ahnte, daß nach weniger als neun Jahren die Diplomaten-Welt in Aufregung gerathen würde über einen unter Vorsitz des Papstes versammelten kirchlichen Areopag? Noch mehr: als im Juni 1867 Pius IX. den zur Jubelfeier des Apostel-Fürsten herbeigeeilten Prälaten seine Absicht kundgab, nach etwas mehr als zwei Jahren in Rom ein allgemeines Concil zu halten, wie viele weltkluge Leute schüttelten das Haupt und spotteten der päpstlichen Zuversicht, zumal als schon Garibaldi's Freischaaren zu ihrem Angriff auf das Capitol sich rüsteten, den nur der Tag von Mentana abgehalten hat? Auch nach der Berufungsbulle vom 29. Juni 1868 erklärte man den Plan des Papstes für eine Chimäre, aber schon suchten Deklamationen in den Kammern, diplomatische Noten, Drohungen, Einflüsterungen, giftgetränkte Preßerzeugnisse aller Art noch vor dem ersten Beginn das gefürchtete Concilium todtzuschlagen oder zu diskreditiren. Was man nicht hatte glauben wollen, es ward mit größter Pünktlichkeit und zur festgesetzten Stunde volle unbezweifelbare Wirklichkeit. Ist es nicht merkwürdig, daß das sogenannte Gegenconcil der Freidenker in Neapel mit seinen sprühenden Zornesflammen und Gotteslästerungen so rasch nach der Eröffnung aufgelöst werden mußte, und zwar durch eben die Regierung, die Todfeindin des heiligen Vaters ist, und in einer der Himmels-Königin geweihten Festzeit, so daß das gläubige Volk sagen konnte: abermals hat die unbefleckte Jungfrau der Schlange den Kopf zertreten?

Die Bewegung und Erschütterung der Geister während des Concils hat vor Allem die Bedeutung, daß die Katholiken in ihrem Glauben geprüft, die Glaubenslosen und Glaubens-

scheuen unter ihnen offenbar, viele latente Krankheiten aufgedeckt werden sollen. Spannung und Unruhe finden sich nicht bei dem schlichten Volke, sie finden sich in den gebildeten und gelehrten Kreisen, deren Hochmuth und Wissensdünkel im Gewande der Freisinnigkeit sich breit zu machen liebt, die neue Schranken ihrer Willkür befürchten, denen ein Concil schon recht wäre, aber nur wenn es nach ihren Ideen gehalten würde. Die Welt wird mit allen möglichen Nachrichten über das Concil erfüllt, dessen „culturfeindliche Tendenzen" die Gelehrten liberaler Richtung längst denuncirt haben; man sucht Verwirrung hervorzurufen und offenen Aufruhr anzubahnen, falls das Concil Beschlüsse fassen sollte, die nicht die hohe Genehmigung der Generalpächter aller Intelligenz sich versprechen dürfen.

Unter den heutigen Verhältnissen wird die Geschichte der vatikanischen Synode nicht solange auf sich warten lassen, als es mit der des Concils von Trient der Fall war, die erst Paul Sarpi's entstellte Darstellung hervorrief; es wird dieselbe noch von einem oder mehreren Zeitgenossen geschrieben werden. Müssen wir der Natur der Dinge gemäß auf einen Pallavicini warten, so ist dagegen für das jetzige Concil der neue Paul Sarpi schon da; er ist rastlos thätig in den mit dem Zeichen des Pfeiles versehenen „römischen Briefen vom Concil" in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung"*), die das Leiborgan der liberalen Theologie in Deutschland zu seyn die Ehre hat. Durch diese Verbindungen sah sich auch das Augsburger Blatt in den Stand gesetzt, verschiedene noch nicht zur Veröffentlichung bestimmte Dokumente rasch seinen Lesern mitzutheilen und allenthalben ein Interesse zu erregen, das ihm seit einigen Jahren abzugehen anfing**).

*) A. Z. 17, 18., 27., 28., 29. Dez. 1869. 2., 3., 12., 17., 19., 26., 27. Januar. 3., 8., 10., 11., 13., 14., 15., 18., 20., 22., 26. Februar. 2., 4., 6., 7., 17., 18., 23., 27., 31. März. 2. April u. s. f.

**) H. Wuttke: die deutschen Zeitschriften. Hamburg 1866. S. 35.

Die Mittheilungen dieser Briefe rühren wohl meistens von in Rom weilenden Freunden des „größten deutschen Gelehrten“ her; sie erhalten aber erst in Deutschland ihre volle Ausschmückung, ihre Rundung und Vollendung. Längst haben sie auch in Rom durch ihre feindselige Haltung Aufsehen erregt; der Pariser „Univers“ wußte von Umtrieben eines Gesandtschaftsattaché's zu erzählen (A. Z. 6. Febr. 1870); die römische Polizei dachte an Ausweisung eines bekannten Correspondenten des Blattes, Dr. Dressel; der ebenfalls der Betheiligung an jenen Briefen beschuldigte Professor Dr. Friedrich stellte diese in Abrede (das. 11., 19. Febr.). Die Maßnahmen der römischen Polizei, die nicht an die wahren Urheber herankamen, blieben größtentheils fruchtlos. „Wir werden“ — so schrieb das große Blatt (21. Febr.) — „die römischen Briefe bis an's Ende, und so Gott will, bis zu einem siegreichen Ende fortführen.“ Schon vorher (17. Febr.) pochte es darauf, daß die Mittheilungen in den römischen Briefen bis jetzt unwiderlegt stehen geblieben seien. Man konnte ja ultramontane Blätter, wie das „Mainzer Journal“, vornehm ignoriren. Diese „unwiderlegten“ Briefe der „Unwiderleglichen“ haben Andere Bacchanalien genannt; besser könnte man sie vielleicht Saturnalien nennen, da die Autoren nur zu häufig, wie wir sehen werden, ihre eigenen Kinder aufzehren und der folgende Brief nicht selten den vorhergehenden widerlegt.

Was unser neuer Paul Sarpi von dem vatikanischen Concilium hält, das gibt er bei jeder Gelegenheit zu erkennen. „Die heutige Bischofsversammlung“, schreibt er*), „hat überhaupt nichts Anderes mit den alten Synoden gemein, als daß sie eben auch von Personen die Bischöfe heißen (nicht auch sind?) gebildet wird, die den alten schon darum unähnlich sind, weil sie die Rechte des altkirchlichen Episcopates zu drei Viertheilen an die Curie überlassen müssen und dazu

*) XVIII. Brief vom 6. Febr. A. Z. 15. Febr.

ndet, eingeschnürt sind." Das ist die Lieblingsidee
nnten Janus und wirklich finden sich in unseren
seine Gedanken, seine Worte, seine geschichtlichen
wieder. Jetzt, heißt es, sind die Bischöfe gekommen,
wissen worüber sie stimmen sollen, erhalten lang-
Ausarbeitungen, sollen Dekrete machen, deren Noth-
it oder Zweckmäßigkeit höchst problematisch ist, sollen
sse Anatheme aussprechen, weil Papst und Jesuiten
ollen *). Freilich war das schon im fünften Lateran-
er Fall; allein dort waren nur die längst an die
nrolle gewöhnten italienischen Bischöfe (Janus S. 215,
tzt sind die Bischöfe aller Nationen zu Rom in Haft
yt. Am 8. März schreibt er (A. Z. v. 17. März):
vor drei Monaten ward das Concil eröffnet. Aeußer-
ommen konnten die Umstände kaum glänzender seyn;
naler Mannigfaltigkeit sind alle früheren Concilien
en. Unter diesem glänzenden Schein barg sich aber
eiende und ungerechte Ungleichheit der Vertretung,
hier wieder den Italienern die Herrschaft in die Hände
ar. Nun sind alle Hoffnungen getäuscht, der Verlauf
ich. Des hommes, et non de la poussière humaine,
Lamartine seiner Zeit, solle Italien stellen. Seit
naten sind hier 750 Prälaten versammelt, der Theorie
Blüthe der katholischen Welt, die Seelenhirten von
illionen Menschen, Männer die ein an Erfahrung

*) hnlich im XXIV. Brief vom 20. Febr. A. Z. 4. März. „Die
ischöfe sollen die Kette schmieden, mit denen zuerst die weltlichen
ewalten, dann aber auch sie selber und mit ihnen der ganze Klerus
bunden wird. Es ist ein bitteres und peinliches Gefühl, das sich
ser Männer bemächtigt hat. Sie fühlen sich wie überlistet und
einer Schlinge gefangen. Hier werden sie wie die Tasten
es Klaviers in dem großen Concils-Instrument eingereiht und
festigt, und empfinden nun, daß sie unter der Hand des mächtigen
pielers zur Hervorbringung von Tönen dienen müssen, die ihnen
lbst höchst widerlich klingen."

Die Mittheilungen dieser Briefe rühren wohl meistens von in Rom weilenden Freunden des „größten deutschen Gelehrten" her; sie erhalten aber erst in Deutschland ihre volle Ausschmückung, ihre Rundung und Vollendung. Längst haben sie auch in Rom durch ihre feindselige Haltung Aufsehen erregt; der Pariser „Univers" wußte von Umtrieben eines Gesandtschaftsattaché's zu erzählen (A. Z. 6. Febr. 1870); die römische Polizei dachte an Ausweisung eines bekannten Correspondenten des Blattes, Dr. Dressel; der ebenfalls der Betheiligung an jenen Briefen beschuldigte Professor Dr. Friedrich stellte diese in Abrede (das. 11., 19. Febr.). Die Maßnahmen der römischen Polizei, die nicht an die wahren Urheber herankamen, blieben größtentheils fruchtlos. „Wir werden" — so schrieb das große Blatt (21. Febr.) — „die römischen Briefe bis an's Ende, und so Gott will, bis zu einem siegreichen Ende fortführen." Schon vorher (17. Febr.) pochte es darauf, daß die Mittheilungen in den römischen Briefen bis jetzt unwiderlegt stehen geblieben seien. Man konnte ja ultramontane Blätter, wie das „Mainzer Journal", vornehm ignoriren. Diese „unwiderlegten" Briefe der „Unwiderleglichen" haben Andere Bacchanalien genannt; besser könnte man sie vielleicht Saturnalien nennen, da die Autoren nur zu häufig, wie wir sehen werden, ihre eigenen Kinder aufzehren und der folgende Brief nicht selten den vorhergehenden widerlegt.

Was unser neuer Paul Sarpi von dem vatikanischen Concilium hält, das gibt er bei jeder Gelegenheit zu erkennen. „Die heutige Bischofsversammlung", schreibt er*), „hat überhaupt nichts Anderes mit den alten Synoden gemein, als daß sie eben auch von Personen die Bischöfe heißen (nicht auch sind?) gebildet wird, die den alten schon darum unähnlich sind, weil sie die Rechte des altkirchlichen Episcopates zu drei Viertheilen an die Curie überlassen müssen und dazu

*) XVIII. Brief vom 6. Febr. A. Z. 15. Febr.

bevormundet, eingeschnürt sind.“ Das ist die Lieblingsidee des bekannten Janus und wirklich finden sich in unseren Briefen seine Gedanken, seine Worte, seine geschichtlichen Angaben wieder. Jetzt, heißt es, sind die Bischöfe gekommen, ohne zu wissen worüber sie stimmen sollen, erhalten langathmige Ausarbeitungen, sollen Dekrete machen, deren Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit höchst problematisch ist, sollen eine Masse Anatheme aussprechen, weil Papst und Jesuiten es so wollen *). Freilich war das schon im fünften Lateran-Concil der Fall; allein dort waren nur die längst an die Bedientenrolle gewöhnten italienischen Bischöfe (Janus S. 215, 369); jetzt sind die Bischöfe aller Nationen zu Rom in Haft gebracht. Am 8. März schreibt er (A. Z. v. 17. März): „Heute vor drei Monaten ward das Concil eröffnet. Aeußerlich genommen konnten die Umstände kaum glänzender seyn; an nationaler Mannigfaltigkeit sind alle früheren Concilien übertroffen. Unter diesem glänzenden Schein barg sich aber eine schreiende und ungerechte Ungleichheit der Vertretung, so daß hier wieder den Italienern die Herrschaft in die Hände gelegt war. Nun sind alle Hoffnungen getäuscht, der Verlauf ist kläglich. Des hommes, et non de la poussière humaine, begehrte Lamartine seiner Zeit, solle Italien stellen. Seit drei Monaten sind hier 750 Prälaten versammelt, der Theorie nach die Blüthe der katholischen Welt, die Seelenhirten von 180 Millionen Menschen, Männer die ein an Erfahrung

*) Aehnlich im XXIV. Brief vom 20. Febr. A. Z. 4. März. „Die Bischöfe sollen die Kette schmieden, mit denen zuerst die weltlichen Gewalten, dann aber auch sie selber und mit ihnen der ganze Klerus gebunden wird. Es ist ein bitteres und peinliches Gefühl, das sich dieser Männer bemächtigt hat. Sie fühlen sich wie überlistet und in einer Schlinge gefangen. Hier werden sie wie die Tasten eines Klaviers in dem großen Concils-Instrument eingereiht und befestigt, und empfinden nun, daß sie unter der Hand des mächtigen Spielers zur Hervorbringung von Tönen dienen müssen, die ihnen selbst höchst widerlich klingen.“

reiches Leben hinter sich haben. Was haben sie zusammengebracht? O es ist wahr, die europäische Geschichte seit 1789 hat uns an die Schwächen und Thorheiten, an die Unproduktivität großer berathender Versammlungen gewöhnt; sie sind eine alltägliche Erscheinung geworden und man darf auch an eine kirchliche Versammlung in unserer Zeit nur die bescheidensten Anforderungen stellen. Rasche, übereilte Beschlüsse, Ueberstürzungen sind hier nicht zu fürchten. Aber das Wort Labruyère's: Sowie eine große Versammlung zusammenberäth, entsteht Pöbel, bestätigt sich auch in Rom und die Italiener von 1870 haben bereits angefangen das Beispiel ihrer Vorfahren von 1562 (Janus S. 390) nachzuahmen." Wir sehen überall das Concil einer politischen Versammlung gewöhnlichen Schlages, einem Parlamente oder einer Deputirtenkammer gleichgestellt; etwas Höheres vermag der gewandte Concilhistoriker nirgends zu entdecken.

Die Voraussetzung des Janus (S. 433 ff.), daß die Bischöfe nur als Repräsentanten, Mandatare, Deputirte ihrer Gemeinden auf dem Concilium sind, in deren Namen ihr Zeugniß ablegen und deren Ratifikation haben müssen, ist überall festgehalten*), so sehr sie der katholischen Kirchenverfassung widerspricht. Auf diesem Standpunkt ist es höchst befremdend, daß 12 Millionen Katholiken Deutschlands nur 14 Stimmen haben sollen, der kleine Kirchenstaat 62**), und daran reiht sich der Schluß, daß in kirchlichen Dingen 20 Deutsche noch nicht so viel gelten, als ein Italiener***). Daher, heißt es, wird man in Deutschland, Ungarn, Böhmen, Frankreich und Nordamerika sagen müssen: bloß dadurch hat man über uns gesiegt, daß die spanischen und italienischen

---

*) XVIII. Brief. A. Z 15. Febr.: „Sonst hieß es: Jeder Bischof legt Zeugniß ab vom Glauben seiner Gemeinde; die Harmonie dieser Zeugnisse gibt die Wahrheit. Jetzt ist Alles anders."

**) Darunter sind aber auch in Rom lebende Prälaten nicht italienischer Nationalität.

***) IX. Brief. A. Z. 19. Januar.

Kirchensprengel viel kleiner als die unserigen sind, daß 50 Bischöfe bei diesen für einige hunderttausend Seelen bestehen, für die wir einen einzigen Bischof haben*). Noch ausführlicher kommt unser Concilcorrespondent am 15. Februar**) auf dieses Thema zurück: „Man hat eine lehrreiche Berechnung über die Proportion angestellt, in welcher die verschiedenen Nationalitäten und katholischen Bevölkerungen im Concil vertreten sind. Da stellt sich denn heraus, daß die Katholiken Norddeutschlands für 810,000, die des Kirchenstaats für 12,000 Seelen eine Stimme im Concil haben, so daß also ein kirchenstaatlicher Italiener auf demselben mehr Gewicht hat als sechzig Deutsche. Man hat ferner gefunden, daß die 512 Infallibilisten im Concil eine Bevölkerung von 73,011,000 Seelen, 94 Gegner der Infallibilität aber bereits 46,278,000 Katholiken vertreten. Bei den Infallibilisten kommen auf eine Stimme 142,570, bei den Gegnern 492,320 Seelen." Dieselbe Klage wird fünf Tage später nach dem „Moniteur universel" wiederholt. Noch deutlicher ist dieses dargestellt worden von einem Mathematiker, der mit Zugrundlegung der Zahl der deutschen Bischöfe der wirklichen Zahl der Concilsväter die nach der betreffenden Bevölkerung richtige Zahl derselben gegenübergestellt***). — Alles ganz schön, wenn nur die Voraussetzung richtig wäre, daß die Bischöfe bloße Deputirte der Bevölkerungen sind und daß ihre Zahl in Proportion stehen müsse zu der Kopfzahl der betreffenden Länder, daß überhaupt ein Rechenexempel hier Platz zu greifen habe. Daß z. B. Rußland bei 6 Millionen Katholiken nur einen „Vertreter" hat, während es 10 haben sollte, ist der russischen Regierung zu verdanken; es ist Schuld der portu-

*) XVIII. Brief. A. Z. 15. Febr. **) XXII. Brief. A. Z. 26. Febr.

***) A. Z. 11. März. Außerord. Beil. Da lesen wir: Italien, das nur 43 Väter haben sollte, hat 276 (der schwärzeste Punkt der Rechnung), Rußland, das 10 haben sollte, hat nur 1, Belgien, dessen 5 Millionen 9 entsprechen würden, nur 6, Spanien, das 25 haben sollte, 41 u. s. f.

giesischen, die früher nicht einmal ihren Bischöfen nach Rom zu gehen erlaubte, daß 4 Millionen Portugiesen anstatt durch 7 nur durch 2 Bischöfe vertreten sind. Will man die Geltung des Concils von den zufälligen Umständen, von den Launen der Minister, ja von den modernen, oft (eingestandenermaßen) nichts weniger als zuverlässigen statistischen Angaben abhängig machen? Und ist es nicht gerade Pius IX. zu danken, daß Nordamerika mit einer so beträchtlichen Zahl von Bischöfen auf dem Concil „vertreten" ist? War der Papst Schuld, daß Deutschland und Frankreich jetzt viel weniger Bischöfe haben als noch im vorigen Jahrhundert?

Wie wir schon hier angedeutet finden, ist der Grundgedanke, an den sich im Buche des Janus alles Andere anschließt, auch in den „Briefen" maßgebend geworden; der Mittelpunkt um den sich Alles dreht, der Beweggrund für Alles was in Rom geschieht, das ist die Unfehlbarkeitsfrage*). Man will den Ruf hören: Habemus Papam falli nescium**), oder wie Janus S. 8 sagt: Papam infallibilem. Der Papst wird sich selbst das Zeugniß ausstellen***), daß er als Lehrer der Kirche unfehlbar sei, und die große Mehrzahl der Versammelten wird bereitwillig zustimmen. Das Concil hat eigentlich nur zwei Aufgaben: Erweiterung der päpstlichen Machtfülle und Förderung des Jesuitenordens. Als Mittel zur Erreichung dieser Zwecke dienen: neue Glaubenslehren und recht viele Verdammungen und Bannflüche†). Die Curie will Centralisation, Mehrung der Reservatrechte, Erweiterung und Vertiefung des römischen Absolutismus††). Drei Mächte (vgl. Janus S. V) sind es, welche durch das Concil gewinnen wollen und die über dessen Gang und Schicksal entscheiden: der Papst, der Jesuitenorden und

---

*) XXV. Brief. A. Z. 6. März. **) XXVII. Brief. A. Z. 17. März.
***) Vgl. v. Döllinger's Worte A. Z. 21. Januar.
†) XV. Brief. A. Z. 11. Febr. XXIV. Brief. A. Z. 4. März.
††) XIII. Brief. A. Z. 8. Februar.

die Curie*). Wer aber durch dasselbe bedroht ist, das ist der Staat und die deutsche Wissenschaft. Es soll der Krieg gegen die jetzige, in zahllosen Fällen mit den Kirchengesetzen in Conflikt stehende Staatsordnung eröffnet werden, mit Bann, Interdikt, Inquisition und all diesen schrecklichen Dingen**). Sollen die Theologen deutscher Zunge noch den Muth zu einer Adresse an die Bischöfe ihrer Nation aufbringen, so mag die Unterschrift lauten: Morituri vos salutant. Warum sind sie auch den Dingen so sehr auf den Grund gegangen, diese Theologen***)! Der Vernichtungskrieg gegen die theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten wird energisch geführt werden†).

Hier läßt sich deutlich genug der Oberredakteur unserer Briefe erkennen, hier weiset Alles auf den bekannten Janus hin. Mit Janus wird auch behauptet, vor Bonifaz VIII. (1302) habe kein Papst ein dogmatisches Dekret an die ganze Kirche gerichtet††); aus Janus wird von dem genannten Papste der Spruch angeführt: „Der Papst trägt alle Rechte in dem Schrein seiner Brust"†††); nach Janus wird die Duldung oder gar Gleichstellung der Religionen als im Syllabus verpönt, der Zwang gegen Andersgläubige als vorgeschrieben dargestellt††††).

Das ist der Geist, den unsere Briefe athmen, der Geist, wie er in dem Centrum der kirchlichen Demagogie für Deutschland weht, das ja, nicht zufrieden mit seinem Anhang in der Nähe, längst seine Fäden ausgesponnen hat über England und Frankreich, worüber der in eben diesen Briefen maßlos gelästerte Erzbischof Manning vielfache Aufschlüsse

---

*) XXV. Brief. A. Z. 6. März. **) XXIII. Brief. A. Z. 2. März.
***) XXV. Brief a. a. O. †) XXIX. A. Z. 23. März.
††) VIII. Brief. A. Z. 17. Januar. Ebenso Janus S. 430, 83 und v. Döllinger's „Worte" A. Z. 21. Januar.
†††) XI. Brief. A. Z. 27. Januar. Vgl. Janus S. 180.
††††) XIX. Brief. A. Z. 18. Februar. Vgl. Janus S. 18.

zu geben vermag. Alles was in den letzten drei Jahrhunderten von Jansenisten, Gallikanern und Febronianern der extremsten Richtung vorgebracht ward, findet theils direkte Verwerthung theils indirekte Anklänge in diesen Briefen, die ein fortlaufender Hohn auf die katholische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt und in Bezug auf die Aufreizung der Leser wahre Brandbriefe sind. Es kann kaum etwas deutlicher und für die Mitwelt instruktiver gesagt werden, als was der Brief vom 11. Februar (A. Z. 22. Febr.) in seinem Eingang sagt: „Sobald die Literatur*) in den Gang des Concils wirksam**) einzugreifen begann, konnte die Krisis nicht lange ausbleiben. Denn die Wissenschaft, die es nur mit der Wahrheit zu thun hat, kennt keine taktischen Rücksichten und macht den Bedürfnissen des Augenblicks keine Zugeständnisse***). Sie führt die Diskussion unwiderstehlich zurück von der Theorie zur Thatsache, von dem dogmatischen auf das historische Gebiet. Unbarmherzig deckt sie die Erdich-

*) Natürlich kommt hier nicht Dr. Michelis in Betracht, dessen Erklärung d. d. Braunsberg 21. Januar über die „leidenschaftliche, die Liebe verläugnende, mit nackten Worten den Abfall von der Kirche provocirende Adresse der Mehrheitsbischöfe" die A. Z. vom 25. Januar unter die Inserate verwies, sondern nur die fünf „Epoche machenden" Conciliumsartikel, das Buch von Janus, die „Erwägungen für die Bischöfe des Concils", die Erklärung des Hrn. v. Döllinger vom 19. Januar und die an sie sich anschließenden Adressen. Das ist allein die wahre Literatur; von allem Uebrigen „schweigt die Geschichte".

**) Durch den Adressensturm? Durch die versuchte Einschüchterung der Bischöfe? Durch die Denunciationen bei der Staatsgewalt? Durch die Berichte der stets „unwiderleglichen" Allgemeinen Zeitung?

***) Wer denkt nicht daran: La science c'est moi? Im Alleinbesitz der Wahrheit sind bekanntlich nur die liberalen Theologen, die bei jedem Schritte versichern: C'est la verité. Darüber, ob keine taktischen Rücksichten gerade in den Concilbriefen obwalten und ob sie nicht den Bedürfnissen des Augenblicks Zugeständnisse machen, um so mehr als viele Jahre verstreichen mußten, ehe man die verhaßte Lehre auch nur von ferne zu bekämpfen wagte, werden wir anderwärts uns genauer orientiren können.

ngen und Fälschungen auf, welche der Lehre von der päpst-
hen Unfehlbarkeit zur Grundlage dienen sollen*); sie muß
bei offensiv vorgehen gegen das ganze ultra-
ntane System, aus welchem jene Lehre mit
nsequenz hervorgeht. Die gründliche Widerlegung
Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit wirkt zer-
rend auf Vieles in der specifisch-römischen
eologie**) und in den neueren Aussprüchen der
pste***), was unter anderen Umständen†) von keinem
schof im Concil angefochten worden wäre. Diejenigen die
Zusammenstoß mit der Curie vermeiden, die offene Dar-
ung des Irrthums††) vor aller Welt ihr ersparen möchten,
rden nun weiter gedrängt und kommen in eine Lage
sie freiwillig nie gewählt haben würden. Sie (die sich
ht mehr auf die Defensive beschränken können) sehen ihre

*) Die von Janus und den „Erwägungen" nebst ihren wohlbekannten Quellen erhobenen Erdichtungen und Fälschungen von Dekretalen sammt deren Folgen haben die italienischen Freimaurer schon lange vorher verwerthet, wie eine in der Loge Concordia in Florenz am 21. Februar 1863 gehaltene Rede zeigt, die da ausführt, für Italien bleibe noch übrig la corona che l'astuzia pretesca le carpi con false decretali (Bollettino officiale del Gr. Oriente italiano 1863 n. 10 p. 150 ss.)

**) Sonst wußte man nur von einer römisch-katholischen Theologie, die für die ganze Christenheit dieselbe ist, wenigstens in ihrem Wesen; aber im Gegensatze zu der „specifisch-römischen" hat sich, wie eine gallikanische, so eine „deutsche Theologie" zu etabliren gesucht, deren Endergebnisse heute unzweifelhaft vorliegen.

**) Doch diese neueren Aussprüche der Päpste hat die ganze Kirche wenigstens stillschweigend acceptirt und so sind sie auch nach den Gallikanern unantastbar.

†) Also bloß auf die Umstände kommt es an! Merkwürdige Pflichtvergessenheit der Bischöfe, die das was sie bekämpfen müßten, sonst unangefochten ließen! Glückliche Fügung des Schicksals, daß das vom Papste berufene Concil zu dessen Bekämpfung dienen muß!

††) Durfte und darf man überhaupt in der Kirche den Irrthum unaufgedeckt lassen? O ja; denn sonst hätten die großen Gelehrten schon vor einem Menschenalter ihn bekämpfen müssen.

Gegner in einem Lichte erscheinen, sei es als Betrogene, sei es als Betrüger, welches auf ihren täglichen Verkehr mit denselben störend wirkt. Der Geist den die Opposition zu bekämpfen hat, ist kein anderer, als der Geist der Lüge*). Wenn also die Stimme der ernsten Wissenschaft nicht ausgeschlossen werden kann, ist ein friedlicher Ausgang unmöglich. Die Lage gestaltet sich vielmehr zu einem Vernichtungskampf gegen jenes absolute Papalsystem, für welches man von dem Concil eine beinahe enthusiastische Bestätigung ursprünglich mit Gewißheit erwartet hatte. Um keinen geringeren Preis ist der Beistand der Wissenschaft zu erkaufen**). Kein Wunder also, wenn die Bischöfe vor der gewaltigen Aufgabe zurückbeben, jener Einsicht, welche heutzutage vorzugsweise deutsche Gelehrte (man kennt ja die Namen!) besitzen, den Sieg zu verschaffen, zuerst im Concil, dann in der Masse des Klerus und der Gläubigen. Es gibt wenige unter ihnen die nicht das Bewußtseyn in sich tragen, selbst von diesen schweren Schlägen mitgetroffen zu werden."

Das ist förmlich das Programm einer kirchlichen Revolution. Nicht um das Unfehlbarkeitsdogma handelt es sich mehr, sondern um Umsturz des ganzen Systems, aus dem (wie ausdrücklich, wohl ohne Bewußtseyn von der ganzen Tragweite dieses Eingeständnisses, versichert wird) jene Lehre „mit Consequenz hervorgeht", um einen Vernichtungskampf gegen den Ultramontanismus. Aber welches Ergebniß verspricht man sich und was soll werden, wenn dieser Vernichtungskampf geführt ist? Ist schon ein neues Haus fertig, bewohnbar in dem Moment, in dem das alte abgetragen ist? Was soll werden? Anarchie? Zersplitterung in National-

---

*) Und das ist der Geist, der eingestandenermaßen so viele Jahrhunderte und in den meisten Ländern die Kirche beherrschte!

**) Der Beistand des heiligen Geistes, der aber nicht zu erkaufen ist, hat wohl gegen den Beistand der Wissenschaft keine Bedeutung.

Kirchen? Diktatur des Propheten der „ernsten Wissenschaft"? Eine neue Kirchenverfassung nach den Grundsätzen des Febronius oder der Protestanten? Deutsche Gelehrte „liberaler Richtung" wären zu Allem fähig, wenn nur Bischöfe, Priester und Gläubige in erklecklicher Anzahl ihnen überallhin folgen würden. Macht es doch der durch seine Haltung im J. 1868 trotz der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften in München unmöglich gewordene*), nunmehrige kaiserlich russische Oberbibliothekar**) Dr. Aloys Pichler seinem berühmten Lehrer zum Vorwurf, daß er bisher auf halbem Wege stehen geblieben sei, und noch nicht das Werk unternommen habe, zu dem er vor Allen berufen sei — Losreißung der katholischen Kirche Deutschlands von Rom und Gründung einer Nationalkirche für die Deutschen***). Wenn auch Frohschammer, der Staatsphilosoph, die letztere dermalen noch nicht erwarten zu können glaubte†), die Vorgänge in den drei ersten Monaten dieses Jahres waren doch darauf hinzuarbeiten geeignet. Freilich ist vorgesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und nicht alle Demonstranten und Lärmveranstalter sind gleich tüchtig, wenn es zu entschiedenen Thaten kommt.

---

*) Die aus der Augsburger Postzeitung in die A. Z. Beilage vom 15. Januar 1870 übergegangene Münchener Correspondenz wird durch Pichler's Inserat d. d. Neapel 20. Januar in der Beilage vom 26. Januar noch keineswegs entkräftet. Wenn hier die Annahme des Rufes nach St. Petersburg als lediglich durch Intriganten veranlaßt dargestellt wird, so erinnern sich aufmerksame Zeitungsleser doch noch sehr gut an dasjenige was in der bayerischen Presse aller Schattirungen über Pichler's Erklärungen bezüglich seiner im Münchener Pastoralblatte veröffentlichten Retraktationen, wovon ihm eine ein hochstehender Gelehrter in die Feder diktirte, zu lesen stand. Vgl. A. Z. 8. August. Außerordentl. Beil. 26. August 1868.

**) und nach der A. Z. vom 11. Januar 1870 auch „Consulent des katholischen Oberkirchenraths."

***) Die wahren Hindernisse und die Grundbedingungen einer durchgreifenden Reform der kath. Kirche, zunächst in Deutschland. Leipzig 1870.

†) A. Z. Beil. vom 3. Februar 1870.

Haben wir nun den Standpunkt, die Principien und den Geist unserer Conciliumsbriefe skizzirt, so wollen wir auch nicht verfehlen, das ehrende Zeugniß ihnen zu geben, daß sie mit großer Kunstfertigkeit und wohlberechneter Klugheit abgefaßt sind, insoferne namentlich als sie voraussetzen, daß die meisten Leser stets nur ein Blatt, einen Brief vor sich haben und nur sehr wenige sich des Zusammenhangs mit dem Vorausgehenden erinnern. Dazu ist die Schreibweise pikant und anziehend, ganz für das Publikum angepaßt, das bald sich gewöhnen mußte ebenso heftigen Schauer vor dem Wort „Concilium" zu empfinden, als der österreichische Philister bei dem Worte „Concordat", und darüber den Prozeß Mordaunt mit seinen die alte französische Corruption übertreffenden Skandalen zu vergessen. Hat es an sich schon einen großen Reiz, über geheim gehaltene Verhandlungen Aufklärungen zu erhalten, und zwar durch einen Mann der Alles gehört, Alles durchschaut zu haben versichern kann, so ist dieser Reiz noch erhöht durch die anschaulichen Schilderungen, die geschichtlichen Parallelen, die reiche Inscenirung der Vorgänge, die biblischen und klassischen Stellen, die zierlichen Salon=Anekdoten, die der Wundermann mit stupender Erudition darzubieten im Stande ist, der dabei den Nationalstolz überall anregt, der deutschen Wissenschaft Hymnen singt und die Kluft welche zwischen den religiösen Bedürfnissen und Gedanken der Völker germanischer Race und denen der Romanen besteht, so recht erkennbar macht *).

In großartigen Exordien unübertrefflich, braucht der Mann mit dem Pfeile keine Besorgniß zu hegen, daß seine Conclusionen schwach erscheinen werden. Er beginnt sein gewichtiges Schreiben vom 8. Februar also (A. Z. v. 18. Febr.): „Es ist ein mächtig spannendes Drama, welches hier aufgeführt wird, bei vielen kleinlichen und dadurch pein=

*) XXIII. Brief vom 16. Februar. A. Z. 2. März.

lichen Zügen doch auch wieder großartig, mitunter erschütternd, und wer genauer in das Getriebe hineinzuschauen befähigt ist, kann sich zu Zeiten starker Gemüthsbewegungen kaum erwehren. Immer wieder tritt das Bild des von Schlangen umwundenen Laokoon vor meine Seele; dann wieder meine ich den strategischen Künsten, den geschickten Evolutionen eines Feldherrn zuzuschauen, der mit einem an Zahl überlegenen Heere eine kleine Gegenschaar so zu umzingeln sucht, daß sie ohne Schwertstreich die Waffen strecken und sich auf Gnade und Ungnade ergeben muß". Am 24. Februar beginnt der Bericht (A. Z. v. 6. März) ebenso erhaben: „Seit meinem letzten Schreiben (v. 20.) hat das Concil, dessen Bewegungen eine Zeit lang schildkrötenähnlich waren, Achilles-Schritte gethan. Hier waltet jetzt die Göttin Hybris, ganz so wie die griechischen Tragiker, Sophokles namentlich, sie schildern". Und welchen Eindruck muß es machen, wenn wir anderwärts (A. Z. 2. März) beschrieben sehen, welche Sensation es erregen müßte, wenn selbst in den geheiligten Räumen der Peterskirche kühne Stimmen des Widerspruches sich vernehmen lassen, die in ganz Europa wiederklingen, wenn Bischöfe öffentlich, conciliarisch, vor den Ohren der päpstlichen Legaten und der ganzen Curie Ansichten aussprechen, welche denen des Papstes diametral entgegengesetzt sind, wenn in der Aula eine Philippica gegen die Unfehlbarkeit des Papstes mit Aufdeckung der päpstlichen Irrthümer vor 700 Prälaten gehalten wird — in den Augen der Römer ein Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte, aber in den Augen einiger deutschen Gelehrten ein Triumph ihrer Wissenschaft und ein Gegenstand ihrer Wonne! Schade, daß das Alles immer noch nicht Wirklichkeit geworden ist!

Man findet in der That in unseren Briefen viel, sehr viel Prosaisches, Poetisches, Principielles, Faktisches, Theologisches, Philosophisches, Historisches, classische Reminiscenzen, und moderne Schlagwörter, ein Stück von Epos und von Drama, von Geschichte und Prophezie, ja — um mit

dem Juden bei Platen*) zu reden — Talismane mancher Art,

„Raritäten, die auf Reisen ich gesammelt und erspart,
Einige Wiener Leckerbissen, Katechismen aus Turin,
Aus Morea Griechenschädel und Scholastik aus Berlin.“

Man findet aber vor Allem historische Kritik, und zwar jene köstliche reizende Kritik, die mit Damon bei demselben Dichter sagen kann:

„O, der Wissenschaft ist Alles, was sie fördern kann, erlaubt“.

Sie hat die quidlibet audendi potestas, die Horaz den Malern und Dichtern beilegt; sie hat umsomehr Anrecht auf Beifall, je kühner ihre Sprünge und Tänze sind. Was unser gebildetes deutsches Publikum im Theater und in der Presse schmackhaft findet, das ist längstens erprobt.

„Dieses mark- und knochenlose Publikum beklatschet nur,
Was verwandt ist seiner eignen Froschmolluskenbreinatur“.

Auch die übrigen Artikel der „Allg. Zeitung“ mußten treulich mit- und nachhelfen, die Conciliumsbriefe noch mehr zu illustriren, ästhetische Aufsätze und selbst Gedichte von obscuren Reimern. Fortwährend suchten weitere Artikel, die namentlich die für die Staatsgewalt entstehenden Gefahren hervorhoben, den Argwohn gegen das Concilium zu nähren und zu verstärken**); den bayerischen Patrioten ward insbesondere vorgemalt, wie das Concil der Bundesgenosse ihres Todfeindes sei, des Grafen Bismark***). Nicht ohne Grund wurden aus der neuen Vorrede Renan's mit gesperrter Schrift die Worte angeführt: „Der Stolz der römischen Kirche, welche die vollständigste Negation des Evangeliums ist, wird bald bestraft werden.“ Sie geben ein passendes Motto zu unseren Conciliumsbriefen.

*) Die verhängnißvolle Gabel I. Akt.

**) Das Concil, die Kirche und die Wissenschaft. Beil. v. 7. Jan. — Das Concil und die Concordate. Beil. v. 13. 14. Jan. — Das Concil und das bayerische Concordat Hauptbl. v. 25. Jan. — Die Regierungen und die Concilbeschlüsse A. Z. 19. März. — Die Folgen des Concils Beil. v. 3. April. — Staat und Kirche in Bayern 29. 31. Januar.

***) Das Concil und die deutsche Frage. A. Z. 15. 16. März.

So sind denn diese Briefe nach Form und Inhalt, nach ihrer Stellung und Umgebung einer genauen Analyse durchaus würdig. Um aber in den labyrinthischen Gängen der mehr als dreißig Briefe von den vier ersten Monaten des Concils uns zurechtzufinden und das Zusammengehörige gut zu ordnen, dann aber auch unser Urtheil zu motiviren, erlauben wir uns, zuerst die bei dem Drama handelnden Personen, dann die geschilderten Parteigruppirungen, ferner die vorgelegten und erläuterten Aktenstücke in das Auge zu fassen, ehe wir zu den Verhandlungen und Kämpfen übergehen.

XLIX.

Zeitläufe.

Die irischen Fragen im englischen Parlament.

Anfangs April 1868 waren, wie vielleicht nie mehr seit der Katholiken-Emancipation, die Augen des ganzen Landes auf das Parlaments-Haus in London gerichtet. Es handelte sich um die Frage, ob die anglikanische Staatskirche in Irland fortbestehen dürfe oder nicht. Die Frage ertönte nicht zum ersten Male im Parlament, aber sie war stets mit enormer Mehrheit, gleichsam stillschweigend, beseitigt worden. Noch im Jahre 1863 hatte Sir George Grey im Namen des damaligen Whigkabinets erklärt: „eine Aufhebung der irischen Staatskirche könnte nur durch eine Revolution bewerkstelligt werden.“ Jetzt schlug Gladstone als Führer der whigistischen oder liberalen Opposition eben dieselbe Maßregel vor, und bei der Abstimmung vom 4. April gewann er eine Mehrheit von 60 Stimmen, dazu noch den stürmischen Volksjubel in und außer dem Hause. Er wurde im Triumph aus der Sitzung heimgeleitet. Disraeli dagegen, der Premier-Minister der Gegenpartei, ward ausgepfiffen;

und als ein Zuschauer dem tobenden Haufen zurief: „Niedriger Undank gegen einen Mann der euch das Haushalter-Wahlrecht gegeben", da wurde dem unzeitigen Mahner der Hut angetrieben.

War dieß vielleicht der verspätete Ausdruck eines verborgenen Volksgefühls, daß endlich einmal Gerechtigkeit geübt und der schmachvollen Mißhandlung des katholischen Volkes in Irland ein Ende gemacht werden müsse, und wollte vielleicht Disraeli an der Spitze der conservativen Regierung nichts thun für die irischen Katholiken? Es ist der Mühe werth diese Fragen näher zu untersuchen; als Resultat aber möchte sich nahebei das Gegentheil von einer bejahenden Antwort ergeben. Während das fallende Kabinet die reale Lage der irischen Katholiken in's Auge faßte, machte sich das aufsteigende Kabinet mit dem liberalen Satze populär „Trennung der Kirche vom Staat." Nicht umsonst nahm daher ein Theil der katholischen Blätter in Frankreich und Belgien schon darum Partei gegen die von Gladstone beliebte „Aufhebung der protestantischen Staatskirche in Irland", weil die Maßregel auf einem falschen Princip beruhe*). Jedenfalls war die Maßregel eine halbe und ging denn auch wirklich die geplünderte Kirche Irlands dabei leer aus.

Bereits im Jahre 1867 hatte Lord Russel die Ernennung einer Commission zur Untersuchung über den Zustand der irischen Staatskirche durchgesetzt; der Bericht der Parlaments-Commission war aber noch nicht erstattet, als ein Antrag des berühmten irischen Abgeordneten Maguire im Parlament den Berg in's Rollen brachte. Gladstone knüpfte daran seine Resolutionen an, welche er in dem Satze zuspitzte: „Die irische Kirche als Staatskirche muß aufhören zu existiren." Dagegen stellte ein Mitglied des Kabinets, Lord Mayo, einen Plan zur Befriedigung Irlands auf, welcher die Bedürfnisse der katholischen Kirche in Irland

*) Vgl. z. B. das Brüsseler Journal Le Catholique vom 25. April 1868.

direkt in's Auge faßte und auf die Gründung einer katholischen Universität in Irland sowie auf die Besoldung der katholischen Geistlichen aus Staatsmitteln oder wenigstens von Staatswegen hinauslief. Wir werden sehen, daß diese Idee in verschiedener Gestalt später, namentlich im Oberhause, wiederkehrte; sie war aber jedenfalls der Nagel zum Sarge des Kabinets Disraeli. Zunächst schleuderte nämlich der Antrag den Feuerbrand in die Reihen der eigenen Partei; denn ein Theil derselben erklärte sofort, der gänzlichen Aufhebung der protestantischen Staatskirche den Vorzug geben zu wollen vor einer staatlichen Unterstützung des „römischen Antichrists".

Die Idee war übrigens nicht neu, sie war vielmehr vom jüngern Pitt bis auf Lord Russel von bedeutenden Staatsmännern vertreten. Pitt hatte im Geiste voller Gerechtigkeit gegen die Katholiken eigentlich beabsichtigt drei staatlich etablirte Kirchen in Irland zu gründen, nämlich außer der anglikanischen noch eine für die Katholiken und eine für die Presbyterianer. Wäre der Plan gelungen, so wäre ohne Zweifel die irische Frage überhaupt längst aus der Welt geschafft worden, und England heute nicht in der Lage immer von neuem Ausnahmsmaßregeln für die grüne Insel zu beschließen. Neuerlich hatte noch Lord Russel vorgeschlagen die Einkünfte der irischen Staatskirche, je nachdem sie durch Erledigung überflüssiger Pfründen verfügbar würden, zwischen den drei Confessionen je nach ihrer numerischen Bedeutung zu vertheilen, wobei die Katholiken natürlich den Löwentheil erhalten hätten. John Bright selber, der Minister des neuen Kabinets, gestand in öffentlicher Parlamentsrede zu, daß auch er vor 19 Jahren sich für eine Vertheilung des anglikanischen Kirchenvermögens in Irland an die drei Hauptconfessionen ausgesprochen habe. Aber Bright fügte auch gleich bei: die Macht des populärsten Ministers würde wie zerbrochenes Glas in Scherben gehen, wenn er es wagen sollte den Katholicismus aus Staatsmitteln zu unterstützen. Das sollte Herr Disraeli zu seinem Schaden sofort erfahren.

Es war vielleicht weniger das Gerechtigkeitsgefühl als eine kluge Politik, was den gedachten Staatsmännern das sogenannte concurrent endowment zu empfehlen schien, namentlich gegenüber der von Gladstone nachher beantragten Säkularisation. Der irländische Klerus selbst hatte wiederholt ausgesprochen, daß er eine Dotation seitens der englischen Regierung nicht wünsche, weil dadurch seine Unabhängigkeit Schaden leiden würde und seine völlig freie Stellung zum Volke beeinträchtigt werden könnte. Gerade darum ließ sich vom Standpunkte der altenglischen Politik sehr wohl über die Maßregel reden. Aber den Massen eine solche Raison beizubringen, war vielleicht nie und jedenfalls jetzt nicht mehr möglich. Zu dem alten Nopopery-Fanatismus trat der liberale Fanatismus hinzu, den Gladstone klüglich zu nähren wußte, indem er sich immer bestimmter für den Weg vollständiger Trennung von Kirche und Staat überhaupt aussprach, und in der Debatte hierin soweit ging, daß er sogar die Dotationen für das katholische Seminar von Maynooth und für die presbyterianische Kirche abschaffen wollte. So gewannen die Liberalen den großen Sieg vom 4. April 1868, in Folge dessen zunächst das Parlament aufgelöst wurde und die Minister an das Land appellirten.

Die neuen Wahlen fanden unter einer bis dahin unerhört starken Betheiligung statt. Von den Wählern deren Zahl durch die Reformbill beinahe auf dritthalb Millionen erhöht worden war, gaben fast 22mal hunderttausend ihre Stimmen ab. Disraeli und seine Partei hatten sich nun auch ihrerseits an die protestantische Leidenschaft der Massen gewendet. Gladstone wurde geschildert als das Werkzeug eines finstern „papistischen Complots“; er habe sich mit den Ultramontanen verbündet, um die protestantische Religion und den königlichen Supremat von England zu stürzen; einem „fremden Fürsten“ (dem Papst) solle England in die Hände gespielt werden und der Protestantismus in der ganzen Welt den schwersten Stoß erleiden. Die Verdächtigung war um so bedenklicher, als Gladstone wie bekannt einer ent-

schiedenen ritualistischen Familie angehört und früher mit dem Erzbischof Manning und andern hervorragenden Convertiten in den engsten Beziehungen stand. Andererseits kam ihm aber der Umstand zu gut, daß die heftigsten Nopoperisten nicht weniger heftig radikal sind und somit dem lockenden Princip der „Trennung zwischen Staat und Kirche" nicht zu widerstehen vermochten, wie denn die zwei Hauptvertreter dieser Richtung Whalley und Newdegate, je nachdem sie von dem einen oder dem andern Princip sich leiten ließen, im Parlament selbst die skandalösesten Scenen gegeneinander aufführten. Kurz, bei den Wahlen ward die protestantische Leidenschaft von beiden Seiten angefacht, aber die conservative Farbe derselben ward von der liberalen besiegt, und Gladstone triumphirte mit einer Mehrheit von 125 Stimmen.

Es war fast auf den Tag ein Jahr nach der entscheidenden Abstimmung vom 4. April 1868, als die Gladstone'sche Bill unter dem Titel „Gesetz der Staatskirche in Irland ein Ende zu machen und über die weltlichen Besitzthümer derselben und das königliche Stift von Maynooth zu verfügen" — aus der zweiten Lesung hervorging. Zuerst verfügt die Bill über die „Entstaatlichung" vom 1. Januar 1871 an. Die anglikanischen Bischöfe werden nicht mehr im Oberhause sitzen; die geistlichen Gerichtshöfe aufgehoben seyn 2c. Die Kirche wird fortan regiert von einer gemischten Synode und einem gewählten Verwaltungsrath, der übrigens von der Königin feierlich anerkannt wird und mit dem die Krone verhandelt, so daß also doch von einer puren Freiwilligkeits-Kirche und einer vollständigen Gleichstellung keine Rede seyn konnte. Zum Behuf der „Entpfründung" wird sodann eine eigene Commission ernannt, welche das Kirchenvermögen zu Handen zu nehmen, die Geistlichen zu entschädigen, die Laienpatronate abzulösen hat. Seit 1660 gemachte Stiftungen können auf Verlangen an den Geber oder, wenn derselbe erst seit 25 Jahren todt ist, an seine Erben zurückgegeben werden. Die Kirchenzehnten aber erlöschen nicht, sie können bloß abgelöst werden mit dem 22½-

fachen Betrag auf einmal oder durch Annuitäten. Man begreift die fatale Wichtigkeit der letzteren Bestimmung, wenn man bedenkt, daß die Kirchenzehnten stets eine Hauptbeschwerde des katholischen Volkes in Irland bildeten. Die maßlose Ungerechtigkeit doppelter Besteuerung wird also auch ferner auf dieser Bevölkerung lasten bleiben; wie sie bisher indirekt Zehnten an die ihr fremde Staatskirche bezahlte und außerdem Abgaben für die Erhaltung ihres eigenen Cults, so ist es geblieben.

Die Hauptfrage war, was denn nun mit dem unverhältnißmäßig großen Kirchenvermögen der irischen Anglikaner angefangen werden solle, und darüber wollte Gladstone lange mit der Sprache nicht heraus. Die Bill zweiter Lesung bestimmte Folgendes. Von dem auf 16,500,000 Pf. St. geschätzten Vermögen solle die entstaatlichte Kirche 6,650,000 Pf. mit allen Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäuden behalten; von dem Rest sollen 2 Millionen den Presbyterianern und Katholiken zu gute kommen, ersteren ungefähr zwei Drittel als Entschädigung für die unter dem Namen regium donum geleistete Staatsunterstützung von 50,000 Pf. jährlich; das Uebrige (ein Drittel) ward als Aequivalent bestimmt für den bisherigen Staatszuschuß zu dem Fond des Priesterseminars von Maynooth. Mit diesem Modus die Maynooth-Frage ein- für allemal aus der Welt zu schaffen, hatten sich besonders die schottischen Protestanten einverstanden erklärt, da sie es als Sünde betrachteten sich zum Vortheil der katholischen Kirche besteuern zu lassen, aber es als ganz gleichgiltig ansahen, ob der auf sündhaftem Weg zusammengebrachte irisch-anglikanische Kirchenfond für Protestanten, Katholiken oder Heiden verwendet werde.

Es blieben nun noch 8 Millionen zur Verfügung, und daraus wollte die Bill einen Fond bilden, welcher für Landspitäler, Irrenhäuser, Blinden- und Taubstummen-Anstalten &c. im Interesse des irischen Volkes verwendet werden sollte. Jedenfalls — dieß war das Princip Gladstone's und seiner Bill — solle nichts davon auf kirchliche Zwecke entfallen

dürfen. Während also die anglikanische Gesellschaft in Irland, mit wenig mehr als einer halben Million Angehöriger, als eine der reichsten Kirchen der Welt ihre neue „freie" Laufbahn begann, sollte die katholische Volkskirche für ihre confiscirten Güter nichts bekommen und überhaupt leer ausgehen. Das war der Cardinalsatz der Bill.

Gerade dieser Satz aber erschien einem Theil der Lords im Oberhause doch zu arg; und da ein anderer Theil die Maßregel überhaupt als einfachen Raub ansah, so lief die Bill im Hause der Lords große Gefahr. Es gab wieder andere Lords, welche — und der Erzbischof von Canterbury soll sich ungenirt dahin ausgesprochen haben — die Bill an und für sich als „ein profitables Geschäft für die Kirche" ansahen, doch aber das Bedenken sich nicht verhehlen konnten, daß die Vorlage zum erstenmale seit Gründung der brittischen Monarchie den Grundsatz einer gänzlichen Trennung des Staats von der Unterstützung irgend einer Religionsform einführe. Mit einer Verwahrung gegen solche Tendenzen eröffneten 47 Peers ihren Protest; und die Sache stand so gefährlich, daß liberalerseits ein Meetings-Sturm durch das ganze Land organisirt werden mußte mit der Losung: das Oberhaus müsse umgestaltet werden und die Adelskammer als solche aufhören zu existiren, weil sie seit 40 Jahren nichts anderes gewesen sei als der Hemmschuh gegen alle freisinnigen, im Interesse des Volkswohls gebotenen Maßregeln. John Bright selber, der Minister, schrieb in diesem Sinne seinen famosen Brief; und wenn auch Gladstone sich genöthigt sah diesen Collegen zu desavouiren, so that er doch selbst die Aeußerung: die Lords schienen sich ihm „in einem Luftballon zu befinden".

Nach langem wechselvollen Kampfe kam es endlich dahin, daß das Oberhaus ein großes Princip opferte und den Rest zu einer Brod- und Butterfrage reducirte. Es war ein sehr vernünftiges Amendement gestellt worden, als Pendant zu einer Modifikation bezüglich der Häuser und Höfe der anglikanischen Geistlichen. Das Amendement verlangte, daß aus

den überschüssigen Fonds Gelder verwendet werden sollten zur Errichtung von Häusern und zum Ankauf von Gartenland für die katholischen Priester und die presbyterianischen Geistlichen. Es wurde geltend gemacht, daß neun Zehntel der protestantischen Eigenthümer in Irland an katholische Geistliche keine Wohnungen vermiethen wollten, weßhalb die letzteren meistens in elenden Hütten wohnten, gewöhnlich bei ihren Pfarrkindern, und mit deren Entbehrungen die allgemeine Erbitterung theilten. Auch darauf wollten Regierung und Unterhaus durchaus nicht eingehen, aus Furcht als „Papisten“ verschrieen zu werden. Disraeli selbst, um seinem Gegner Gladstone den Nimbus eines „Horts der protestantischen Religion“ nicht ganz ungetrübt zu lassen, vermittelte jetzt ein Compromiß; und das Compromiß ging dahin, daß die „entpfründete“ anglikanische Kirche in Irland noch ungefähr eine halbe Million mehr bekommen sollte als die Bill bereits bestimmte.

Der Werth der gesammten Abfindung wurde nun verschieden, nach dem mäßigsten Anschlag auf 10 Millionen Pfund berechnet. Für die gemeinnützigen Zwecke zum Besten des irischen Volkes dürften im besten Falle nur 2 bis 3 Millionen übrig geblieben seyn, um deren Verwendung die Parlaments-Parteien der Zukunft sich schlagen mögen. Das war der reale Inhalt der großen Maßregel. Anders freilich steht die Sache in principieller Beziehung.

Wie wenig dem katholischen Volke Irlands mit der Abolition in der beliebten Weise genützt war, das liegt auf platter Hand. Man hat hintennach nicht ohne Grund sich gefragt, ob nicht Disraeli und die Tories auf *ihrem* Wege eine gründlichere Reform durchgeführt hätten, als dieser zweideutige Liberalismus. Jedenfalls hat die Partei, wenn es ihr wirklich um die Befriedigung Irlands und nicht bloß um ein Wahlmanöver zu thun war, ihren Zweck nicht erreicht. Man hat gesagt, der Fenianismus sei der Vater der Gladstone'schen Resolutionen gewesen; nachdem nämlich die Liberalen ihren Gegnern so oft vorgeworfen, daß sie nicht anders als mit Gewalt und mit endlosen Suspensionen der Habeas-

Corpus-Akte Irland zu regieren wüßten, so hätten sie sich geschämt die gleichen Wege nun auch ihrerseits zu betreten. Aber vor wenigen Tagen hat die liberale Regierung ein Gesetz („Friedenwahrungs-Akte") gegen den Waffenbesitz, die Preß- und Versammlungsfreiheit in Irland durchgesetzt, das einem permanenten Belagerungszustand so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Nur Ein Unterschied ist eingetreten: hatte England bis jetzt nur mit der Unzufriedenheit der unterdrückten Katholiken zu kämpfen, so ist jetzt die äußerste Erbitterung der irischen Protestanten hinzugekommen, welche alsbald eine dem Fenianismus nahe verwandte Sprache zu führen begannen und offen mit dem Zerreißen des Unionspakts zwischen beiden Königreichen drohten. Man könnte diese Mißstimmung allerdings für eine vorübergehende halten, wenn nicht die Bodenfrage in Irland wäre, deren Lösung mit logischer Consequenz von dem Kabinet sofort in die Hand genommen werden mußte und welche am unmittelbarsten gerade die irischen Orangisten-Logen berührt.

Am wichtigsten erscheint übrigens an der sogenannten Kirchenbill der Rückschlag auf England selbst. Es war vorauszusehen, daß kein Jahrzehnt vergehen würde, ehe die Fortschrittspartei der Staatskirche in England selber mit dem gleichen Maße zu messen versuchen würde, wie der irischen geschehen. Die Motive einer solchen Bewegung sind ebenso zahlreich als verschiedener Natur. Schon auf den innern Bestand des Anglikanismus mußte die Thatsache höchst ungünstig zurückwirken, daß nun dieselbe Kirche mit grundverschiedener Verfassung in England und in Irland existirt, hier als freie Kirche mit einer aus Geistlichen und Laien gemischten Synode und gewählter Regierung, dort als Staatsinstitut mit exclusiv klerikalem und bischöflichem Regiment. Man hat für den Rechtstitel des Instituts wohl vorgebracht, hier sei es wenigstens die Kirche der Majorität des englischen Volkes. Aber auch diese Thatsache ist nicht mehr feststehend; in Wales z. B. befindet sich die Staatskirche bei dem herrschenden Sektenwesen in einer noch unverhältnißmäßigern Mino-

rität als seinerzeit in Irland, während sie gleichwohl das ganze Kirchenvermögen des Landes besitzt. Und wie ist erst dieses Vermögen vertheilt? Die Sache ist bekannt; neben den scandalösen Bezügen der Würdenträger gibt es Geistliche auf dem Lande, welche selten Fleisch essen, während andere nicht einmal zur Kirche gehen können, weil es ihnen bald am Rock und bald an der Hose zum Ausgehen fehlt. Die irische Bill hat aber überhaupt das Beispiel einer Säkularisation zu „gemeinnützigen Zwecken" gegeben, und wie sollte ein solches Beispiel nicht verlockend seyn in einem Lande, wo jeder 18. Mensch ein Pauper ist, d. h. ein Wesen das nur durch den Genuß der öffentlichen Wohlthätigkeit sein Leben fristen kann.

Aber nicht nur bei der englischen Fortschrittspartei beginnt das Wort „dis-establishment" im Sinne der freien Kirche zum Schlagwort zu werden. Gerade die eifrigsten Kirchenmänner, insbesondere aus der Schule Pusey's, vertreten das gleiche Princip. Gladstone selbst ist aus dieser Schule hergekommen, und es dürfte auch bei ihm einen tiefern Grund als bloß das liberale Parteiinteresse gehabt haben, wenn er, der früher für die engste Verbindung zwischen Kirche und Staat geschwärmt, jetzt als Advokat der Trennung auftrat. Die Suprematie der Krone ist überdieß nur die schwerste Fessel, nicht die einzige; in welch' unwürdigen Händen befinden sich z. B. mitunter die ausgedehntesten Patronate? Die ritualistische Bewegung, welche aus der Schule Pusey's hervorgewachsen ist, wird aber von allen diesen Fesseln am empfindlichsten gedrückt, und es ist daher erklärlich, wenn gerade von dieser Seite her am ernstlichsten die Forderung sich erhebt: „die englische Kirche als Staatskirche müsse aufhören zu existiren."

Wie demnach im Grunde die Kirchenfrage zwischen England und Irland gemeinsam war, so ist dieß noch augenscheinlicher bei der Bodenfrage der Fall. Auch England hat seine Bodenfrage, und wenn schon dieselbe noch nicht so brennend ist, wie die irische, so wird doch kein denkender Mensch über die dem Parlament zur Zeit vorgelegte Land-

bill für Irland sich innerlich entscheiden, ohne die Folgen für England zu erwägen. Das Kabinet Gladstone konnte nicht anders, es mußte folgerichtig diesen schwierigsten Theil der irischen Verwicklung in Angriff nehmen; ob aber mit dem gleichen Glück, das macht die gedachte Erwägung und überhaupt die Gewalt der entgegenstehenden Interessen mehr als zweifelhaft. In der That droht schon in der liberalen Partei selber offene Spaltung.

Seit zwei Jahren steht die agrarische Bewegung in Irland — wohl zu unterscheiden von den Attentaten des socialistisch-republikanischen Fenier-Bundes, einer Erscheinung von neuerm Datum — mit ihren chronischen Verbrechen wieder in voller Blüthe. Diese grauenhaften Zustände sind um so auffallender, als es im Uebrigen eine zugestandene Thatsache ist, daß sonst kein Theil Englands freier von Verbrechen bleibt als gerade Irland. Diebstahl und Raub, Betrug und Schwindel, Verbrechen gegen die Sittlichkeit und dergl. sind in Irland so selten, daß die Richter nur wenig zu thun hätten, wenn der agrarische Mord und die Trunksucht nicht wären. In jeder Beziehung, namentlich auch in geschlechtlicher, steht das irische Landvolk himmelweit über dem tief versunkenen englischen; nur das Menschenleben scheint dort keinen Werth mehr zu haben. Und der alleinige Grund dieser Mordsucht ist das agrarische Elend.

Vor ungefähr einem Jahre kam der gräuelhafte Zustand in beiden Häusern des Parlaments zur Sprache. Im Oberhaus trat nicht undeutlich die Meinung hervor, die Urheber der irischen Unruhe rechneten eben auf die Schwäche einiger Mitglieder des liberalen Kabinets. Bright, welcher hiemit zunächst gemeint war, erklärte hierauf im Unterhaus, nach seiner Ansicht könne allerdings der sociale und politische Friede in Irland nicht hergestellt werden, solange die Nation vom Besitze ihres eigenen Landes ausgeschlossen sei; es müßten daher die Mittel gefunden werden um eine grundbesitzende Bauerschaft zu gründen und den Pächtern Gelegenheit zum Wiedererwerbe des von ihren Vorfahrern besessenen Feld-

eigenthums zu geben. Zu diesem Zwecke hatte er früher bereits vorgeschlagen, daß der Staat alljährlich für eine bestimmte Summe Ländereien in Irland kaufe und in Parcellen wieder verkaufe*). Im Oberhause fanden aber schon jene Andeutungen Brights die übelste Aufnahme. Die beiden alten Gegner, Lord Russel und Lord Derby, übrigens beide Besitzer großer Güter in Irland, reichten sich brüderlich die Hand um die „phantastischen Vorschläge" des unteren Ministers abzustrafen, Vorschläge welche auf die Einbildungskraft der Irländer nur die schlimmste Wirkung äußern könnten.

Am 15. Februar d. Js. legte Gladstone endlich seine Bill zur Ordnung der irischen Pächterverhältnisse vor. Das dürfte die richtigere Bezeichnung seyn als „Landbill." Der Entwurf steht nicht auf der Basis der Bright'schen Idee oder des Stuart Mill'schen Vorschlags, welcher geradezu verlangte, daß nur die Eigenthümer, welche ihre Güter selbst bewirthschaften, also eine sehr geringe Zahl, im Besitz bleiben sollten, dagegen das gesammte in Pacht befindliche Landeigenthum Irlands einem Zwangsverkauf unterliegen solle, wobei der Preis durch Parlamentscommissäre zu bestimmen wäre. Ebenso wenig genügt die Bill dem eigentlichen Begehren der irischen Agitation, welche nicht einfach wie die Fenier die Landeigenthümer gewaltsam verjagen will, nämlich dem Vorschlag des fixity of tenure, wornach den gegenwärtigen Pächtern gesetzlich nicht gekündigt werden dürfte, solange sie ihren von Regierungs-Commissären festzusetzenden Pacht bezahlen.

Zwischen allen diesen Auswegen und Vorschlägen hält sich die Bill vorsichtig in der Mitte. Am meisten nähert sie sich dem in der Provinz Ulster bestehenden Gewohnheits-Pachtrecht. Freilich befinden sich die Pächter im Ulster in

---

*) Das wäre eine Erweiterung der Idee gewesen, welche dem Institut des Landed Estates Court zu Grunde lag. Bekanntlich hat man vor wenigen Jahren große Wirkungen von diesem Institut gehofft in Bezug auf die Vertheilung des Landbesitzes in Irland; die Anstalt zeigte sich aber als verfehlt und hauptsächlich dienend zu den Zwecken der Spekulation.

einer ganz ausnahmsweisen Lage. Die Bauern sind meist eingewanderte Schotten und Protestanten wie ihre Herren; die socialen Beziehungen zwischen ihnen und den Landlords waren daher immer andere als in den übrigen Provinzen, wo das eingeborne Volk von einer nach Abstammung und Religion fremden Classe beherrscht wurde. So konnte sich dort stillschweigend die Gewohnheit bilden, daß der abziehende Pächter seinen Pacht an einen Andern verkaufen konnte, wenn nicht der Eigenthümer ausdrücklich Einsprache gegen den Nachfolger erhob, und daß die Pachtungen, solange der Pacht bezahlt wurde, thatsächlich unkündbar waren, also eine Art Erbpacht.

Soweit geht die dem Parlament vorgelegte Bill keineswegs. Aber sie schafft vor Allem das scheußliche System der Pachtungen auf Ruf und Widerruf ab. Kein Besitzer kann mehr den Pächter ohne Weiteres davonjagen; er muß ein Jahr vorher kündigen und ein Schiedsgericht entscheidet über die Entschädigung für Meliorationen. Ferner soll nicht mehr, wie dieß fast durchgängig der Fall war, jede Aenderung im Besitzverhältniß, insbesondere der Todfall des Besitzers den Pacht brechen; jeder Eigenthümer soll vielmehr das Recht haben Verträge auf 31 Jahre zu verleihen, eine Bestimmung welche für den erblichen Bestand der großen Besitzungen schwere Folgen haben dürfte. Zur Austragung aller Streitigkeiten zwischen den Landlords und den Pächtern will die Bill einen eigenen Gerichtshof in Dublin errichten.

Das ist die Eine Seite des Gesetzvorschlags. Andererseits soll das Gesetz die eigenthümliche Erwerbung der Pachtgüter mittelst Staatshülfe erleichtern. Alle Grundstücke welche weder Lehen noch Corporationsgüter sind (letztere betragen freilich nicht weniger als 4 Mill. Acres), sollen um einen vereinbarten Preis verkauft werden können, und wenn der Pächter ein Viertel des Preises hinterlegt, so wird das Amt der öffentlichen Arbeiten für den Rest einstehen gegen hypothekarische Sicherheit und annuitätenweise Abzahlung. Unter den gleichen Bedingungen können auch ganze Gutscomplexe von

mehreren Pächtern erworben werden. Von Pachtungen unter 100 Franks soll der Eigenthümer die Hälfte der Gemeindesteuern tragen. Ueberdieß soll das Amt der öffentlichen Arbeiten auch Darlehen auf Annuitäten geben zu Zwecken der Cultur und der Melioration, natürlich unter amtlicher Controle.

So lautet der Vorschlag, dessen Annahme für Irland eine ungeheure Wohlthat wäre, aber doch wie es scheint, Niemand ganz befriedigen würde. Das Parlament dürfte widerhallen von den Schreckensrufen derjenigen, welche so kühne Eingriffe in das freie Recht des Eigenthümers und so bedenkliche Einmischungen des Staats in das Privatrecht nicht nur an und für sich zu fürchten Grund haben, sondern auch wegen der verhängnißvollen Consequenzen für die Bodenfrage in England selbst. Auf der „von einem melancholischen Ocean umgebenen Insel“ aber, um den sonderbaren Ausdruck Disraeli's zu gebrauchen, wird erst recht die Frage auf den bleichen Lippen schweben: warum soll der Staat nur so weit gehen, warum soll er nicht geradezu wieder geben was den Vorfahren mit Gewalt geraubt worden ist. Dieser Gedanke ist es was dem Fenianismus seine Macht gibt, trotz der Excommunikation die seine Anhänger getroffen hat.

Wenn man nun erwägt, daß das Parlament sich gleichzeitig auch über ein Gesetz bezüglich der Ausdehnung des Volksschulwesens von Staatswegen schlüssig zu machen hat, so mag man die Tragweite der Krisis ermessen, welche der berühmte Staat des Selfgovernment zur Zeit zu bestehen hat. Es war nicht denkbar, daß eine politische Revolution den Felsenbau der englischen Verfassung erschüttern könnte; die schwebende Krisis ist aber nicht politischer, sie ist in allen ihren Theilen eminent socialer Natur. Und die Lehre die daraus hervorgeht, dürfte lauten: das System des edlen Selfgovernment genügt nirgends mehr den socialen Zuständen von heute, nichteinmal mehr in England!

L.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.

II. Die Personen.

Das große Drama, das vor unseren Blicken aufgeführt wird, findet sein volles Verständniß nur bei genauer Kenntniß der Personen. Bei jeder Versammlung faßt man zuerst ihren Präsidenten in's Auge; wir müssen also zuerst unseren Blick auf den Papst richten. Zwar erscheint er nur bei den feierlichen Sitzungen des Concils, nicht bei den vorbereitenden Congregationen; aber der Urheber, das Haupt, der höchste Lenker der ökumenischen Synode ist doch zu wichtig, als daß man von ihm abstrahiren könnte. Unsere Conciliumsberichte haben sich dieser Vernachlässigung nicht schuldig machen wollen; sie geben fortwährend einzelne Züge des Bildes, das sie sich von dem Papste entworfen haben; suchen wir sie zu einem Gesammtbilde zu verbinden, was wohlweislich in den Briefen unterlassen worden ist, weil sonst eine allzu starke Wirkung hervorgebracht worden wäre.

Pius IX. erscheint als ein schrecklicher Despot, der keinen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit mehr dulden will*),

*) I. Brief. A. Z. 18. Dez. v. Js. Vgl. XXXI. Brief 31. März: „Er fühlt, wie er sagt, seine Unfehlbarkeit und findet es darum sehr anstößig, daß sich die Bischöfe mit diesem Zeugniß seines Gefühls nicht zufrieden geben wollen.“

der den Bischöfen sowohl einzeln als corporativ im Contrast zu dem Brudertitel, den er ihnen officiell ertheilt, eine Schulknabenbehandlung angedeihen läßt*), denselben Privatberathungen von mehr als zwanzig Theilnehmern verbietet**), den 78jährigen Patriarchen der Chaldäer in vollem Zorn zur Abdankung oder zur Unterzeichnung der ihm vorgelegten Papiere zwingt***), der sogar die Polen zur Revolution gegen Rußland aufstachelt†) und so in das sichere Verderben treibt, der sogar vor 700 bis 1000 Fremden seinem Unmuth über opponirende Bischöfe die Zügel schießen läßt. Soll er doch mit Hintansetzung aller Rücksichten bei einer solchen Audienz gegen diejenigen gesprochen haben, denen der Muth des vollen Glaubens fehle, mit der Bemerkung, um das Urtheil der Welt dürfe man sich bei kirchlichen Dingen nicht kümmern††). Freilich hat der Papst, längst bevor „opponirende Bischöfe" in Rom versammelt waren, in ähnlicher Weise sich geäußert und das Wort „Welt" könnte sehr gut im Munde eines Kirchenhauptes nicht etwa „die Gemeinden", sondern das was die heilige Schrift darunter versteht, bedeuten; doch unser Gewährsmann, der keine Sophistik treibt, scheint das besser zu verstehen als andere Menschenkinder; er folgert ja daraus mit so großer Sicherheit einen Widerspruch gegen die

---

*) XIII. Br. A. Z. 8. Febr. **) VI. IX. Br. A. Z. 3. 19. Januar.

***) XIII. Brief. A. Z. 8. Febr Nicht wegen der von ihm gehaltenen Rede, sondern wegen einer großen Unbeständigkeit und des Fluktuirens bezüglich der Besetzung zweier Bischofsstühle seines Ritus zog sich der Patriarch einen Tadel zu. Vgl. Kölnische Volkszeitung 5. und 7. Febr. Röm. Brief im Mainzer Journal v. 19 Febr.

†) Im XI. Briefe A. Z. 27. Jan. lesen wir: der Bisthumsverweser von Lublin Sosnowski soll versichert haben, Pius IX. habe ihm gesagt, er zähle sicher auf Polens Losreißung von Rußland, woran sich eine Erklärung, bez. Rechtfertigung des Verhaltens der russischen Regierung gegen das Concil knüpft. Die angegebenen Worte stehen in offenbarem Widerspruch mit allen sonstigen Aeußerungen des Papstes. Thut nichts! Despoten haben sich ja schon oftmals widersprochen.

††) X. Brief. A. Z. 26. Jan.

sonst geltende Meinung, daß die Bischöfe um das Urtheil ihrer Gemeinden sich zu kümmern haben.

Alle Despoten haben ihre Passionen, ihre Launen; der eine hat am Brennen und Würgen, der andere an Reiten, Spielen und Tanzen, ein dritter an colossalen Bauten u. s. w. seine Lust. Nun auch die Päpste hatten ihre Lieblingsneigungen, keiner aber bis jetzt die der Dogmenverfertigung; die hat nur Pius IX., obschon er „kein Theolog" ist*). Die Neigung hat er zwar von 1846 bis 1854 nicht beurkundet; aber 1854 definirte er trotz des Abrathens vieler Vertreter der deutschen Wissenschaft einen Satz, der eigentlich nicht hätte definirt werden können, obschon darum Bischöfe und Provinzialconcilien gebeten. Zehn Jahre später ließ er den Syllabus herausgeben, der nach der Ansicht so vieler gelehrten Leute „neue Dogmen" schuf, und jetzt steht er im Begriffe eine ganze Masse neuer Dogmen zu verfertigen. Woher das? Die Despoten sind alle, auch wenn sie es nicht glauben, abhängig von ihren Günstlingen. Das sind bei dem Papste die Jesuiten; ihr Orden ist sein Urim und Thummim, sein Brustschild, ohne den er keinen Orakelspruch erlassen kann. Die Passion zur Dogmenverfertigung hat Pius IX., seit er einen Jesuiten, den P. Mignardi, zum Beichtvater genommen**). Solange es noch gelehrte Theologen in Rom gab, wußte die Geschichte auch von keinem Papste zu berichten, der dieses seltsame Gelüste der Dogmenverfertigung empfunden hätte. Aber jetzt, wo in Rom alle Gelehrsamkeit ausgestorben ist, wird das „seltsame Gelüste" begreiflich, wie

*) XI. Br. A. Z. 27. Januar.

**) I. Br. A. Z. 18. Dez. 1869. XI. Br. a. a. O. Nach genauen Erkundigungen erfuhren wir, daß niemals ein Jesuit Beichtvater des regierenden Papstes war und daß der längst verstorbene P. Mignardi nur einmal in Portici für die Prälaten des päpstlichen Hofes die geistlichen Uebungen hielt, was allein Anlaß zu jener Behauptung gegeben haben könnte.

auch das andere nach zahlreichen Beatifikationen und Canonisationen *).

Die Despoten sind eben auch abergläubisch. So glaubt Pius ganz wie die Jesuiten der Civiltà cattolica, daß von St. Peters Grab eine geheimnißvolle Kraft ausströme, welche die Bischöfe fester an ihn binde und sie mit Welttrotz erfülle **)! Daß das Aberglaube ist, obschon ihn viele große Päpste theilten ***), weiß unser Autor sicher, weil er weder selber etwas davon verspürt noch bisher an den Bischöfen diese Wirkung wahrgenommen hat. Sodann ist der Papst fest überzeugt 1) von seiner himmlisch legitimen und unwiderstehlichen Machtfülle, 2) von dem besonderen Schutze Mariens †). Hat er doch (wohl zuerst und als etwas ganz Neues!) in einem Ablaßbreve vom Dezember 1869 hervorgehoben, der Dominikanergeneral Jandel habe ihm vorgestellt, daß die neue Gebetsweise, den englischen Gruß 150mal zu wiederholen ††), eingeführt worden sei, als man den großen Kreuzzug gegen die Albigenser organisirt habe, und dieselbe gegen die heutigen Irrthümer wohl angewendet werde, um mit Mariens Hilfe diese Monstra zu zerstören; hat er doch demnach bestimmt, wer eine Woche lang (nebst Beichte und Communion) täglich 50 Ave Maria und 5 Pater Noster wiederhole und diese nach des Papstes Absicht †††) und für

*) XVIII. Br. 15. Febr. Die Allg. Zeitung vom 6. März 1867 besprach die ganz besondere Liebhaberei Pius IX., den Himmel mit neuen Heiligen zu bevölkern, wobei Wunder, die in Japan oder in China geschehen, sich unschwer herbeischaffen lassen. Die damalige Redaktion scheint nicht Weniges von diesem kostbaren Aufsatze unterdrückt zu haben.

**) XV. Br. A. Z. 11. Febr., vgl. 17. Jan. und 2. März.

***) z. B. Leo der Große Serm. 4 de natali suo c. 4, Serm. 83 c. 3.

†) XVIII. Br. A. Z. 15. Febr.

††) Die Andacht des Rosenkranzes, mit der unser Autor wohl nicht sehr vertraut ist.

†††) Das scheint höchst verdächtig, zumal für Bewohner eines Landes, in dem man schon über Gebetsintentionen zu inquiriren für nöthig gefunden hat.

ein glückliches Ende des Concils bete, der solle einen vollständigen Nachlaß aller seiner Sünden *) erhalten, anwendbar auch auf die Verstorbenen; hat er doch seinen naiven, aber robusten Glauben an die eigene Erleuchtung und an seinen himmlischen Beruf, neue Glaubenslehren zu verkündigen, versinnbilden lassen durch ein Bild in einem Saale hinter Raffaels Stanzen, wo ein Strahl von einem Kreuze, das ein Engel in den Armen hält, auf sein Antlitz fällt **). So steht Pius in einer eigenen mystischen Verbindung mit Maria; sie leitet und inspirirt durch ihn das Concil. Ist das nicht der gröbste Aberglaube? Dazu wird in den Kirchengebeten, freilich nicht erst seit Pius IX., zu Maria gesagt: „Du allein hast alle Ketzereien ausgerottet in der ganzen Welt“ ***). Und doch bestehen manche Ketzereien schon 1400 Jahre ruhig fort. Und die Inspiration Mariens durch den Papst läßt sich bei dem Concil noch nicht erkennen; leider ist nach zwei (ja sogar vier) Monaten noch kein Dekret fertig und die Ketzereien stehen noch so fest wie vor dem Concil. Freilich dachte man zur Zeit der alten Concilien, die nur zwei Monate oder sechs Wochen brauchten †), noch nicht daran, daß Maria erst dem Papste und dann durch diesen dem Concil die Waffen zur Vertilgung der Ketzereien übergeben solle; man verließ sich auf den von Christus verheißenen Paraklet. Das ist jetzt anders; Maria hat die Stelle des heiligen Geistes eingenommen. — Arme katholische Kirche, du wärest verloren, käme nicht der große Reformator mit dem Pfeile dir zu Hilfe! Freilich hat der Papst vor

*) d. i. hier Sündenstrafen.

**) Das Gemälde, welches die Definition vom 8. Dezember 1854 verewigen soll, ist auf Befehl des Papstes gefertigt, der ja sogar die specielle Art der Ausführung dem Maler vorgezeichnet haben muß.

***) Worte aus dem Brevier, diesem „instrumentum dominationis.“ (Janus S. 420 ff. und XXV. Brief. A. Z. 6. März).

†) Warum zürnte man früher so gewaltig über die von einigen Blättern gegebene unrichtige Notiz, das Concil werde nur wenige Wochen dauern?

Eröffnung des Concils das Veni creator Spiritus angestimmt und schon vorher das Gebet zum heiligen Geiste in jeder Messe zu recitiren befohlen; freilich hat er bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses die Lehre vom heiligen Geiste feierlich bekannt und alle Bischöfe bekennen lassen; freilich hat die Anrufung der heiligen Jungfrau um ihre Fürsprache in der Liturgie nicht dieselbe Stellung wie die Anrufung des Paraklets um seine Erleuchtung; aber das auf Befehl des Papstes gefertigte Bild und alle sonstigen Wahrnehmungen unseres Briefschreibers beweisen unwiderliglich den jetzt herrschenden Aberglauben.

Despoten erscheinen gern in vollem Strahlenglanze, vergöttern sich und lassen sich vergöttern. Man kennt das aus der römischen Kaiserzeit. Sogar die Concilsaula muß dazu dienen. „An einem lichten unumwölkten Tage fallen nämlich zu bestimmter Stunde die Sonnenstrahlen gerade auf den Platz, wo in der Aula der päpstliche Thron sich befindet, so daß Pius mit Hilfe gehöriger Vorkehrungen bezüglich der Zeit hoffen darf, in dem Moment, wo er der Welt die göttliche Offenbarung seiner Unfehlbarkeit verkünden wird, vom Lichtglanz umflossen dazustehen." Wie auf jenem Bilde fällt ein himmlischer Strahl auf sein Antlitz. Wie man bei der Krönung Karls X. Tauben in der Kirche fliegen ließ, so könnte allenfalls auch in Rom eine Taube abgerichtet werden, daß sie den Papst im Moment seiner mit eigenem Mund gesprochenen Apotheose umfliege, was dann der Effekt ganz unwiderstehlich machen würde*). Diese Selbstvergötterung des Papstes geht bereits bis zur Blasphemie. In einer 1866 gehaltenen Ansprache bezeichnete er sich als alleinigen Nachfolger der Apostel, als alleinigen Regenten der Kirche, und brauchte von sich die Worte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" **)! Wenn Pius IX.,

*) XXVII. Brief. A. Z. 17. März.

**) XXIII. Brief v. 16. Febr. A. Z. 2. März.

on bevor seine Unfehlbarkeit Dogma geworden, von sich
ie Worte gebraucht hat, was wird er nach vollzogener
otheose sagen? Welche Worte wird die menschliche Sprache
ı bieten, um die Hoheit seiner Stellung gebührend zu be-
hnen*)? Wohl wußten Alle die nicht den Geist der
ncilsbriefe haben, daß der Papst nicht so sprach, und es
lte sich sonnenklar heraus, daß hier von dem Ankläger
„römischen Fälschungen“ selber eine derbe Fälschung
übt ward, indem der Papst gesagt hatte: „Ihr seid wahr-
tig Schüler desjenigen der die Worte sprach: Ego sum
, veritas et vita“**); aber der Briefschreiber gesteht die
lschung nicht ein***) und bringt nöthigenfalls neue ebenso
lgiltige Belege; es entspricht ja das dem Hochmuth des
pstes, der hoch über allen Bischöfen thront. „Es ist wohl
h kein Zeitpunkt in der Kirche gewesen, wo es dem Episcopat
handgreiflich klar gemacht wurde, wie viel der Brudername,
lchen der Pontifex jedem Bischof gibt, werth sei, und welch
ermeßliche Kluft zwischen dem Bruder auf dem römischen
rone, dem Papst-König, und dem Bruder in Paris, Wien
r Prag besteht†). Ihn kümmert es nicht, wenn auch Ver-

---

*) XXVII. Brief v. 8. A. Z. 16. März. Dort heißt es weiter: „Mir fällt das Wort ein, das ein durch seine witzigen Einfälle bekanntes Mitglied der hiesigen Aristokratie vor einiger Zeit fallen ließ: die andern Päpste glaubten, daß sie Statthalter Christi (Christo schreibt man nicht im Italienischen, sondern Cristo) seien; aber dieser Papst glaubt, unser Herr sei sein Statthalter im Himmel. Wir leben ja hier auf dem Boden, auf welchem Tacitus vor 1800 Jahren das Wort schrieb: Cupido dominandi cunctis affectibus flagrantior est. Ann. XV. 53.“

**) Münchener Pastoralblatt März. Mainzer Journal 24. März.

***) In einer Anmerkung zum XXXI. Briefe A. Z. 31. März wird mit Beziehung auf die Kölner Volkszeitung, die sich auf die Union berief, gesagt, es müsse unentschieden bleiben, wer den rechten Text gebracht habe. Für keinen Vernünftigen, den nicht das Gift des Janus erfüllt, kann das unentschieden seyn.

†) XXXI. Brief A. Z. 31. März.

wirrung und Aergerniß über das neue Dogma entsteht; es hat ihm ja P. Piccirillo, Redakteur der Civiltà cattolica und bei Pius ganz besonders beliebt, den auch anderen Prälaten gespendeten Trost gegeben, das habe nichts zu bedeuten, dogmatische Entscheidungen seien oft die Ursachen großer Wirren geworden, dann aber doch siegreich geblieben, in hundert Jahren werde Alles wieder ruhig seyn*). Wie alle Despoten interessirt sich Pius nicht um das Wohl Anderer; er empfindet nicht das geringste Bedürfniß, die Ansichten der Bischöfe über die Vorlagen oder ihre Wünsche und Vorschläge, ihre Schilderungen von den kirchlichen Zuständen ihrer Länder kennen zu lernen. „Dafür steht er zu hoch" **). Andere freilich würden sich fragen: wenn der Papst einzeln mit mehr als 700 Bischöfen verkehren wollte, würde ihm bei seinen sonstigen Regierungsgeschäften auch nur die Zeit ausreichen und sollte er bloß einzelne bevorzugen? Würde er die Prälaten und ihre Ansichten über die Vorlagen einzeln befragen, würde das nicht sofort als eine bedrohliche Beeinflussung denuncirt werden? Was Wünsche und Vorschläge betrifft, so hat er schon vor Eröffnung des Concils solche eingefordert und über die neugestellten Anträge hat an ihn die betreffende Deputation zu berichten, die zur Vermeidung des Zeitverlustes davon eine Zusammenstellung macht; Schilderungen der einzelnen Länder geben die Statusrelationen der Bischöfe und in den besonderen Audienzen findet sich dazu Gelegenheit. Wäre Pius dann nicht erst recht Despot, wollte er die Prälaten einzeln in's Verhör nehmen?

Wir lesen ferner ***): „Was den Papst angeht, so hat er in seinem amtlichen Leben viel gewechselt, ist oft von der einen zur anderen Seite übergesprungen, und die ihm nahe Stehenden sagen: in vielen, in den meisten Dingen sei er unberechenbar, momentanen Impulsen folgend. Aber Pius

---

*) XXVII. Brief. A Z. 17. März. **) XXXI. Brief a. a. O.
***) XXV. Brief. d. d. 24 Febr. A. Z. 6. März Hauptbl.

auch unbeugsam und unveränderlich da wo er ein gött-
hes Werkzeug zu seyn, eine höhere Sendung empfangen
haben meint, und das ist hier der Fall. Er ist überzeugt,
ß er durch eine besondere göttliche Huld bestimmt sei, der
orreichste aller Päpste zu werden." Drei seiner Vorgänger
heinen seine Vorbilder zu seyn; doch da er, „durchaus das
ind seiner Zeit", überhaupt keine Geschichte kennt und
r in der Gegenwart lebt, läßt sich nicht sagen, daß er sie
Vorbildern erkoren hat, sondern nur, daß er mit ihnen
oße Aehnlichkeit besitzt. Mit Innocenz X. hat er den festen
fahrungsmäßigen Glauben an die eigene Inspiration bei
m Mangel theologischer Bildung gemein (s. nur Janus
. 436, 437); Clemens XI. gleicht er in seiner Hingebung
die theologische Leitung der Jesuiten und in der hoch-
hrenden Behandlung der Bischöfe, die sich erdreisteten eine
gene Meinung zu haben. Und wie Paul IV. von sich
hmte, man werde in Zukunft einmal sagen müssen, daß
a alter Italiener der, dem Tode nahe, hätte ruhen und
ne Sünden beweinen sollen, noch so erhabene Plane gefaßt
be*), so will auch Pius noch im hohen Alter große, aber
nz friedliche Eroberungen machen, will die päpstliche Sou-
ränität als einen rocher de bronze stabiliren, um das
ort eines andern Autokraten zu entlehnen. Mit Hilfe
s Concils hofft er die päpstliche Universalherrschaft wie
e Festung durch neue Wälle, Bastionen und Batterien
angreifbar zu machen, und sie als eine ebenso allgegen-
rtige wie allwirksame Macht den Nachfolgern zu über-
fern. Pius glaubt, daß die in seiner Seele erwachenden
edanken und Wünsche nichts Anderes als göttliche Rath-
lüsse sind, deren er durch Inspiration sich bewußt wird

*) Das hier beigefügte Citat: Navagero, Relazione p. 389, in der Sammlung der venetianischen Relationen, ed. Alberi t VII ist ebenfalls aus Janus S. 440, wo in der Note 446 nur p. 380 steht und wo der große Plan geschildert ist: „das sei die Aufgabe des Papstthums, Könige und Kaiser unter die Füße zu treten."

(Janus S. 49, 436). Und wenn Pius, diesen Inspirationen folgend, die für Kirche und Menschheit rettenden Thaten vollbringt, so ist es die höhere Hand, die sich seiner als ihres Werkzeugs bedient (Janus a. a. O.); und warum sollte Pius nicht auch in dem Umstand ein Zeichen seiner Erwählung zu hohen und außerordentlichen Dingen erkennen, daß keiner unter seinen 256 Vorgängern, selbst Pius VI. nicht, so lange auf dem Apostelstuhl gesessen, als Mastai ihn schon jetzt inne hat? In diesem Sinne wird denn auch bereits die Geschichte des Papstes von einem Jesuiten aus dem Kreise der Civiltà geschrieben, und Pius läßt sich die einzelnen Capitel vorlesen. „Man hat mir erzählt, ein Capitel des Werks über das Concil sei bereits geschrieben. Der französische Hofhistoriograph Vertot, der einen belgischen Feldzug und darin die Belagerung einer Festung darzustellen hatte, schrieb die Geschichte dieser Belagerung, ehe sie noch zu Ende war, und äußerte dann zufrieden: Mon siège est fait. So **kann** der jesuitische Historiker des Papstes bereits sagen: Mon Concile est fait.“ Doch hat nicht bereits Janus, hat nicht die Allgemeine Zeitung die Geschichte des Concils schon vor dem Beginn geliefert? Das Concil ist unfrei, das Werk der Jesuiten und der Curie. Könnte man hier nicht mit viel besserem Rechte sagen: „Mein Concil ist fertig?“ Es gilt nur noch, die einzelnen Züge zu vervollkommnen, einige Schattirungen aufzutragen, einige kleine Lücken auszufüllen; die Hauptsache steht uns fest.

Wie alle Despoten ist Pius IX. auch undankbar. Als für den verstorbenen Grafen Montalembert, der seit 1848 das Meiste zur Restauration des Papstes und zu seiner Zurückführung nach Rom beigetragen hatte, auf Veranstalten seines Verwandten Merode ein feierliches Requiem gehalten werden sollte, ließ es der Papst verbieten. Freilich wurde erklärt, das Verbot sei erlassen worden, weil man die Exequien zu einer Demonstration hatte mißbrauchen wollen; aber das erschien bloß als Vorwand und als eine Beleidigung

des Erzbischofs Merode, der selbst im Vatikan wohnt*). Freilich wohnte der Papst am 18. März selbst einem Trauergottesdienste für den Grafen bei, was sonst nur selten zu geschehen pflegt; aber das that er wahrscheinlich nur, weil ihm Banneville Tags zuvor bedeutete, welche Wirkung jenes Verbot in Frankreich hervorbringen müsse, oder höchstens zur Sühne für sein Benehmen gegen den edlen Todten. Wohl erkannte er in einer sofort nach dem Eintreffen der Todesnachricht gehaltenen Ansprache die großen Dienste an, die der Verblichene der Kirche geleistet hatte; aber er setzte bei, daß er leider zu den liberalen Katholiken gehörte und Stolz sein Hauptfehler war, „was in Frankreich, wo der Graf gerade auch wegen seiner leutseligen Bescheidenheit so allgemein beliebt war, Verwunderung und noch etwas Anderes erregen wird"**). Wenn der Papst aber über Verirrungen des edlen Mannes klagte, so hatte er als Wächter der kirchlichen Lehre dazu volles Recht; wenn er für die Seelenruhe des Verstorbenen betete, so handelte er als Vater aller Christen und zeigte seinen Dank für die erworbenen Verdienste. Er soll gesagt haben, es sei keine Zeit zu geräuschvollen Dingen; man müsse beten***). Man weiß aber, wie wenig bei prunkenden Exequien gebetet zu werden pflegt.

Unser Concilhistoriker weiß in der Seele des Papstes zu lesen. Darum schrieb er am 16. Februar, seit mehreren Wochen befinde sich dieser in dem permanenten Zustand eines mit Indignation gepaarten Erstaunens, daß es so viele (?) Bischöfe gebe, welche in Rom, in seiner unmittelbaren Nähe, das Gegentheil von dem zu denken und zu sagen wagen, was er, Pius IX. denkt und sagt†). Dazu muß er Verdruß

---

*) Die Betheiligung des Bischofs von Orleans, der angeblich die Trauerrede halten sollte, ward von ihm in Abrede gestellt in einem Briefe aus Rom vom 30. März.

**) XXX. Brief. A. Z. 27. März. XXXI. Brief. 30. März.

***) Mainzer Journal 25. März.

†) XXIII. Brief. A. Z. 2. März. Vgl. IX. Brief das. 19. Januar.

haben, daß das Concil sich so lange hinauszieht und so viel Geld fordert*), da namentlich seine dreihundert Kostgänger ihm in zwei sterilen Monaten 1½ Million Franken, täglich 25,000 kosten**). Dazu hat er, der Geld für sich sammeln läßt, 120,000 Scudi***) für die gar nicht akustische, ja ganz unbrauchbare Conciliumsaula verschwendet. Sehr oft ist der Papst zornig, mißmuthig, unliebenswürdig, wie namentlich einem genannten deutschen Kirchenfürsten gegenüber, der einst Gegner der unbefleckten Empfängniß war, wie jetzt der päpstlichen Unfehlbarkeit. Eine ähnliche Aeußerung†) legte die Times vom 8. Dezember dem Papste in einem Gespräche mit Cardinal Bonnechose bei, der aber die ganze Unterredung für eine Erfindung erklärte††); wie klug war es, den deutschen Kirchenfürsten nicht zu nennen und sich nicht der Gefahr eines ähnlichen Dementi auszusetzen! Auch darin wird unsere Neugier nicht befriedigt, wer der geistreiche französische Prälat war der im Januar ausrief: Wenn es so (mit der Centralisation) fortgeht, so wird man uns auch noch das Weihwasser fertig von Rom schicken†††)! Schade, daß auch bei anderen Vorgängen, in denen das Anziehende und Gewinnende der Persönlichkeit des Papstes, das er, besonders bei frommen Gemüthern, wohl zu benützen verstehe, geschildert wird, die betreffenden Bischöfe nicht näher bezeichnet werden, z. B. der Bischof, den Pius mit den Worten des Heilands an Petrus zärtlich fragte: Liebst du mich††††)?

---

*) So soll er ausgerufen haben: Per furia di farmi infallibile, mi faranno fallire. XIX. Brief. A. Z. 18. Februar.

**) Diese Zahl ist lächerlich übertrieben. Der = Correspondent der A. Z. 2. März rechnet nur täglich 10,000 Frcs. Beide Angaben verhalten sich wie 5 zu 2 und auch die 10,000 sind noch zu viel; 3600 genügen vollkommen.

***) IV. Brief. A. Z. 29. Dez. v. Jrs.

†) Ce dogme de l'infaillibilité passera comme l'autre, malgré vous. I. Brief. A. Z. 18. Dez. v. Jrs.

††) A. Z. 2. Jan. 1870. †††) XIII. Brief. A. Z. 8. Februar.

††††) IX. Brief. A. Z. 19. Januar

Doch in einem anderen Falle, der zum Belege dient, ie Pius IX. manche Bischöfe durch Auszeichnungen zu ge-innen sucht, erfahren wir den Namen. Im neunten Briefe 9. Januar) ward gemeldet, um den Bischof von Nancy, Msgr. Lavigerie, zu födern, sei für ihn ein eigenes Kleidungs-ick erfunden worden, Superhumerale genannt. Wir dachten fort an das Pallium, das seit uralten Zeiten in Gebrauch , in jedem Kirchenrechts-Lehrbuche erwähnt wird, aber den elehrten der Allg. Zeitung*) völlig unbekannt scheint. Wir chten, ob wirklich der Bischof von Nancy jenen Namen be, fanden aber, daß für diesen Sitz im Consistorium vom . März 1867 Msgr. J. A. Foulon präconisirt, dagegen r frühere Bischof Lavigerie auf den erzbischöflichen Stuhl n Algier transferirt ward, was der geistreiche Correspon-nt auch aus dem römischen Staatshandbuche (Annuario ntificio 1869, p. 163, 189) hätte ersehen können. Erst im :izehnten Briefe (8. Febr.) bemerkt er, er habe beizusetzen rgessen, daß Msgr. Lavigerie (aber nicht kürzlich, son-rn schon vor drei Jahren) nach Algier versetzt worden sei; ne Angabe über das neuerfundene Kleidungsstück aber ließ unberichtigt; sie hat ihm jedenfalls sehr gute Dienste :han.

Sehr gut wird auch der Besuch des Papstes bei den rdamerikanischen Bischöfen in dem für ihre Landsleute er-hteten Collegium (am 29. Januar) verwerthet, wobei Pius ihm so reichlich zu Gebot stehenden Anziehungskräfte ent-tete**). Wem zunächst der Besuch galt***), wird ver-

*) Am 21. Januar 1866 meldete die A. Z. S. 327 aus Berlin: „Als besondere Auszeichnung ist dem neuen Erzbischof von Gnesen und Posen gleich nach seiner Präconisation vom Papste das Pallium verliehen worden, das nur solchen Erzbischöfen und Bischöfen zu Theil wird, welche sich durch besonderen Eifer für die katholische Kirche und die Interessen des apostolischen Stuhles auszeichnen." Bekanntlich erhalten das Pallium alle Erzbischöfe ohne Ausnahme vorschriftsmäßig.

) XVI. Br. A. Z. 13. Februar. *) Giornale di Roma 31. Gen.

schwiegen. Die kirchliche Feierlichkeit in der Umiltà und die Beatification des seligen Oratorianers Johann Juvenal Ancina, Bischofs von Saluzzo († 1604), eines Freundes des heiligen Franz von Sales, dessen Gedächtniß die Kirche gerade an diesem Tage feiert, das interessirt unseren Mann so wenig als die in französischen Blättern *) skizzirte Rede des Papstes über eine beherzigenswerthe Stelle Gregor des Großen **). Nur das constatirt er, daß der Papst bei seinem Tendenzbesuche nicht den rechten Moment zu treffen wußte, sagte ja doch ein nordamerikanischer Priester: „Vor einem Monat hätte dieß noch gewirkt; jetzt kommt es zu spät."

Doch genug der einzelnen Züge. Wir haben jetzt so ziemlich ein Bild des Papstes, dem es eben an Allem, nur nicht an Hochmuth gebricht. Ein Papst den man 24 Jahre lang mit Huldigungen, mit Schmeicheleien in einem Grade wie es vorher nie dagewesen, überschüttet hat, ein Papst gewohnt mit seinen Augenbrauen den römischen Olymp erbeben zu machen, er ist doch nur das Werkzeug einer Partei und bedacht deren Herrschaft zu verewigen***); er ist so schwach, einem römischen Prälaten zu äußern (der es seinem Freunde, dem Briefschreiber, natürlich mitgetheilt hat): die Jesuiten hätten ihn in diese Sache mit dem Concil und der Unfehlbarkeit verwickelt; jetzt sei er entschlossen sie durchzuführen, es koste was es wolle; die Verantwortlichkeit für die Folgen müßten jedoch die Jesuiten tragen†). Der weiß nicht einmal, daß seine Verantwortlichkeit ihm von keinem untergeordneten Organ abgenommen werden kann, der sucht einfältigerweise seine Schuld auf die Jesuiten abzuwälzen, wie Franz I. von Oesterreich die Schuld des Staatsbankerotts auf seinen Finanzminister!

Wer mit diesen Augen Pius IX. ansieht, dessen ebenso

---

*) Univers 4. Fevr. **) Regul. Pastoral. P. II c. 1.

***) XIX. Br. A. Z. 18. Februar. XXXIII. Br. 5. April.

†) XXXI. Br. 31. März.

und liebevolle als feste und männliche Haltung Alle die
ennen, verehren und bewundern, wer solche Steine auf
ochherzigsten Dulder unserer Zeit schleudert, wie wird
ne Umgebung, wie wird er das von ihm geleitete Concil
deln?

Was kann man insbesondere von den Cardinälen
ten, die mit Ausnahme von wenigen Pius IX. ernannt
Sie werden uns in der That in nichts weniger als
endem Lichte geschildert. Der Tod des Cardinals von
ch erscheint als schwerer Verlust, aber lediglich für die
, nicht für die Kirche. „Er war ganz Italiener, voll
Verehrung für jedes Tütelchen der Rubrik, fabelhaft
issend in den deutschen Geisteserzeugnissen"*).
r Verläumdung, die noch bevor der verewigte Cardinal
tzte Ruhestätte gefunden, in die Welt geschleudert ward,
ich entschieden entgegentreten. Ich kannte die Bibliothek
ardinals, ich sprach mit ihm über nicht wenige deutsche
e, ich fand ihn sehr wohl vertraut mit der Literatur,
anonistischen, dogmatischen und historischen Werken wie
en wissenschaftlichen Zeitschriften. Er war gewandt in
Konversation, wußte ebenso gut mit Engländern und
zosen, als mit Deutschen und Italienern zu verkehren,
ohne Engherzigkeit erkannte er das Gute und Wahre
wo er es fand. Unser Briefschreiber beschäftigt sich nach
n nichts weniger als wahrheitsgetreuen Nekrolog mit
Frage, wer der Nachfolger Reisach's seyn werde, ob
r, Martin oder Senestrey — als ob für den (das Wie
kannt) aus München nach Rom verpflanzten Cardinal
tmäßig ein anderer deutscher Prälat gesucht werden
e. Er findet, daß die größere Wahrscheinlichkeit für
r spreche, nur deßhalb weil der gelehrte Bischof von
Pölten als „Oberschreiber aller Schreiber des Concils"
die verhaßteste Persönlichkeit unter den deutschen Prä-

) VI. Brief. A. Z. 3. Januar. Vgl. XVI. Brief. 13. Februar.

laten ist, zumal da er schon zum voraus seine Stimme für das „neue Dogma" abgegeben hat *).

Unter den italienischen Cardinälen finden sich natürlich kaum einige Namen von gutem Klang. Von Cardinal di Pietro erfahren wir die Aeußerung: es sei nicht mehr möglich die Infallibilität fallen zu lassen, da man darin schon zu weit gegangen sei; sowie die andere: die Reform der Cardinäle — wobei die auswärtigen Bischöfe an Repräsentation der Nationen und Beschränkung des italienischen Monopols dachten — müsse eine finanzielle seyn, da sie ein größeres Auskommen brauchten. Und dieser Cardinal gilt unter den Italienern für den freisinnigsten**)! Bilio aus dem Barnabitenorden soll in Rom (das bedeutet natürlich gar nichts!) als eminenter Theolog gelten; wie wenig er das ist, geht daraus hervor, daß er nur zwei deutsche Worte kennt: „deutsche Wissenschaft", die er aber stets mit Schauder (ein Bekannter des Cardinals sagt uns aber: mit ironischem Lächeln) wiederholt, da er sie sich denkt wie den Hexenkessel im Macbeth voll grauenhafter Ingredientien***). Ueberdieß hat er bei der Ausarbeitung der Schemen die Jesuiten gewähren lassen und das ist womöglich noch schlimmer. Gleichwohl ist er der vornehmste Repräsentant römischer Theologie auf dem Concil. Ueberhaupt finden sich unter 41 Cardinälen italienischer Zunge nur zwei Theologen: außer Bilio noch Guidi, der aber „in Ungnade" ist†). Daß z. B. auch de Luca zu den gelehrten Theologen gehört, daß er sogar mehr als zwei deutsche Worte versteht, das Bonner „theologische Literaturblatt" hält und liest, davon hat unser Gewährsmann nichts erfahren. Cardinal Barnabo, der Präfekt der

---

*) A. Z. Beil. v. 19. Nov. 1869. Vgl. 14. März 1869.

**) VII. Br. A. Z. Beil. 12. Jan. 1870. XV. Br. 11. Febr.

***) Das. im Eingang.

†) XVIII. Br. A. Z. Beil. v. 15. Febr. Vgl. I. Br. A. Z. 18. Dez. v. Jrs.

Propaganda, verschmäht es nicht, einen einzelnen der Pro-
paganda unterstellten oder von ihr unterstützten Bischof einen
ganzen Abend zu belagern und ihm mit der Entziehung der
Subsidien für seine Diöcese zu drohen, wenn er nicht „ganz
päpstlich stimme"*), welche Gespräche unser Allgegenwärtiger
natürlich ebenso belauscht hat, wie die päpstlichen Audienzen
im Vatikan. Der Cardinal Capalti sucht in den Congrega-
tionen stets unliebsame Redner zum Schweigen zu bringen,
wie vor Allem den Bischof Stroßmayer, den die Versamm-
lung fallen ließ; er rührt dabei die Glocke bis zum Zer-
springen**). Der Staatssekretär Antonelli, der weniger An-
theil an den Berathungen hat, nimmt sich des Concils an
und rechnet auf Vermehrung des päpstlichen Einflusses; er
versichert mündlich, die Regierungen könnten ruhig seyn über
die Beschlüsse; schriftlich bindet er sich aber nicht. Gleich
anderen Italienern bewegt er sich eben im Zirkel der päpst-
lichen Unfehlbarkeit, die bei ihm, dem Advokaten und Finanz-
mann, zu den grandes idées de l'église gehört***). Von
den sehr thätigen Cardinälen Patrizi, Clarelli-Paracciani, de
Angelis, Corsi, Riario Sforza, Morichini, Pecci u. A. er-
fahren wir nichts; unser Historiker scheint keinen derselben
seiner Beachtung würdig gefunden zu haben.

Von den nicht italienischen Cardinälen ist der Franzose
J. B. Pitra einer der bedeutendsten; in Rom wo die Theo-
logie theuer, sehr theuer ist†), wo sie eigentlich niemals einen
rechten Boden hatte (Janus S. 217), wo man sich meist
mit Fremden, besonders Regularen behalf††), kann er eine
Rolle spielen; er ist auch nicht unwissend in der Kirchen-
geschichte, er versteht sogar griechisch. Aber sein Versuch, die
französischen und deutschen Prälaten für die Infallibilität

*) XIV. Br. A. Z. 10. Febr.

**) IX. Br. Beil. v. 19. Jan. XXIX. Br. A. Z. 23. März.

***) IV. Br. Beil. v. 29. Dez. XVIII. Br. A. Z. 15. Febr. XXIX. Br. 23. März.

†) IV. Br. A. Z. 29. Dez. ††) XVIII. Br. A. Z. 15. Febr.

zu gewinnen, ist ihm mißlungen *). Hervorragend sind nur die drei deutschen Cardinäle, die mit den Bischöfen der Opposition im Wesentlichen einig sind**). Aber der jüngste von ihnen, der in Rom residirt, wird nicht einmal genannt, sein Name mit fast ängstlicher Scheu gemieden und die beiden andern erscheinen manchmal in einem zweideutigen Lichte. Schwarzenberg ward in der Presse mehrmal des „Abfalls" von der Minorität beschuldigt; bald hieß es, daß er Bußthränen weine in seinem Kloster***) (was jedoch die Anima nicht ist); dagegen nahm ihn der siebente unserer Briefe†) in Schutz und ließ ihn bei einer Berathung der deutschen und ungarischen Bischöfe über bessere Vertretung in den Ausschüssen und Theilung in acht Nationen die Nichtunterzeichnung der deßfallsigen Petition mit der Erklärung motiviren, er wolle sich dem Papste gegenüber „nicht noch mehr compromittiren", was große Bestürzung erregt und das Gerücht vom Abfall herbeigeführt haben soll. Diese Aufklärung wirkte freilich noch nicht völlig beruhigend; daher kam ein weiteres Gesundheitsbulletin: „Schwarzenberg und Rauscher haben keinen Augenblick geschwankt; beide denken und fühlen deutsch"††). Das ist natürlich, auch bei Glaubensfragen, die Hauptsache.

Was ist nun von den Prälaten der Curie zu halten? Diese römischen Geistlichen, bei denen Kirchliches und Weltliches vermengt ist, die Polizeibeamte†††), Lotteriecollekteure††††) u. s. w. sind, die sich stets in die Familien einmischen, er-

*) I. Br. A. Z. 18. Dez. 1869. **) XVI. Br. A. Z. 13. Febr. 1870.
***) A. Z. 5. Jan. Außerord. Beil. †) A. Z. Beil. v. 12. Januar.
††) IX. Br. A. 19. Jan.
†††) Nur der Generaldirektor ist Prälat, deßhalb aber noch nicht Priester. Alle anderen Beamten sind Laien. Annuario Pontificio 1869. p. 455 ss.
††††) Das ist unwahr; selbst die Generaldirektion des Lotto ist jetzt aus Laien gebildet. Annuario p. 462. Daß bei der öffentlichen Ziehung ein Prälat erscheint, geschieht wegen genauerer Ueberwachung und größeren Vertrauens des Volkes.

scheinen durchaus als verächtliche Subjekte*). Diese Italiener wollen keine Beschränkung ihres Monopols, keine Repräsentation der Nationen an der Curie; sie sind den alten Römern der untergehenden Republik gleich, die im Bundesgenossenkrieg eher 600,000 Menschen opferten, als daß sie den Bundesgenossen gleiche Rechte verliehen hätten**). Unter den Prälaten werden nur wenige der namentlichen Anführung für würdig erachtet, darunter Msgr. Cardoni, Erzbischof von Edessa, erster Consultor der dogmatischen (ursprünglich hieß es irrthümlich: der diplomatischen) Vorbereitungscommission, Verfasser eines vierzig Bogen starken Votums über die päpstliche Unfehlbarkeit, dem deßhalb der Purpur, ja sogar, doch mit weniger Sicherheit, die Tiara prophezeit wird***); sodann Msgr. Jacobini, der zweite Sekretär des Concils †). Dieser wird grober Unwissenheit schuldig befunden, da er mit der gewöhnlichen römischen Selbstgenügsamkeit bei dem Bestreben, die Bischöfe noch abhängiger als bisher von der Curie zu machen, die eigenthümlichen Verhältnisse ganzer Länder ignorirt. Er will nicht einmal das Recht der Bischöfe anerkennen, den politischen Versammlungen ihres Vaterlandes anzugehören, deren Mitglieder (als Reichsräthe, Senatoren) sie verfassungsmäßig sind, „weil — nach dem Schema wörtlich — assemblee generales, wie sie Urban VIII. statuirte, nicht mehr existiren“; er will dem Papste das Recht zugesprochen wissen, die Pfründen bischöflicher Collation während der Sedisvacanz zu vergeben, woraus eine große Taxvermehrung und ein Zug von Sollicitanten, Curtisanen nach Rom entstehen würde, abgesehen von den künstlich ††) gemachten Ehehindernissen (Schwägerschaft, Vettern und Basen, Gevatterschaft u. dgl.). An diesem einen Exemplar kann man die ganze Curie erkennen.

*) XIII. Br. A. Z. 8. Febr. **) XV. Br. A. Z. 11. Febr.
***) III. Br. A. Z. 18. Dez. †) XV. Br. a. a. O.
††) Von wem sind sie gemacht? Kennt der Autor den Ursprung der angeführten Hindernisse?

Zu den thätigsten Personen bei dem Concilium gehören natürlich die Jesuiten, die Günstlinge des Papstes, in Rom übermächtig, denen nur noch Eines zur Allmacht fehlt: daß sie wieder Beichtväter der Fürsten werden müssen, wie ehedem, wo sie so Gewaltiges geleistet*). Doch auch hier ist nicht Alles glatt. Wir hören, der Jesuitengeneral Beckx sei nicht einverstanden mit dem Treiben seiner geistlichen Miliz**). Welch' ein Trost für die gequälte Menschheit, daß es wenigstens einen ehrlichen Jesuiten gibt! „Er hat sich den gelehrtesten, zugleich aber auch den freisinnigsten Mann seines Ordens, den P. de Bucq, als Theologen für das Concil verschrieben.“ Also noch ein zweiter Ehrenmann unter den Jesuiten! Doch ist auch P. Beckx der Doktrin seines Ordens ergeben und weiß, von seinen Assistenten unterstützt und berathen, die Fäden in fester Hand zu halten***). Die Jesuiten sind einmal an den Papst gekettet und umgekehrt; sie arbeiten für denselben und er für sie; manus manum lavat. Beide Theile sagen: „Wir dienen um zu herrschen“†). Ihnen ist ein neues Dogma, wie das von der Infallibilität des Papstes, theuer und unentbehrlich, jetzt mehr als früher, seitdem sie nämlich die Concurrenz eines anderen Ordens in der „Ausbeutung“ nicht mehr zu fürchten haben††). Sie colportirten eine Petition für das neue Mariendogma (Janus S. 37 ff.), welche am 31. Januar 300 Unterschriften trug; in Besorgung solcher Geschäfte sind sie unübertrefflich†††). In dem Gebiete der Moral wollen sie freie Hand behalten; daher ist dasselbe von den Conciliumsmaterien ausgeschlossen††††).

*) Davon Ausführliches in der A. Z. Beil. v. 21. Nov. v. Jrs. Eine Illustration dazu geben die Histor.-polit. Blätter vom 16. Dez. 1869. Vgl. Antijanus S. 180 Nr. 21.

**) I. Brief. Schl. A. Z. 18. Dez.

***) II. Br. vom 18. Dez. A. Z. 27. Dez.

†) XIII. Br. A. Z. 8. Februar.

††) XXV. Br. A. Z. 6. März: Die Jesuiten verstehen die Kunst, aus Dogmen Gold- und Silbermünzen zu prägen.

†††) XVII. Br. A. Z. 14. Febr. ††††) XVI. Br. A. Z. 13. Februar.

obschon man anfänglich geglaubt hatte, daß ein Conciliumsbeschluß ihre Lehre saniren solle (Janus S. 39, 40). Der Orden hat heute noch die spanische National-Physiognomie des 16. Jahrhunderts unvertilgbar aufgedrückt*). Die Jesuiten schüren jetzt das Feuer mit derselben Emsigkeit und Schadenfreude wie das ihre Vorgänger im Orden 1713 und ferner gethan, als ganz Frankreich und Niederlande durch sie und die von ihnen erwirkte Bulle Unigenitus (gegen die jansenistischen Lehren des Paschasius Quesnell**) in kirchlichen Hader und Verwirrung gestürzt wurden. Es klingt allerdings hart, wenn, wie oft schon geschehen ist, dem Orden der Vorwurf gemacht wird, daß seine Mitglieder so gern Ankläger und Schergen zugleich seien. Darin aber würden diese Männer selbst durchaus keinen Tadel, sondern eher ein Lob ausgedrückt finden***).

Wie dem Papste von den fortgeschrittenen Liberalen Italiens mit einem Jahr 1789 gedroht wird, hinter dem 1793 steht, so bedroht man die Jesuiten mit einem 1763 (Vertreibung aus Frankreich) und 1773 (Aufhebung durch Clemens XIV. nach dem Andringen der bourbonischen Höfe). „Die Vergeltung für ihr Treiben im J. 1713 und später kam freilich 1763 und 1773. Gegenwärtig aber sind Besorgnisse vor ähnlichen Ereignissen dem Orden fremd, wenigstens denen fremd, welche gerade in Rom die Macht durch die Gunst des Papstes besitzen. Ein Jesuit kann die Bude seiner Theologie bald da bald dort aufschlagen; wird der Orden aus einem Lande vertrieben, so findet er Aufnahme in einem andern; das Vermögen der Gesellschaft ist mobilisirt, kann

*) XVIII. Brief. A. Z. 15. Februar.

**) Dieselbe wurde erlassen nach zweijähriger Prüfung durch eine Commission, an der keine Jesuiten Theil nahmen, und mit dem Beirath nicht bloß von „ein paar gleichgesinnten Cardinälen" (Janus S. 432), sondern pluries iteratis congregationibus coram Nobis, adhibito etiam aliorum plurium Cardinalium consilio.

***) XXXI. Brief. A. Z. 31. März.

mit Leichtigkeit und ohne Verlust (?) transferirt werden, und überdieß besitzen sie, sozusagen, eine ambulante Münzstätte in der bei ihnen mit großer Sorgfalt ausgebildeten Kunst der Leitung weiblicher Seelen, seien diese nun in weiblichen oder in männlichen Körpern. Auch haben sie die Kunstgriffe der Börsenspekulation vollständig inne und spielen darum mit Staatspapieren so glücklich wie nur irgend ein gewandter Kaufmann, und während unter der gegenwärtigen italienischen Regierung alle andern Orden (erst nach den Jesuiten) unterdrückt worden sind, blühen sie in verschiedenen Stätten des Königreichs, selbst in Florenz, im Stillen aber sicher, wieder auf. So gehen sie den künftigen Dingen wohlgerüstet und wohlgemuth entgegen. Wird jetzt durch Papst und Concil ihr Lehrtropus zur Herrschaft erhoben, und gelingt es ihnen, im künftigen Conclave die Wahl auf einen ihnen ergebenen und das gegenwärtige System fortsetzenden Mann zu lenken, so segelt das Schiff des Ordens, ungefährdet durch Stürme, majestätisch auf den Wogen der Ereignisse einher" *).

Die Jesuiten der Civiltà und des Klosters Laach sind die Trompeter des Heeres, das den Kampf gegen den Staat beginnen soll, nur sieht es mit den Soldaten sehr mißlich aus, da mit der beträchtlichen Anzahl vornehmer und reicher Frauenseelen, über die sie gebieten, in dem großen Krieg gegen die Gesetzgebungen, Kammern und Regierungen sich nicht viel ausrichten läßt **). Die 800 in Deutschland thätigen Jesuiten ***) haben bis jetzt noch sehr wenig zu Stande gebracht, und den in Innsbruck lehrenden †) steht die Entfernung vom Lehramte und die Auflösung bevor, da sie den auf die österreichische Verfassung zu leistenden Eid nicht

*) XXXI. Br. A. Z. 31. März. **) XXIII. Br. A. Z. 2. März.

***) Auch diese Zahl gehört zu den sehr „hoch gegriffenen".

†) Die Leistungen derselben hat selbst die A. Z. vom 7. Nov. 1865 rühmend erwähnt.

ne Bedingung beschwören können*). Desto mächtiger sind
aber noch in Italien; von Rom aus namentlich beherr-
en sie die Welt durch den Papst. So sind sie auch bei den
ncilsverhandlungen unentbehrlich, wie sie auch im Verein
t der Propaganda die Bischöfe bearbeiten**). In der so
chtigen dogmatischen Commission sitzt sogar ein Jesuit, der
zbischof Steins***).

Die römischen Welt- und Ordensgeistlichen sind natür-
) alle schlecht unterrichtet, befangen von ultramontanen
rschauungen, unfähig sich in einem freieren Gesichtskreis
bewegen†). Das mußte ein deutscher Ordensgeistlicher er-
)ren, der als Theolog seines Ordens vom General (einem
panier) nach Rom gerufen ward, aber als er dem General
e gegen die päpstliche Infallibilität gerichtete Schrift über-
chte, als völlig unbrauchbar, ja schädlich sofort wieder heim-
)ren mußte, um welches Loos ihn beinahe ein Bischof be-
ibete, bei dem er Abschied nahm††). Von den Orden†††)

---

*) A. Z. 24. März. Ueber die falschen Voraussetzungen dieses Auf-
satzes verbreitet sich der Leitartikel des Mainzer Journals vom
4. April.

**) XV. Br. A. Z. 11. Febr. II. Br. A. Z. 27. Dez.

**) A. Z. v. 11. März in v. Döllinger's Abhandlung.

†) XIX. Br. A. Z. 18. Febr.

††) II. Br. A. Z. 27. Dez. v. Jrs. Wir glauben den Ordensmann zu
kennen und erinnern uns seiner nicht zwei Bogen starken Broschüre de
infallibilitate Papae, in der das aus verschiedenen deutschen Schriften
zusammengetragene Material in nicht eben glänzender Latinität ver-
arbeitet war. Vor dieser Arbeit hat wohl der General nicht großen
Respekt haben können.

††) Sie sind mit Ausnahme der Jesuiten ganz in Verfall, was aber
dem Papste und seiner Umgebung ziemlich gleichgiltig ist. A. Z.
15. Febr. in Br. XVIII. Hier wird auch erwähnt: Die deutschen
Benediktiner in St. Paul edirten 1860 „Stimmen aus Rom“,
wurden aber von den Jesuiten dem Papste denuncirt und mußten
sich wieder auflösen; der Abt zog sich zurück nach Monte Cassino.
Ueberhaupt sind die Benediktiner des mangelnden Papstsinns ver-

haben unsern Pfeil-Correspondenten am meisten die Dominikaner interessirt, die stets Nebenbuhler und Gegner der Jesuiten gewesen sind und vor 1773 ihnen häufig mit gutem Erfolge zu widerstehen vermochten, auch jetzt noch durch den Besitz einflußreicher Stellen in Rom eine mächtige Körperschaft, obschon sie überall außerhalb Roms von den Jesuiten überflügelt und zurückgedrängt und in Rom selbst ohne allen Einfluß auf den Papst sind. „Aber auch sie sind alle entschiedene Infallibilisten, und zwar wegen ihres großen Ordenstheologen, des Thomas von Aquin. Daß Thomas selbst nur durch die Fälschungen im Gratian (Janus S. 288) und noch durch einen ihm eigens (?) gespielten großartigen Betrug (Janus S. 285 ff.) mit erdichteten Väterstellen *) in diesen Wahn verwickelt worden sei, wissen sie nicht, und wollen es nicht glauben, wenn man (der Mann, der den Janus in Fleisch und Blut aufgenommen hat) es ihnen sagt. Sie hätten einmal, sagen sie, auf die Lehre des Thomas geschworen, und müßten also, um nicht meineidig zu werden, auch an der von ihm in den Schulen eingeführten Unfehlbarkeits-Doktrin festhalten" **).

Nun erst kommen wir zu den Bischöfen. Wer vor ihnen keine große Achtung hat, kann auch Andern keine solche einflößen. Unser Concilshistoriker sieht sie mit sehr geringen Ausnahmen als käuflich an. Neun unter zehn von ihnen ersehnen irgend eine päpstliche Vergünstigung ***); viele lassen sich durch Titel, schönere Farbe des Gewandes

---

dächtig, nicht devot genug gegen die Curie. Sie sollen umgegossen werden und einen General in Rom gleich den anderen Orden erhalten. Kleine Gesellschaften der Art liebt man nicht!

*) Daß aber im Hauptwerke des Thomas, der theologischen Summa, die Unfehlbarkeit gelehrt ist, ohne daß eine dieser gefälschten Stellen benützt wäre, das will der Berichterstatter nicht gesagt haben.

**) XXIII. Br. A. Z. Beil. vom 2. März.

***) I. Br. A. Z. 18. Dez. v. Jrs.

u. s. f. gewinnen*); viele sind reine Höflinge oder doch Gefangene des Papstes, die man zu allem Möglichen bringen kann**). Doch die Rolle eines päpstlichen Höflings, in Rom sehr bequem, hat diesseits der Alpen ihre Schattenseiten***). Es bleiben eben nur wenige in Rom; die meisten kehren in ihre Diöcesen zurück und welchen Empfang man manchen unter ihnen bereiten möchte, das ist schon zur Genüge angedeutet worden†). Allein „solange fünfzehn Cardinälshüte in der Luft hängen, sind Bekehrungen zu hoffen." Natürlich macht man es wie 859 (soll 857 heißen) wo — aber nicht in Rom vom Papst, sondern in Byzanz von Cäsar Bardas — jedem einzelnen Bischof das Patriarchat versprochen ward, aber alle durch die Erhebung eines Laien sich getäuscht sahen††). Die Infallibilisten sind ja meistens Leute die Cardinäle sind oder es werden wollen†††).

Doch wir müssen ausführlicher von den Bischöfen handeln, weil sie nach unsern Briefen nicht einen einigen Lehrkörper bilden, sondern unter sich gespalten und durch Parteigegensätze geschieden sind. Es kommt Alles darauf an, unter einem so kundigen Führer diese Parteien zu studiren.

---

*) II. Br. A. Z. 27. Dez. **) IX. Br. A. Z. 19. Jan.
***) I. Br. A. Z. 18. Dez. †) XXIII. Br. A. Z. 2. März.
††) VII. Br. A. Z. 12. Januar.
†††) Erwägungen für die Bischöfe des Concils S. 15, §. 23.

LI.

Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.

Nach Briefen des Künstlers.

III.

Wir kehren nach dieser Episode nun wieder zu den Gegenständen und Interessen der Kunst zurück, wobei wir auch chronologisch wieder um einige Jahre zurückgreifen müssen. Es ist die Periode der dreißiger Jahre, im Leben Overbeck's zugleich die Zeit seines kräftigsten Mannesalters, mit der wir es noch zu thun haben.

Fräulein Linder erkannte und übte ein Vorrecht der Freundschaft darin, daß sie sich gelegentlich auch zur Vermittlerin von künstlerischen Aufträgen und Wünschen Anderer an Overbeck machte.

Von dem Anblick der biblischen Zeichnungen erfreut, wünschte ein ihr sehr nahestehender Landsmann, der Präsident Vischer in Basel, ebenfalls eine Handzeichnung von dem berühmten Meister zu erwerben. Overbeck war indeß damals, als ihn Fräulein Linder von diesem Wunsch in Kenntniß setzte (Sommer 1833), so vielfach beschäftigt, daß er glaubte „die Masse von rückständigen Arbeiten nicht noch durch neue Versprechungen vergrößern" zu dürfen. Von bereits vorhandenen Zeichnungen aber hatte er nur eine einzige anzubieten, die jedoch nicht in der Art gearbeitet war, wie der Basler

Präsident sie wünschte, „sondern mit harter französischer Kreide ausgeführt, auch von bedeutend kleinerem Format wie das angegebene.“ „Der Gegenstand hingegen“, bemerkt er, „dürfte vielleicht seinem Wunsche entsprechend seyn, es ist nemlich das Abendmahl Christi mit den Aposteln.“ Als Preis dafür setzte er dreißig Scudi an; der Freundin aber dankte er für die freundliche Gesinnung, daß sie soviel Werth darauf lege, ihrer Vaterstadt noch eine kleine Arbeit von ihm zugewendet zu wissen. Präsident Vischer zeigte sich mit diesem Anerbieten augenscheinlich zufrieden; denn die kleine Zeichnung ging wirklich mit einer späteren Sendung (11. Juni 1836) an Fräulein Linder nach Deutschland ab, von dem Künstler mit den Worten begleitet: „Sehr hätte ich gewünscht, die Muße erübrigen zu können, um für einen Kenner wie H. President Vischer etwas Reiferes auszuführen, als diese Zeichnung es ist; allein es wollte mir nicht gelingen, und so mußte ich geben was ich eben habe“*).

Ein anderer von Emilie Linder vermittelter Auftrag ging von der Fürstin Radziwill aus, gerade um die Zeit als Overbeck's „Tod des heil. Joseph“ in München eingetroffen war, und allem Anschein nach gerade hervorgerufen unter dem Eindruck dieses Bildes. Der Auftrag eines neuen Gemäldes erschien dem Maler „unter solchen Umständen doppelt erfreulich und wahrhaft tröstend“; er gab daher Frl. Linder seine Bereitwilligkeit zu erkennen, indem er voll Artigkeit beisetzte: „auch bin ich mit Freuden zur Annahme des Auftrags einer Dame bereit, über die Sie sich so auszeichnend ausdrücken, wofern nemlich die Fürstin nicht auf unmittelbare Ausführung dringt“ (6. Nov. 1836). Mit den vorgeschlagenen „herrlichen Gegenständen“, unter denen ihm die

---

*) Die dafür bewilligte Summe von 30 Scudi bat Overbeck dem Maler Sutter aus Wien einzuhändigen: „meinem alten Freunde, der gegenwärtig (1836) in München lebt, den ich zugleich in beyliegendem Briefchen um die Besorgung eines Farbenankaufs bitte.“

Wahl überlassen wurde, erklärte sich Overbeck in der Folge (13. Juli 1837) durchaus einverstanden, konnte aber auch jetzt, theils wegen früher übernommener Arbeiten theils in Rücksicht auf sein „häufiges Kränkeln", für die Ausführung noch immer keine bestimmte Frist ansetzen. „Es wäre mir demnach sehr lieb", bemerkt er, „wenn die Fr. Fürstin sich wollte an der allgemeinen Zusage genügen lassen, daß ich das Bild, das mir schon jetzt als eine so reizende Beschäftigung vorschwebt, gewissenhaft und nach besten Kräften zu beschleunigen suchen werde; soll ich aber durchaus etwas darüber aussprechen, so wäre es, daß es vor zwey bis drey Jahren wohl gewiß nicht fertig seyn könnte, ohne jedoch selbst dies als bindenden Termin festsetzen zu können."

Höchst bezeichnend für den anspruchlosen Meister ist die Form der Preisbestimmung, woraus nebenbei hervorgeht, daß dem berühmten Maler seine Kunst, bei allem Fleiß und aller einfachen Lebensweise, noch am Ausgang der dreißiger Jahre kein eigenes Vermögen begründet hatte. „Den Preis aber", schreibt er, „nöthigen mich meine Verhältnisse so anzusetzen, daß ich freylich sehr fürchten muß dadurch Unzufriedenheit zu erregen, ohne sie gleichwohl umgehen zu können. Die Pflicht wird nemlich bey mir immer dringender auf spätere Jahre zu denken, in denen es mir nicht mehr vergönnt seyn dürfte so zu arbeiten wie bisher, indem ich noch zur Stunde für solche Jahre gar nichts erübrigen konnte*). Wenn daher von einem Bilde, wie ich vermuthe, die Rede ist etwa in der Größe des hl. Joseph, so könnte ich mich, unter gegenwärtigen

*) Ein ähnliches Geständniß spricht er gegen Fräulein Linder, die ja „Künstlers Erdenwallen schon nahe genug kennen zu lernen Gelegenheit gehabt" habe, im folgenden Jahre, zu Ende 1838 aus: „Da ich weder ererbtes noch erworbenes Vermögen besitze, bin ich einen Auftrag nicht wirklich vorzunehmen im Stande, wenn der Besteller nicht mir durch eine theilweise Vorausbezahlung dazu behülflich ist."

Verhältnissen, wohl nicht unter 200 Louisd'or dazu anheischig machen, so schwer es mir auch wird dieses auszusprechen."

Bei einem solchen Maße rücksichtsvoller Bescheidenheit ist es kaum zu verwundern, daß ihn die Annahme der gestellten Bedingungen von Seite der kunstliebenden Fürstin überraschte. Als erwählter Gegenstand war von beiden Seiten gutgeheißen: Johannes an der Brust Christi ruhend, und zwar als Gruppe für sich, ohne Beiseyn der übrigen Apostel. Hierüber äußert er sich am 29. Dez. 1838 gegen die vermittelnde Freundin in München: „Ihr letzter sehr gütiger Brief brachte mir die durchaus unerwartete Nachricht, daß die Fürstin meine so hochgestellten Bedingungen in überaus gütigen Ausdrücken eingegangen sey, und sich dabey entschieden für den schönen Gegenstand ausgesprochen habe, Johannes an der Brust Christi ruhend. Je weniger ich es hatte erwarten können, Bedingungen angenommen zu sehen, die ich selber nicht ohne Kampf niedergeschrieben hatte, desto freudiger ward ich durch die liebenswürdige Weise überrascht in der die Fürstin ihre Einwilligung hat aussprechen wollen, und viel ist meine Seele seit der Zeit mit dem anziehendsten Bilde das eine gläubige Fantasie sich zu denken vermag, beschäftigt gewesen, und manches Papier ist bekritzelt worden, um die Gestalten nach und nach aus dem Gebiet des dunkleren Gefühls in das des klareren Bewußtseyns zu ziehen."

Da trat leider ein unvermuthetes Hinderniß dazwischen und die Ausführung des schönen Gegenstandes, der gerade für die Johannisseele Overbeck's so ganz besonders passend gewesen, mußte vorerst unterbleiben. Eine Bestellung aus seiner Heimath, welche ältere Ansprüche geltend machen konnte, war es, die jenen ihm schon so lieb gewordenen Auftrag in den Hintergrund drängen sollte; ob für immer, vermögen wir nicht zu sagen. Die Unterbrechung stürzte aber den Maler für den Augenblick in um so größere Unruhe, als von der Fürstin Radziwill bereits eine Geldsendung für ihn unterweges war, welche Fräulein Linder in Berücksichtigung

seiner Lage vermittelt hatte, und die er nun „unmöglich mehr mit ruhigem Gewissen entgegennehmen" zu können glaubte. Sein Brief vom 26. Juni 1839 setzt die veränderte Sachlage auseinander.

„Die Sache hängt aber folgendermaßen zusammen", schreibt er. „Es ist diesen Winter, was ich durchaus nicht vorauszusehen vermochte, jemand mit alten Ansprüchen hervorgetreten, die ich längst aufgegeben glauben mußte, der als Senator einer unserer Hansestädte, und noch überdies halb und halb mit meiner Familie verwandt, besondere Berücksichtigung verlangte, und besteht auf der Ausführung eines Bildes für ihn, wobey er mich dergestalt vinculirt hat, daß ich (nach langem Sträuben) mich zu einer schriftlichen Zusage habe verstehen müssen, bis zur Vollendung dieses seines Gemäldes, außer dem Ihnen bekannten Frankfurter Bilde, gar keine andere Arbeit vorzunehmen, und das, um eine eingebildete Zurücksetzung einigermaßen gut zu machen. Nun ist aber nicht allein das Frankfurter Bild noch immer dem Ende nicht so nahe, daß nicht noch gar viel daran zu thun übrigte, sondern es laufen auch bis dahin zugleich andere Termine zu Ende, die ich schon seit geraumer Zeit selber angesetzt hatte, um andere große Arbeiten zu beginnen; so daß ich mich in der Unmöglichkeit sehe, mich für jetzt dem Bilde für die Fürstin zuwenden zu können, was mir gewiß in dem Augenblick, wo mir ein so freundliches Entgegenkommen von Seiten der Fürstin zu Theil wird, um so schmerzlicher wird, als ich mir zugleich nicht verhehlen kann, daß es mir bey der geringen Hülfe deren ich mich bey meinen Arbeiten zu erfreuen habe, nunmehr nicht so leicht werden dürfte, wieder einen günstigen Zeitpunkt zu finden, um das Bild für die Fürstin einzuschalten... Nachdem nun aber einmal die Sache so weit gediehen ist, bleibt mir nichts übrig, als sowohl bey Ihnen als bey der Fürstin auf gütige Berücksichtigung meiner alles Beystandes ermangelnden Stellung zu rechnen, und übrigens der Hoffnung zu leben, daß es

mir gleichsam unter der Hand gelingen werde, einzelne Stunden und Tage meinen andern Arbeiten abzustehlen, um so nach und nach die mir bereits so lieb gewordene Aufgabe zu fördern; die Fürstin aber, der ich für den mir gegebenen Beweis so gütigen Vertrauens aufrichtigst dankbar bin, zu ersuchen, die aus der Hin- und Hersendung des Geldes erwachsenden Kosten einstweilen auf meine Rechnung schreiben zu wollen. Aus Civita-vecchia ist bis jetzt noch nichts an mich gelangt, sobald es aber geschieht, werde ich unverzüglich auf Rücksendung der Summe auf demselben Wege antragen."

Von da an verschwindet der Gegenstand aus dem Briefwechsel. Aus andern Berichten wissen wir, daß Overbeck später, im J. 1856, in der Villeggiatur zu Perugia, eine Composition zeichnete, die das Entzücken der Beschauer erregte: der Heiland offenbart seinem Jünger, dem künftigen Evangelisten seiner Gottheit, das Geheimniß der Dreieinigkeit. Der Erlöser ist sitzend dargestellt, himmlisches Schauen der Ausdruck seines Antlitzes; der Lieblingsjünger, knieend und liebevoll an des Meisters Brust geschmiegt, blickt wonneschauernd empor zum dämmernden Visionsbilde des Mysteriums. „Ein reicheres tieferes Geistesleben in so wenigen Figuren ist noch nie dargestellt worden", sagt der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung vom 23. Februar 1857. Es war vielleicht die ausgereifte Frucht jener lange gehegten frühen Keime, und so war es ihm doch, wenn gleich spät, noch gegeben „die Gestalten aus dem Gebiet des dunkleren Gefühls in das des klareren Bewußtseyns zu ziehen", ja zur Herz und Augen erquickenden Klarheit der Anschauung.

Während des ganzen Verlaufs dieses Jahrzehnts (1831 bis 1840) war Overbeck's Hauptthätigkeit der Ausführung des für Frankfurt bestimmten großartigen Bildes gewidmet, an die er die beste Kraft seines Schaffens und Denkens mit

hingebender Ausdauer setzte: der Bund der Kirche mit den Künsten. Das langsame allmählige Fortschreiten der Arbeit, deren er in seinen Briefen so oft gedenkt, läßt sich an einzelnen Stellen dieser Briefe verfolgen, und wir können zu den bereits erwähnten einige weitere fügen.

Im Sommer 1834 meldet er seinen Freunden in Wien: „Was mich anlangt, so hat in letzter Zeit die Untermalung meines großen Bildes fast alle meine Kräfte in Anspruch genommen; jetzt, da ich den obern Theil beendigt habe, habe ich eine Pause gemacht, um kleinere Sachen zu vollenden." Und wieder am 23. Februar 1835: „Mein Frankfurter Bild rückt Gottlob vor, doch werde ich die ziemlich fleißige Untermalung wohl nicht viel vor St. Peter beenden"*). Overbeck machte sich aber auch seine Arbeit nichts weniger als leicht; so ließ er sich, um nur ein kleines Beispiel anzuführen, keine Mühe verdrießen, für die auf dem Gemälde anzubringenden Künstlergestalten wo immer möglich historisch ächte Porträte zu erlangen. Da er in Erfahrung gebracht hatte, daß er von dem Meister Schoreel nicht das ächte Bildniß besitze, indem es sich erwiesen, daß das Original das man bisher für sein Porträt gehalten, einen Bürgermeister von Köln vorstelle, dagegen aber in Wien auf dem Belvedere ein zuverlässiges Bildniß dieses Meisters existire, wandte er sich sofort an seine Freunde in Wien, um dasselbe durchzeichnen oder doch im Umriß (mit schriftlicher Angabe der Farben) nachzeichnen zu lassen. Steinle besorgte ihm diesen, wie Overbeck sagt, „wesentlichen Dienst". „Das Bildniß Schoreels ist durchaus nicht zu spät gekommen, und mir von großer Wichtigkeit", schreibt er darauf in seiner Dankerwiderung (1. Aug. 1835). Auf dem Frankfurter Gemälde findet sich Schoreel, neben den Künstlergruppen der rechten Seite, in Pilgertracht dargestellt.

*) Aus Briefen Overbeck's an Maler Steinle, die mir, durch die Güte des verehrten Meisters in Frankfurt, zur Einsicht und theilweisen Benützung vorlagen.

Auch im nächstfolgenden Jahre gibt Overbeck dem in Wien weilenden Freunde wieder Bericht von seiner Kunstthätigkeit. „Noch immer", schreibt er am 18. August 1836, „ist mein großes Bild für Frankfurt nicht allein nicht zu Stande, sondern auch noch ziemlich fern von seinem Ende; und es entsinkt mir oft der Muth gar sehr, wenn ich denke, wie hoch die Erwartungen darauf gespannt sind, und wie tief die Leistung dahinter zurückbleibt. So rückt denn auch alles Andere nur sehr langsam vor, so daß erst in diesen letzten Wochen mehrere Arbeiten fertig geworden sind, die Du noch angefangen gesehen hast: der Tod des hl. Joseph, das Sposalizio (für den Grafen Raczynski) und die Zeichnung vom Jüngling von Nain; und Neues weiß ich außer Kleinigkeiten gar nicht zu nennen; so sehr nimmt das Eine große Bild physische und Geisteskräfte in Anspruch. Doch schenkt Gott bisher gnädig Gesundheit, und so wie mir, auch den Meinen."

Noch im Herbst 1839 heißt es *): „Was meine eigenen Arbeiten anlangt, so schleppe ich mich freylich leider noch immer mit der Dir bekannten Langsamkeit fort, so daß mein Bild für Frankfurt noch immer nicht ganz vollendet ist, nun aber hoffentlich doch nicht viel später als Ende dieses Jahres fertig werden wird. Da indessen der Himmel mir jetzt einige wackere junge Gehülfen geschickt hat, deren einer unser liebenswürdiger Cecco von Rohden ist, der Dich herzlichst grüßt, so darf ich nunmehr hoffen, daß meine zukünftigen Arbeiten bedeutend rascher vorwärts gehen werden."

Um eben diese Zeit erschien die in Liebeserweisen so erfinderische Münchner Freundin wieder als guter Genius, indem sie zu Gunsten Overbeck's neuerdings die Herausgabe einer seiner Compositionen, die in ihrem Besitz befindlich, aus freiem Antrieb vorbereitete und so unvermuthet dem durch die langwierige Arbeit einigermaßen in die Enge ge-

*) Brief an Eduard Steinle v. 27. Sept. 1839.

rathenen Künstler mit einem Anerbieten zu Hilfe kam, das diesem eine ruhige und ebenmäßige Vollendung seines Gemäldes möglich machte. „O wie preise ich", ruft er in seiner dankůberströmenden Antwort (8. Nov. 1839), „Gott für diese liebenswürdige Gesinnung in Ihnen, und wie bitte ich Ihn, daß Er bey meinem Unvermögen Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen, Ihnen ein um so reichlicherer Vergelter seyn wolle. Da ich indessen überzeugt bin, daß Sie den erwünschtesten Lohn zunächst darin finden werden, zu sehen, daß Sie auch diesmal wieder ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung waren, so will ich Ihnen ohne Hehl gestehen, daß Ihr Anerbieten kaum zu einer erwünschteren Stunde hätte kommen können. Soeben mit dem Beendigen meines Bildes für Frankfurt beschäftigt, das sich immer aufs neue wieder weiter hinauszieht, wäre ich ohne dies Anerbieten leicht in einige Verlegenheit gekommen, der mir nun auf diese Weise sichtbarlich durch göttliche Fügung vorgebeugt zu werden scheint. Mögen Sie denn in dieser aufrichtigen Mittheilung auch zugleich die deutlichste Antwort auf die Frage die Sie mir stellen, lesen, und übrigens sich gänzlich bey dem Rathe Ihrer dortigen so sachkundigen Freunde beruhigen."

Einen Monat später, als ihm die von Fräulein Linder angekündigte Summe inzwischen zugekommen, hebt er nochmals den Werth, den er ihrer freiwilligen Hilfeleistung zuschrieb, mit dankbaren Worten hervor, indem er am 3. Dez. 1839 schreibt: „Sie haben das gute Werk an mir nicht allein thun wollen, Sie haben es auch sogar, durch möglichste Beschleunigung, doppelt thun wollen, nach dem Sprichwort: wer bald gibt, gibt doppelt... Wie sehr aber Ihre Gabe Hülfe zu rechter Zeit gewesen, und mithin für mich eine ganz wesentliche Dienstleistung, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich eben jetzt eine fast zehnjährige Arbeit enden soll, wo es darauf ankommt, nicht um weniger Tage der Eile willen vielleicht wieder zu zerstören, was mit so lang andauernder Anstrengung bis dahin gefördert worden."

Kurze Zeit nachher gedieh nun wirklich die zehnjährige Arbeit zur Vollendung, und das Werk konnte 1840 aus der Hand des Malers an seinen Bestimmungsort, in das Städel'sche Institut nach Frankfurt abgehen. Die herrliche geniale Darstellung, in der Overbeck seine künstlerische Weltanschauung, sein Glaubensbekenntniß von der göttlichen Abkunft der Kunst in unvergänglichen Zügen offenbarte — ein Seitenstück zu Raffaels Disputa, ein christlicher Parnaß, wie man es auch genannt hat — war von epochemachender Wirkung auf die Künstlerwelt, und was auch die Gegner gegen dieses sein Glaubensbekenntniß einzuwenden haben mochten, von der Schönheit und Klarheit der Anordnung, wie von der Anmuth der Gestalten können auch sie nicht anders als mit Bewunderung sprechen.

Kaum hatte Fräulein Linder von der Beendigung dieses Gemäldes Kunde, so beeilte sie sich, bei dem Schöpfer desselben anzufragen, was aus den Cartons zu dem Bilde geworden, sodann: ob und unter welchen Bedingungen er, was davon noch vorhanden, veräußern möchte.

Hierauf erwiderte Overbeck (28. Dez. 1839), daß allerdings noch ein kleinerer Carton, wohl derselbe den sie noch bei ihm gesehen habe, nämlich auf röthlichem Papier mit schwarzer Kreide und Bleistift ausgeführt, disponibel vorhanden sei. „Doch will die Redlichkeit", fährt er fort, „daß ich hinzufüge, daß die Composition nachmals eine gänzliche Umschmelzung oder doch wesentliche Abänderungen erlitten hat, so zwar daß das Höhenformat dieses frühern Cartons in ein Breitenformat umgewandelt worden ist, was zur Folge gehabt, daß dieser, durch spätere Umgestaltung und Ausbildung verdunkelt, wiewohl ich ihn seiner Zeit mit großer Liebe ausgeführt hatte, bey Seite gestellt worden ist. Gleichwohl bin ich es den Meinigen schuldig, auf meine Arbeiten, als die mein einziges Capital ausmachen, und namentlich auf eine von solchem Umfang wie diese, einigen Werth zu legen; und glaube daher sie nicht geringer anschlagen zu dürfen als

500 Scudi. Außerdem aber muß ich noch hinzufügen, besonders da Sie ausdrücklich die Frage thun, ob denn das Bild nicht gestochen würde, daß ich einen Stich nach diesem Carton nicht allein nicht wünschen kann, sondern daß ich sogar, da wirklich ein Stich nach dem Bilde selbst in Vorschlag ist, dem Kupferstecher der ihn beabsichtigt schuldig zu seyn glaube, an die Acquisition dieses Cartons die Bedingung zu knüpfen, daß er nicht publicirt werde. Dieses alles nun zusammengenommen läßt mich, ich gestehe es Ihnen, nicht ohne einige Unruhe, besonders wenn ich bedenke, wie viel Schönes für eine so beträchtliche Summe angeschafft werden, wie mancher andere, weniger gekannte oder gewürdigte Künstler damit aufgemuntert und glücklich gemacht werden könnte, unter denen ich z. B. nur den guten Rittig aus Coblenz hier nennen will, der eine ehrenwerthe Gesinnung leider in wenig gefälliger Form ausspricht und deswegen gänzlich übersehen wird. — Das ist, was mein Gewissen mir auferlegt hat Ihnen mit meiner bekannten Offenheit darzulegen. Die sonstigen Vorarbeiten aber zu demselben Bilde, die in einem Carton in der Größe des Bildes und einem braun angetuschten kleineren bestehen, haben schon anderweitige Bestimmung erhalten, und konnte ich demnach nur von dem Bericht erstatten, was mir noch geblieben ist. — Auf alle Weise aber bleibe ich Ihnen auch schon für die Anfrage an sich herzlich dankbar, und ist es ungemein ermunternd für mich, daraus zu ersehen, daß ihnen meine Arbeiten noch immer nicht zu viele geworden sind."

Der große Carton zu diesem Gemälde kam in das Museum zu Karlsruhe. Der Stich nach demselben aber rührt bekanntlich von dem Kupferstecher Amsler her; es war dessen letztes bedeutendes Werk.

In die Mitte der dreißiger Jahre fällt noch ein anderer großer Auftrag, über den unsere Briefe einige Auskunft geben,

nämlich das Altarbild für den Dom zu Köln: die Krönung Mariens.

Im Einvernehmen mit dem Düsseldorfer Kunstverein hatte der Erzbischof von Köln im Jahre 1835 den Entschluß gefaßt, den Hochaltar in dem berühmten Dome zu Köln erneuern zu lassen, und Overbeck, der von demselben Kunstverein schon von frühern Jahren her mit der Composition eines Kirchenbildes beauftragt war, wurde dazu ausersehen, das Altarbild dafür zu malen. Das war eine Kunde, die der deutsche Meister in Rom mit lebhafter Zustimmung willkommen hieß. Denn schon im J. 1831, als er auf seiner Reise in's Vaterland nach Köln kam, hatte er auf die Nothwendigkeit einer Restauration des Hochaltars im Dome hingewiesen, dessen störender Aufputz in greller Disharmonie mit dem Style des Gebäudes stand. Wegen der Kosten war sein Vorschlag damals abgelehnt worden und seitdem hatte die Angelegenheit geruht, bis er zu Anfang des J. 1835 von seinen Freunden in Düsseldorf durch die Mittheilung des nunmehrigen Beschlusses auf's angenehmste überrascht wurde.

Overbeck freute sich außerordentlich auf das „herrliche Unternehmen“ in dem „herrlichsten Denkmal unserer vaterländischen Baukunst“, und ging unverweilt daran seine Vorschläge über das projektirte Werk auszuarbeiten, das er sich als „ein Flügelbild nach alter Weise auf Goldgrund, mit gothischer Einrahmung im Styl des Gebäudes“ dachte. Er war der Ansicht, daß „auf den Hochaltar nur die Hauptgeheimnisse unseres Glaubens gehören“, namentlich der Opfertod des Erlösers; und als Seitenbilder dazu dachte er sich auf der einen Seite „einen Chor der Patriarchen und Propheten, als die auf den zukünftigen Erlöser gehofft, und auf der andern einen Chor der Apostel, Märtyrer, Jungfrauen ꝛc. (mit besonderer Berücksichtigung der speciell daselbst verehrten Heiligen), als die an den erschienenen geglaubt.“ Das war der Grundgedanke, der auch den Beifall seines in Rom weilenden Freundes Cornelius erhielt, mit dem Overbeck „die Sache

reiflich durchgesprochen." Ueber Einzelnes jedoch glaubte er noch den Rath sachkundiger Männer von Köln selber einholen zu sollen, und zu dem Zweck wandte er sich an Sulpiz Boisserée, als den Mann der „den Dom in den Herzen der Zeitgenossen gleichsam aufs neue erbaut" habe, ohne zu ahnen, daß dieser, mit dem Vorhaben überhaupt nicht einverstanden, dem ganzen Plane eine andere Wendung geben würde.

Inzwischen, während er der endgiltigen Feststellung des Auftrages entgegensah, drängte es ihn auch einigen vertrauteren Freunden in der Ferne von dem Stand der Dinge Mittheilung zu machen. Von besonders anziehendem Interesse sind nun die Zeilen, die er darüber an Clemens Brentano richtete, weil dieser in gewissem Sinne, wenn auch nur indirekt, der geistige Urheber des Auftrags gewesen. An den Dichter, der damals in München lebte, schrieb er*) in der erwartungsvoll frohen Stimmung, die ihn beseelte:

Rom den 14. März 1835.

„Lieber Herr Clemens! Warum ich Ihnen noch nie eine Zeile geschrieben, nachdem Sie mir so viel Liebes und Freundliches erwiesen was mir unvergeßlich ist, darüber will ich lieber nichts sagen, denn es sähe aus als wollte ich entschuldigen was doch nicht zu entschuldigen ist, und als wollte ich das Verdienst Ihrer Grosmuth schmälern eine so große Schuld mir verziehen zu haben. Warum ich Ihnen aber heute schreibe, will ich Ihnen sagen, weil es Ihnen Freude machen wird zu hören, wie Gott der Herr, nach Seiner wunderbaren Providenz, aus einem Samenkörnlein, das Sie ganz zufällig ausgestreut, nun eine Blüthe will aufgehen lassen, und damit Sie beten, daß auch eine Frucht daraus werde. — Erinnern Sie sich noch Ihres Einfalls auf unsrer

---

*) Das Billet war einem größern Briefe Overbeck's an Fräulein Linder „zur gütigen Beförderung an Herrn Cl. Brentano" beigelegt und wurde von diesem vermuthlich Frl. Linder überlassen, in deren Briefmappe es sich vorfand.

Reise*), da wir einander gegenüber im Wagen saßen, ich sollte den Leuten in Düsseldorf und Cölln, die mir ein Bild für den Dom aufgetragen, den Vorschlag machen, den Hochaltar neu verzieren zu lassen? ich that damals nach Ihrem Rath, doch volle drey Jahre lag das Samenkorn in der Erde erstorben, bis es Gott gefiel, am Neujahrsmorgen dieses Jahres, es aufgehn zu lassen; der Hr. Erzbischof von Cölln hatte sich ganz plötzlich erklärt für diesen Vorschlag, und bereitwillig gezeigt, die vermehrten Kosten zu übernehmen, um den jetzigen Altaraufputz wegräumen, und ihn neu im Styl des Gebäudes schmücken zu lassen. Nun ist zwar für diesen Augenblick das Unternehmen durchkreuzt durch die Ansicht des Hrn. Sulp. Boisserée, an den ich mich um Rath in Rücksicht auf Stylerfordernisse in einem so schwierigen Auftrag gewendet habe, indem er das ganze Vorhaben misbilligt, so daß eben noch nicht abzusehn ist, was für eine endliche Wendung es Gott gefallen wird der Sache zu geben. Da es aber seyn kann daß der Erzbischof und der Kunstverein, die beyderseits mit großer Liebe jetzt die Idee aufgefaßt haben, sich nicht irre machen lassen, so mögen Sie, Lieber, auf den als den ersten Anstifter die Verantwortung fällt, nun sehn wie Sie durch Gebet vom Himmel erlangen, daß nicht das letzte Uebel größer werde als das erste. Ja beten Sie, und lassen Sie beten, auch unsre edle Freundin, die sich gewiß aufs Beten versteht, nicht daß dem armen Sünder, der leider keineswegs so gehorsam, arm und rein ist wie Sie meynen, Ehre daraus erwachse, sondern daß es dem Hause des Herrn zur Zierde, und den Seinigen zur Erbauung gereiche, was er im alleinigen Vertrauen auf Gott hinstümpern wird.

„Ihre freundlichen Zeilen haben mir herzliche Freude gemacht, und manchen belehrenden Wink gegeben; ich würde gerne darauf antworten, muß mich aber für heut begnügen

*) Im J. 1831, zur Zeit von Overbeck's Reise in Deutschland, hatte Brentano seinen Aufenthalt in Frankfurt.

Ihnen für beydes zu danken. Daß selbst der Mann, an dem die Welt keinesweges vorzugsweise Liebhaberey fürs Streicheln bemerken will, an mir so liebenswürdig streichelt, darin kann ich nicht genug die unerforschlichen Wege Gottes bewundern, der alles was mich berührt mir in linden Balsam kehrt. Fürwahr wenn es kein Fegfeuer gäbe, so müßte für mich eigens eines erschaffen werden, weil ich hier auf Erden gar keines finde. Beten Sie also, wenn Sie nach Ihrer Liebe meiner gedenken, nicht daß mirs auf Erden wohlgehe, sondern daß mich der Herr nicht dereinst nur Gerechtigkeit finden lasse, wie Er mir hier nur Barmherzigkeit zeigt. In Ihm mit brüderlicher Liebe der Ihre Friedr. Overbeck."

Der Widerspruch Boisserée's, der überhaupt gegen die Anbringung eines Gemäldes auf dem Hochaltare war und sich für seine Ansicht auf den alten Grundplan des Erbauers berief, führte zu einer lebhaften und nicht uninteressanten Correspondenz*). Das Ergebniß derselben aber war, daß der Kölnische Auftrag in der That eine Abänderung in sofern erlitt, als dem künftigen Gemälde ein anderer Platz im Dome zugewiesen wurde. Boisserée schlug dafür die Muttergottes-Kapelle vor, und Overbeck fügte sich den vorgebrachten Gründen. In natürlicher Folge davon mußte auch die künstlerische Aufgabe eine andere werden, die sich aus dem Ort der Bestimmung von selbst ergab. Doch entsprach auch dieser neue Gegenstand, die Krönung Mariens, den Wünschen Overbeck's.

„Der Auftrag für den Kölner Dom", schreibt er hierüber**), „scheint sich nunmehr dahin zu entscheiden, daß das Bild nicht für den Hochaltar, sondern für die Muttergottes-Kapelle ausgeführt werden soll. Der Gegenstand des Hauptbildes soll die Himmelfahrt der Mutter Gottes

---

*) Die Briefe Overbeck's an Boisserée vom 21. Januar, 5. März und 6. Mai 1835 finden sich in „Sulpiz Boisserée" I. 638, 641, 648.

**) Brief an Ed. Steinle vom 1. August 1835.

werden, zu dem ich als Seitenbilder, mit denen es umgeben werden soll, die übrigen vierzehn Geheimnisse des Rosenkranzes grade in diesen Tagen in Vorschlag zu bringen denke; so zwar, daß die fünf freudenreichen, sammt den fünf schmerzenreichen auf die Außenseite der Flügel, fünf auf jeder Seite kommen, und auf der Innenseite der Flügel die vier übrigen glorreichen, zwei auf jeder Seite, mit dem fünften in der Mitte. Wie sehr ich mich auf diese Arbeit freue, die ich mir ganz auf Goldgrund denke, bis auf das Mittelbild das vielleicht nur oberhalb Goldgrund, unten aber Landschaft bekommen dürfte, kannst Du Dir denken."

An die Ausführung des neuen Auftrages konnte der Künstler übrigens erst schreiten, nachdem er mit dem Frankfurter Bilde zu Ende gekommen, also im Beginn der vierziger Jahre. Wie jede für die Oeffentlichkeit bestimmte Composition, so war ihm ganz besonders ein Kirchenbild eine heilige Aufgabe, in die er sich, im Gefühl übernommener Verantwortung, mit seinem ganzen Gemüth versenkte, an die er nur mit gewissenhafter Sammlung und nie ohne Gebet sich machte. Und nicht genug, er nahm auch das Gebet der Freunde dafür in Anspruch.

Als Steinle im Jahre 1843 seine großartigen Wandgemälde für den Kölner Dom auszuführen sich anschickte, schrieb ihm Overbeck, der den Freund mit seinen herzlichsten Glückwünschen begleitete, um die Osterzeit: „Da auch ich gegenwärtig beschäftigt bin für eben denselbigen herrlichen Dom ein Altargemälde auszuführen, was mich mit tiefer Bangigkeit erfüllt, so kann ich nicht umhin, Dich aufs dringendste zu bitten, daß Du manchmal dort an heiliger Stätte einen Seufzer für Deinen unwürdigen Mitarbeiter emporsenden wollest, damit mir der Herr schenke, nur für Seine Ehre und darum nicht ohne Seinen Segen ein Werk von so erhabener Bestimmung durchzuführen. Der Gedanke daß Deine treue brüderliche Liebe diese Bitte nicht wird unerfüllt lassen, wird mich wesentlich stärken. Aber nicht für diese

Arbeit allein, wenn sie gleich die wichtigste ist, will ich dieselbe gethan haben; vielmehr Deine Fürbitte für so manches Andere was mich beschäftigt, in Anspruch genommen haben; indem wie Du weißt alle meine Arbeiten geistlicher Natur sind, und es daher bei allen wichtig ist, daß ich nicht leeres Stroh den Gläubigen biete, sondern guten Waitzen zur Nahrung der unsterblichen Seelen."

Vollendet wurde dieses Altarbild erst im J. 1855, worauf der treffliche Meister selbst in Köln erschien.

In der fruchtreichen Epoche, in der diese Werke entstanden, erreichte auch der geistige Einfluß, den Overbeck und seine Richtung auf das jüngere Künstlergeschlecht ausübte, seine belebendste Kraft und Ausdehnung. Von allen Ländern und Nationen kamen Kunstjünger nach Rom, und es gab wohl wenige christliche Maler, die sich diesem Einfluß ganz zu entziehen vermochten. Unsere Briefe enthalten darüber begreiflich nur vereinzelte Aeußerungen; sie sind aber immerhin der Beachtung werth.

Vor Allem in Frankreich nahm die christliche Kunst seit Mitte der dreißiger Jahre einen neuen Aufschwung, und wie die Säle der Kunstausstellungen damals mit religiösen Scenen, so füllten sich die Kirchen mit monumentalen Malereien, in denen die von Overbeck und seinen Gesinnungsgenossen verkündeten Principien zur Geltung gelangten*). Eine Reihe ganz hervorragender Maler, vor allen der hochbegabte Victor Orsel (1795–1850), der sich Jahre lang in Rom aufgehalten hat und zuerst die neue Richtung in Frank-

*) S. Julius Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei, der, von dieser Periode, ein wenig verdrossen, bemerkt: „Die Zöglinge der römischen Akademie schickten eine Zeitlang als Zeugnisse ihres Studiums fast keine mythologischen Darstellungen mehr in die Heimath (Frankreich), sondern nur noch Märtyrer und Heilige." (S. 348.)

mit Entschiedenheit vertrat*), dann sein Freund und
rte Alfons Périn, Ad. Roger und viele Andere können
ren religiösen Darstellungen die Einwirkung des Over-
hen Geistes nicht verleugnen; selbst in den Bildern des
vertreters christlicher Malerei in Frankreich, Hippolyt
rin, der ebenfalls eine Zeitlang Zögling der römischen
mie gewesen (1833), ist, trotz der abweichenden Formen-
g, ein Anklang an die Overbeck'sche Richtung zu finden.
Der deutsche Meister in Rom nahm diesen Aufschwung
hristlichen Kunst unter den französischen Malern mit
e und herzlicher Anerkennung wahr. Schon im Sommer
schreibt er: „Zu dem Interessantesten was hier in
Zeit im Reich der Kunst vorgekommen ist, mag wohl die
französische Ausstellung gehören. Unsere Freunde waren
arüber einig, daß sie sich sehr wesentlich von den frühern
schieden habe durch eine ungleich bessere Richtung; wie
auch Cornelius vollkommen mit mir einverstanden ist,
wohl in diesem Augenblick die hier anwesenden jungen
osen im Ganzen fast mehr Hoffnung geben als leider l
üngste Generation der Deutschen"**).

Die Franzosen selber nennen Overbeck den populärsten
hen Künstler in Frankreich, wie er denn bereits im
838, um dieselbe Zeit da der Bischof von Algier bei
as schon erwähnte Gemälde für seine Kapelle bestellte;
Paris aus den Auftrag erhielt, ein neues Livre d'heures
eichnungen zu schmücken. Das Buch erschien im folgen-
Jahre zu Paris, mit Stahlstichen nach seinen Compo-
en versehen. Ebenso wurde um die gleiche Zeit eine
er Ausgabe der Nachfolge Christi mit Overbeck'schen
ositionen geschmückt. Damals schrieb er an seinen
d: „Daß sich namentlich in Frankreich der Herr, nach

*) C. Lenormant, Beaux arts et voyages (Paris 1861), wo
sich I. 187—217 eine Abhandlung findet: „Orsel et Overbeck."
**) Brief Overbeck's an Maler Steinle v. 3. Juli 1834.

seinen unerforschlichen Rathschlüssen, in diesem Augenblick meiner Armuth bedienen will, um in nicht wenigen das Verlangen nach einer religiösen Kunst anzufachen, kann ich nicht genug bewundern; und bestätigt sich darin wohl aufs neue Seine Weise, das Schwache zu erwählen um das Starke zu Schanden zu machen. Er wolle uns geben, daß wir im innersten Herzen sprechen: nicht uns o Herr, sondern Deinem Namen gieb Ehre"*)!

In England war es namentlich der berühmte Architekt Pugin, der große Regenerator der mittelalterlichen Kunst in Großbritannien, der mit mächtiger Stimme auf Overbeck hinwies und ihn den Kunstjüngern als Vorbild hinstellte (1836).

Den hartnäckigsten Widerstand fand Overbeck's Richtung unter den italienischen Künstlern, unter welchen das veraltete akademische Princip noch leidenschaftliche Anhänger zählte, wobei vielleicht auch die Eifersucht gegen den deutschen Kunstgenossen anfänglich mit im Spiele seyn mochte. Nach einem Aufenthalt von mehr als einem Vierteljahrhundert zu Rom, konnte dieser noch im J. 1838 berichten: „Hier stehe ich nach wie vor sehr isolirt, was mich auf heilsame Weise in der Demuth erhält; gebe auch fast die Hoffnung auf, unter Italiänern je viel mehr Anklang zu finden, weil zu Vieles entgegensteht, was so leicht nicht wegzuräumen seyn dürfte. Wenn sich hie und da ein jüngerer an mich anschließt, so sind das leider meist solche die aus Mangel an Talent sonst kein Unterkommen finden, wo dann natürlich nicht viel Trost dabey ist. Alles wie Gott will"**)!

*) Brief an Steinle v. 5. Juni 1838.

**) Hiebei anerkannte er aber bereitwillig, wo er etwas zu loben fand. So schreibt er im J. 1834: „Unter den Italiänern ist diesen Winter eine schöne Arbeit von einem gewissen Bianchini erschienen, ein Miniaturbild aus den Erzählungen von Boccaccio, das an feiner Physiognomik und zarter Lebendigkeit wohl in unserer Zeit nicht leicht ist übertroffen worden; da aber der junge Mann

Doch schon mit dem folgenden Jahre gab sich eine augenscheinliche Wendung zum Bessern kund und die gesteigerte Opposition, die sie hervorrief, konnte ihr nur förderlich seyn, was Overbeck mit zuversichtlicher Genugthuung wahrnahm. „Von hier kann ich“, schreibt er im Herbst 1839 aus Rom*), „berichten, daß die gute Sache der christlichen Kunst Gottlob! unter sichtbarlichem Segen von oben fortschreitet. Freilich wird die Opposition von Seiten der Verfechter der veralteten Principien immer leidenschaftlicher, so daß man nun förmlich den jungen Leuten die Erlaubniß versagt oder doch aufs äußerste erschwert nach Fiesole und Pinturicchio zu zeichnen, und die vorhandenen Werke solcher Meister unter strenge Aufsicht stellt; allein das konnte nicht ausbleiben, und kann deswegen selbst das als ein wahrer Fortschritt angesehen werden; wie denn auch gerade dadurch die Jugend erst recht auf das Rechte aufmerksam gemacht wird.“

Dann fährt er in demselben Briefe weiter: „Unter den andern Nationen sehen wir unterdeß dasselbe sich wiederholen, was früher unter uns Deutschen vorgegangen, daß nemlich zuerst Einzelne sich in offenbaren Gegensatz mit der herrschenden Ansicht der Masse setzen, und sodann allmählig von diesen aus wie durch ein wenig Sauerteig der Teig durchsäuert wird. So würdest Du namentlich an einigen jungen Spaniern gewiß lebhafte Freude haben, nicht minder an jungen Polen, Maltesern rc., die sich an mich anschließen und deren Häuflein sich täglich mehrt. Auch ist mir von Cardinal Lambruschini förmlich die Leitung belgischer Pensionäre übertragen worden, wovon ich mir für die Folge nicht unwesentliche Früchte verspreche.“

---

bis jetzt gar keine Aufmunterung gefunden, und es nicht in der Natur der Italiäner zu liegen scheint, mit solcher Ausdauer Opfer zu bringen wie die Deutschen, so ist zu fürchten, daß eine so liebliche Blüthe abfällt, ohne Frucht anzusetzen.“

*) Brief an Steinle v. 27. Sept. 1839.

Welche mannigfache Förderung und Auszeichnung Overbeck vollends unter Pius IX. erfuhr, ist noch frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen. Er wußte sich mit der Zeit die neidlose und freudige Anerkennung der Römer zu erringen, so daß wohl kein fremder Künstler in Rom größere Verehrung genoß, als der anspruchslose Meister aus Lübeck.

Gewann so durch den Einfluß, den er auf die Künstlerjugend verschiedener Länder übte, Overbeck's Wirksamkeit in Rom sozusagen einen internationalen Charakter, so blieb doch seine lebendigste Thätigkeit und Theilnahme den deutschen Landsleuten zugewendet. Gar nicht zu reden von denjenigen welche man als seine eigentlichen Schüler bezeichnet hat und denen er lebenslang mit der innigsten Freundschaft zugethan blieb, auch sonst, wo immer eine neue Kraft mit redlichem Streben sich bemerkbar machte, konnte sie seiner Aufmunterung und seines neidlosen Beifalls sicher seyn. So meldet er in dem eben angezogenen Briefe des J. 1839 zum Schlusse noch: „Von den ausgezeichneten Talenten, die wir hier gegenwärtig unter den jüngern Deutschen zählen, und der Vortrefflichkeit ihrer geistigen Richtung und Gesinnung, wirst Du ohne Zweifel schon wissen. Die Zeichnungen die z. B. Deger und Müller für eine Kirche am Rhein machen, wirst Du gewiß bei ihrer Rückkehr nicht ohne die lebhafteste Freude sehen" ...

Mit seinem wohlwollenden Wesen, in dem keine Leidenschaft Raum hatte, galt er so recht als der Patron der jüngern deutschen Künstler in Rom. Und nicht bloß auf die ewige Stadt, auch nach auswärts erstreckte sich seine hilfbereite Gönnerschaft; wo sein Gewissen es ihm erlaubte, half er durch Rath und durch gewichtige Empfehlung. Auch in den Briefen an Fräulein Linder ließ er zuweilen ein empfehlendes Wort für den einen oder andern Künstler einfließen, dessen Richtung und Gesinnung ihm Vertrauen einflößte; so unter andern, wie wir bereits gesehen, für den braven Maler Rittig aus Coblenz, für den er, weil es ihm in

einen letzten Jahren (er starb 1840) mehr und mehr an Aufmunterung fehlte, an verschiedenen Orten unter seinen Landsleuten, namentlich auch am Rhein, Theilnahme zu erwecken Gelegenheit nahm. Im Juli 1837 kündigte er in ähnlicher Absicht der Münchner Kunstfreundin den Besuch des Bildhauers Lotsch an, der mit dem Legationsrath Kestner auf dem Wege nach München begriffen, ihr von Rom und römischen Dingen erzählen werde. „Möchte es", fügt er hinzu, „nicht ganz außer Ihrem Plane liegen, Ihre schon so reiche Kunstsammlung auch durch irgend eine Arbeit dieses verdienstvollen und durch seine ausdauernde Gesinnung so ehrenwerthen Künstlers zu mehren. Ich nahm nicht Anstand dieses Wort der Fürsprache für ihn einzulegen, das ich glaube vor Gott und Ihnen verantworten zu können; auf jeden Fall aber wird Ihre so wohlwollende Gesinnung diese Kühnheit mir verzeihen."

Im J. 1839 war der große Protektor deutscher Kunst, König Ludwig I. von Bayern nach Rom gekommen, woselbst er dem um die christliche Kunst so hochverdienten Meister den Verdienstorden des heil. Michael überreichte. Für sich persönlich ohne Wünsche, gedachte Overbeck den fürstlichen Mäcenas bei dieser Begegnung auf den damals noch jungen, aber von ihm längst voll gewürdigten Maler Steinle aufmerksam zu machen, der eben seine große Kunstthätigkeit am Rhein begonnen hatte, die nun seine Freunde in München, insbesondere Clemens Brentano, so gerne der Münchner Akademie gewonnen gesehen hätten; Overbeck's eigene Meinung stimmte damit völlig überein. Wider Vermuthen ward aber sein Vorhaben durch die unruhig bewegliche Art des originellen Fürsten vereitelt, die Overbeck ganz treffend zeichnet, indem er an Fräulein Linder (26. Juni 1839) schreibt: „Daß es mir leider nicht gelungen ist, dem Wunsche von Steinle's Münchner Freunden nachzukommen, und dem König von Bayern von ihm zu sprechen, ist mir gewiß nicht minder leid als irgend einem seiner dortigen Freunde. Ein eigentliches

Versäumniß meinerseits ist gewiß nicht die Schuld davon, wohl aber ein Mangel an jener ganz eigenen Geistesgegenwart, die es bey diesem so ungemein lebendigen Herrn braucht, um den Augenblick dazu zu finden. Man kann selten bey ihm mehr, als auf seine vielfachen Fragen so kurz als möglich antworten, indem er meist schon zu etwas Anderem übergeht, ohne noch die Antwort auf die frühere Frage zu Ende angehört zu haben."

Da indessen Overbeck für die Ordensverleihung ein Dankschreiben an den König nach München zu richten hatte, so schien ihm eine natürliche Gelegenheit geboten schriftlich nachzuholen, was mündlich auszusprechen nicht gelingen wollte. Und wirklich fand Overbeck's warme Empfehlung bei dem König die freundlichste Aufnahme als das Wort eines Mannes dessen Urtheil bei ihm „ein vollgültiges" sei, wie der Fürst ihm erwidern ließ. Daß es gleichwohl nicht zu einer wirklichen Berufung kam, hatte seinen Grund in andern Umständen. War ja doch der Zeitpunkt nahe, wo Cornelius selber von München schied und eine neue Richtung an der Akademie die Oberhand gewann. Steinle aber war von der Vorsehung für einen andern, nicht minder wichtigen Posten bestimmt; seine fruchtbringende Wirksamkeit sollte merkwürdigerweise gerade dem Kunstinstitut vorbehalten bleiben, dessen Leitung Böhmer und seine Gesinnungsgenossen früher in die Hände Overbeck's hatten legen wollen.

Wie hoch der Altmeister christlicher Malerei Steinle's Begabung und Kunstleistung schon damals schätzte, zeigen die wenigen Zeilen, die er ein Jahr zuvor an Fräulein Linder niederschrieb: „Daß Sie", äußert er am 29. Dez. 1838, „an Steinle's geistvollen Schöpfungen inniges Wohlgefallen haben würden, war zu erwarten, und ich habe mich lebhaft gefreut, daß Ihnen diese reine und durchaus gläubige Seele nahe gebracht worden ist, die ein rechter Beleg ist, was ein einfältiger katholischer Glaube in der Menschenseele wirkt. Daß übrigens Steinle für einen Schüler von mir

gilt, lautet meinen Ohren zwar sehr schmeichelhaft, wenn es nur auch ebenso wahr wäre; vermuthlich hat die Ungleichheit unsers Alters dazu Anlaß gegeben, das innige Freundschafts-verhältniß zwischen uns als das Verhältniß des Meisters und Schülers zu deuten, wobey denn aber richtiger mir der Platz des letzteren angewiesen würde, trotz der fast doppelten Jahre die ich zähle."

Auf den Glückwunsch der Münchner Freundin zu der Ordensverleihung aber erwiderte Overbeck (26. Juni 1839): „Der Beweis von Huld den mir der König hat ertheilen wollen, ist mir gewiß ungemein aufmunternd gewesen, besonders da die Worte *Quis ut Deus* (Michael) die auf dem Ordenskreuz stehn, mich beständig erinnern, daß ich unter der Fahne des hl. Erzengels für die Sache Gottes kämpfen soll, wozu denn Ihre Theilnahme mir Kraft von oben erflehen wolle, damit dieses Kreuz nicht dereinst vor Gott mein Ankläger werde. Der Anerkennung vor der Welt wird mir übrigens, auch überhaupt, wohl viel mehr zu Theil als ich es der Wahrheit nach verdiene, und kann ich mich ihrer eigentlich nur freuen, in sofern sie dazu dienen mag, der Richtung die ich bekenne, Credit zu verschaffen, oder wo sie diese Richtung selber betrifft, wie ich das bei dem König von Bayern gerne annehmen will."

Das künstlerische Bekenntniß — „die Richtung die ich bekenne" — das war es, was er überall obenan stellte. So sanft und nachgiebig er von Natur war, in Dingen die mit dieser seiner Ueberzeugung zusammenhingen, bewährte er unbeugsame Entschlossenheit und Energie. Die wesentlichste Krankheit unserer Zeit, sagte er, liege im Indifferentismus, und Aufgabe auch der Kunst sei es daher, an ihrem Theil und in ihrem Gebiet, dieser Krankheit durch ein muthiges Bekenntniß entgegenzuwirken. Darum legte er so großen Werth auf die Gesinnung des Künstlers, die er in seinem mündlichen wie in seinem brieflichen Verkehr mit jüngeren Genossen unablässig betonte.

In warmen Worten sprach er diese seine Anschauung einmal — eben in der Periode von der wir zumeist hier reden, nämlich in den dreißiger Jahren — gegen einen Landschaftsmaler aus, den er, der Meister und Apostel der religiösen Kunst, mit der schönen Milde die ihm eigen, über seine Kunstübung beruhigen wollte. Dieser Maler (Ahlborn*) hatte, nachdem er Rom auf längere Zeit verlassen, auf seiner Reise und dann wieder von München aus an den von ihm hoch verehrten Overbeck geschrieben und ihm sein inneres Ringen und Sehnen erschlossen, Briefe welche diesem einen „wahren Trost" gewährten, wie er nun in seiner Antwort versichert. Denn, sagt er, „in der Treue und Festigkeit, mit welcher Sie auf dem betretenen Wege beharren, ist es unmöglich die Wirkungen der Gnade zu verkennen." Dann heißt es weiter — und Overbeck nennt seine Worte sein Glaubensbekenntniß in der Kunst:

„Fahren Sie fort in Ihrer so wahren und einfachen Weise, fürwahr Gott müßte Gott nicht seyn, wenn er Sie nicht zum guten Ziele sollte gelangen lassen. Im Uebrigen, was ich Ihnen oft mündlich gesagt, das sage ich Ihnen auch jetzt: es kann mir nicht einfallen, Sie zu einer andern Weise der Kunstübung hinüberziehen zu wollen. Es ist auch nichts daran gelegen, ob Einer gerade Heiligenbilder male oder nicht; ein einziges Bild nur ist uns Allen als Aufgabe fürs Leben zu malen gegeben, das Ebenbild Gottes in unserer Seele nach dem Vorbilde, das Er uns vom Himmel herab in Seinem Eingebornen gesendet hat; ja daran ist Alles gelegen, daß es gelinge, und wer dies eine Bild recht durchführt, daß es dem himmlischen Vorbild ähnlich sehe, der wird einst ein guter Maler heißen vor Gott und seinen Engeln, wenn auch seine Bilder sonst, die mit Farben auf Holz oder Leinwand gemalten, von Kennern oder Nichtkennern nicht

*) Der Brief ist nur in Abschrift, von Brentano's Hand, vorhanden, ohne Datum und ohne Nennung des Adressaten. Verschiedene Gründe lassen aber mit höchster Wahrscheinlichkeit auf Ahlborn schließen.

höher sollten geachtet worden seyn, als um ins Feuer geworfen zu werden. Wer aber dieses eine Bild nicht zur Zufriedenheit dessen, der es ihm aufgetragen, durchgeführt, der wird einst als ein elender Stümper von allen Engeln Gottes mit Schmach bedecket werden und hätten ihn auch alle Geschlechter auf Erden um seiner Kunst willen zu den Sternen erhoben. Darum meine ich nun, so Einer von Gott die Gabe empfangen hat, daß er durch seine Kunst sich selber und Andern kann zum Gelingen dieses einen Bildes förderlich werden, der thut nicht allein wohl daran, seine Gabe dazu zu verwenden, sondern er kann auch vielleicht schwerer Verantwortung entgegen gehn, so er es verabsäumt; wer aber die Gabe nicht empfangen hat, kann auch nicht dafür verantwortlich seyn und thut genug, wenn er mit seiner Kunstübung nicht sündigt, noch auch Andern Anlaß zur Sünde gibt. Darum male ein Jeder, wie er berufen ist, der Eine so, der Andere anders; aber wie immer einer malen möge, so erhebe er sich nicht in thörichtem Dünkel, sondern preise im Gelingen Gott, der es gegeben, und verzage nicht im Mislingen, das ebenfalls vor Gott nach Seiner Weisheit geordnet ist zu seinem Heil.

„Dieses, lieber Freund, ist in Kurzem mein Glaubensbekenntniß in der Kunst, das ich geglaubt habe, zur Erinnerung und Vervollständigung unserer Gespräche Ihnen niederschreiben zu müssen in der Hoffnung, daß Sie mit eben der Güte meine Zeilen aufnehmen werden, wie Sie so oft meine Reden aufgenommen haben."

So dachte und wirkte, und so redete mit seinen Schülern und Genossen der Regenerator der christlichen Malerei. Es ging ein belebender Odem von ihm aus, der nicht bloß auf die Kunstübung, sondern auch auf den Charakter eines jüngeren Künstlergeschlechts stärkend und erhebend wirkte. Als der junge Führich im J. 1829 Rom und Italien nach längerem Aufenthalt verließ, begleitete ihn Overbeck ein Stück Weges. „Der Abschied von ihm", sagt Führich, „erschütterte mich tief:

mir war als müßte ich von einem Engel scheiden." Wenn ein oft mißbrauchtes Wort einmal an seinem Platze war, so ist es bei Overbeck anwendbar: er wirkte als ein rechter Priester seiner Kunst.

LII.

Philosophisches.

1) Die Wissenschaft des Wissens und die Begründung der besonderen Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft rc. von Dr. Wilhelm Rosenkrantz, k. bayer. Oberappellationsgerichts-Rath. Zweiter Band. Mainz, Kirchheim 1868.

Wir glauben unsern Lesern verpflichtet zu seyn, die Fortsetzung des Werkes unseres Verfassers, welches wir Bd. 62 S. 550 ff. zur Anzeige gebracht, in gedrängtester Weise zu registriren. Da wir vollkommen die Anschauung des Verfassers theilen (S. VI), daß „die Beurtheilung eines philosophischen Systems eine schwierige Sache ist, wobei die Gefahr von Mißverständnissen immer nahe liegt", so werden wir vor dem Erscheinen des Schlußbandes in keiner Weise dem Urtheile vorgreifen.

Als Nachtrag zum ersten Band gibt S. 1 — 69 Herr Dr. Rosenkrantz eine Darstellung der platonischen Ideenlehre und der Kritik des Aristoteles; dann geht er auf die eigentliche Erkenntnißlehre über, welche das Thema des vorliegenden zweiten Bandes ausmacht.

Band I S. 130 beginnt das erste Hauptstück der „Analytik des Wissens" mit den Elementen des Wissens. Das zweite Hauptstück (Bd. II. S. 70) handelt von der Ent-

stehung des Wissens, und das dritte (II. S. 329 ff.) von dem letzten Grunde des Wissens. Der dritte und letzte Band soll die Synthetik behandeln.

Die Methode der Behandlung ist die gleiche geblieben, ebenso die Form der Darstellung. Wie wir den ersten Band, so empfehlen wir ebenso den vorliegenden zweiten dem Studium unseres philosophischen Publikums.

2) Lehrbuch der Philosophie von Dr. Albert Stöckl, ord. Professor der Philosophie an der Akademie Münster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mainz 1869.

Vorliegendes Lehrbuch fand bereits bei seinem erstmaligen Erscheinen eine derartig günstige Aufnahme, daß in kürzester Zeit eine zweite Auflage erfolgen mußte. Wir glauben darum mit einer Anzeige keineswegs zu spät zu kommen, wenn wir dieselbe mit dem aufrichtigen Wunsche begleiten, daß das reichhaltige Werk ebenso bald eine dritte Auflage erleben möge.

„Der Zweck des vorliegenden Lehrbuches, bemerkt der Autor, ist ein doppelter. Ich beabsichtigte bei der Abfassung desselben zunächst dieses, den Studirenden der Philosophie eine Grundlage für ihre philosophischen Studien in die Hand zu geben; dann aber ging meine Absicht auch dahin, allen denjenigen welche mit dem Studium der Philosophie sich zu beschäftigen wünschen, ein Hilfsmittel zum Selbststudium zu bieten".

Die erste Abtheilung behandelt: Einleitung in die Philosophie, empirische Psychologie, Logik und Erkenntnißlehre; die zweite: Metaphysik, Ethik, Social- und Rechtsphilosophie.

Bei der gegenwärtigen Arbeitstheilung und oft gänzlichen Zersplitterung der Wissensgebiete ist es nicht bloß für den Anfänger, sondern auch für den Gereifteren ein wahrhaftes Bedürfniß darüber sich klar zu werden, daß auch das Reich des geistigen Lebens ein Organismus, nicht ein bloßes Conglomerat von chaotischen Trümmern ist.

Schon in der Inhaltsanzeige erkennen wir die richtige organische Gliederung der verschiedenen Wissenschaften und ihre Einheit in dem großen Ganzen der Wissenschaft. Der denkende Mensch mit seinen mannigfachen physischen und geistigen Kräften an sich wird in der empirischen Psychologie behandelt. Dahin gehören die Elemente der Anatomie und Physiologie des Menschen, dann die Wissenschaft des psychischen Lebens und dessen Wechselwirkung mit dem physischen (I. S. 35—211). Die Bethätigung der intellektuellen Kräfte, wie sie sich in dem wirklichen Denken offenbart, kann als reine Thätigkeit für sich behandelt werden in der Wissenschaft der Logik (S. 212—376) oder als Thätigkeit an den Dingen selbst, als Erkenntnißlehre (377—451). Man kann also den Inhalt des ersten Bandes als Lehre vom Subjekt bezeichnen; wenn wir das Wort im modernen Sinne gebrauchen.

Der zweite Band behandelt dann das Objekt des Denkens, die verschiedenen Wissensgebiete der Wirklichkeit, soweit dieselbe dem Denken zugänglich ist: Metaphysik (S. 1 bis 329), Ethik (330 bis 409) und zuletzt Social- und Rechtsphilosophie (S. 410—623).

Das wäre der Grundriß, nach dem die Fülle von Material geordnet ist. In die Details einzugehen ist selbstverständlich nicht möglich. Wenn auch von Fachkundigen hie und da einzelne Punkte formell anders gefaßt werden möchten, im Allgemeinen wird die Ansicht der Meisten seyn, daß das Buch ein vortreffliches ist. Es ist — das kennt man wohl auf den ersten Blick — die Arbeit nicht eines bloßen Gelehrten, sondern eines Lehrers, der die Disciplinen wirklich vorträgt, deßhalb die Sätze präcisirt, allgemein verständlich darstellt. Ein Register in alphabetischer Ordnung macht den Schluß der beiden Bände, und erleichtert dem Anfänger wesentlich die Mühe. Die Ausstattung und Reinheit des Druckes entsprechen durchweg dem praktischen Lehrzweck; Druckversehen, die für Schüler oft Ursachen zu Mißverständnissen werden, sind fast durchweg vermieden. Ich weiß nicht, ob die Schreib-

art „Syntheresis“ (II. 369, I. 75) sich rechtfertigen läßt; mir scheint sie ein lapsus calami zu seyn; die verbale Bedeutung weist offenbar auf συντηρέω hin; die Scholastiker schreiben durchweg Synteresis, ja sogar Synderesis wie z. B. Wilhelm von Auxerre (Summa aurea l. II. tract. 12 fol. 556) Alexander von Hales (Summa theol. P. II. qu. 73 m. 2 ed. Venet. 1576 p. 126), Albertus Magnus (S. th. P. II. tr. 16. qu. 99. m. 3. a 1) etc.

Was uns ebenfalls als Vorzug eines praktischen Lehrbuches erscheint, ist die Angabe der betreffenden Literatur. Auch in dieser Beziehung hat der Verfasser dem Bedürfniß Genüge gethan.

Der letzte Abschnitt, welcher die Social- und Rechts-Philosophie behandelt, führt in übersichtlicher Weise in die für unsere Gegenwart so wichtigen Fragen des gesellschaftlichen und politischen Lebens ein. Die sociale Frage rückt gegenwärtig so in den Vordergrund des intellektuellen und praktischen Lebens, daß es für jeden Denkenden eine gebieterische Nothwendigkeit wird, sich zu orientiren. Diesem Zwecke trägt der Verfasser Rechnung, indem er die nothwendigen Aufschlüsse über das Ständewesen, Bourgeoisie und Capital, den liberalen Oekonomismus, die Arbeiterfrage, den „modernen Staat“ u. s. w. gibt.

In dieser Hinsicht sind uns die Engländer und Franzosen bekanntlich weit voraus; und wenn wir nicht mit gebundenen Händen der Tyrannei des Alles zerfressenden Liberalismus verfallen wollen, so ist es höchste Zeit hier seinen festen Punkt zu nehmen.

LIII.

Die verantwortliche österreichische Regierung unter der unverantwortlichen Oberleitung des Reichskanzlers Beust.

Wien, April 1870.

Es ist uns wohl nicht unbekannt, daß die Ueberschriften politischer Aufsätze vor Allem den Zweck haben, das Interesse und die Aufmerksamkeit des Lesers zu wecken. Dieser Aufgabe wird wenig entsprochen durch einen Titel, der auf den Oesterreicher mindestens nicht erfreulich, auf den Freund constitutioneller Regierungsformen nur abstoßend wirken kann. Allein interessant ist nun einmal unsere Lage ganz und gar nicht, es bleibt daher nichts übrig als die traurige Gestalt, in der die Wahrheit erscheint, auch für die Schilderung derselben hinzunehmen und durch die Aufschrift dem Leser wenigstens den faktischen Stand der Dinge — soweit der gouvernementale Gesichtspunkt maßgebend ist — mit wenigen Worten zu bezeichnen.

Seit dem Jahre 1867 hat Graf Beust in erfolgreicher Weise vorgesorgt, außerhalb der Grenzen Ungarns, seinen entscheidenden Einfluß zu wahren. Fürst Karl Auersperg, der als Ministerpräsident auch etwas gelten wollte, wurde nach wenigen Monaten zum Rücktritt bestimmt. Dann kam der gefügige Graf Taaffe, der philosophische und deßhalb ungefährliche Hasner, und endlich Graf Potocki, der schon als Mitglied des ersten „parlamentarischen" Ministeriums seine Bereitwilligkeit gezeigt hatte, sub umbra des Herrn von Beust Politik zu treiben.

Verfassung und Parlament sind in Cisleithanien nie zur Wahrheit geworden, und die Deutschliberalen haben sich als regierungsunfähig erwiesen. Das Produkt aus diesen beiden negativen Faktoren war die Herrschaft Beust's. In Ungarn ist das Verfassungsrecht wie das Parlament eine Wahrheit, und der herrschenden Partei läßt sich dort im Allgemeinen die Regierungsfähigkeit nicht absprechen. Der Reichskanzler ist in Ungarn eine politische Null! Diese Thatsachen stehen unverrückbar fest, und wären unsere Deutsch-Liberalen geneigt sich eines angestrengten Denkens und Forschens nach Wahrheit zu befleißen, so hätten sie sich, angesichts dieser Thatsachen, alle ihre schönen Parlamentsreden der letzten Epoche, ihre Klagen und Beschuldigungen erspart.

Ein Centralparlament für die nicht ungarischen Länder ist eine Unmöglichkeit, weil es in denselben jederzeit an einer festgeschlossenen Partei fehlen wird, die der Regierung zur Stütze dienen könnte. Die Parteibildung vollzieht sich in den einzelnen Ländern; die Landesinteressen, die nationalen Bestrebungen, die Rechtsanschauungen und geschichtlichen Erinnerungen des Landes sind hiefür maßgebend. Diese gegebenen Verhältnisse machen sich natürlich auch in der künstlichen Schöpfung eines cisleithanischen Parlaments geltend, so daß man es dort immer nur mit einem losen Conglomerat von Parteifraktionen zu thun hat, welches sich, je nach den Verhandlungsgegenständen kaleidoskopartig verschiebt und anders gestaltet. Die Regierung welche ein solches Parlament zur Seite hat, ist von vornherein zur Ohnmacht verurtheilt, und die erwähnten Verhältnisse sind mit dem innersten Wesen Oesterreichs so innig verbunden, daß sie, mag man ersinnen was man will, sich nicht ändern lassen, ohne — Oesterreich zu ändern! Darin liegt ja auch der Grund, warum unser öffentliches Leben, will es nicht verkümmern, immer zu einer föderativen Gestaltung hindrängen wird.

Wir wollen nicht untersuchen, ob der Reichskanzler sich jemals mit dem Studium dieser ernsten Frage den Kopf zerbrochen hat. Sein leichter frivoler Sinn macht es höchst

unglaubwürdig. Der Vorwurf der ihn deßhalb treffen könnte wird dadurch abgeschwächt, daß auch unsere liberalen Wortführer, Anton Auersperg inbegriffen, obwohl sie „von Kindesbeinen an österreichische Luft geathmet haben", sich in dieser politischen Grundfrage gleich unwissend verhalten. Die Doktrin, welche ihrer Selbstliebe und Herrschsucht schmeichelt, hält ihre Sinne so fest umfangen, daß die Sehkraft selbst für das Nächstliegende nicht ausreicht. Im Interesse des Reichskanzlers ist es aber gewiß gelegen, auf die Bildung und Erhaltung eines Centralparlaments hinzuwirken, weil dieses eben immer ein Scheinparlament ist und daher, was es an Einfluß der eigenen Regierung entzieht, der Macht des Reichskanzlers zulegt. Seine bisherigen liberalen Freunde arbeiteten ihm recht emsig in die Hände. Auch sie fühlen sich am wohlsten in einer centralen Scheinvertretung, schon deßhalb weil sie gewiß sind, daß ihre gefährlichsten Gegner, die Czechen, dasselbe nie betreten werden, und die parlamentarische Opposition nur zum Aufputz deutschliberaler Größe dient. Auch verlangt die Phrase nach einem weiten geräumigen Tempel mit der unvermeidlichen Tribüne; die Landstube ist dafür zu eng und dem abstrakten Gedanken ist die Nähe realer Interessen zu gefährlich.

Soll aber der Schein eines wirklichen Parlaments gewahrt und namentlich nach außen damit geprunkt werden können, so ist es nöthig die Unzufriedenheit im Inneren nicht allzu sichtbar hervortreten zu lassen. Der Ausnahmszustand in Prag, der offene Aufstand in Dalmatien, der steigende politische Unwille in Galizien, Tyrol, Krain — waren höchst unangenehme Erscheinungen; die Oberfläche des öffentlichen Lebens mußte wieder geglättet werden. Eine ausgleichfreundliche Miene an hoher Stelle war jetzt besonders angezeigt, und je heißer der Kampf mit den Gegnern in der cisleithanischen Regierung, desto wirksamer dieses Mienenspiel. Mochte durch die Veröffentlichung der ministeriellen Denkschriften auch nach oben und unten arg gesündigt worden seyn — der Mann der hinter den Coulissen stand, konnte

diese Sünde für seine Zwecke trefflich verwerthen. Die Minister Giskra und Herbst wurden dadurch der Opposition in ihrer ganzen Schroffheit und Unversöhnlichkeit gegenübergestellt, und diese düsteren Schatten ließen die Minoritätsminister und ihren Protektor in einer weit anmuthigeren Beleuchtung erscheinen, als sie in Wahrheit verdienten.

Den Präsidenten des Abgeordnetenhauses, von Kaiserfeld, leitete ein richtiges Gefühl, wenn er als Redner in der Adreßdebatte des Monats Januar auf den Reichskanzler als den Urheber jenes unerhörten Aktes hinwies, der das Ansehen und die Prärogative der Krone verletzte; wenn er darauf hinwies, „daß wer auch immer als Sieger aus dem Streite hervorgehe, mit geschwächter Autorität aus demselben hervorgehe, mit geschwächter Autorität auch dann, wenn der Sieg der Majorität bleiben wird.“ Denn die Veröffentlichung der ministeriellen Staatsschriften sei „eine Thatsache die nicht etwa erfolgte als Folge einer getroffenen Entscheidung, sondern vor der getroffenen Entscheidung, eine Thatsache die vielleicht in der Geschichte parlamentarischer Staaten unerhört ist.“ „Unter dem Eindruck des Conflikts sind wir gezwungen Partei zu nehmen, es wurde uns eine Entscheidung zugeschoben, die man constitutionell nennt, die ich aber so nicht nennen kann, weil diese Entscheidung die Forderung in sich involvirt: die Krone hätte ihr Recht an uns abzutreten.“

Sehr wahr gesprochen, aber es fanden sich nicht bloß feile Federn sondern auch beschränkte Köpfe genug, im In- und Auslande, die in diesem Vorgang einen eklatanten Beweis constitutioneller Gesinnung erblickten, und so beschämend es auch für das menschliche Urtheil lauten mag, so bleibt es doch eine Thatsache, daß es dem Reichskanzler im allgemeinen gelungen ist, nicht nur sein Spiel zu verdecken, sondern seiner Handlungsweise auch noch den Stempel der Gesinnungstüchtigkeit aufzudrücken.

In der Adreßdebatte wurde ein parlamentarisches Turnier mit dem Schatten einer Regierung ausgeführt. Die

Minister hatten sich sämmtlich ihre Demission erbeten, sie saßen daher als stumme Männer unter den erregten Kämpfern; um so ungestörter glaubte Graf Beust, als Abgeordneter der Reichenberger Handelskammer, seine Beredsamkeit ore rotundo entfalten zu können. Er sprach lang und viel; nur der Zusammensetzung dieses Parlaments, dem Mangel an hervorragenden Kräften, hat er es zu verdanken daß man nicht sagen kann: er habe zu viel und zu unbedacht gesprochen. In einem Augenblicke, in welchem den Ministern Giskra und Herbst ihr Untergang in naher Zukunft bereits gesichert war, hat Beust „tief bedauert" ihrem Gesinnungsgenossen, dem Fürsten Auersperg, den Anlaß zum Rücktritt gegeben zu haben. Er hat mit scheinbar großer Aufrichtigkeit zugestanden, daß er „einen Untergebenen seines Ressorts" — es war Graf Chotek, damals Gesandter in Stuttgart — veranlaßt habe „die böhmische Frage gründlich zu studiren" und ihn, den Minister des Aeußern, „darin zu orientiren". „Es ist begreiflich, sagte Herr von Beust, daß ich als Minister des Aeußeren ein lebhaftes Interesse hatte, mich auf diesem Wege (!) zu orientiren." Jedenfalls ein offenes, für Giskra, den Minister des Inneren, wenig schmeichelhaftes Geständniß. Es hätte aber das unschuldvolle Bild sehr getrübt, wenn er es in allen seinen Zügen ausgeführt, wenn er der Wahrheit gemäß hinzugefügt hätte, daß sowohl dem Vermittler dieser interessanten Studien, als auch den Personen mit denen dieser in Verkehr trat, die strengste Geheimhaltung empfohlen war, wenn er beigefügt hätte, daß der cisleithanische Minister Graf Taaffe diesen Studien die gleiche Theilnahme, das gleiche Interesse zuwendete, wie der Minister des Aeußeren selbst. Gewiß eine seltsame „diplomatische Mission" im Inneren des Reichs und im Dienste verschiedener „Ressorts".

Der Reichskanzler hat in derselben Rede den Standpunkt der Majoritätsminister einen „seiner Ansicht entgegenstehenden Standpunkt" genannt; er hat es ausgesprochen, daß nach seiner „persönlichen Ansicht" und nach seiner „Stellung" er sich der „Politik des Entgegenkommens"

der Minoritätsminister, und nicht der „Politik der Abwehr" der Minister Giskra und Herbst „zuwende". Sehr charakteristisch ist es nun, daß der Redner nach allen diesen Bekenntnissen, nach dem Ausspruch seiner Ueberzeugung als Abgeordneter, wie seiner Pflicht als Minister der „Politik des Entgegenkommens" zu folgen — die feierliche Erklärung abgab „für den Adreßentwurf zu stimmen, weil er ein Vertrauensvotum für die Regierung ist" — für eine Regierung die durch Giskra und Herbst repräsentirt war! Denn die drei Minoritätsminister, deren Politik der Adreßentwurf entschieden verdammte, waren zur Zeit der Adreßdebatte des Abgeordnetenhauses bereits aus dem Kabinete ausgetreten. Die „Allgemeine Zeitung" bemerkte zu dieser Rede des Reichskanzlers, daß sie „das Gepräge der Würde" an sich getragen habe — ein Urtheil welches für unsere Zeit, wo man alle sittlichen Begriffe auf den Kopf stellt, ganz passend ist.

Minister Giskra sah sich nun durch den mächtigen Reichskanzler zwischen ein schmeichelhaftes „Vertrauensvotum" und die Anklage verderblicher Politik hingestellt; das erste wollte er nicht verscherzen und die Anklage nicht unerwidert lassen. Er brach also das Schweigen, welches ihm seine provisorische Ministerschaft bisher auferlegt hatte, und erklärte unter dem Beifall seiner Freunde: Die Politik der Regierung sei die „der Abwehr und der Verständigung". „Kein Schritt der Regierung hat jemals gezeigt, daß sie auf dem Standpunkt der Abwehr stehe." Die Abwehr solle sich nur auf „verfassungswidrige Angriffe" beziehen. — Si tacuisses! So viele Worte, so viele Widersprüche mit der von diesem Minister erst wenige Wochen vorher dem Kaiser überreichten Denkschrift, in welcher Giskra und seine ministeriellen Gesinnungsgenossen den „offenen Ausdruck ihrer Ueberzeugung", in welcher sie „ihr klares Programm" niederlegten. Dort ist zu lesen: „Die gehorsamst Unterzeichneten müssen sich allen denjenigen Projekten, welche auf eine veränderte staatsrechtliche Stellung der Königreiche und Länder zum Reiche abzielen, beharrlich widersetzen." Das ist doch wohl „ein Schritt" der

unwiderleglich „gezeigt" hat, daß die Regierung „auf dem Standpunkt der Abwehr steht." Diese Erklärung wird im Memorandum nicht bloß auf Böhmen — wo „die Kluft als unausfüllbar" bezeichnet wird — sondern ausdrücklich auch auf Galizien bezogen, indem die Minister auch für dieses Land „eine feste und ablehnende Politik befürworten." Der „Angriff" den die galizische Landtagsresolution gegen die Dezember-Verfassung richtete, war aber, nach der Anerkennung der Minister selbst, kein „verfassungswidriger", also ist der Beweis hergestellt, daß nach jenem Ministerprogramm die „Abwehr" sich auch gegen verfassungsmäßige Angriffe zu richten hatte.

Diese grellen Widersprüche, diese ministerielle Inconsequenz, die ja auf die eigene Partei verwirrend und zersetzend rückwirken mußte, waren ganz geeignet den Reichskanzler zu befriedigen, seine Pläne zu fördern und seine geistige Oberleitung zu sichern. Er beeilte sich daher, nach diesem Wortgefecht mit Giskra noch im Hause selbst, in recht auffallender Weise Frieden zu schließen und auf die von ihm angekündigten Amendements zum Adreßentwurf großmüthig zu verzichten. Das „Vertrauensvotum" des Reichskanzlers war jetzt vollständig, und Giskra, der sich für den Sieger (!) hielt, war nun selbst bemüht den Unwillen der unter den Abgeordneten gegen Beust herrschte, zu beschwichtigen. Man könnte den ganzen Vorgang dramatisch nennen, wenn die Einsicht unter die Helden des Stücks nicht gar zu ungleich vertheilt wäre. Das Interesse unbefangener Zuschauer an dem tragischen Ausgang würde dadurch bedeutend abgeschwächt.

Die Majoritätsminister nun unverweilt aus ihren Aemtern zu drängen, konnte nicht im Plane des Reichskanzlers liegen. Es war ja noch das Budget für 1870 festzustellen; hiezu bedurfte man der Minister, denen die Majorität beider Häuser freundlich gesinnt war. Eine Frist von wenigen Monaten, welche die Regierung Giskra-Herbst ohne Zweifel dazu benützen würde, ihren eigenen Untergang zu fördern, konnte nur nützen, niemals schaden. Also, volle Freiheit in der Bil-

dung der „definitiven" Regierung! Darob großer Jubel unter den Deutschliberalen, den Giskra benützen wollte, um dem Kabinet eine „frische Kraft" aus der Mitte seiner wackeren Gesinnungsgenossen im Abgeordnetenhause zuzuführen. Aber, arge Enttäuschung! Niemand, niemand wollte dem ehrenvollen Rufe folgen. Darin lag die erste, recht gründliche Niederlage der siegreichen Majoritätsminister, bereitet durch die eigenen intimen Freunde. Kaiserfeld, kühn im Reden aber furchtsam im Handeln, meinte: er habe nicht den Muth ein Curtius zu seyn. Der Schlund war wirklich geöffnet, aber nicht durch ein Erdbeben, sondern durch die Thaten der Liberalen selbst. Würde sich daher auch, den Muth vorausgesetzt, der liberale Kaiserfeld mit oder ohne reich geschmücktes Roß und kostbaren Schatz in diesen Schlund gestürzt haben, den Zorn der Götter hätte er dadurch nimmer gesühnt. — Giskra hatte endlich den glücklichen Gedanken sich unter den Beamten seines „Ressorts" umzusehen, und einen Sektions-Chef, einen Ministerialrath und einen kurz vorher von seinem Posten entfernten Statthalter zu Ministercollegen zu küren. Ohne dieses probate Auskunftsmittel wäre das Ministerium Hasner wohl immer ein Torso geblieben.

Bezeichnend war die Wahl des Hauptes der erneuerten Regierung. Wir achten diesen Ehrenmann, aber sein unbezwinglicher Drang metaphysische Höhen zu erklimmen, und dort im Spiel mit dunklen Begriffen zu schwelgen, machte ihn wohl für einen vergänglichen Minister-Traum, aber nicht für eine entscheidende Ministerthat geeignet. In wahrhaft Hegel'scher Redeweise empfahl er im Reichsrath sich und seine Collegen einem ehrsamen Publikum, welches vergeblich nach Verständniß rang. Die Begriffe von Centralismus, Dualismus und Föderalismus, die verschiedenen Stand- und Zielpunkte, Grund- und Gränzlinien, die Wünsche und Meinungen der Parlaments-Majorität und Minorität — alles lief in seiner Einführungsrede wirr durcheinander, und konnte eine Ausgleichung nur in dem philosophischen Lehrsatz finden: alles was wirklich ist, ist vernünftig. Der einzig

verständliche Satz war der, welcher die vollständige Einigkeit sämmtlicher Cabinetsmitglieder aussprach, und gerade dieser Satz wurde in der kürzesten Frist durch das Cabinet selbst widerlegt.

Dieselben Minster welche dem Monarchen in ihrer Staatsschrift erklärten: „daß in keinem Staate, am allerwenigsten in Oesterreich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ohne die ernstesten Gefahren den Händen einer Regierung anvertraut bleiben kann, welche nicht in ihren Gliedern über den einzuschlagenden Weg vollkommen einig ist, und vor Allem nach außen hin als einig erscheint“ — diese selben Männer unternahmen es, unmittelbar nach dieser Erklärung, eine Regierung zu bilden, welche in der Hauptsache über den einzuschlagenden Weg uneinig war und diese Uneinigkeit nach außen hin in der grellsten Weise kenntlich machte. Es ist kaum denkbar, sich selbst schärfer zu verurtheilen.

Die Aktion, die nun begann, war den erwähnten Prämissen vollkommen entsprechend. Die galizische Resolution, die dalmatinischen Wirren und die Wahlreform waren die wichtigsten Gegenstände, welche das Parlament noch in dieser Session beschäftigen sollten, und obwohl ein Zeitraum von vollen zwei Monaten hiezu gegeben war, kam unter diesem „thatenreichen“ Ministerium doch nicht ein einziger dieser Gegenstände zur Verhandlung. Das galizische Landtagsbegehren lag seit dem Jahre 1868 vor, es fehlte sonach nicht an Zeit zu einem gründlichen Studium. Als dieses Begehren zuerst an die Regierung gelangt war, und durch die galizischen Abgeordneten auch im Parlamente zur Sprache gebracht wurde, erklärte Giskra im Namen der Regierung: die Forderung des Landtags sei nicht nur unerfüllbar, sondern die Regierung könne sich auch gar nicht bestimmt finden, dieselbe zur Diskussion zu bringen. Im Jahre 1869 wiederholte der Landtag sein Begehren und die ministerielle Denkschrift vom 18. Dezember bezeichnete abermals die unbedingte Ablehnung derselben als durch das Staatsinteresse geboten.

Sobald aber das Ministerium, nach Ausscheidung der Minoritätsminister, „einig“ geworden war und den „Standpunkt der Abwehr und der Verständigung“ eingenommen hatte, erreichte die Rathlosigkeit ihren Gipfelpunkt. Die Discussion jener Landtagsforderung wurde nun zugelassen, und die Regierung selbst betheiligte sich daran; heute ließ sie ihre Geneigtheit zu einer ganzen oder halben Concession durchblicken, um morgen wieder einem minder wichtigen Begehren die starre Negation entgegenzusetzen. So schleppte sich die Berathung im Ausschuß der zweiten Kammer bald gemüthlich bald recht ungemüthlich, unter stetem Zagen und Schwanken der Regierung und ihrer politischen Freunde, durch viele Wochen hin, bis endlich vom Ausschuß beschlossen wurde über die ganze Landtagsresolution — zur Tagesordnung überzugehen.

Dieses wahrhaft klägliche Resultat war, wenn auch in der Form verschieden, doch der Sache nach bei allen drei Verhandlungsgegenständen das gleiche. Bei der Behandlung der dalmatinischen Angelegenheit trat aber nicht allein die politische, sondern auch die sittliche Verkommenheit unserer öffentlichen Zustände in recht greller Beleuchtung hervor. Die letzten Ereignisse in jenem Lande haben zu schweren Opfern an Menschenleben, an Staats- und Privatgut geführt; es war daher, abgesehen von jeder politischen Parteistellung, aus allgemein sittlichen Motiven eine strenge Prüfung des Vorgefallenen dringend geboten. Es war zu beweisen, daß das so sehr gerühmte Ministerverantwortlichkeits-Gesetz mehr sei denn eine Phrase; es war zu widerlegen, daß dieses Gesetz nur ein Mittel zu faktiösen Zwecken sei. Alle diese Erwägungen wurden von unseren Abgeordneten, in ihrer ministeriellen Majorität, rücksichtslos bei Seite gesetzt, und wer sie entschuldigen will, kann dieß nur durch die offene Anklage der leidenschaftlichsten Verblendung thun.

Die Regierung hatte den Kammern ein Landwehrgesetz vorgelegt, welches auf die eigenthümlichen Verhältnisse Dalmatiens, insbesondere des südlichsten Theiles desselben, auch

nicht die allernothwendigste Rücksicht nahm. Dieses schwere Versäumniß bildet den ersten und wichtigsten Grund der späteren beklagenswerthen Vorfälle. Die Bevölkerung des Bezirkes von Cattaro und des Ragusäer Festlandes ist mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten dieses Gebietes niemals zum Heeresdienst berufen worden, sie hat aber durch die Bildung einer Landmiliz in der Stärke von 7000 Mann, eben weil dabei der Volkscharakter und die lokalen Besonderheiten ihre volle Berücksichtigung fanden, dem Reiche in den Kriegsjahren 1859 und 1866 sehr gute Dienste geleistet. Die Regierung brauchte nur die Augen zu öffnen um wahrzunehmen, daß Dalmatien kein Niederösterreich ist; und die einfache, so naheliegende Maßregel, in dem südlichen Theile des Landes die Erfüllung der Landwehrpflicht in die Formen der bestehenden Landmiliz zu kleiden — hätte alles Unheil verhütet. Der im Reichsrath anwesende Deputirte des Cattareser Bezirkes, Ljubisa, hat übrigens schon bei der Berathung des Landwehrgesetzes den Minister des Inneren, Giskra, auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, bei der Einführung des Landwehrinstituts in jenem Theile Dalmatiens den Weg nivellirender Gesetzgebung zu verlassen. Es war alles vergebens; der Minister bekämpfte diese Auffassung, und er handelte vom liberal-centralistischen Standpunkte nur consequent; denn nach diesem liegt der Werth eines Gesetzes eben in seiner Schablonennatur. Die Folgen eines solchen Gebarens sind dießmal mit Blut in die Geschichte eingezeichnet worden.

In dem betreffenden Ausschuß der zweiten Kammer ist das angeführte sträfliche Versäumniß kaum berührt worden; die Abgeordneten fühlten wohl ihre Mitschuld, da sie das uniforme Gesetz anstandslos votirt hatten, und das Parlament, welches Oesterreich vertreten will, die crasseste Unkenntniß der Zustände eines Landes verrathen hat, das seit mehr als fünfzig Jahren zu Oesterreich gehört. Die Regierung erblickte nun in diesem legislativen Akt sein wirksamstes Vertheidigungsmittel, und erklärte, sie sei gar nicht in der

Lage gewesen ein von den Kammern angenommenes und sanktionirtes Gesetz zu sistiren, als sich bei der Durchführung desselben dagegen ein Widerstand zeigte. Die „energische" Ausführung sollte auf diese Weise gar die Gestalt eines Verdienstes gewinnen, und obwohl sich nicht läugnen läßt, daß ein guter Theil der Verantwortung auf die als Richter fungirenden Abgeordneten fiel, so wäre jene Erklärung doch leicht durch die Hinweisung zu widerlegen gewesen, daß ja dieselbe Regierung im J. 1868 in Böhmen wichtige, von den Kammern eben erst votirte und von der Krone sanktionirte Gesetze auf eigene Verantwortung im Verordnungswege suspendirt hatte. Aber auch diese Hinweisung wurde von den gestrengen Richtern nicht gewagt. Im Monat Januar 1870, Angesichts des versammelten Reichsraths, erfolgte thatsächlich die Sistirung aller Maßregeln zur Einführung des Landwehrinstituts im südlichen Dalmatien; diese Gesetzessuspendirung wurde allein von der Regierung verfügt, der Reichsrath wurde nicht um seine Zustimmung angegangen, und es fiel ihm auch gar nicht bei seinen Einfluß geltend zu machen. Das Ministerium hatte sich damit selbst widerlegt, und es ist schwer zu entscheiden, ob die Regierung oder der Reichsrath bei der ganzen Sache eine klägliche Rolle spielten.

Der Minister des Inneren erklärte in der Parlaments-Commission, daß der Verlust der zur Einreihung der Landwehrmannschaft erforderlichen Behelfe den Stillstand in der Gesetzesdurchführung erheischt hätte; alle Welt weiß aber, daß dieser Stillstand das einzige Mittel war dem Aufstande eine Grenze zu setzen. Vor Ausbruch des Aufstandes (6. Oktober 1869) hatten die Gemeinden des Bezirkes Cattaro durch ihre Vorsteher eine Petition an den Kaiser zu richten beschlossen, in welcher sie nichts anderes verlangten, als was ihnen nach schweren Opfern an Gut und Blut von der Regierung im Monat Januar 1870 zugestanden wurde, nämlich: Beschränkung des Landwehrdienstes auf den Bezirk Cattaro, die Erlaubniß, sobald die Landwehrmannschaft eingeübt ist, zu Er-

werbszwecken Reisen unternehmen zu dürfen, und endlich die Beibehaltung ihrer Landestracht im Landwehrdienst. Diese mäßigen Anforderungen, deren rechtzeitige Bewilligung den ganzen Aufstand verhütet hätte, wurden vom Statthalter General Wagner — nach seiner eigenen Erklärung in der Commission des Abgeordnetenhauses — nicht befürwortet! Es gab für so unbedeutende Dinge auch keinen Telegraphen, so daß jene Petition in Wien erst einlangte, als der Aufstand bereits ausgebrochen war. Nun konnte der „Energie" der Regierung schon gar keine Schranke mehr gesetzt werden, und die Petition blieb unbeachtet, bis der Mißerfolg der energischen Aktion zur Nachgiebigkeit zwang. Bei der Geistesverwandtschaft und den intimen Beziehungen zwischen Giskra und Wagner ist übrigens gar nicht daran zu zweifeln, daß die mehrerwähnte Petition auch bei einer rascheren Mittheilung an die Regierung kein günstigeres Schicksal gefunden hätte. Wie wäre es sonst erklärlich, daß eben durch Giskra die Berufung Wagners in das cisleithanische Kabinet erfolgte? Darin lag ja die entschiedenste Billigung des Vorgangs des früheren Statthalters, und als ob dieser Umstand dem Minister noch nicht genügt hätte für alle die schweren Sünden sich mitverantwortlich zu erklären, unternahm er es sogar auch die militärischen Leistungen des genannten Statthalters bei den Ausschußberathungen rühmend hervorzuheben.

Nach übereinstimmenden Berichten von Augenzeugen bestanden diese Leistungen, für die sich der liberale Minister so sehr begeisterte, darin daß in dem Thal südlich von Cattaro, Zuppa genannt, ganze Ortschaften geplündert und niedergebrannt wurden, der Aufstand aber — als General Wagner am 6. November von seiner Expedition zurückkehrte — nach wie vor über die ganze Zuppa verbreitet war. Sein Nachfolger im Militärcommando, General Auersperg, fand diesen „Ruhm" so wenig neidenswerth, daß seine erste Handlung darin bestand, das vorsätzliche Niederbrennen von Ortschaften zu untersagen, und wenige Tage darauf wurde den Truppen in der gleichen Richtung ein kaiserlicher Befehl bekannt

gegeben, der eben durch die Nachricht von der seltsamen Kriegführung des Statthalters Wagner provocirt worden war. Daß Minister Giskra sich selbst durch eine solche Kundgebung nicht abhalten ließ für Wagner auch in militärischer Beziehung Partei zu ergreifen, verdient jedenfalls verzeichnet zu werden, so wie es andererseits auch nicht unbeachtet bleiben darf, daß General Wagner schon am 7. November seines militärischen Commandos in dem vom Aufstand ergriffenen Landestheil, und am 12. Dezember auch seines Statthalterpostens enthoben wurde. Alles dieß geschah während und offenbar trotz der Wirksamkeit Giskras als Minister des Innern, welcher hinwieder nach Erneuerung des Bürgerministeriums sich beeilte, denselben Mann, der in Dalmatien die Einführung der Landwehr so unglücklich und verhängnißvoll betrieb, für das Kabinet und zwar als — Minister für Landesvertheidigung zu gewinnen.

Solche Erscheinungen zeigen deutlich, wie tief krankhaft die Zustände seyn müssen, welche eine Regierung alle Rücksichten vergessen lassen. Die Ernennung Wagners zum Minister machte in Dalmatien, wo man eben, unabhängig von Giskras Willen, den Frieden herzustellen bemüht war, einen überaus ungünstigen Eindruck, der noch durch die Art, in der Wagner im Parlamentsausschuß seine Sache vertrat, gesteigert werden mußte. Gegen die Bevölkerung des Insurrektionsgebietes wurden Anklagen der Conspiration mit dem Auslande erhoben, ohne irgend welche Beweise dafür beizubringen. Nun fehlte es aber nicht an Beschuldigungen die in Dalmatien gegen den Statthalter Wagner ausgesprochen wurden, und wie er diese zu entkräften suchte, davon soll hier eine Probe angeführt werden. Wagner hatte sich am 11. Oktober, also nach ausgebrochenem Aufstande nach Cattaro begeben, wagte aber nicht das Schiff zu verlassen, sondern trat, obwohl Cattaro von den Truppen besetzt war, ohne sich dem Volke zu zeigen, schleunigst wieder die Rückfahrt nach Zara an. Diese seltsame Haltung sollte damit entschuldigt werden, daß der Genannte, wie er selbst im Ausschuß erklärte, sich

als Statthalter für viel zu hochgestellt betrachtete, um unter bedenklichen Verhältnissen mit der Bevölkerung in persönlichen Verkehr zu treten! Gut und Blut konnten geopfert werden, wenn nur die Person des Statthalters unversehrt erhalten wurde.

Man muß sich gegenwärtig halten, daß die Volksstimmung damals noch keineswegs einen so feindseligen Charakter angenommen hatte, um einem klugen Wort jede Aussicht auf Erfolg zu benehmen. Wenige Tage vor jener Seereise des Statthalters konnte der Bezirkshauptmann von Cattaro, trotzdem er bei der Bevölkerung eine höchst mißliebige Persönlichkeit war, doch ungefährdet fünfzehn Vorposten der Insurgenten passiren, und an die letzteren, welche bei Crivoscie Stellung genommen hatten, persönlich das etwas naive Begehren richten, den kaiserlichen Truppen behufs Verstärkung der Besatzung des Forts Dragali den freien Durchzug zu gestatten. Für eine beschränkte Anzahl von Soldaten wurde von den Insurgenten der Durchzug auch wirklich gestattet, und der Bezirkshauptmann konnte, ungefährdet wie er gekommen, auch wieder den Rückweg antreten. Kurz darauf haben die Insurgenten sich sogar bereit erklärt Botendienste für die kaiserlichen Truppen zu verrichten, und ein an den Commandanten des Forts Dragali gerichtetes Schreiben uneröffnet zu übergeben. Diese Bereitwilligkeit wurde auch thatsächlich benützt, aber die beiden Ueberbringer des Schreibens sind, als sie sich dem Fort näherten, wohl aus Mißverständniß durch Gewehrschüsse der Besatzung getödtet worden. Auch unmittelbar nach der Fahrt und Rückfahrt des Statthalters, am 14. Oktober, erklärte die große Mehrzahl der Bezirksgemeinden durch ihre in Cattaro versammelten Vertreter nochmals sich dem Landwehrgesetz zu unterwerfen, wenn die früher erwähnte Petition an den Kaiser eine günstige Erledigung finde. Der Bezirkshauptmann verweigerte aber die Unterstützung ihrer Bitte, und erklärte kategorisch, daß nun allein die Gewalt entscheiden werde.

Unter solchen Umständen war es für unsere Abgeordneten doch nicht schwer, die Schuldigen auch außerhalb des

surgentenkreises zu ermitteln. Schüchterne Versuche wur-
wohl angestellt, aber es genügte ein Stirnrunzeln des
nisters des Inneren, um das Schwert der Gerechtigkeit
ch wieder verbergen zu machen. Man war sich bewußt,
selbst die leiseste unfreundliche Berührung den Sturz des
nisteriums herbeiführen könnte, und da stand die Existenz
liberalen Bürgerminister doch höher, als alle Rechts-
sittlichen Forderungen. Die Majorität der Ausschuß-
glieder faßte, nach wochenlangen Berathungen, den Be-
luß, nicht allein von jedem Tadel der Regierung abzu-
en, sondern sogar das vorhandene schwer gravirende
aterial, mit seltenem Geschick, zu einer Billigung des
rgangs dieser Regierung zu benützen. Der Ausschuß er-
rte den im südlichen Theil Dalmatiens verhängten Be-
erungszustand für gerechtfertigt. Das war die ganze That!
wurde, geistreich genug, hiefür der Grund geltend ge-
cht, daß ein Tadelsvotum der Abgeordneten als Zeichen
Sympathisirens mit den Insurgenten aufgefaßt werden
nte!! Bei einem Brande wird man sich in Zukunft wohl
en müssen die Feuerpolizei oder den Zustand der Lösch-
quisiten zu tadeln, man läuft sonst Gefahr als Brand-
er bestraft zu werden.

Die Plenarversammlung der zweiten Kammer hat den
gativen Muth gezeigt, mit Benützung des nahen Sessions-
lusses den Commissionsantrag gar nicht mehr in Ver-
ndlung zu nehmen; in der Zusammensetzung der Com-
sion lag aber die sichere Bürgschaft, daß die der Regie-
ng, mit Verachtung der öffentlichen Meinung, dargebrachte
ldigung im Hause selbst nicht abgeschwächt worden wäre.
e Abgeordneten waren nur geneigt die Art der Beendi-
ng des Aufstandes, keineswegs aber den Anfang desselben
tadeln. Wer die leichtfertige Herbeiführung der Kata-
ophe nicht zu rügen wagt, der sollte mit jedem Ende zu-
den seyn welches sich rasch vollzieht, da hiedurch das Er-
niß sowohl als auch seine parlamentarische Behandlung
her der Vergessenheit anheimfallen.

Es läßt sich aber leider nicht in Abrede stellen, daß wie der Anfang und die Entwicklung, auch das Ende reich an wahrhaft beschämenden Momenten war. Die begangenen schweren Fehler sind nicht bloß politisch-administrativer, sondern auch militärischer Natur. Verglichen mit den Kriegsereignissen des Jahres 1866, ist das Objekt wohl geringfügig zu nennen, aber der moralische Rückschlag, der Nachtheil für das Ansehen der Reichsgewalt ist, im Hinblick auf die Kraft des Gegners, bei diesen inneren Kämpfen größer, als bei dem Vertheidigungskrieg den Oesterreich vor wenigen Jahren mit europäischen Mächten zu führen hatte. Die Tapferkeit und heroische Ausdauer der Truppen ist wohl über jeden Zweifel erhaben; allein die Mängel der Führung und die sträfliche Unkenntniß der Terrainverhältnisse im eigenen Lande haben sich wieder in ihrer ganzen Verderblichkeit gezeigt. Die militärischen Reformen, von denen in den letzten Jahren so viel die Rede war, haben sich leider bisher auf die wundesten Stellen nicht erstreckt. Im Jahre 1866 hatten die Liberalen den Trost, das Mißgeschick darauf zurückführen zu können, daß „der Reichsrath die Fahnen des Heeres nicht beschattet habe". Nun, dieser Schatten ist in den vergangenen Herbstmonaten in ausgiebigstem Maße auf die Heeresfahnen gefallen — und welch' ein klägliches Resultat!

Der Militärcommandant in Dalmatien, Graf Auersperg, hatte im November vorigen Jahres berichtet, daß die Hauptschuld an dem Mißlingen der militärischen Operationen in dem gänzlichen Mangel guter Straßen im Lande gelegen sei, und daß schon im nächsten Frühjahre damit begonnen werden müsse im ganzen Lande Straßen zu bauen. Als nun bei der Budgetverhandlung des Abgeordnetenhauses im März der Abgeordnete Freiherr von Kotz den Antrag stellte: mit Rücksicht auf die kurz vorher gemachten traurigen Erfahrungen dem Straßenbau in Dalmatien die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden und zu diesem Zwecke eine Summe von 300,000 fl. zu bewilligen, da erhob sich der Minister des Innern Dr. Giskra, um diesen Antrag zu — bekämpfen.

Er meinte, die von dem Abgeordneten erwähnten Verbindungslinien hätten „nur (!) eine militärische Bedeutung und der Kriegsminister habe diesfalls keine Anforderung gestellt." Der Antrag des Abgeordneten Kotz wurde sofort ohne Debatte vom Hause abgelehnt! Minister und Abgeordnete waren einander wahrlich vollkommen würdig, und die Völker haben die Segnungen des cisleithanischen Parlaments-Regimes verkostet!

Es erübrigt uns noch den Schlußakt des Dramas kurz zu schildern, dessen Helden Beust und Giskra waren. Die Wahlreform, dieser rettende Gedanke des letzteren, hat ihm unmittelbar den Untergang bereitet — ein Moment von echt tragischer Wirkung. Ob Giskra eine sichere Hoffnung hatte dem Reformprojekt im Reichsrath die nöthige Stimmenzahl zu gewinnen, ob er im negativen Fall entschlossen war den Reichsrath aufzulösen — wir wissen es nicht und glauben es nicht. Wohl aber trug er den Muth der Verzweiflung zur Schau, und war bereit den widerstrebenden Ländern gegenüber das bedenkliche Amt des Beugens oder Brechens zu üben. Als es sich darum handelte den Reformantrag in das Abgeordnetenhaus zu bringen, sah sich Giskra von den „einigen" Ministercollegen, die er sich großentheils selbst auserlesen hatte, vollständig verlassen. Der genannte Minister erbat sich in Folge dessen seine Entlassung, und der Monarch zögerte keinen Augenblick ihm diese Bitte zu gewähren. So geschehen am 23. März 1870. Hat man diesen Schritt ernst zu nehmen, oder als eine wohleinstudirte, für die nächste Zukunft berechnete Comödie aufzufassen? Wir wagen es nicht die Frage mit Sicherheit zu beantworten. Im ersten Falle müßte man die Kurzsichtigkeit des Mannes bedauern, der bei einer politischen Aufgabe von solcher Bedeutung nicht einmal die Schwierigkeiten in's Auge faßt, die sich im Ministerrath selbst ihrer Lösung entgegenstellen. Wir haben Giskra's geistige Kraft, die sich in Schlagworten erschöpft, zwar nie sehr hoch taxirt, aber ein gar so schwaches Urtheilsvermögen hätten wir bei ihm doch nicht gesucht. Für

den zweiten Fall, die Comödie, sprechen aber noch andere Umstände. Es war auffallend daß Giskra, trotz seiner Demission, dem Ministerium Hasner bis zum letzten Tage seines ruhmlosen Daseins, bis zum 12. April, angehörte; daß er nicht blos die „laufenden Geschäfte" besorgte, sondern bis zum letzten Moment an allen Reichsrathsverhandlungen, im Hause selbst wie in den Ausschüssen als Repräsentant der Regierung den thätigsten Antheil nahm; daß er im Abgeordnetenhause als Minister gegenwärtig war, als das Nothwahlgesetz von der Regierung eingebracht wurde, und daß er selbst den Verfassungsausschuß mit seiner Gegenwart beehrte, als dieser über das erwähnte Gesetz die Vorberathung pflog. Als Grund seines Demissionsgesuches hatte aber Giskra eben diese Verdünnung seiner projektirten Wahlreform bis zu einem schwächlichen Nothbehelf, angeführt.

Der Monarch war, wie die Entschlüsse späterer Tage lehren, einer Aenderung der Wahlordnung die einen offenen Bruch mit dem Landtagswahlrecht in sich schloß, nicht gewogen. Wie konnte man diese Schwierigkeit überwinden? Durch ein Nothwahlgesetz, welches in den Fällen wo eine Wählergruppe „im Landtage gar nicht oder nur theilweise vertreten ist", oder wo die gewählten Abgeordneten „die Wahl in den Reichsrath nicht annehmen oder ihr Mandat zurücklegen, oder in Folge dauernder Verhinderung als ausgetreten zu betrachten sind" — die Vornahme direkter Reichsrathswahlen gestattet. Das war scheinbar nur ein Nothbehelf um die „Lücken" im Abgeordnetenhaus auszufüllen. Das Wahlrecht der Landtage sollte dadurch unberührt bleiben. „Weder dem Rechte der Landtage noch den constitutionellen Principien widerspricht das Nothwahlgesetz; ja dieses ist schon in der Bestimmung des §. 7 der Dezember-Verfassung begründet." So plädirte Minister Herbst mit Erfolg im Verfassungsausschuß, welcher den Gesetzentwurf annahm. Diese Darstellung bestimmte aber offenbar auch die Krone ihre Zustimmung zur Einbringung des Nothwahlgesetzes zu geben.

Der Ausschußberathung ging eine Besprechung dieses

Gegenstandes im Club der Linken voraus, und hier war Minister Herbst viel aufrichtiger. Wir verdanken es der liberalen Geschwätzigkeit, daß diese Enthüllungen dem großen Publikum nicht vorenthalten wurden. Herbst machte im Club darauf aufmerksam, welcher bedeutsame Schritt für das Princip der direkten Wahlen in diesem Gesetze liege. Man dürfe sich nicht verhehlen, daß wenn auch die bei der Wahlreform vorausgesetzten Schwierigkeiten im Parlamente beseitigt worden wären, die Zustimmung der Krone noch immer zweifelhaft gewesen wäre. Nun sei es ein großer Gewinn, daß die Krone ihre Zustimmung zur Einbringung dieses Gesetzes gegeben habe; dadurch sei ein wesentlicher Schritt nach vorwärts gemacht. „Die Loslösung des Reichsrathes von den Landtagen, insofern als man die Beschickung desselben von den Landtagen unabhängig machen will, ist erreicht.“ Wir entnehmen dieses aufrichtige Bekenntniß jenem Preßorgan, welches zu dem Club der Linken und zu Minister Herbst stets in den intimsten Beziehungen stand. Die Deduktion von der Tragweite des Nothwahlgesetzes ist ganz richtig; dasselbe beseitigt principiell das Landtagswahlrecht, unter der täuschenden Form einer Erläuterung der in der Dezember-Verfassung enthaltenen Bestimmung: „Dem Kaiser bleibt vorbehalten, den Vollzug der Wahl unmittelbar anzuordnen, wenn ausnahmsweise Verhältnisse eintreten, welche die Beschickung des Abgeordnetenhauses durch einen Landtag nicht zum Vollzuge kommen lassen.“ Hier hat man es also mit einer Ausnahme zu thun, welche die Regel, die Wahl durch den Landtag bestätigt. Ausnahmen sind streng auszulegen, daher diese Verfassungsbestimmung nur so zu deuten ist, daß direkte Wahlen eintreten können, wenn ein Landtag die Vornahme der Wahlen für den Reichsrath verweigert. Allein direkte Wahlen in allen Fällen ausschreiben, in welchen es die Regierung nicht für opportun erachtet die Landtage einzuberufen und ihnen die Möglichkeit zur Ausübung ihres Wahlrechtes zu bieten — direkte Wahlen auch dann anordnen, wenn der Landtag wirklich gewählt hat, und die Ge-

wählten ihr Mandat nicht ausüben oder zurücklegen — heißt das ganze Landtagswahlrecht unter gleißnerischen Formen vernichten.

Für dieses „Princip" hatte also das Ministerium die Zustimmung der Krone faktisch bereits erlangt; es konnte sich nur mehr darum handeln alle Consequenzen daraus zu ziehen, was man der Zukunft vorbehielt. Die Ereignisse mußten ja dazu drängen, der Opposition in den Ländern gegenüber, welche das Nothwahlgesetz hervorgerufen hätte, zu ganzen Mitteln zu greifen. Dann war der Moment gekommen wo das Ministerium nach oben und unten die Maske fallen ließ, die Krone auf die „volle Bedeutung" ihrer Zustimmung zum Nothwahlgesetz aufmerksam machte, und ohne weiteren Widerspruch des Monarchen zu einer allgemeinen durchgreifenden Wahlreform schreiten konnte. Giskra war sodann der unentbehrliche Minister, der durch seinen vorher erfolgten Rücktritt den weitverbreiteten Ruf besonderer Gesinnungstüchtigkeit erlangt hatte. Da seine Collegen die Vorlage des Nothwahlgesetzes für das große Publikum nur damit begründeten, daß der nahe Schluß der Session die Berathung einer gründlichen Wahlreform nicht mehr möglich mache: so waren ja für die Folge die Wege geebnet, auf daß sämmtliche Bürgerminister mit Anstand ihre Wiedervereinigung feiern konnten.

Auf diese Weise wäre vielleicht die Comödie zu Ende gespielt worden, wenn nicht der Auszug der Polen aus dem Reichsrath das Spiel verdorben hätte. Dem Schritte der Polen schlossen sich Abgeordnete aus Krain, Görz, Istrien, Triest, Dalmatien und der Bukowina an. Die Minister und das Abgeordnetenhaus hatten keine Ahnung davon, daß diese Katastrophe bevorstehe, und es ist dieß ein neuer Beweis, daß unserer cisleithanischen Politik eine starke Dosis von Ungeschicklichkeit innewohnt. Wer weit mehr als eine Ahnung davon hatte, war der Reichskanzler Beust. Zwar war auch er über die Nachricht „bestürzt"; die Meldung war ihm durch einen „Zufall" (!) verspätet zugekommen, so daß er seinen

Einfluß zur Abwendung dieser Calamität nicht mehr geltend machen konnte. Es gibt gute Leute die dieß glauben. Für uns gehört die „Bestürzung“ in die gleiche Kategorie wie des Reichskanzlers „Reue“, und wir hätten für unsere Orientirung nicht einmal der immerhin dankenswerthen Enthüllungen eines polnischen Blattes bedurft, welches durch die persönlichen Beziehungen seiner Gründer und Protektoren vollkommen in der Lage ist sich gut zu informiren. Der „Dziennik Polski“ schrieb am 12. April: „Seit vier Monaten war es allen unseren Abgeordneten bekannt, daß nach Erledigung des Budgets und anderer unaufschieblichen Angelegenheiten der Reichsrath aufgelöst, Hasner und Compagnie entlassen, und Potocki berufen werden wird ein neues Ministerium zu bilden. Wurde ja doch noch vor dem Austritt der galizischen Abgeordneten aus dem Reichsrath Graf Potocki nach Wien berufen!“ Wer übrigens nur einigermaßen die Verhältnisse kennt, der mußte schon aus dem Umstande daß Fürst Czartoryski — nicht der harmlose Wiener Fürst, sondern sein Bruder — sich für den Austritt der Polen aus dem Reichsrath thätig zeigte, den sicheren Schluß ziehen, daß die Reichskanzlei durch das Ereigniß nichts weniger als überrascht wurde.

Hätte das Ministerium Hasner sich jemals eines Scharfblicks rühmen können, so würde es wenigstens jetzt seine Demission unmittelbar begehrt haben. In seiner unschuldvollen Beurtheilung der Lage erbat es sich aber die Zustimmung des Monarchen zur Auflösung des galizischen Landtages, und erhielt natürlich statt dieser die kaiserliche Bewilligung seines Rücktritts. Der Reichsrath, welcher Freud und Leid, aber auch die Gedankenlosigkeit und das politische Ungeschick mit diesen Ministern redlich getheilt hatte, mußte nun auch seine Tage als gezählt betrachten.

Beide Kammern suchten sich in diesem ernsten Momente auf die „Höhe der Situation“ zu schwingen — was recht unglücklich ausfiel. Dem „Reichsgedanken“ sollte Ausdruck gegeben werden, und da dieser der liberalen Partei mit dem

dürren Verfassungsschema zweifellos identisch ist, so wurde der Schwerpunkt der Resolution der ersten, und der Adresse der zweiten Kammer, in die Anpreisung des Verfassungsgesetzes gelegt.

Es beirrte diese Herrn gar nicht, daß ihr Loblied in einem Augenblick angestimmt wurde, wo die Abgeordneten von sieben Ländern dem Reichsrath, dem Hort der Dezember-Verfassung, den Rücken kehrten; es beirrte sie nicht, daß die Vertreter Deutschtyrols diesem Horte bereits früher Lebewohl gesagt hatten, und daß die beiden Länder Böhmen und Mähren in dieser Versammlung immer nur durch eine künstliche Scheinvertretung repräsentirt waren. Der Inhalt des „Reichsgedankens" war ja nie ein anderer als: die unbeschränkte Herrschaft der deutsch-liberalen Partei, eine Herrschaft um jeden Preis!

Daß sich das Herrenhaus Herrn von Schmerling zum Sprecher und Antragsteller erkiesen, ist recht bezeichnend. Das sterile Wirken der letzten Session weckte wirklich fast das Verlangen nach der Sterilität der Schmerling'schen Periode. Das Dichterwort von der „dürren Heide und ringsherum u. s. w." fände hier seine volle Anwendung. Schmerling eiferte in seiner Rede gegen den Ausgleich mit Ungarn, und stellte ihn als Schreckbild für weitere Ausgleichsgelüste hin. Er sagte manches Treffende, und seine in der Form möglichst gemilderten Ausfälle gegen Beust waren, objektiv aufgefaßt, nicht ohne Berechtigung. Beachtet man aber die politische Vergangenheit des Redners, so klingt es doch etwas sonderbar, wenn gerade Schmerling unter dem Beifall der „Herrn" gegen die Ausgleichung mit Ungarn ankämpft, er der durch seine Verirrungen als leitender Staatsmann die Versöhnung mit Ungarn so sehr erschwerte und sie im allerungünstigsten Momente zur Existenzfrage des Reiches machte! Wann wird wohl endlich Klarheit in die Köpfe unserer liberalen Politiker einziehen, damit sie den Werth vom Unwerth, Verdienst von Schuld zu scheiden wissen? Der ungarische Ausgleichsakt an sich ist ein werthvolles Gut, aber in der leichtfertigen Art

seines „definitiven" Abschlusses, in der hiedurch erzwungenen geradezu verderblichen Ausführung desselben liegt der arge politische Fehler, der „mehr ist als ein Verbrechen".

Der Reichsrath in beiden Kammern hat seinen Tadel immer nur gegen jene Politik gerichtet, welche die Versöhnung der politischen Gegensätze als ein dauernd werthvolles Gut erstrebte; dagegen hat der Reichsrath selbst jenen schweren Fehler, der das ganze Versöhnungswerk vergiftete, durch seine Haltung möglich und wirklich gemacht. Die politische Herrschsucht war das Motiv dieser Urtheils- und Handlungsweise. Dort wurde die Herrschbegier gehemmt, daher der Tadel; hier wurde sie befriedigt, daher das Lob und die dem Reichskanzler bereitwillig gewährte Unterstützung. Wie weit man von dieser Erkenntniß noch entfernt ist, zeigt eben die Wahl Schmerlings zum Wortführer und der wirksame Beistand eines Anton Auersperg. Dieses Herrnhausmitglied, welches zu Jenen zählt die „mit Stolz" den Reichskanzler einen Oesterreicher nannten, hat nun „sein Ohr an das Herz des österreichischen Volksthums gelegt", und nach drei Jahren plötzlich erlauscht daß — Beust ein Sachse ist.

Während das Herrenhaus den Muth bethätigte, auch in der Verblendung bis auf's äußerste auszuharren, haben die letzten Thaten der zweiten Kammer mehr den Eindruck des Verzagens zurückgelassen. Alle die früher besprochenen wichtigen Verhandlungsgegenstände, die in den Ausschüssen so muthig durchberathen und für die Plenarbeschlüsse reif gemacht wurden — sie alle wurden von der Tagesordnung eiligst gestrichen und in aller Stille dem Parlamentsarchive anvertraut. Man hat in der Verwirrung des Augenblickes selbst darauf vergessen, sich die kurz bemessene Zeit als Entschuldigung vorzubehalten; denn dem liebgewonnenen Eisenbahngeschäft wurde ja noch ein guter Theil der letzten Stunden zugewendet. Die ohne Diskussion angenommene Adresse füllt eine breit ausgeführte Klage über den verderblichen Föderalismus, der dadurch gleichsam als der unvermeidliche Erbe des gefallenen Systems bezeichnet wird. Endlich stimmte

der Präsident von Kaiserfeld ein Grablied an, welches von einer ergreifenden Schwermuth über den „tiefen Niedergang der Verfassungsgeschichte“, über den „Mißerfolg“, das „Unterliegen“ der Verfassungspartei durchzogen ist. Die Rede endete zwar mit „Zuversicht“, die aber nach dem Gesammtinhalt nur auf ein besseres Jenseits gedeutet werden kann.

Wir sind zwar in die Geheimnisse der inneren Parteigeschichte nicht eingeweiht, wir urtheilen nur nach den vorliegenden Thatsachen; diese sind wohl traurig genug, aber den Verzweiflungsruf halten wir dennoch für verfrüht. Giskra, der liberale Ministerheros, hat seine letzte Karte, die Wahlreform, noch nicht ausgespielt, und die Zeit und Art der Unterbrechung seines Werkes stellt eine baldige Wiederaufnahme desselben in ziemlich sichere Aussicht. Mit dem Ministerium Potocki ist die Politik zu Ehren gekommen, welche die frühere Ministerminorität in ihrer Denkschrift am 26. Dezember entwickelt hat; es ist dieß dieselbe Politik welcher sich Graf Beust „nach seiner persönlichen Ansicht“ und „nach seiner Stellung zuwendet.“ Diese Wandlung war längst vom Ballplatz aus vorbereitet. Wie nun Alles von dieser Provenienz keine Lösung bringt, sondern nur neue, immer ernstere Verwicklungen schafft, so wird auch der neue politische Versuch bald hoffnungslos seinem Ende entgegengehen.

Vor Kurzem haben die Histor.-polit. Blätter, in ihren Wiener Mittheilungen über „österreichische Zustände,“ das Programm, welches die eben erwähnte Denkschrift enthält, in seinem positiven Theile ein unklares und widerspruchvolles genannt. Wir halten dieses Urtheil für richtig. Das Ministerium Potocki wird die bisherige Opposition nicht gewinnen und die Deutschliberalen verlieren, daher bald schwächer seyn als das Ministerium Hasner. Der Mißerfolg kann nicht lange ausbleiben, und am Ende der kurzen Laufbahn des gegenwärtigen Kabinets erhebt sich — Giskra redivivus!

LIV.

Staat und Kirche.

Non veniat anima mea in consilium eorum qui dicunt vel Imperio pacem et libertatem Ecclesiae, vel Ecclesiae prosperitatem et exaltationem Imperii nocituram.

D. Bernardus ad Conradum regem. Ep. 243

„Meine Seele soll nicht kommen in den Rath derjenigen welche behaupten, daß der weltlichen Macht ein Nachtheil erwachsen könne aus dem Frieden und der Freiheit der Kirche, oder daß der Kirche schaden könne das Gedeihen und das Emporwachsen der weltlichen Macht.“ So lauten die Worte des heil. Bernhard über das Verhältniß von Staat und Kirche an den König Konrad III. Er schließt den Brief mit den Worten: „Deßhalb umgürte Dich mit dem Schwerte, mächtigster König: nimm für Dich in Anspruch, was des Kaisers ist, und gib Gotte was Gottes ist. Denn beides liegt dem Kaiser ob: er soll das Recht seiner Krone wahren; er soll die Kirche vertheidigen. Jenes gebührt ihm als König, dieses als dem Schirmvogte der Kirche.“

Das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen hat dieses an den Begründer desselben gerichtete mahnende Wort nicht zu Herzen genommen.

Die Kirche hatte vermöge ihrer göttlichen Stiftung den Anspruch die Menschheit zu umfassen. Sie forderte als oberste moralische Autorität auf Erden für sich die Auslegung des Spruches: Du sollst Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Sie forderte die Anerkennung dieser Autorität nicht von diesem oder jenem Volke, sondern von allen insgesammt, die zu ihrem Namen sich bekannten. Darum mußte die Kirche, mußte vor Allem das Oberhaupt derselben, frei seyn von jeglichem Drucke weltlicher Gewalt.

Auch dem römischen Kaiser deutscher Nation wohnte, nach der Auffassung jener Zeiten, ein ideales Herrscherrecht über die gesammte Menschheit bei. Es ist irrig von deutschen Kaisern zu sprechen. Einen Kaiser von Deutschland hat es nie gegeben. Die römischen Kaiser deutscher Nation betrachteten sich und wurden von der gesammten Christenheit des Mittelalters betrachtet als die wirklichen Nachfolger von Augustus und von Titus.

Der Kaiser ist der Herr der Welt, hieß es in jenen Zeiten, und die Worte Friedrich Barbarossas über die Provinzialkönige von Frankreich, von England waren in der Wirklichkeit damals nicht so hochfahrend wie sie es heute scheinen. Der Titel der Majestät ward viele Jahrhunderte hindurch nur dem römischen Kaiser dargebracht, keinem Könige.

Diesem idealen Herrscherrechte des Königs von Germanien, welches besiegelt wurde mittels seiner Krönung als römischer Kaiser durch den Papst in Rom, entsprach seine Pflicht der Schirmvogtei der Kirche. Diese Pflicht des Schutzes hatte zur Voraussetzung die eigene Anerkennung der Autonomie der Kirche. Dieß war die Aufgabe welche Karl der Große, welche Otto der Große auf sich genommen, welche sie ihren Nachfolgern hinterlassen hatten.

Eine neue Schule von Professoren-Historikern, welche nachträglich jene beiden römischen Kaiser darüber belehren möchte, in welcher Art sie ihre Aufgabe hätten lösen sollen, hat, wegen der Art und Weise wie sie dieselbe wirklich ge-

löst haben, sie bezeichnet als ultramontan, als die Begründer des Ultramontanismus. Insofern das Wort ultramontan jenem Principe des heil. Bernhard entspricht oder entsprechen kann, haben diese gelehrten Leute nicht völlig Unrecht.

Die römischen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen huldigten nicht diesem Principe. Sie als die Inhaber der höchsten weltlichen Gewalt auf Erden und eben dadurch die berufenen Schützer der Kirche, trachteten das Haupt derselben abhängig zu machen von sich, mithin die Kirche zu beugen unter die weltliche Gewalt.

Sie erneuerten den Kampf, in welchem ihr Vorfahr Heinrich IV. unterlegen war, den Kampf des Imperii mit dem Sacerdotio, des Cäsareopapismus mit der Freiheit der Kirche. Die furchtbare Tragödie dauerte ein volles Jahrhundert, bis der begabteste, aber treuloseste Herrscher aus diesem reich gesegneten und doch so unheilvollen Geschlechte, unter der Last des Bannfluches von Lyon moralisch vernichtet zu Boden sank.

Ein Doppeltes charakterisirt die Haltung der Kirche in diesem welterschütternden Kampfe. Sie war defensiv. Der Angriff ging aus von der weltlichen Macht. Die Kirche jedoch vertheidigte nicht bloß sich. Indem sie ihre eigene Freiheit sich bewahrte, schützte sie zugleich die Freiheit und das Recht des einzelnen Individuums, so wie aller christlichen Völker.

Das Princip des Cäsareopapismus, das Princip der Knechtung unter die weltliche Gewalt oder, wenn man den modernen Ausdruck vorzieht, den Staat, war in seiner allumfassenden Gewalt einmal für immer gebrochen. Jedoch nur in dieser allumfassenden Gestalt war das Princip gebrochen. Es kehrte wieder in kleinerem Maße und nicht ohne Erfolg. So geschah es im 16. Jahrhundert: in der sogenannten Reformation.

Es ist eine heute wie damals anerkannte Thatsache, daß

das Bedürfniß einer Reformation dringend war. Die Kirche hatte nicht sich begnügt mit der Abwehr des Cäsareopapismus: ihre Mitglieder und Diener hatten thatsächlich in mancherlei Gestalt und Form hinüber gegriffen auf das rein weltliche Gebiet, namentlich des bürgerlichen Rechtes. So waren von dieser Seite her manche Zustände geschaffen die, nicht begründet in einer wirklich kirchlichen Lehre, im Widerspruche sich befanden mit dem Rathe des heil. Bernhard. Zur Sicherstellung der moralischen Autorität der Kirche, welche im gleichen Interesse liegt des Friedens der Völker wie des sittlichen Haltes der Individuen, hätte es bedurft des Hinwegnehmens dieser Auswüchse, des Beschränkens der Diener der Kirche auf das den Laien unantastbare Gebiet derselben. Nicht so geschah es.

In einer langen Reihe von Ländern Europa's nahm die weltliche Macht es für sich in Anspruch, auf beiden Gebieten, dem des äußeren wie dem des inneren Lebens der Menschen, die höchste Autorität zu seyn. Es war nicht eine Heilung der unläugbar vorhandenen Krankheit. Es war der Ersatz derselben durch ein schlimmeres, weil principielles Uebel.

Es ist eine seit der damaligen Zeit hergebrachte Einseitigkeit, die Bewegungen des 16. Jahrhunderts vorzugsweise vom Standpunkte des Dogmas in's Auge zu fassen. Es ist richtig, daß die Bewegung begann vom Dogma aus, oder richtiger, von der Erhebung einer neuen Lehre aus, welche sich lossagte von der Autorität der Kirche. Allein nicht diese neue Lehre hat ein neues Kirchenthum geschaffen. Ein solches ist in's Leben getreten nur vermöge der Einmengung der weltlichen Gewalt. Immerhin kann man sagen, daß vielfach eine Willfährigkeit entgegen kam, obwohl in der Regel diese vermeintliche Willfährigkeit der damaligen Menschen zur Lossagung von der Kirche ihrer Väter sehr überschätzt wird. Allein nicht diese Willfährigkeit Vieler oder Weniger war entscheidend, sondern nur die Aneignung der

neuen Lehren durch die jeweilige weltliche Gewalt. Die sogenannte Reformation in Deutschland hat moralisch nichts voraus vor derjenigen in England. Martin Luther und wer immer sonst es war, konnten zerstörend wirken auf den Bestand des Alten: ein Neues erstand nicht durch sie, sondern vermöge der in ihrer Rathlosigkeit von ihnen selbst erbetenen Usurpation des Kirchlichen durch die weltliche Macht. Heinrich VIII. von England, Gustav Wasa von Schweden, sowie der kleinste deutsche Reichsfürst oder irgend ein Stadt-Magistrat handeln alle nach demselben Principe. Es ist das Princip, daß es ihnen als weltlicher Macht zustehe, die kirchlichen Angelegenheiten innerhalb ihrer Grenzpfähle zu gestalten nach ihrem Willen. Dieß Princip der Usurpation kleidete sich später in die kurze Formel des: cujus regio ejus religio.

Vermöge der Anwendung dieses Principes sind die verschiedenen Territorial-Kirchengemeinschaften des 16. Jahrhunderts so geschaffen, wie sie fortbestehen, hier mehr dort minder modificirt, bis auf den heutigen Tag.

Gemäß der Natur einer solchen Usurpation geschah dieselbe in absoluter Weise. Der Cäsareopapismus duldete innerhalb seines Bereiches kein anderes Kirchenthum als das von ihm vorgeschriebene. Heinrich VIII. von England nahm die Infallibilität ausdrücklich in seinen Königstitel auf; die anderen Fürsten, die in gleicher Weise handelten wie er, begnügten sich mit der thatsächlichen Durchführung dieses angemaßten Principes ihrer Infallibilität. Der Cäsareopapismus zertrat mit dem Rechte der allgemeinen Kirche zugleich die Freiheit des Individuums, welches in derselben zu beharren verlangte.

Es ist nicht ein Beweis für die Wahrheit der geschichtlichen Anschauung seit dreihundert Jahren, daß für eine solche Zeit der Usurpation fremder Rechte und des Zwanges der Gewissen unter die weltliche Macht, die Namen der Reformation und des Zeitalters der Gewissensfreiheit haben üblich werden können. Es ist vielmehr der Beweis, daß der

Mißbrauch schön klingender Worte und die daraus erwachsende Verkehrung der Begriffe, welche in unseren Tagen eine der schwersten moralischen Krankheiten der vermeintlich gebildeten Welt ausmacht, zurück datirt von den Zeiten der sogenannten Reformation.

Das Streben sich loszusagen von der Jurisdiktion der Kirche und dagegen aus den Trümmern derselben ein neues Landeskirchenthum zu bauen, abhängig sowohl in der Lehre, als im Cultus, als in der Verfassung von der jeweiligen weltlichen Gewalt, ergriff im 16. Jahrhunderte nach und nach fast die sämmtlichen Länder West-Europa's. Es handelte sich damals wesentlich und in erster Linie darum: wie verhielt sich dagegen der römische Kaiser als der berufene Schirmvogt der Kirche?

Für die Kirche und somit für die sittliche Freiheit des menschlichen Geschlechtes, welche lediglich und allein gewahrt werden kann durch die einer weltlichen Gewalt nicht unterworfene Kirche, war es die, nach menschlicher Ansicht, entscheidende Segnung, daß der römische Kaiser Karl V., eingedenk der Pflicht welche er mit dieser Krone auf sich genommen, unbeirrt blieb von der Lockung, welche der Zug jener Zeit ihm nahe legte. Kein anderer Fürst hätte das Princip des Cäsareopapismus in solcher Weise für sich auszubeuten vermocht wie der Kaiser Karl V. Die Besorgniß, daß dieß geschehen, daß der Geist der Hohenstaufen wach werden könne in Karl V., ist damals oft erwogen worden, in Rom wie in Venedig. „Wenn der Kaiser lutherisch würde, berichtet der Gesandte Giustiniano an den Senat, so würde er in Deutschland herrschen nach seinem Belieben. Er würde dann auch Italien völlig unterjochen.“ Die einzige Bürgschaft gegen eine solche Wendung der Dinge findet der Venetianer in dem Charakter Karl's V. „Denn der Kaiser ist ein Ehrenmann.“

Die successiven Könige von Frankreich damaliger Zeit nehmen nicht dieselbe Stellung ein. Franz I. handelte aller-

dings nicht wie die Könige von Schweden, Dänemark, England. Er zerriß nicht in seinem Reiche die Bande der Jurisdiktion der Kirche. Aber er that was in seiner Macht stand, um mitzuwirken, daß in Deutschland diese Bande zerrissen wurden. Im Interesse seiner immer erneuten Aggressive gegen den Kaiser benützte Franz I. die Feinde der Kirche. Mit dem Golde des französischen Königs warben die Fürsten des deutschen Protestantismus die Söldnerheere, mit denen sie auszogen, um von dem Kaiser die Anerkennung ihrer Territorial-Kirchenthümer zu ertrotzen. Ganz ebenso wie Franz I. und Heinrich II. gegenüber Karl V., haben später die Cardinäle Richelieu und Mazarin gegenüber den Kaisern Ferdinand II. und III. gehandelt.

Ueberhaupt ist es in Deutschland das Zusammenwirken dreier Faktoren, welches zu einer Zeit wo die Herstellung der Jurisdiktion der Kirche bereits als gesichert erschien, von dem hoch bedrängten römischen Könige Ferdinand die Anerkennung des Territorial-Kirchenthumes erzwang. Es war der Verrath des Kurfürsten Moritz von Sachsen an Kaiser und Reich, ausgeübt mit Hülfe französischen Geldes, der gleichzeitige Anfall, von Westen her der Franzosen, von Osten her der Türken. Karl V. erschaute in banger Ahnung, daß der Spalt der Kirche auch den Spalt und den Untergang des Reiches und des Kaiserthums nach sich ziehen werde. Um nicht Antheil daran zu haben, um weder zu ratificiren noch auch zu widerrufen, was sein Bruder, der römische König in der Bedrängniß bewilligt, entschloß sich der Kaiser zur Ausführung des längst erwogenen Gedankens. Er ging in's Kloster. Was für den Schutz und die Erhaltung der Kirche zu leisten in menschlicher Kraft stand: das hatte Kaiser Karl V. erfüllt.

Dem Hause Habsburg war von seinem Ahnherrn Rudolf her die Mission überkommen, der Schutz und der Hort des Rechtes zu seyn, insbesondere der Kirche. Die Mission war erneut in dem Brüderpaare, den Kaisern Karl V. und Fer-

dinand I. Ferdinand I. war durch die Gewalt der Noth gezwungen worden zu Zugeständnissen, welche sein Amt als Schirmvogt der Kirche verringerten, nicht jedoch dasselbe aufhoben. Es verblieb seinem Hause. Seine Nachfolger haben kraft dieser Mission seine Monarchie bewahrt und ausgebaut, dieselbe zum Bollwerke der Freiheit Europa's gemacht. Eine Macht erhält sich durch dieselben Kräfte, durch welche sie gegründet ist.

Das bewegende Princip der Umwälzungen des 16. Jahrhunderts war der Cäsareopapismus in der Form der Usurpation der bischöflichen Jurisdiktion durch die landesherrliche Gewalt.

Es ist merkwürdig, daß das Concil von Trient nicht so sehr dieß Princip des Staatskirchenthumes, den Cäsareopapismus, in's Auge gefaßt, weniger gegen dasselbe sich gewendet als gegen die Lehren, welche das Staatskirchenthum hier so dort anders aufgestellt hatte, und welche demselben zur verhüllenden Gewandung dienten.

Das Concil von Trient hatte den Willen und die Macht, für die der Kirche verbliebenen Länder die kirchliche Disciplin herzustellen, die überlieferten Glaubenslehren in feste präcise Formeln zu fassen. Es hatte nicht die Macht durch diese Formulirung auf die der Kirche entfremdeten Länder damals einen erheblichen Einfluß zu üben, und dadurch die Autorität der Kirche herzustellen, nämlich als der entscheidenden Macht in Sachen des Glaubens und der Sittenlehre. Denn bereits hatte dort vielfach die Usurpation sich befestigt durch die Gewöhnung. So namentlich in dem wichtigsten Lande, in Deutschland.

Der neue Zustand hatte nicht begonnen wie ein definitiver, sondern wie ein provisorischer. Die Confession von Augsburg enthält nicht eigentlich eine Losreißung von der Kirche, eine Kriegserklärung an dieselbe. Im Gegentheile geht sie aus von der Anerkennung der kirchlichen Jurisdiktion. Sie legt Berufung ein an ein allgemeines Concil, für dessen

Convokation der Kaiser bei dem Papste seinen Einfluß verwenden werde.

Allein die kirchliche Umwälzung ist nicht vollzogen gemäß diesem Principe der Confession von Augsburg, sondern im Widerspruche mit demselben. Die weltlichen Machthaber kümmerten sich um die Jurisdiktion, welche sie in ihrer Confession mit Worten anerkannten, nicht weiter als eben mit diesen Worten. Sie bedienten sich für die Durchführung ihrer Usurpation der theologischen Stimmführer. Diese theologischen Stimmführer standen in unbedingter Abhängigkeit von dem fürstlichen Willen, und der Verfasser der Confession von Augsburg selbst war mehr als einmal in Gefahr, wegen ungenügender Orthodoxie, von seinem Fürsten und geborenen Ober-Bischofe aus dem Lande getrieben zu werden.

Der provisorische Zustand blieb. Das Concil sollte entscheiden. Aber das Concil verzog sich. Dann ward es, eben versammelt, wieder gesprengt. Ueber alles dieß vergingen Jahrzehnte. Es wuchs eine neue Generation heran, welche die alte Kirche nicht mehr aus eigener Anschauung kannte, welche geneigt war das Bestehende für das Rechtmäßige zu halten.

Dazu hatte die protestantische Cäsareopapie sich sofort desjenigen Mittels bemächtigt, welches entscheidend ist für die Führung der heranwachsenden Generation. Sie hatte, und zwar auch dieß wieder am folgerechtesten und gründlichsten auf deutschem Boden, das gesammte von der Kirche herstammende Schulwesen niederer wie höherer Art in ihren Dienst genommen. Sie hatte einen Theil der Güter, welche sie der Kirche entzogen, verwendet zur Errichtung neuer Hochschulen in ihrem Dienste. Sie beeidigte die sämmtlichen Lehrer, höherer wie niederer Art, auf die Bekenntnißschriften, welche sie hier so dort anders hatte verfassen lassen.

Die Stiftungen der Kirche wurden verwandelt zu Bollwerken des Angriffes gegen sie. Es dürfte eine nicht uninteressante Frage seyn zu untersuchen, ob es in Europa

eine protestantische Universität gibt, deren Dotation nicht beruht auf ursprünglich katholisch-kirchlichen Fundationen. Die Untersuchung könnte weiter sich ausdehnen zu der Frage, ob überhaupt ein protestantisches Kirchen- und Schulwesen anders hätte entstehen können als, um mit Martin Luther zu reden, „vermöge des Raubes, den wir aus Egyptenland mit uns gebracht."

Die Tragweite dieser Usurpation der Schule durch die weltliche Macht, zum Zwecke der Stabilirung des protestantischen Cäsareopapismus, wird nicht immer in genügender Weise gewürdigt. Die Usurpation trat nicht gleich damals auf als das staatliche Schul-Monopol, dem dann von der anderen Seite zur Vollendung der geistigen Unfreiheit der Schulzwang entspricht. Aber die Grundzüge waren gegeben. Hier wie auf dem gesammten Gebiete des Cäsareopapismus überhaupt mußten die reifsten und vollsten Früchte zuletzt demjenigen zufallen, der mit der entschiedenen Folgerichtigkeit diese Grundzüge der Usurpation des 16. Jahrhunderts ausbauen würde.

Allein andererseits muß anerkannt und hervorgehoben werden, daß die Usurpation der kirchlichen Jurisdiktion durch die weltliche Gewalt im 16. Jahrhunderte nicht darauf ausging das Christenthum zu verneinen. Die Usurpation war weit entfernt der Subjektivität des Individuums völlig freien Spielraum lassen zu wollen. Ueber das Princip, daß der Mensch in Glaubenssachen einer Autorität bedürfe, waren die maßgebenden Faktoren der sogenannten Reform, ob Fürsten, ob Theologen, mit der katholischen Kirche einig. Erst in der Anwendung dieses Principes begann die Willkür der Subjektivität. Diese Willkür zeigt sich darin, daß, ungeachtet der Berufung auf die Bibel als alleinige Norm, nicht zwei der durch die sogenannte Reform begründeten Territorialkirchen in Betreff des Cultus, der Lehre, der Verfassung miteinander völlig übereinstimmen. Eine jede einzelne von ihnen trägt an sich unverkennbar die Spuren der Subjektivität ihrer Begründer.

Dagegen hat keine dieser Landeskirchen, welche Bestand haben bis zu uns herab, jemals sich losgesagt weder von dem apostolischen noch dem nicänischen Glaubensbekenntnisse.

Es blieb somit in den Territorialkirchen immer noch ein specifisch christlicher Grundstock übrig, nur freilich nicht mehr bewahrt und behütet von der kirchlichen Autorität, welche die Mission hat die Menschheit zu umspannen, sondern von der weltlichen, welche für diesen Zweck der Bewahrung und Behütung des Kirchlichen in ihrem Territorium einen eigenen von ihr abhängigen Zweig der Verwaltung schuf. In Folge dieses Festhaltens an dem specifisch christlichen Grundstocke, den man sich bei dem Bruche mit der Autorität der Kirche gerettet, verlor im Laufe der Zeit der principielle Gegensatz einen Theil seiner Schärfe. Der ursprüngliche Cäsareopapismus, das usurpirte jus in sacra, milderte sich durch die Gewöhnung in das jus circa sacra. Das Territorialkirchenthum der meisten Länder wurde in sich selber wieder conservativ.

Nur das Eine und Wesentliche ward nicht hergestellt: die Anerkennung der Kirche als der letzten Autorität in Sachen des Glaubens und der Moral. Vielmehr ward durch Schule und Literatur der Gedanke fortgepflanzt, daß der Bruch mit dieser Autorität etwas verdienstliches gewesen sei. Die Inconsequenz der Menschen glaubte dauernde Gebäude aufführen zu können auf dem Boden der Revolution, und vergaß, daß die Früchte der Revolution zuletzt demjenigen zufallen müssen, der es wagt das Princip derselben fortzuführen bis in alle Consequenzen.

Dann trat das 18. Jahrhundert ein, für die sittliche Freiheit der Menschen trauriger als selbst das 16. Den Beginn desselben bezeichnet in der europäischen Christenheit einer der durchgreifendsten Akte des Cäsareopapismus.

Seit dem 14. Jahrhunderte hatte das Schisma der griechischen Kirche im Großfürstenthume Moscovien gegen Rom immer schärfere Formen angenommen. Die segensreiche

Florentiner Union von 1439 gelangte nur bis an den Dniepr. Jenseits desselben verfolgten die Großfürsten mit Consequenz den Gedanken der Abhängigkeit der Kirche von sich. Einer der wichtigsten Schritte war im J. 1588 die Gründung des Patriarchates von Moskau. Damals verblieb indessen die Person dieses Patriarchen noch verschieden von derjenigen des Staatsoberhauptes. Der Czar Peter that im J. 1702 den letzten Schritt. Nach dem Tode Adrians, des letzten Patriarchen von Moskau, übertrug der Czar Peter die Würde desselben auf sich selbst. Er setzte als oberste Kirchenbehörde die heilige Synode ein, welcher er selbst oder in seiner Vertretung sein Adjutant präsidirte.

Aehnlich wie im J. 1702 der Czar Peter von Rußland hatten im 16. Jahrhunderte die Könige von England, Schweden, Dänemark, so wie eine lange Reihe deutscher Reichsfürsten gehandelt. Sie hatten sich und ihre Nachfolger zu geborenen Ober-Bischöfen ihrer Landeskirchen gemacht. Dennoch war da ein bedeutender Unterschied. Das Verfahren dieser Fürsten war ein Novum in ihrer Geschichte. Es war darum in dem Akte selbst nicht weniger ungerecht als dasjenige Peters; ja es überbot dasselbe an Willkür und Gewalt. Allein eben weil es ein einmaliger Akt war, nicht die Consequenz eines geschichtlichen Strebens: so war es, nach der Aufwallung der ersten Zeit, leichter, wenn auch nicht zurückzukehren zu dem Principe der Gerechtigkeit, doch das Unrecht abzuschwächen in mildere Formen.

Ganz anders bei dem Czaren Peter. Die Uebertragung des Patriarchates auf sein eigenes Haupt war die Consequenz des Strebens seiner Vorfahren. Die Usurpation des Cäsareopapismus ward in diesem Akte durch ihn vollendet. Der Cäsareopapismus in seiner Vollendung ist absolut innerhalb des Gebietes welches er beherrscht, nach außen aggressiv. Mithin begann von da an der Kampf des russischen Cäsareopapismus gegen jegliche Regung kirchlicher Freiheit, in erster Linie gegen den Repräsentanten derselben, gegen Rom. Rom und Rußland können

Verträge des Waffenstillstandes miteinander schließen. Ein wahrer Friede zwischen Rom und Rußland, zwischen der Freiheit und der Knechtschaft der Kirche, ist undenkbar.

Indessen auch nicht alle Mächte des Westens haben auf die Consequenzen des im 16. Jahrhunderte geschaffenen Cäsareopapismus verzichtet. Es hat nicht darauf verzichtet dasjenige deutsche Fürstenhaus, welches von Anfang an aus der Usurpation des 16. Jahrhunderts für sich den größten Gewinn gezogen, und seitdem die intensivste Gier nach noch mehr in sich entwickelt hat. Es ist das Haus Hohenzollern.

Dasselbe hat beide hauptsächlichen deutschen Formen des Landeskirchenthumes durchgemacht. Anfangs lutherisch, überzeugte es sich, beim Hinblicke auf das Herzogthum Cleve und die mögliche Hülfe der calvinischen Holländer für die Erlangung desselben, von der Wahrheit des Calvinismus. Fortan stellten sich die Fürsten dieses Hauses als die geborenen Ober-Bischöfe ihrer Länder die Aufgabe, die beiden einander ausschließenden Bekenntnisse des Lutherthums und des Calvinismus zu uniren. Das Bindemittel ist nicht ein positives, sondern das negative: die Verneinung gegen Rom.

Dieses Streben hing eng zusammen mit der ganzen politischen Tendenz dieses Hauses. Dieselbe ist, wie bei den russischen Czaren, diejenige der Eroberung, unersättlich hier wie dort. Von dem Beginne der stehenden Heere an, in der Mitte des 30jährigen Krieges, war die Tendenz des Hauses Hohenzollern dahin gerichtet, militärisch die Nachbaren zu überbieten, um bereit zu seyn zur Ausnützung des günstigen Momentes. Das System ward festgehalten und ausgebildet mit großer Energie, bis es die Seele des hohenzollerischen Staatswesens wurde, der Grundsatz, der alle Zweige desselben erfüllt und durchdringt. Es ist das System des Militarismus.

Die Völker Europa's verdanken dieß System, welches ihnen die Sehnen und Nerven ausdörrt, welches zur Zeit wie ein schwerer Fluch auf dem gesammten Erdtheile lastet, nicht etwa der französischen Revolution oder den Consequenzen

derselben. Das System war da ein volles Jahrhundert vor der französischen Revolution. Es ward, ein halbes Jahrhundert vor derselben, vollendet durch den König Friedrich II. in den ihm gehorchenden Ländern, grausamer, härter, verzehrender, als es jemals später hat durchgeführt werden können. Denn fünf Millionen Menschen unter ihm mußten im Frieden 180,000 Soldaten ernähren, das ist, je dreißig Menschen einen Soldaten.

Diese stäte Kriegsbereitschaft nach außen setzte nach innen voraus die schrankenlose Durchführung des absoluten Willens, sei es auf weltlichem Gebiete, sei es auf kirchlichem: die Gewöhnung der Menschen an die sittliche Knechtschaft. Eins der wesentlichen Mittel zur Dienstbarmachung der Menschen an Seele und Leib war der Schulzwang. In den anderen deutschen Ländern, wo der Cäsareopapismus sich durch das Festhalten an dem einmal Bestehenden wieder abgeschwächt hatte zu einem sogenannten Summ-Episcopat, verblieb der Schule weit mehr ein kirchlicher Charakter. Dagegen ist mit Recht hervorgehoben, daß bereits die brandenburgisch-preußischen Schul-Edikte von 1717 und 1736 einer Kirchengewalt nicht mehr gedenken, sondern lediglich des landesherrlichen Willens. Friedrich Wilhelm I. erließ die Edikte in dieser Form, nicht so sehr um zu manifestiren, daß er allein als weltliches Oberhaupt über die Schule verfüge, sondern weil sich für ihn der weltliche und der kirchliche Absolutismus der Gesetzgebung in seiner Person untrennbar vereinigten.

Der Cäsareopapismus in dieser Gestalt, wie sie durch die Bewegung der sogenannten Reformation geschaffen und allein unter der Herrschaft der Hohenzollern folgerecht sich erhalten hat, ging und geht nicht darauf aus, das kirchliche Leben der Menschen überhaupt zu vernichten; sondern indem er die Nothwendigkeit eines kirchlichen Lebens anerkennt, geht er darauf aus dasselbe zu verwerthen zum Dienste seines Staatswesens. Diesen Werth hatte und hat in Preußen

das sogenannte evangelische, sowie in Rußland das griechische Kirchenwesen. Letzteres ist die Magd der russischen, ersteres die der preußischen Staatsidee, des centralisirenden Absolutismus nach innen, der schrankenlosen Eroberung nach außen.

Von diesem praktischen Cäsareopapismus ist verschieden der Liberalismus, welchen jener, je nach den Umständen, zu seinem Dienste verwendet. Dieser moderne Liberalismus ist dasjenige System welches, ob direkt, ob indirekt, die Nothwendigkeit einer Kirche überhaupt verneint, welches an die Stelle derselben setzt die vermeintlich unbedingte Freiheit des Subjektes, welches dagegen als die einzig zur Herrschaft berufene Form des menschlichen Zusammenlebens hinstellt den omnipotenten centralisirenden Staat.

(Schluß folgt.)

LV.

Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.

Nach Briefen des Künstlers.

IV.

Mit den vierziger Jahren begann für Overbeck ein Zeitabschnitt schwerer Heimsuchungen. Der Tod seines Sohnes, seines Bruders, zuletzt der seiner Frau folgten sich im Laufe eines kurzen Jahrzehnts, und dem frommen Meister, der so oft die göttliche Barmherzigkeit zu preisen gehabt, die ihm auf Erden Alles in linden Balsam kehre, blieb nun auch die Feuerprobe tiefsten Leides nicht erspart. Manches Bild ist, wie er selber bekennt, damals „unter Thränen gemalt“ worden, aber er *bewährte auch* in diesen Tagen schöner als je,

wie der Glaube, den seine Bilder verkündeten, den ganzen Menschen durchdrang und ihn tröstend und tragend belebte.

Auch eine Zeichnung, die für Fräulein Linder bestimmt war, verdankt ihre Ausführung diesen Tagen und war Zeuge schmerzlicher Stunden. Diese Zeichnung ist zugleich noch dadurch besonders erwähnenswerth, weil in der Correspondenz über sie zum erstenmal der Plan auftaucht, der später in dem berühmten Cyklus der vierzig „evangelischen Darstellungen" eine ebenso umfassende als herrliche Verwirklichung gefunden hat.

Unter den kleinern Handzeichnungen, welche Overbeck bei seiner ersten Reise nach Deutschland in Schlotthauer's Händen zu München zurückgelassen hatte, befand sich eine „Geburt Christi", jedoch in unfertigem Zustande, als bloßer Umriß. Sie blieb jahrelang dort liegen, bis sich der Maler ihrer im Winter 1838 wieder erinnerte, als eine ähnliche Composition desselben Gegenstandes für Paris ihm Anlaß bot, auf den frühern Entwurf zurückzukommen. Um diese Zeit (29. Dez. 1838) schrieb er nämlich an die Münchner Freundin: „Eine Geburt Christi, eine kleine Zeichnung die mich eben in diesen Tagen beschäftigt und bestimmt ist, nebst eilf andern, ein französisches Gebetbuch zu zieren, hat mir öfter jene unfertige Zeichnung ins Gedächtniß gerufen, die sich bei Ihnen befindet; möchten Sie die Güte haben, eine Gelegenheit wahrzunehmen, sie mir zuzustellen, so würde ich mir eine Freude daraus machen sie Ihnen zu vollenden."

Fräulein Linder sandte im folgenden Jahre das Blatt nach Rom, um es der vollendenden Hand des Meisters zu unterbreiten, knüpfte aber gleich den weitern Wunsch daran, ihre Sammlung Overbeck'scher Zeichnungen noch um ein zweites ähnliches Blatt zu vermehren, wobei sie die aus früherer Zeit bereits vorhandene „Taufe der Clorinde" als etwa geeignet in Vorschlag brachte. Da Overbeck jedoch die letztere einem Kunstliebhaber, den er „sonst nicht leicht zu befriedigen" wisse, zu überlassen wünschte, so bot er ihr als Ersatz und als eigentliches Gegenstück zur Geburt, „mit ähn-

das sogenannte evangelische, sowie in Rußland das griechische Kirchenwesen. Letzteres ist die Magd der russischen, ersteres die der preußischen Staatsidee, des centralisirenden Absolutismus nach innen, der schrankenlosen Eroberung nach außen.

Von diesem praktischen Cäsareopapismus ist verschieden der Liberalismus, welchen jener, je nach den Umständen, zu seinem Dienste verwendet. Dieser moderne Liberalismus ist dasjenige System welches, ob direkt, ob indirekt, die Nothwendigkeit einer Kirche überhaupt verneint, welches an die Stelle derselben setzt die vermeintlich unbedingte Freiheit des Subjektes, welches dagegen als die einzig zur Herrschaft berufene Form des menschlichen Zusammenlebens hinstellt den omnipotenten centralisirenden Staat.

(Schluß folgt.)

LV.

Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck.

Nach Briefen des Künstlers.

IV.

Mit den vierziger Jahren begann für Overbeck ein Zeitabschnitt schwerer Heimsuchungen. Der Tod seines Sohnes, seines Bruders, zuletzt der seiner Frau folgten sich im Laufe eines kurzen Jahrzehnts, und dem frommen Meister, der so oft die göttliche Barmherzigkeit zu preisen gehabt, die ihm auf Erden Alles in linden Balsam kehre, blieb nun auch die Feuerprobe tiefsten Leides nicht erspart. Manches Bild ist, wie er selber bekennt, damals „unter Thränen gemalt" worden, aber er bewährte auch in diesen Tagen schöner als je,

die Sendung der Freundin ankündigt, ist zu einem rührenden Denkmale christlich getragenen Schmerzes geworden. An diese Arbeit knüpfte sich nämlich für den edlen Meister die Erinnerung an ein schmerzliches Familienereigniß, an den Verlust seines einzigen geliebten Sohnes Alfons, der in dem blühenden Alter von 18 Jahren ihm durch den Tod entrissen wurde. In dem Briefe flicht er darüber nur wenige Zeilen ein, aber welcher Schmerz zittert in diesen wenigen Zeilen!

Die Zuschrift vom 25. Nov. 1840 lautet: „Da mir die Gelegenheit einer Sendung von Kupferstichen, die von hier an die Cottaische Handlung abgeht, zur Benützung angeboten wird, so glaube ich Ihrem Wunsche zu entsprechen, indem ich die fertig gewordene Zeichnung der Geburt Christi, der Sie in unfertigem Stande so lange gütige Herberge geschenkt haben, Ihnen mit derselben übersende, wenn gleich die zweyte, durch die ich die Taufe der Clorinde ersetzen soll, noch keineswegs mit erfolgen kann, was Sie denn nach Ihrer Güte und vielfach erprobten Geduld entschuldigen wollen. An der Geburt habe ich zunächst das Fehlende ergänzt, und dann dem Ganzen denjenigen Grad leichterer Ausführung gegeben, die mir dem Charakter desselben zu entsprechen schien; und ist dies die Arbeit mancher Viertelstunde und halben Viertelstunde, in der ich, mich dem Krankenbette des geliebten Sohnes auf Augenblicke entreißend, an der gewohnten Beschäftigung, ach nur zu oft umsonst, Erheiterung aus tiefem Schmerze gesucht, und die manche heiße Thräne hat fließen sehn; die Arbeit eines Vaters, von dem Gott, nach unerforschlichem aber immer anbetungswürdigem Rathschluß, das Opfer seines einzigen Sohnes gefordert hat. Möge denn dieser stille Zeuge meiner Schmerzen, von dem ich mit Wehmuth Abschied nehme, um eben dieser Schmerzen willen bey Ihnen die gewohnte nachsichtige Aufnahme finden, und Ihnen einiges von dem sagen, was in mir während seiner Beendigung vorgegangen!.. Vergeben Sie, wenn ich für heute die Beantwortung Ihres sehr freundlichen Briefes, den ich schon

im April durch Hrn. Bisping erhalten, noch aufschieben muß, indem es mir noch allzu schwer wird, die Brücke über die Kluft zu finden, die zwischen jener Zeit und der Gegenwart liegt. In unveränderlicher Gesinnung innigster Verehrung F. O."

Der junge Alfons Maria hatte sich ebenfalls der Kunst gewidmet, und zwar der Architektur; er entwickelte dafür in seinen Studien von früh auf einen freudigen Eifer*) und erweckte bei den Seinigen die schönsten Hoffnungen, die nun so früh geknickt wurden. Der brave Jüngling verließ das Leben ohne ein anderes Bedauern, als daß er nicht so vollkommen wie er gerne gewünscht das vierte Gebot habe erfüllen können; die Volksstimme aber sagte: è morto il santo**).

Der nunmehr kinderlose Meister suchte und fand in wo möglich noch gesteigerter Kunstthätigkeit, die ja bei ihm, wie dereinst bei jenem engelhaften Fra Beato, ein werkthätiges Beten war, Trost und Erhebung. Drei Jahre später schrieb er an seinen in Köln beschäftigten Kunstgefährten***): „Fragst Du nun übrigens, wie es sonst um mich stehe, so kann ich die Barmherzigkeit Gottes nicht genugsam preisen, der mich in meiner Einsamkeit mit überreichem Troste erfüllt, den Er mich vornehmlich in jenem innigen Verkehr mit Ihm Selber finden läßt, der nie zu theuer erkauft werden kann. Die Kunst dient mir dabey gleichsam als Krücke, an der sich meine Lahmheit aufrichtet, so daß ich vielleicht mehr als je Ursache habe mein Leben für ein hochbeglücktes zu erkennen, was freylich manchen Ohren befremdlich klingen dürfte, und was

*) In einem deutsch geschriebenen kindlichen Briefe v. 28. Febr. 1835 (also fünf Jahre vor seinem Tod) an Maler Steinle, worin er diesem für die schöne „Zeichnung vom sel. Klaus" (Nikolaus von der Flue) „die von Allen mit Freuden betrachtet wird", seinen Dank ausdrückt, sagt er von sich, damals etwa 13jährig: „Ich fahre noch fort Ornamente zu zeichnen, und studire seit einiger Zeit die Mathematik mit vieler Freude."

**) S. Claudius Lavergne im Univers v. 10. Jan. 1870.

***) Brief an Ed. Steinle, vom „Freytag nach Passionssonntag" 1843.

ich auch allerdings nicht in Wahrheit würde sagen können, wenn mir Gott nicht eine unerschütterliche Ueberzeugung in die Seele gelegt hätte, daß der geliebte Sohn, den es Ihm gefallen hat uns zu nehmen, im Besitz des himmlischen Erbes bey Ihm ist; mithin am Ziele wohin auch alle unsere Hoffnungen und Wünsche gerichtet sind."

In dem Hause des stillen Meisters war es seitdem noch stiller geworden, und auch in dem Briefwechsel mit der Münchner Freundin trat eine längere Pause ein. Erst das bewegte Jahr 1848 brachte auch in die Freundescorrespondenz wieder eine Bewegung. Den nächsten Anlaß bot ein von Overbeck gezeichnetes Bildniß des Papstes Pius IX., das er dem aus frühen Tagen ihm befreundeten Nestor christlicher Kunst in München, dem lieben alten schlichten Bildhauer Konrad Eberhard, übermitteln wollte. Wenn er nun, unter dem Eindruck der unmittelbaren Erlebnisse, an die Mittheilungen von persönlichem Interesse einige Worte über die Weltlage anknüpft, so sieht man wohl, daß ihn die allgemeine Gährung der Zeit nur äußerlich berührt. Er stand auf einer höhern Warte, von der aus er den Gang der politischen Dinge, auch in Zeiten der trübsten und heillosesten Verwirrung, mit christlicher Gelassenheit ansehen gelernt hatte. Auch daß solche Zeiten gerade seiner Kunst vor allem verderblich waren, konnte ihn nicht anfechten. Sein Vertrauen in die göttliche Weltregierung zog seinen Blick immer befreiend nach oben. Und in dieser Gesinnung wußte er sich eins mit derjenigen, an welche seine Worte gerichtet waren.

Rom, 16. Juli 1848.

„Erlauben Sie mir, Ihre durch Ahlborn an mich gelangten freundlichen Grüße selber mit einigen flüchtigen Zeilen dankbarst zu erwiedern, und Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue darin eine Veranlassung zu finden, endlich einmal wieder ein Jahre langes Schweigen zu unterbrechen. Es ist mir überaus wohlthuend, mich des so Vielen

zu erinnern das ich Ihnen verdanke, und unsern brieflichen Verkehr mir ins Gedächtniß zu rufen über die große Angelegenheit des Heils, einen Verkehr der mir so oft zur Stärkung gereicht hat, und den die Gnade Gottes mit so hocherfreulichem Ausgang gekrönt hat; so daß wir nun in Einem Hause einmüthiglich wohnen, wenn gleich Land und Meer zwischen uns liegt; ja an Einem Tisch mit einander sitzen und Einer und derselben unaussprechlichen Speise theilhaft werden, die uns in der Wüste dieses Lebens hienieden nährt, bis wir einst das verheißene Vaterland erreichen, dem alle unsere Hoffnungen und Wünsche zugewendet sind.

„Sicherlich wird auch Ihnen in letzter Zeit diese Wüste wüster als je erschienen seyn und die Sehnsucht nach dem Ziele der Pilgerfahrt sich auch bey Ihnen gesteigert haben, und so die böse Zeit für Sie sich nicht als böse erwiesen haben, nach der Verheißung daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten mitwirken müssen. Ob es Gott gefallen wird, aus der grenzenlosen Verwirrung der öffentlichen Zustände noch einmal wieder Ordnung hervorgehn zu lassen? wer vermag das abzusehn! Freuen wir uns um so dankbarer, daß wir in derjenigen höhern Ordnung begründet stehen, die von all dieser Verwirrung unberührt bleibt, und zu der recht viele Seelen hinzuziehn doch wohl letzte Absicht der göttlichen Vorsehung bey Zulassung des Untergangs aller weltlichen Ordnung seyn dürfte. — Was mich anlangt, so habe ich die göttliche Güte noch ganz besonders dafür zu preisen, daß mir mein Beruf, die geliebte Kunst, fortwährend zur Stütze in den Bewegungen der Gegenwart gereicht und mich berechtigt, mich aus der unerquicklichen Außenwelt in die Regionen einer Welt des Friedens zu flüchten, um vielleicht, unter göttlichem Segen, Sehnsucht nach diesem Frieden hie und da auch in andern Seelen zu wecken. Möchten Sie mir helfen um diesen Segen zu flehen!

„Nun aber habe ich noch eine vielleicht recht unbescheidene Bitte anzufügen. Sie betrifft das beyliegende Blätt-

chen, das ich durch Ihre gütige Vermittlung und unter Ihrer Bevorwortung wünsche an unsern theuren Meister Eberhard gelangen zu lassen. Durch wahrhaft unverzeihliche Saumseligkeit nemlich habe ich es so lange anstehen lassen, einem mir von ihm ausgesprochenen Wunsche nachzukommen, daß ich nun kaum mehr den Muth habe, mit der so späten Erfüllung desselben ihm gleichsam selber unter die Augen zu treten, und deßhalb Ihre freundliche Vermittlung in Anspruch nehmen möchte. Der kleine Umriß gibt sich übrigens nur als eine Berichtigung der wesentlichsten Verhältnisse und Züge des hl. Vaters, nicht aber als ein nach dem Leben gefertigtes Bildniß, wozu ich durchaus keine Gelegenheit hatte und noch weniger eigens ansuchen durfte als ein in Bildnissen durchaus nicht Geübter. Sie werden nun die Summe meiner Verpflichtungen noch um ein Großes vermehren, wenn Sie, unter den herzlichsten Grüßen an den ehrwürdigen Meister, meine Abbitte und das Blättchen an ihn wollen gelangen lassen; und so sage ich Ihnen denn zum voraus meinen innigsten Dank, indem ich wünsche, daß diese Zeilen Sie jedes göttlichen Segens in reichstem Maße froh finden mögen, als Ihr dankbarst ergebener Fr. Overbeck."

Mehrjähriges Augenleiden legte in der Folge dem Maler für geraume Zeit Schonung und Enthaltsamkeit im Schreiben auf. Es war dieß dem fleißigen Meister eine um so schmerzlichere Entbehrung, als sie ihm auch die Ausübung seiner Kunst erschwerte. So vergingen einige Jahre; da ward ihm seine Frau, die treue Gefährtin seines römischen Lebens seit 35 Jahren, durch einen raschen Tod hinweggenommen, nach dem Verlust seines einzigen Sohnes der schwerste Schlag der ihn treffen konnte. Und er empfand ihn in seiner ganzen Schwere. Aber er ertrug ihn ohne Klage, und in seiner glaubensstarken Ergebung dankte er Gott dafür daß er ihm die Erkenntniß schenkte, wie er ihm „nichts Besseres zu geben vermochte als ebendies, Ihm Opfer bringen zu können!" Als eine erste Wirkung der Fürbitte seiner heimgegangenen Gattin aber

betrachtete er es, daß noch am Tage ihres Todes die ihm nahestehende Familie des Bildhauers Hofmann sich erbot, den Verlassenen in ihren Kreis aufzunehmen und Kindesstelle an ihm vertreten zu wollen. Overbeck nahm das Anerbieten als eine Sendung der Vorsehung willig und dankbar an.

In dieser Verfassung befand er sich, als er sich anschickte, der Münchner Freundin Bericht von seinem veränderten Leben zu geben und von den letzten Stunden seiner entschlafenen Gattin zu erzählen. Die rührende Schilderung ihres Endes ist ein ebenso schöner Nachruf für die Verewigte, wie ein erhebendes Zeugniß seelenmilder Fassung für den nunmehr ganz vereinsamten Meister. Mit der Ruhe des christlichen Weisen redet er, wie aus einer Burg des Friedens heraus, über den Heimgang aller seiner Lieben, über das christlich fromme Hinscheiden seiner Frau und die Vorbereitung zu seinem eigenen Ende.

Rom, am Tage Pauli Bekehrung (25. Jan.) 1854.

„Verehrteste Freundin! Sie haben durch Wittmer einen freundlichen Gruß an alle Ihre Freunde in Rom gesendet und dadurch gewiß Vielen Freude gemacht. Da ich mich nun nicht allein unter diese zähle, sondern auch meyne, daß es Keinem so sehr zukäme als mir, Ihnen dafür den Dank auszusprechen, so übernehme ich es, wenn gleich ohne Auftrag dazu, im Namen Aller Ihnen denselben aufs herzlichste zu entrichten. Es ist so sehr lange seit ich Ihnen zum letztenmal geschrieben, daß mein Gedächtniß mir auch nicht einmal mehr zu sagen weiß, wann es gewesen; ich könnte Ihnen erzählen, wie ich seit mehr denn zwey Jahren durch Augenleiden genöthigt bin, mich des Schreibens so viel als möglich zu enthalten, allein meine Schuld ist älter; auch will ich sie auf keine Weise kleiner zu machen mich bemühen, weil ich Sie um so mehr ehre, je mehr ich, Ihre Größe erkennend, dennoch nicht an Ihrer Vergebung verzweifle. Darum will ich Ihnen lieber sagen, wie vest ich an dem Vertrauen

halte, daß Sie, trotz meiner so großen Schuld, dennoch gewiß an mir nicht irre geworden sind, und wie sehr ich mich oft der Hoffnung freue, daß Sie mir dies auch noch einmal selber aussprechen dürften.

„Mögen Sie aber eine so edle That nicht allzu weit hinausschieben! Denn nachdem ich nun bereits alle meine Lieben zur Ruhe gebracht habe, die Alle an Einer Ruhestätte, auf dem Campo Santo dei Tedeschi bei St. Peter, schlummern: so ist es nun Zeit, daß ich ernstlich bedacht sey, mich selber zu der Reise anzuschicken, die mich wieder mit ihnen vereinigen soll. Noch schenkt mir zwar die göttliche Güte Rüstigkeit und in diesem Winter sogar frischere Gesundheit als viele Jahre zuvor. Aber wie dürfte mich das im 65sten Jahre in Sicherheit wiegen. Auch fühle ich die Flügel der Sehnsucht wachsen, und nichts hält mich zurück als der Wunsch, meinem Herrn noch eine Frucht bringen zu können; und darum bitte ich Ihn täglich, daß Er mich nicht hinwegnehme, ich werde denn zuvor Seiner wahren Jünger Einer, wovon leider noch so wenig an mir zu finden ist.

„Gewiß werden Sie es aber nicht ohne Theilnahme erfahren, wie Großes der Herr noch in neuester Zeit an mir gethan hat, indem Er mir an demselbigen Tage, und fast dürfte ich sagen in derselbigen Stunde, in der es ihm gefallen hatte mir meine theure Gattin, die Gefährtin von 35 meiner Lebensjahre, zu entreißen, mir einen Kreis von Kindern, in der Familie des Bildhauers Hofmann, zugeführet, die seitdem mit einander wetteifern mir Liebe zu erweisen und den Alternden aufs zärtlichste zu pflegen.

„Auch ist mir der überaus große Trost zu Theil geworden, die geliebte Gattin auf das beneidenswertheste von hier scheiden zu sehen. Denn nachdem ihr Herz bereits seit Jahren gänzlich von dieser Welt und Allem was sie zu bieten vermag, gelöst war, hat ihr Gott in ihrer letzten Stunde noch Alles gewährt was sie so oft sich für ihre Sterbestunde gewünscht und unaufhörlich von Ihm erbeten

hatte. Sie war noch am selbigen Morgen zur Kirche gegangen und hatte ihren Heiland empfangen, ward dann am Heimwege plötzlich von ungewöhnlicher Brustbeklemmung befallen, so daß sie beim Eintreten nicht zu sprechen vermochte. Kaum aber hatte sie einige Augenblicke auf dem Stuhle sitzend geruht, so kehrte ihr die Sprache zurück, die sie nur dazu benützte, ihren Herrn in großer Gemüthsbewegung zu preisen für das unaussprechliche Glück das ihr geworden war, Ihn im hochwürdigsten Sakramente zu empfangen. Dann aber fühlte sie den Tod herannahen, weshalb sie sich zu Bette legte, aber in vollem Bewußtseyn, und verlangte nun dringend von dem herbeigerufenen Pfarrer, auch noch die letzte Oelung ihr zu ertheilen, für die noch gerade die Zeit ausreichte. Denn kaum hatte sie dieselbe, immer in völliger Geistesgegenwart, empfangen, als sie sich niederlegte und ihren Geist ihrem Schöpfer übergab.

„So war ich denn allein und in Thränen zurückgeblieben, sie aber hat Wort gehalten und für mich sogleich gebeten; denn nur so vermag ich die schnelle Hülfe die mir geworden, zu deuten. Und wie sehr erquickt es mich es so zu deuten, wenn ich gleich nicht unterlasse Gebet und Opfer für sie selber darzubringen, und Andere darum für sie anzusprechen. Seyn denn auch Sie, verehrteste Freundin! recht herzlich darum gebeten, dieser Schwester vor dem Herrn eingedenk zu seyn; sie war Ihnen immer sehr dankbar für die Liebe die Sie mir erwiesen haben; wie viel mehr wird sie es seyn, wenn Sie ihr selber so wesentliche Liebe erweisen. Seyn Sie zugleich des innigsten Dankes gewiß von Ihrem unveränderlich ergebenen Fr. Overbeck."

Nach dem Tode seiner Frau verließ Overbeck den alten Palazzo Cenci, in dem er lange Jahre gewohnt hatte, und bezog mit der erwähnten Familie Hofmann eine Villa am Esquilin, „ein abgelegenes freundliches Vignen-Haus" zwischen Maria Maggiore und dem Lateran, fast am Ende Roms. Flir, der den Meister hier öfters besuchte, nennt es

ein liebliches Asyl außer dem Getöse und Qualm der Stadt und gibt von der Lage desselben (1855) eine poetische Schilderung: „Eine schattenkühle Lorbeerlaube, mehr als zweihundert Schritte lang, führt zu dem stillen Tempel der Musen; ein Garten duftet an seiner Seite und eine Vigna ringsum erhebt tausend Thyrsusstäbe. Zwischen dem erquickenden Laubgrün öffnen sich Aussichten auf die nahen Thermen des Titus und die riesigen Reste des Colosseums, auf die benachbarten Hauptkirchen Roms, S. Maria Maggiore und S. Giovanni in Laterano; sehnsuchtsvoll ergießt sich der Blick über die weite Campagna, weilt da und dort über einem düstern Bruchstück der Aquädukte und wendet sich dann dem Lateinergebirge zu, um über dessen Halden und Hainen, Städtchen und Gehöften mit Labsal zu ruhen, und sich endlich in den falben Duft zu tauchen, der über den sanften Linien jener Höhen schwebt."

Unter all den wechselvollen Begegnissen war 1855 das Kölner Altarbild, die „Krönung Mariens", fertig geworden, und zum guten Ende dieser Arbeit entschloß sich der Einsiedler am Esquilin wieder einmal selber nach Deutschland aufzubrechen. Vierundzwanzig Jahre waren seit seiner ersten Heimkehr in's Vaterland verflossen, einer Reisefahrt die ihn geistig und körperlich so sehr erquickt hatte, wie er selber es bezeugte. „Wie segne ich noch immer meine Reise nach Deutschland, der ich fortdauernd Gesundheit und Kraft verdanke!" schrieb er damals (28. Jan. 1833) in froher Erinnerung aus Rom. Auch unter dem Glanze des italischen Himmels hatte er der Heimath seine Liebe bewahrt und zu aller Zeit den Vorgängen im Vaterlande seine aufmerksame Theilnahme zugewendet; nun, in seiner Einsamkeit, gab er dem stärker werdenden Verlangen um so lieber nach, da er an dem Kölner Bilde noch an Ort und Stelle selbst eine letzte Arbeit vorzunehmen hatte.

Am 20. Juni 1855 verließ er, von dem Bildhauer Hofmann begleitet, Rom, um über Florenz in die Schweiz

und von dort nach Frankfurt, Düsseldorf und Köln zu reisen. Die ehrenvolle Aufnahme, die der ehrwürdige Künstler allerwärts im deutschen Vaterlande fand, war eine wohlverdiente; ihn selber freilich versetzte sie in eine ganz ungewohnte Unruhe, so daß er über sich scherzend sagt: als „ein 45 Jahre lang durch römische Ruhe verwöhnter Mensch" komme er sich hier zu Lande vor, „als ob er beständig an eine Dampfmaschine gehängt wäre, die ihn in rastlosem Sausen durch die Welt schafft." Dieß solle aber, setzt er bei*), nur zur Entschuldigung seiner Saumseligkeit im Schreiben gesagt seyn, und keineswegs eine Klage über den Verlauf seiner Reise, da er „im Gegentheil nicht Worte finden kann um es auszusprechen, wie sehr dieselbe in jeglicher Weise begünstigt gewesen" sei. „Von allen Seiten kommt man mir mit einer Freundlichkeit entgegen, die mich wahrhaft beschämt, da ich gar nicht weiß wie ich sie zu erwiedern im Stande bin. Gott wolle es Allen lohnen nach Seinem Reichthum!"

In Köln dauerte Overbeck's Aufenthalt mehrere Wochen. Am 31. Juli wurde dort zu Ehren seiner Anwesenheit vom Vorstande des Kunstvereines eine Festlichkeit veranstaltet, bei welcher Appellationsrath v. Ammon den Trinkspruch auf den berühmten Gast ausbrachte: auf den Künstler, der die von den bösen Mächten der Zeit in todesähnlichen Schlaf versenkt darniederliegende Kunst der ersten einer wieder erweckt habe und sie, befreit von den verunstaltenden Verhüllungen des frühern Jahrhunderts, in ursprünglicher Schöne wieder in das Leben einführte; der das Schöne in edler, einfacher, keuscher Form darzustellen und in dem höchsten Gebiete der Kunst, in dem der heiligen Historie, das Göttliche in der Menschheit zur erbauenden Anschauung zu bringen zur Lebensaufgabe sich gemacht. „So errang er sich, wornach sein bescheidener Sinn nicht gestrebt, aber auch seinem Vaterlande, dem deutschen Namen, unvergänglichen Ruhm diesseits und

*) Brief an Prof. Steinle, v. 30. Juli 1855 aus Köln.

jenseits der Alpen. Dank und Verehrung ihm! Dank und Verehrung insbesondere dafür, daß er unter uns weilt, um unsern hehren Dom, der seines gleichen nicht auf Erden hat, mit einer neuen Zierde zu schmücken" *).

Den Monat August verbrachte Overbeck großentheils in Mainz, um von den Aufregungen der Reise auszuruhen. „Mein erstes und dringendes Bedürfniß ist vor Allem, schreibt er**), hier endlich einmal zu einiger Ruhe zu kommen, nachdem ich nun bald zwei Monate lang unaufhörlich hin und hergeworfen, wie ein Ball aus einer Hand in die andere fliege, worüber mir schier die Besinnung vergeht. Darum ist nun zunächst unser Plan, hier zu bleiben bis zu der Zeit wo wir die guten Hofmann's Kinder, die nun meine lieben Enkel geworden sind, das eine von Wahrendorf, das andre von Düsseldorf abholen, um mit ihnen die Rückreise anzutreten, wozu wir vielleicht am 28. oder 29. d. M. von hier aufbrechen dürften." Er wandte sich dann rheinaufwärts nach Speyer, um den neu restaurirten Dom in Augenschein zu nehmen, erneuerte das Wiedersehen mit den alten Freunden in Stift Neuburg und Frankfurt, und traf gegen den Herbst in München ein.

Auch hier weilte er einige Zeit, und in dem gastlichen Hause Emilie Linder's war er ein oft und gern gesehener Gast. Seine ehrwürdige Erscheinung hinterließ ihr einen bleibenden Eindruck, wie ihn geistige harmonische Naturen zuweilen um sich verbreiten. „Ich habe ihn — schrieb sie unmittelbar darnach an einen gemeinsamen Freund — öfters gesehen, obschon nicht ungestört; jedenfalls ist der Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit w o h l t h u e n d, und das will ich festhalten. Ge-

---

*) Allg. Ztg. v. 5. Aug. 1855. Das Altarbild ist (wie erwähnt) ein Geschenk des Düsseldorfer Kunstvereins und des Kölner Domkapitels, wozu ersterer 5230 Th., letzteres 2000 Th. steuerte, im Ganzen also eine Summe von 7230 Thaler. A. Z. Beil. v. 8. Aug. 1855.

**) Brief an Prof. Steinle, v. 14. Aug. 1855 aus Mainz.

altert fand ich ihn gar nicht, wenn auch noch dünner, körperloser. Mir ist er einer der wenigen Menschen über dessen Tod ich mich freuen könnte, weil alles Irdische mir für ihn lästig ist." Sie gewann die Ueberzeugung, daß alles Unvollkommene äußerer Einflüsse „seinem innersten Wesen nicht nahen, es nicht trüben" könne. „Und dieser Ueberzeugung können wir uns alle zufrieden geben und Gott danken, daß wir ein solches Menschenleben hienieden kennen."

Der alte Meister aber nahm endlich mit Rührung von der deutschen Heimath Abschied, und nach Rom zurückgekehrt, schrieb er jenes vaterländische Wort nach München: „Auf der Höhe des Brenners habe ich mich noch einmal umgewandt und allen nordwärts fließenden Gewässern Grüße an die deutsche Heimath aufgetragen." Am 31. Okt. 1855 traf er, nach einer Abwesenheit von fünfthalb Monaten, wieder in seinem stillen Vignen-Haus am Monte Esquilino ein.

Das erneuerte Wiedersehen der treuen Gesinnungsgenossen und Verehrer in Deutschland hatte ihn innerlich tief erquickt und gestärkt, und nach der so glücklich zurückgelegten „Rundreise zu den lieben Freunden im Vaterlande" konnte ihm, so versicherte er, „nichts größere Freude gewähren, als eben diese Runde nochmals im Geiste durch brieflichen Verkehr mit ihnen zu wiederholen", und „in willkommener Abgeschiedenheit an den Schätzen der Reiseerinnerungen" zu zehren. In solcher Weise äußerte er sich (26. Nov. 1855) gegen seinen Freund Steinle in Frankfurt, in dessen Hause er glückliche Stunden verlebt hatte und in dessen schönem Familienkreise ihm wieder so recht das Herz aufgegangen war, wie in wehmüthiger Erinnerung des eigenen Vaterglücks. „Noch eine andere Freude nebst der an Deinen geistvollen Arbeiten ist mir bey Dir geworden: es ist die Freude Dich in Mitte Deiner zahlreichen Familie zu sehen, die mir einen nicht minder tiefen und erbauenden Eindruck zurückgelassen hat. O wie weide ich mich noch so oft an diesem

Anblick und lasse im Geiste diese lieben Gesichter alle an mir vorübergehen und bitte Gott, daß Er Seinen Segen, der so sichtbarlich aus diesen reinen Augen blickt, fort und fort auf ihnen wolle ruhen lassen, zu Deiner und Deiner trefflichen Gattin dauernder Freude. Hätte mein Gedächtniß die Namen Deiner lieben Kinder ebenso treu aufbewahrt als ihre Züge, so würde ich Dich gebeten haben ein jedes aus ihnen namentlich von mir zu grüßen. — Innige Segenswünsche senden wir täglich zum Himmel für die geliebten Freunde alle, und die vielen lieben Menschen bey denen wir im Vaterlande überall so unübertrefflich gastliche Aufnahme gefunden."

Auch den Briefwechsel mit der Münchener Freundin scheint das Wiedersehen neu belebt zu haben, der seitdem einen besonders herzlichen Ton annimmt. Hatte aber schon vorher die religiöse Saite in demselben jederzeit vernehmlich mit angeklungen, so drang sie nun immer mehr als der eigentliche Grundton hervor. Mehr und mehr zog der alte einsame Meister seinen Blick von den weltlichen Dingen ab, und so nahm denn auch der Gedankengang in seinen Briefen am liebsten seine Richtung nach jener reinern Region, in der seine Kunst athmete und wo seine Lieben weilten. Es wurde ein religiöser Geistesverkehr zweier tiefgläubiger Gemüther, ein gegenseitiges Aussprechen des gemeinsamen Glückes, des Vereinigtseyns in dem weltumfassenden Glauben. „O, der wonnevollen Einigung in Ihm! wo könnte eine wahrere, genügendere, weil bleibende gedacht werden!" So ruft er der Freundin einmal zu.

Für den Künstler-Einsiedler wurde dieses Ausströmen religiöser Empfindungen eine geistige Erholung, und jedes neue Lebenszeichen der Freundin erquickte ihn. „Ihre lieben Briefe bringen mir immer neue Belebung im Glauben", schrieb er um Weihnachten 1856. Aber in dem Maße, als solcher Zuruf frommer Aspirationen ihn belebte, schien er von dem lauten Lob und Beifall der Welt, den ihm seine Kunstschöpfungen, namentlich seit seiner Reise und dem Er-

)einen der evangelischen Darstellungen, zutrugen, innerlich unruhigt zu werden, so zwar daß er selbst die warme Anerkennung von Seite der Münchner Malerin abwehren zu üssen glaubt und in der Selbstverdemüthigung sich kaum nug thun kann. Das wiederholte Bekenntniß seiner persönhen Geringfügigkeit scheint ihm eine Art Gewissenserleichrung gewesen zu seyn gegenüber den aus allen Ländern zuömenden Huldigungen, Ruhmeskränze die, obgleich so wohl rdient, den allzu bescheidenen Mann zuweilen wie eine Last ückten.

Ein aus solcher Stimmung hervorgegangener Erguß der elbstanklage ist besonders sein in Perugia geschriebener rief vom 13. Juli 1856, worin er der Freundin für ihre lückwünsche zu seinem Geburtstag (3. Juli) seinen Dank isspricht. „Möge denn", äußert er dort, „der Quell alles bens und alles Heils Sie mit der Fülle Seiner Segnungen erströmen, und Ihnen auch die Freude lohnen, die Sie mir it Ihren lieben Zeilen zum dritten Juli*) bereitet haben; n gar liebliches Festgeschenk, das zugleich auf die lebendigste Seise die Erinnerung an so viele frühere ähnliche Geschenke nd alle sonstigen Erweise Ihrer so ganz unverdienten Güte gen mich aufgefrischt hat. Lassen Sie aber ab, meine edle reundin! mich Armen fortwährend so zu überschätzen; allzu enig entspricht das Bild das Sie in Ihrer Güte sich von ir gemacht, der Wahrheit. Freylich sind Sie es nicht allein, e in so großer Täuschung über mich leben; weit verbreitet t sie, so daß ich versucht werden könnte öffentlich in Zeiungen zu beichten, damit endlich die Wahrheit an den Tag ommen möge, vor jenem großen und erschrecklichen Tage, n dem alles Verborgene offenbar werden wird. Nehmen Sie

---

*) Da die Angaben über Overbeck's Geburtstag in den verschiedenen kunstgeschichtlichen und lexikalischen Werken von einander abweichend bald den 2., bald den 3. Juli bezeichnen, so sei hier auf Overbeck's eigene Angabe aufmerksam gemacht.

aber den sündigen Menschen für das was er ist, für einen Armen dem Gott in Seiner übergroßen Barmherzigkeit Gnade widerfahren läßt. Sie werden dadurch mit der Wahrheit sich mehr in Einklang finden, zugleich nicht ferner Gefahr laufen Ihrem Freunde Gift zu reichen; denn in solches könnte gar leicht seine immer nicht vollkommen ertödtete Eigenliebe jene Aeußerungen verwandeln, die Sie freylich einem wirklichen Verdienst vor Gott zu spenden beabsichtigen, die aber leider aller Begründung in der Wahrheit ermangeln. Fällt es Ihnen aber vielleicht schwer, von einer liebgewordenen Verstellung sich zu trennen, so bedenken Sie, wie eben dadurch die Güte Gottes am meisten verherrlicht wird, daß Er einen gänzlich Armen so mit Seiner Gnade überschüttet und einen gänzlich Unwürdigen in Seiner unendlichen Langmuth bis auf diese Stunde trägt. Sie werden aber auch, wenn Sie auf diesen Standpunkt der Wahrheit sich stellen, zugleich sich getrieben fühlen, für den durch Menschenbeyfall so sehr Gefährdeten recht inbrünstig Fürbitte einzulegen, daß der Herr des Weinberges noch fürder des unfruchtbaren Baumes schone und ihm verleihe noch am Abende seines Lebens endlich die so lange erwarteten Früchte zu bringen."

Zum Schlusse fügt er noch in richtigem Gefühl die Worte bei: „Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, diese Zeilen aus dem Herzen unsers Heilandes zu datiren; denn nur da finden sie ihr Verständniß. Die Welt würde sie misverstehen und wohl gar für unwahre Ziererey halten. Nicht so Sie. Reichen Sie denn dem gefährdeten Bruder in Christo die Schwesterhand durch treue Fürbitte, die ich Ihnen zeitlich und ewig danken werde. — Der ganze kleine Kreis, den ich jetzt den meinigen nennen darf, grüßt Sie mit mir freundlichst und ehrfurchtsvoll."

Einige Monate später (10. Oktober) sandte er diesen Worten, aus denen Fräulein Linder einen leisen Vorwurf gegen sich selber herausgelesen hatte, die entschuldigende und erläuternde Erklärung nach: „Vor allem mein herzliches

Bedauern, daß ich in meinem Letzten vom Monat July mich so ungeschickt ausgedrückt, daß Sie eine Rüge für sich dem entnehmen konnten, was lediglich als Bekenntniß meiner eigenen Schwachheit oder der Stärke meiner Eigenliebe gemeint war. Damit aber diese Verrätherin nicht aufs neue, selbst in der eigenen Demüthigung, wieder ihre Nahrung finde, so wird es wohl das Sicherste und Beste seyn, wenn ich es nun ein für allemal bey der Versicherung bewenden lasse, daß ich den Herrn von ganzer Seele mit Ihnen preise für Alles was Seine Gnade, durch wen immer, in Ihrer Seele wirkt; besonders aber wenn es Ihm gefällt, sich des elendesten Werkzeuges dazu zu bedienen."

Noch einmal kamen in diesen letzten Jahren die alten Gegenstände der Kunst zur Sprache, mit denen dieser Briefwechsel einst eröffnet worden war. Noch einmal handelte es sich wie damals um die Nachbildung Overbeck'scher Zeichnungen. Wie früher auf lithographischem Wege, wollte Fräulein Linder dieselben nun durch Kupferstich vervielfältigen lassen, aber auch dießmal nur mit Rath und Zustimmung des Meisters. Overbeck ertheilte ihr sofort (10. Okt. 1856) seine unbedingte Einwilligung in Bezug auf alle in ihrem Besitz befindlichen Zeichnungen und legte es gänzlich in ihre Hände „darüber zu bestimmen, sowohl ob sich überhaupt noch etwas unter denselben befinde was sich zur Veröffentlichung eignet, als auch was dafür zu wählen passend seyn dürfte", indem er selber sich „nicht klar genug mehr derselben erinnere, und andererseits vollkommen über ihren richtigen Takt beruhigt" sei. „Ebensowenig aber", setzt er bei, „mache ich Anspruch darauf, noch irgend welchen Vortheil aus einer etwaigen Veröffentlichung zu ziehen, sondern freue mich vielmehr, wenn ein solcher sonst Jemanden daraus erwächst."

Die Frage über die Wahl des Kupferstechers führte zu mehrfachen Erörterungen, die durch die Urtheilsäußerungen Overbeck's nicht ganz ohne Interesse sind. Overbeck hatte

zunächst Franz Keller in's Auge gefaßt, den jüngern der beiden Brüder dieses Namens in Düsseldorf, der mehrere Blätter der Lotzbeckischen Sammlung gestochen habe, von welchen ihm, wie er bemerkt, zwar nicht alle genügt, einige aber zu seiner „besondern Zufriedenheit“ ausgefallen seien; namentlich scheine ihm „die Geburt Christi zu den gelungensten der ganzen Sammlung zu gehören.“ Da Keller jedoch um diese Zeit mit einer Sammlung von Blättern nach Steinle beschäftigt war, so hielt es auch Overbeck für gerathen, sich nach einem andern umzusehen, und zu dem Zwecke macht er der Eigenthümerin diejenigen Kupferstecher namhaft, welche ihn „bisher durch ähnliche Arbeiten am meisten befriedigt haben“, nämlich: Ludwig Gruner (besonders durch sein Blatt „Moses mit den Töchtern Jethro's am Brunnen“), Pflugfelder (Kreuztragung, nach einer Bleistiftzeichnung) und A. Krüger. „Olindo und Sofronia von Krüger — schreibt Overbeck am 31. Juli 1857 — halte ich nebst der Kreuztragung von Pflugfelder für das Beste was nach meinen Arbeiten erschienen ist.“ Auch Ernst findet ermunternde Anerkennung, und ihm übertrug Fräulein Linder schließlich die Nachbildung der für den Kupferstich ausersehenen Zeichnungen.

Im Sommer 1856 weilte Overbeck in Perugia, wo er, hauptsächlich an seinen Stationen malend, bis zum Oktober verblieb und von dort aus, zur Freude Emilie Linder's, ihre lieben Schützlinge, die armen deutschen Schwestern vom heil. Franziskus im Klösterlein zu Assisi, mit einem Besuch beglückte. In den nächstfolgenden Jahren verbrachte er seine Sommerfrische zu Ariccia, wo er seine ergreifenden Stationsbilder in Aquarell vollendete und wo ihn deutsche Verehrer, wie Aloys Flir und Aloys Meßmer, gerne aufsuchten; sein Jugendfreund Cornelius wohnte gleichzeitig ganz in seiner Nachbarschaft, nur eine Viertelstunde von ihm entfernt. „Cornelius, der hier in unserer Nähe in Albano seinen Sommeraufenthalt genommen, ist Gottlob wieder hergestellt und arbeitet an einem Temperabilde, die Grablegung Christi“:

)reibt Overbeck von Ariccia aus am 31. Juli 1857 der
reundin in München. Den Sommer 1858 verlebten dann
ide Meister zusammen in Ariccia.

Nur mit flüchtigen Worten erwähnt Overbeck im selben
riefe den Besuch des Papstes Pius IX. in seinem Vignen-
aus am Esquilin. „Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme
ı dem Glück das mir zu Theil geworden, den heiligen Vater
meiner Werkstätte und in meinem Hause empfangen zu
nnen*). Ringseis wird gewiß mit Freuden aus den
fentlichen Berichten erfahren haben, daß die Blicke desselben
it Wohlgefallen auf seinem Bildniß verweilt haben**).
agen Sie dem theuren verehrten Freunde, daß ich seinerzeit
n Schreiben aus Linz richtig erhalten, und meine herzliche
eude darüber ihm nächstens selber aussprechen zu können
ffe, sowie auch, wie sehr ich durch seine muthige und ge-
nnungstreue Rede erbaut worden bin, die er beim Antritt
nes Rektorats gehalten***). Ihm und seinem ganzen
ause mein Herzlichstes; möchte ich bald so glücklich seyn,
s neue Drama, die Sibylle, kennen zu lernen.“

Die letzten Zeilen des alternden aber unermüdlich schaffen-
n Meisters an Emilie Linder stammen aus dem Jahre 1861.

---

*) Es war dieß am 7. Februar 1857, als Overbeck gerade sein für den Palazzo Quirinale bestimmtes Tempera-Gemälde: „Der Heiland entzieht sich seinen Verfolgern“, vollendet hatte. Der Papst sprach seine herzlichste Freude über das Bild sowie über die andern Compositionen, namentlich die Sakramente, aus und verweilte bei anderthalb Stunden in der Villa des deutschen Malers.

**) Es war eine große Photographie. Der Papst sagte, vor ihr stehen bleibend: „Welche Biederkeit und Energie spricht aus diesem Kopf! Wer ist es, lieber Overbeck?“ — „Ew. Heil., einer der Besten in Deutschland, Dr. Ringseis in München!“ Der Papst nickte beifällig lächelnd.

**) „Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft.“ Die Rede wurde gehalten am 11. Dez. 1855 und erlebte, in Folge des Sturms der in der kirchenfeindlichen Presse dagegen losbrach, mehrere Auflagen.

Sie sind den Erinnerungen vergangener Tage gewidmet, und schließen mit einem Hinblick auf die großartigste Arbeit die ihn in seinen letzten Jahren beschäftigte, auf den Bilderkreis der Sakramente.

Rom, am 18. März 1861.

„In Christo innigst verehrte Freundin! Wie soll ich Ihnen danken für Ihren so überaus lieben Brief vom 19. Februar, der mir, gleich beym ersten Anblick, noch ungelesen, schon eine so innige lang entbehrte Freude gewährt hat, indem er so viele liebe Erinnerungen mir zurückgerufen, und nachdem ich ihn gelesen, mir die Ueberzeugung gewährt, die mich so glücklich macht, daß ich noch immer im ungeschmälerten Besitz Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft mich befinde. Aber, wie beschämend für mich, daß Sie glauben mir noch aufs neue danken zu müssen, während doch vielmehr ich der Verpflichtungen so viele gegen Sie habe, daß eine Abrechnung zwischen uns wohl sehr zu meinem Nachtheil ausfallen würde. Denn wenn es Gott gefallen hat, bey unserm Briefwechsel vielleicht gelegentlich auch durch meine Worte den Samen göttlicher, von Ihnen noch nicht hinreichend erkannter Wahrheiten auf den guten Boden Ihres Herzens zu streuen und reiche Frucht bringen zu lassen, so wollen wir gemeinschaftlich Ihn dafür von Herzen preisen. Aber ferne sey es, daß die arme Creatur sich davon auch nur das Allergeringste beymesse, die wenn sie von dem Ihrigen dazuthat, nur entstellen und verderben konnte, und eben deshalb, bey der Rückerinnerung daran, gar sehr Ursache findet zu zittern und sich zu fragen, ob sie das Göttliche, das sie mitzutheilen sich vermaß, auch immer durchaus von menschlicher Beymischung rein erhalten, und ob der Eifer, von dem sie erfüllt war, auch immer ein ganz lauterer, nur auf Gott gerichteter gewesen. Wollen Sie demnach, verehrte Freundin, Ihren Dank fortan ganz und ungetheilt Gott zuwenden; für das Werkzeug aber, dessen Er sich vielleicht bisweilen be-

dient haben mag, um einen barmherzigen Richterspruch bey Ihm flehen. So viel in Antwort auf Ihr „Vergelt's Gott“.

„Was nun aber die so sehr betrübenden Vorgänge der Gegenwart betrifft, so haben Sie gewiß wohlgethan darüber zu schweigen, indem ich sonst leicht um Ihren Brief hätte kommen können. Wissen wir ja überdieß, auch ohne Mittheilung, gegenseitig Schmerz und Frohlocken in unserm Innern zu lesen, mit der Ueberzeugung, daß wir vereint beten, vereint zittern, aber auch vereint preisen, Den, der auch die Sünden der Menschen zum Heile der Seinigen zu wenden weiß. Werfen wir uns denn mit freudiger Zuversicht in Seine erbarmungsvollen Arme, Er wird Alles herrlich hinausführen, durch das Dunkel der Gegenwart zu unvergänglichem Licht.

„Dem angekündigten Besuche des verehrten Herrn Abt Haneberg sehe ich mit lebhafter Freude entgegen; und so wie ich durch ihn Näheres über Sie und dortige Freunde zu erfahren hoffe, überlasse ich andererseits seinen mündlichen Mittheilungen das Nähere über uns. — Zum Schlusse muß ich Ihnen noch sagen, wie wohlthuend es mir gewesen, daß Sie an dem Stich nach der Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus Freude gehabt; nichts kann im Alter wohlthuender seyn, als solche Früchte früherer Arbeiten zu erndten; möchte sich Gelegenheit finden, mir das Blatt einmal zuzustellen. An Herrn Ernst meinen Dank und erneute Zustimmung zu ferneren Unternehmungen, jedoch ohne Beeinträchtigung früher erworbener Rechte Anderer, und mit der Bitte um einige, mit Gelegenheit mir zu übersendende, Abdrücke.

„Wäre mir doch einmal die Freude vergönnt, Sie unter meinen gegenwärtigen Arbeiten umher zu führen, Ihnen meine Sakramente zu zeigen, und so manches Andere, womit sich meine großen Räume so sehr anzufüllen beginnen, daß der Raum bald zu enge zu werden droht, Dank sey es den trüben Zeiten, wo für Kunst keine Mittel mehr übrig bleiben, weil die Kanonen Alles verschlingen. Sie würden sich, glaube ich, an manchem freuen, da ich, Gottlob! in

meinem bald vollendeten 72sten Jahre noch immer mit ungeschmälerter Lust und Frische schaffe und Fortschritte mache, wofern meine Eigenliebe mich nicht täuscht."

In einer Nachschrift vom 4. April bemerkt er noch, daß dieser Brief durch eine plötzliche und gefährliche Krankheit seiner Adoptiv-Tochter unterbrochen worden sei, die ihn in bange Besorgniß versetzt und leider auch „um die große Freude gebracht" habe, den Herrn Abt Haneberg zu sehen, was er wie einen „schmerzlichen Verlust" beklagt.

„In Ermanglung seiner füge ich über Cornelius noch bey, daß ich ihn vor einigen Wochen besucht habe, und ebenso sehr durch seine herrlichen neuesten Cartons und sein Wohlseyn, als auch durch die wahrhaft erbauliche Verfassung in der ich ihn fand, erfreut worden bin. Er gedenkt, wenn es die Zeitverhältnisse erlauben, noch in diesem Frühjahr nach Berlin zurückzukehren, um dort sein großes Werk unter seinen Augen ausführen zu lassen. Lassen Sie ihn Ihren fortgesetzten innigen Fürbitten recht dringend empfohlen seyn — aber mit ihm nicht minder als ihn Ihren unveränderlich Ihnen dankbarst ergebenen Freund Fr. Overbeck."

Das war der letzte briefliche Gruß, den der Künstler-Greis von Rom aus an die Freundin richtete. Der Lebensabend, der nunmehr immer tiefer dämmernd über beide heraufgekommen, hatte sie allmählig schweigsamer gemacht; aber die treue freundschaftliche Gesinnung, die sie durch ein Menschenalter verbunden, lebte in beiden mit unwandelbarer Herzlichkeit fort bis zum Ende.

„Wäre mir doch die Freude vergönnt, Sie unter meinen gegenwärtigen Arbeiten umherzuführen, Ihnen meine Sakramente zu zeigen!" — Ja, es muß eine Freude gewesen seyn, ein Genuß ganz besonderer Art, durch das Studium des Meisters, in dessen Räumen den Beschauer von allen Seiten himmlisch reine Gestalten anlächelten, zu wandern und, von

ihm selbst geführt, seine letzten großen Arbeiten, vor allem sein herrliches „geistliches Gedicht in sieben Gesängen", die Cartons der Sakramente, zu betrachten und seine Erläuterungen dazu zu hören. Das bezeugen Alle die in Rom gewesen und den friedlichen Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausging, erfahren haben, auch solche welche nicht mit seiner Richtung übereinstimmen. Professor Springer in Bonn sagt in seiner Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert: wer jemals Gelegenheit gehabt, „den halbverklärten Greis in seinem Studio zu Rom zu betrachten", dem werde der Eindruck unvergeßlich seyn. Den halbverklärten Greis — das ist wohl die treffendste Schilderung in zwei Worten. Und ähnlich äußert sich Flir: wer ihm nur einmal nahe gekommen, ahne, daß dieser Mann seherartig und liebevoll in einer Geisterwelt lebe, und daß er unter den Aposteln und Evangelisten der Kunst ganz entschieden der Apostel und Evangelist Johannes sei.

Overbeck's Atelier hatte, wie ein Kunsthistoriker in einem Nachruf (in der N. Fr. Presse) beschreibt, nichts gemein mit den Ateliers anderer Maler. „Coloristische Studien und Farbenskizzen, bunte Teppiche und Costüme, geschnitzte Möbel und Gypsabgüsse, kurz all das was sonst Maler-Ateliers anziehend macht, fehlte vollständig in Overbeck's Atelier. Seine Empfangszimmer waren einfach; was da zu sehen war, war nichts Anderes als die Cartons des Meisters, die mit der Overbeck eigenthümlichen Sauberkeit und Bestimmtheit gezeichnet, manchmal mit Aquarellfarben leicht colorirt waren. Am Sonntag empfing er in der Regel die Fremden; Künstler und Kunstfreunde aus allen Gegenden der Welt kamen da zusammen, nicht bloß um die letzten Werke des Künstlers zu sehen, sondern auch sein erläuterndes Wort zu vernehmen." „Die Zimmer wimmelten von Fremden", schreibt Flir im Frühjahr 1857 von einem solchen Sonntag, an dem er bei dem „Patriarchen der Nazarener" zu Gaste war.

Alle Personen, die ihm bei solcher Gelegenheit vorgestellt

wurden, empfing Overbeck auf's freundlichste. „Was er sagte, war klar und bestimmt; man hörte aus seinen Worten den Mann der vollen Ueberzeugung sprechen, der keine Comödie machte und dem keine Unwahrheit über die Lippen kam“ — so berichtet mit ehrenvoller Unbefangenheit ein Gegner seiner Richtung. Damit stimmt die Schilderung Pecht's, der den Künstler im J. 1852 besuchte: „Er ist gehalten und liebenswürdig im Umgang, wie sein Aeußeres, voll geistreicher Tiefe und Ueberlegenheit; bewunderungswürdig ist die Feinheit, mit der er die alten Meister beobachtet und studirt, die leitenden Ideen und den Zusammenhang in ihren Arbeiten aufgefunden hat, wie man denn bei Allem was er sagt, gleich den Griff des Löwen erkennt.“ Auch Ambros, der Prager Aesthetiker, der im J. 1865 sich bei dem Maler einführen ließ, mußte die „schlichte, wirklich liebenswürdige Unbefangenheit“ bewundern, mit der er über seine Werke sprach, und was er dabei gedacht und gewollt. Während seiner Anwesenheit im Atelier trat auch eine englische Familie ein und präsentirte sich. „Overbeck war solche Besuche gewöhnt; er fuhr in seinen Erläuterungen fort, aber jetzt in coulantem Französisch, in den national gemischten Gesellschaften Roms ein für allemal die Umgangssprache, auf welche man sich geeinigt. Kein Wort von Zelotismus oder Proselytenmacherei oder auch nur von Tendenzreden — er sprach so unbefangen, so bescheiden ruhig, so mild ernst fort, gleichsam als gelte es von seinem Schaffen vor strengen Richtern Rechenschaft abzulegen.“

Diesem Auftreten entsprach die äußere Erscheinung des Künstlers: ein hoher Greis, dessen schlanke Gestalt das Alter kaum merklich gebeugt hatte, mit blassem Gesicht, großem leuchtenden Auge, edelgeformter Nase, schlicht herabfließenden Haaren, das Haupt gewöhnlich mit einer dunklen Mütze bedeckt. „Auf dieser Stirne, in welcher die Jahre kaum eine Furche gegraben — der Stirne zugleich eines Kindes und eines Denkers — ruhte keine Wolke und schien nie eine

Wolke geruht zu haben; das Auge hat etwas geisterhaft Strahlendes, es schien die Welt und ihre Erscheinungen immerfort scharfblickend zu prüfen und zugleich immerfort liebevoll anzulächeln — es milderte den Ernst, der um den Mund lag; nur wenn der Mann die Lippen zur Rede öffnete, flog ein leichtes, aber unendlich gütiges Lächeln darüber."

So sah ihn Ambros vier Jahre vor seinem Tode, inmitten seiner Schöpfungen, und bekennt, daß ihn des Lübecker Meisters reine Gestalten, die sich aus einem Lichtreiche des Ideals auf diese schmutzige Erde verflogen zu haben schienen, und seine Sakramente innerlichst mehr anregten und ansprachen, als es gemalte und nicht gemalte Todsünden je vermocht haben. „Ich staunte über die feste Hand, über die Geistesfrische des Greises, die aus diesen Zeichnungen zu mir sprach; ich konnte nicht ohne Bewunderung wahrnehmen, wie er während eines langen Lebens den gewählten Weg, ohne rechts oder links abzuweichen, festen Schrittes gegangen, während ich mit Leidwesen habe sehen müssen, wie eine geniale, zum Höchsten berufene Natur wie Kaulbach endlich nahezu in Gefahr gerathen ist, zum manierirten Illustrator (und frivolen Modemaler) herabzusinken. Für die Größten der Kunst, für Rafael und Michelangelo, war die Kunst immer eine sehr ernste Aufgabe und immer etwas Heiliges; auch wenn sie nicht die Heiligen der Kirche, wenn sie die Götter Griechenlands malten, sie haben sich und die Kunst nie entweiht und weggeworfen."

Ja, er hat sie hoch gehalten seine geliebte Kunst, der ehrwürdige Altmeister und Regenerator der christlichen Malerei, gleich den größten seiner Genossen aller Zeiten. Ihm war sie wirklich eine ernste Aufgabe und etwas Heiliges. „Mir ist die Kunst gleichsam eine Harfe Davids, auf der ich allezeit Psalmen möchte ertönen lassen zum Lobe des Herrn." In diesen Worten hat er selber sein künstlerisches Glaubensbekenntniß vor der Oeffentlichkeit erneuert, als er seine sieben Sakramente mit einer sie begleitenden Erklärung in die Welt

sandte. In seinen Augen hatte alles Können und Wissen nur so weit Werth, als es den Menschen veredelt und zu dem Ewigen emporzieht. Weil er den Zusammenhang der Kunst mit der lebendigen Cultur begriff und ihren wechselseitigen Einfluß hoch werthete, so konnte er seine Forderungen an die Gesinnung des Künstlers und die Reinheit der Tendenz nicht hoch genug stellen. Die höchsten Ziele der Menschheit schwebten ihm unablässig vor Augen; diese aber waren ihm die christlichen. Die wahre Kunst soll der Welt ihre ewigen Ideale vermitteln und die Wirklichkeit des Lebens zu seiner höhern Wahrheit erheben. Dieß schien ihm als das einzige menschenwürdige Ziel und alles Andere eitel Dunst und verlorne Mühe.

So war seine Kunst. Und so war der Mann selber. Wie seine Werke den Künstler, so charakterisiren seine Briefe den Menschen. Bedarf es nach all den Proben noch eines besondern Wortes über die so wohl zusammenstimmenden Züge eines durch und durch edlen und reinen Charakters, über seine Gewissenhaftigkeit und seine Demuth, über seine Beständigkeit und seine Milde? Es klingt aus diesen Briefen heraus eine Größe der Demuth, die in unserer unruhigen schellenlauten Alltagswelt vielleicht Manchen seltsam anmuthet. Diese fast grenzenlose Bescheidenheit könnte wohl befremden an einem bahnbrechenden Geist und Künstler ersten Rangs, wüßte man nicht, daß das ächte Genie, wenn mit der Geistesgröße die Herzensgröße sich vereinigt, in der Regel bescheidener ist als das gewöhnliche Talent, und wüßte man nicht, daß diese Demuth durch ein achtzigjähriges Leben bewährt erfunden worden ist. Seine Redeweise gemahnt uns heute wie eine Stimme aus der Wüste, aber uns dünkt, es thut zu Zeiten gut, auch einen solchen Ton wieder einmal zu hören. In einsamer Höhe steht er droben, ein Prophet des Ideals mitten in einer glaubens- und hoffnungsarmen Welt des Materialismus.

Dem neidlosen Wesen dieses Mannes konnte nur Wohl-

wollen, Güte, hilfbereite Liebe entströmen. Das haben Alle erfahren, die in seine Nähe kamen. Und welch ein treumeinender, wahrhaft väterlicher Gönner war er vollends seinen Schülern, welch ein liebe- und verständnißvoller Freund seinen vertrauteren Genossen! Seine Briefe athmen oft eine wahre Poesie der Freundschaft, und die Kundgebungen seiner freundschaftlichen Liebe und Anhänglichkeit behalten ein fast jugendliches Gepräge bis in das hohe Alter. Auch darin bewährte er sich eben als eine ächte gemüthvolle Künstlernatur.

An ihm war Alles ächt, auch die tiefreligiöse Färbung seines Wesens. Overbeck's Frömmigkeit wurzelte in einem von Kindheit auf bewahrten religiösen Sinn. „Wie bist du glücklich gewesen, geliebter Freund! — ruft ihm sein Jugendgefährte W. von Schadow in seinem modernen Vasari zu — du fandest so früh den unwandelbaren Grund, auf dem sich in allen Geistesrichtungen das Höchste erbaut!" Seine Frömmigkeit sollte ihm auch keineswegs seine Kunstfertigkeit ersetzen, sie ist vielmehr die Quelle seiner lieblichsten und tiefsinnigsten Schöpfungen geworden, an deren reiner Schönheit sich späte Jahrhunderte noch innig erfreuen werden. Denn ihm war zugleich jener hohe ideale Schönheitssinn angeboren, der nur den Auserwählten gegeben, der nicht zu erwerben, wohl auszubilden, und durch gar nichts Anderes zu ersetzen ist. Aus seinen Werken wie aus seinen Briefen aber erhellt allerdings mit überzeugender Klarheit, wie er überall und bei jeder Beschäftigung eingedenk war in der Gegenwart Gottes zu leben. Er ging täglich zur Messe und soll täglich das Abendmahl empfangen haben. Als ihm sein Arzt — so wird erzählt — in einem Krankheitsfall dieß untersagte, weigerte er sich der Anordnung zu folgen, mit den Worten: „Laßt mir meinen Heiland", und ging wie gewöhnlich am frühesten Morgen in die Kirche.

Und wie er gelebt hat — piuttosto un santo che un pittore, sagten die Römer von ihm — so ist er gestorben. Der Tod hat seinem Leben das Siegel der Wahrheit aufgedrückt.

Overbeck hatte die letzten Jahre her in gewohnter Emsigkeit fortgearbeitet, von den hemmenden Fesseln des Alters kaum berührt, und fort und fort von der Hoffnung getragen, wie er in seiner schlichten Weise sich ausdrückte, „in unserer lieblichen Kunst noch einige Fortschritte zu machen." Denn ein unendlicher Fleiß, der selbst die freien Minuten der Reise nicht ungenützt lassen mochte, war ihm bis in's hohe Alter eigen geblieben, und noch immer strömten seinem schöpferischen Geiste neue Ideen zu. „So mache ich es denn wie die Vögel", sagte er einmal: „ich singe getrost mein Lied weiter, wie es mir Gott in die Kehle legt, und preise meinen Herrn von ganzer Seele, daß Er in Seiner übergroßen Güte meiner Unbedeutendheit verleiht, hie und da eine Seele in Seiner Liebe mehr zu entflammen, im Glauben zu stärken, zu Seinem Dienste zu ermuntern."

Auch in seinem Hause war es in den letzten Jahren wieder lebendiger geworden. In der Familie seiner Adoptiv-Tochter wuchsen bereits kleine Enkel heran, die sich fröhlich um ihn tummelten, und der alternde Meister empfand es mit Freude, wie ihn „dieses neue junge Leben um ihn mitverjünge."

So kam das Jahr 1869. Den Sommer verbrachte er noch rüstig schaffend unfern Roms, in Rocca di Papa, wo er ein Landhaus hatte. Von diesem „Sommerquartier" aus schrieb er seinen letzten Brief an den Freund in Frankfurt, und wohl einen seiner letzten Briefe überhaupt, der uns den ehrwürdigen Mann noch einmal in seiner Art und Weise lebendig vor Augen führt. Es ist ein Rückblick auf seine künstlerische Vergangenheit und ein letztes Bekenntniß, das man aus dem Munde eines Achtzigjährigen nicht ohne Theilnahme vernehmen wird, und das uns an Göthe's Wort erinnert, daß derjenige Mensch am glücklichsten sei, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen könne. Er selber nennt es ein „Vermächtniß" an den Freund Jünger, den er unter allen wohl am meisten geliebt,

und der ihn kurz zuvor noch mit einem Besuche beglückt hatte.

Rocca di Papa, 28. Juni 1869.

„Vielgeliebter Freund! Wir mußten uns erst in unserm Sommerquartier einigermaßen eingewohnt haben, vor Allem mußte meine neue große Arbeit erst eingeleitet und begonnen seyn (was beides lange nicht gelingen wollte, weil wir hier, statt Sommer, förmlich Winterkälte zu überstehen hatten) bevor ich mich entschließen konnte, Dir, mein innigst geliebter und wahrhaft verehrter Freund, Nachricht von uns zu geben; und so blieb der Dank für Deinen köstlichen Brief, durch den Du mich so in der Seele erfreut hast, so lange hinausgeschoben. Nun haben wir endlich den lang entbehrten italiänischen Himmel wieder, in wunderbarem Glanz und Klarheit liegt die duftige Ferne da draußen vor mir, so daß ich nicht mehr zu fürchten brauche, das trübe Grau Deiner Umgebung, von dem Dein Brief erzählt, durch trübe Färbung meines Briefes noch zu vermehren.

„Auch ist die Arbeit begonnen, bey der freylich allzuoft das drückende Gefühl, der ungeheuren Aufgabe, zumal in meinem Alter, nicht gewachsen zu seyn, lähmend eintritt und Erschöpfung mich zwingt auszuruhen, während ich so sehr Ursache hätte, in ununterbrochener Thätigkeit die Zeit zu benützen die mir noch gegönnt ist. Wo aber könnte ich besser ausruhen als bey Dir, in der Erinnerung an Dich und Deine treue Freundschaft; und das soll denn auch heute geschehen; ich werfe mich im Geist an Deine Brust, um Dir zu sagen, wie unvergeßlich mir die Tage sind und bleiben werden, die Du mir hast schenken wollen, und wie Du dieses Geschenk durch Deinen lieben so reichen Brief wahrhaft gekrönt hast. Innigen Dank für Alles, namentlich auch für den Bericht Deiner Reise, der auf so belebende Weise Jugenderinnerungen wach gerufen hat.

„Pisa! Padua! ach wer sie an Deiner Seite hätte sehen können! allzusehr sind im eigenen Gedächtniß die dort

empfangenen Eindrücke schon erbleicht. Wohl mir, daß durch Deine Vermittlung das ehrwürdige Bild jener herrlichen Vorzeit in seiner Gesammtheit noch Einmal mich begrüßt hat und ich es erkannt, als den Stern der meiner Jugend einst so glänzend geleuchtet hat, dessen Schimmer ich unserer Zeit zu vermitteln mein langes Leben durch bemüht gewesen bin, was aber ach! so unvollkommen gelungen ist. Du aber, muthiger Schiffer mit Deinen ungebrochenen Kräften, steure unverdrossen ihm nach, den Blick unverrückt nach ihm gerichtet, er wird zu herrlichem, zu segensreichem Ziele Dich führen. Die Welt zwar, sie wird fortfahren auch in der Kunst das Ihre zu suchen, zu lieben und anzupreisen; aber der edle Samen den Du bisher ausgestreut hast und den Du noch ausstreuen wirst, er wird dennoch erblühen unter den Kindern Gottes und Frucht bringen für kommende Geschlechter! — Unsere Aufgabe ist ja die der Macchabäer, zu streiten; die Salomonischen Zeiten, die der tausendjährigen Herrschaft des Christenthums auf Erden, sie sind vorüber. Sichtbarlich ist dem Satan Macht gegeben zu schaden auf Erden. Aber getrost! wir sind stärker als der Satan, denn das Kreuz Christi steht auf unserer Stirne und auf unserer Fahne; wer kann uns schaden!

„Dies, Vielgeliebter, habe ich Dir als Bruder in Christo schreiben wollen, weil die Zeiten böse sind, und es noth thut, daß die den Herrn lieben sich unter einander stärken. Wir haben ein großes Vermächtniß unsern Nachkommen zu hinterlassen, das der heiligen Furcht und Liebe Gottes! Mich dünkt, wir sollten unablässig es unsern Kindern und Kindeskindern sagen, damit diese es wiederum ihren Kindern sagen und einschärfen, daß Gott fürchten und lieben und Ihm von ganzem Herzen dienen, die einzige wahre Weisheit sei, das einzige wahre Glück im Leben und im Sterben. Ich habe dies ein Vermächtniß genannt, das uns anvertraut ist, weil nicht abzusehen ist, was für Verheerungen der wachsende Unglaube vielleicht in nächster Zeit noch anzurichten im Stande ist.

„Darum laß uns vereint beten, damit wir nicht wanken; aber namentlich beten auch für das bevorstehende Concilium, daß es zu Stande komme und der Welt den Segen bringe der von ihm zu hoffen ist.

„Meine (Adoptiv-) Tochter grüßt Dich mit aller Herzlichkeit, sie ist wie immer die treue unermüdliche Pflegerin. Grüße Dein ganzes liebes Haus! Herzlichst Dein treuer Bruder in Christo Fr. Overbeck."

Es war sein Scheidegruß. Wenige Monate nachher nahm der Tod dem arbeitsamen Manne Pinsel und Palette für immer aus der Hand. In der Nacht auf Allerheiligen meldeten sich die ersten Vorboten, Athembeklemmungen. Zehn Tage später hatte er vollendet.

Seine letzten Tage und Stunden werden uns in den Berichten besuchender Freunde geschildert: „Das Krankenbett des herrlichen Mannes ist eine wahre Erbauung. Er betet fast ohne Unterlaß und hat auf den sterbenden Lippen für Jeden noch ein liebendes tröstendes Wort. Er ist fast beständig bei vollem Bewußtseyn; betäubt ihn aber zuweilen die Schwäche, so ist sein Blick nach oben gerichtet, und seine Hand bewegt sich als wenn er zeichnen wollte." Zwei Tage vor seinem Ende verlangte er die letzte Oelung und heilige Wegzehrung; Abends gegen Avemaria empfing er sie, im Beiseyn mehrerer Freunde. „Ich werde diese Augenblicke nie vergessen!" schreibt einer derselben voll Ergriffenheit. Derselbe Künstler wachte bei ihm in der vorletzten Nacht: schwer athmend, aber ergeben lag der Kranke da, „wenn er nicht schlummerte, in rührendster Weise betend, immer freundlich und dankbar für jede kleine Handreichung."

Am letzten Morgen — Freitag den 12. November 1869 — empfing er noch einmal, zusammen mit zweien seiner Hausgenossen, die Communion. Er blieb den Tag über vollkommen bei Bewußtseyn, redete vernehmlich kurze herzliche Worte, und wenn man nach seinen Händen fühlte, die schon

anfingen kalt zu werden, erwiderte er wie zum Danke den Druck. Abends gegen sechs Uhr schlug die Scheidestunde: „Frau Hofmann hatte mit ihm gebetet, bei dem Worte Amen laut aufathmend ist er verschieden, ohne Schmerz und Furcht, mit wahrer Freudigkeit... Wie in sanftem Schlummer lag er im Bett. Vollständige Ruhe war, wie sein ganzes Leben und seine Krankheit, auch sein Ende — wer so sterben könnte!"

Was auf seinem Bilde vom Tode des Gerechten die Engel über dem verscheidenden Joseph singen: „Selig sind die in dem Herrn entschlafen!" — es mochte nun auch von dem Maler selber gelten. Sagte doch einer der Anwesenden bei seinem Anblick: „So stirbt ein Gerechter; lasse Gott die Lehre von dieses Mannes Leben und Tod an uns nicht verloren seyn!"

Gewiß, er hat ein Beispiel christlich erhabener Lebensweisheit und friedlicher Charaktergröße hinterlassen, das auch den niedrigsten Charakter heben muß und dessen Betrachtung kommenden Geschlechtern noch zur Erquickung gereichen wird. Er gehörte zu jenen wohlthätigen Genien unter den Menschen, die das Gemeine bändigen und, wo immer sie erscheinen, wie mit einem Demantschilde alles Unreine aus ihrer Nähe scheuchen. Wo er weilte, war der Friede, und derselbe Frieden, der Hauch einer unendlichen heiligen Sonntagsstille, weht uns beseligend aus seinen Bildern in das Herz. Er war der Apostel einer neuen Schule, und wahrlich ein Apostel der die von ihm verkündigte Lehre nicht bloß in schönen Bildern dargestellt, sondern auch in einem ehrwürdigen Vorbilde dargelebt hat. Sein Name wird in der Kunstgeschichte unsterblich, sein Leben aber im Gedächtniß der Menschen gesegnet seyn.

LVI.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.

III. Die Parteien.

Ich muß den Leser um Verzeihung bitten, wenn ich hier den Ausdruck Parteien von den Bischöfen des Conciliums gebrauche, auf die er nicht anzuwenden ist, auch wenn über einzelne Fragen, wie leicht erklärlich, verschiedene Ansichten unter ihnen sich geltend machen. Ich rede hier, wie anderwärts, nach dem Manne mit dem vergifteten Pfeil, der nicht bloß diese Parteien entdeckt, sondern auch sowohl nach ihrer numerischen Stärke als nach ihrer geistigen Tüchtigkeit eingehend beurtheilt hat.

Zunächst unterschied derselbe die Majorität und die Minorität der Väter. Erstere berechnet er im Dezember auf 500, letztere auf 200 *); aber bald nahm er wahr, wie man die letztere von 200 auf 40 bis 50 herunter zu bringen suche **). Am 30. Januar zählte er nicht mehr 200, sondern nur 137 Bischöfe der Opposition; am 15. Januar hatte er 140 bis 150 gezählt. Während die Minderheit sich nicht vergrößert, sinkt die Mehrheit von 500 auf 400 herab; erst am 2. Februar hat unser Gewährsmann eine (dritte) Mittel-

*) II. Br. A. Z. 27. Dez. 1869. **) IV. Br. 29. Dez.

partei entdeckt. „Ein tiefer Riß", schreibt er*), „geht unverkennbar durch das Concil." Nicht bloß die einzige Frage der Unfehlbarkeit entzweit die Bischöfe; beide Theile haben entgegengesetzte Programme. Die Mehrheit ist bereit, alles vom Papste Vorgelegte unverweigerlich und im Wesentlichen unverändert anzunehmen. So sind die 130 bis 140 Bischöfe, die Reformen wollen, bei jedem Schritte gelähmt. Zwischen den 400 und den 130 bis 140 Bischöfen findet sich eine Mittelgruppe von 150 Prälaten verschiedener Nationalitäten, die der Dogmenverfertigung abgeneigt sind und Reformen wünschen, aber offen aufzutreten nicht den Muth haben. Wir suchten nach den weiteren Schicksalen der Mittelpartei; am 8. Februar ist aber wiederum von 500 theils wirklichen theils Titularbischöfen die Rede, über welche der Papst wie ein Oberst über die Soldaten seines Regiments verfügen kann, und von 150 bis 200 Bischöfen der Gegenseite, geschieden durch Sprache und Nationalität, jetzt zum erstenmale durch die gemeinsame Noth und Gefahr vereinigt**). Die Mittelpartei ist also wieder verschwunden und die zwei Parteien stehen wieder da wie im Anfange. Ebenso haben wir am 16. Februar die 500 wider die 200, am 8. März aber 600 wider 150. Nachher wird die Zählung sorgfältig vermieden; wir hören über die Stärke der Parteien nichts Bestimmtes mehr.

Natürlich ist der Werth der Parteien und ihrer Mitglieder sehr ungleich. Die Majorität ist eine Schaar von ganz abhängigen, blind dem Papste ergebenen Leuten; darunter sind 300 Kostgänger des Papstes, die unter der Propaganda stehenden apostolischen Vikare oder Missionsbischöfe***). Man hat in zwei Jahren 89 neue Bischöfe in partibus

*) XIV. Br. A. Z. 10. Febr. **) XIX. Br. A. Z. 18. Febr.

***) Gerade die Männer die vom Episcopate nichts als die Beschwerden des Apostolates haben, werden am meisten verdächtigt.

creirt*), deren Gemeinden im Mond oder Sirius sich befinden. Da sind 62 Bischöfe des Kirchenstaats, 68 Neapolitaner, 80 von hispanischer Race, 110 Titularbischöfe, 30 Ordensgenerale, kurz der romanische Süden steht gegen den gallisch-germanischen Norden**). Die Missionsbischöfe sind größtentheils Zöglinge der Propaganda, jedes von daher kommenden Winkes gewärtig; die Bischöfe spanischer Zunge sind der Art servum pecus, daß sie nach der Aeußerung eines römischen Cardinals gehorchen würden, wenn der Papst geböte, statt dreier Personen vier in der Trinität zu lehren***). „Da bei den romanischen Bischöfen und den apostolischen durch die Propaganda in jedem Moment absetzbaren Vikaren der Gehorsam ein unbedingter ist, so werden sie die vorgelegten Schemata genau so wie der Papst es will votiren; aber die meisten thun es am Ende doch mit innerem Widerstreben, und sagen, wie ehedem die aragonesischen Stände: wir gehorchen, aber wir vollziehen nicht"†). Wahrlich das sind Männer von Charakter!

Der Mann, der das Innere von mehr als 700 Prälaten durchschaut, ihre Reden anführt und beurtheilt, ihre Kenntnisse sorgfältig abgewogen und alle Einzelnen aus Theologie und Geschichte examinirt hat, verkündigt uns den Orakelspruch: je größer die Unwissenheit, desto stärker der Infallibilitätsglaube: die Infallibilisten sind unwissende Schwachköpfe. Das Uebergewicht der Seelenzahl wie der Intelligenz ist auf Seite der Minorität††); die am meisten geistigen Gehalt besitzen, sind bei der Opposition †††); Talent, Redner-

*) IX. Br. 19. Jan Sehr viele treffen aber auf die unirten Orientalen der asiatischen Türkei. Im XXVIII. Br. A. Z. 18. März lesen wir, zwischen Juni 1866 und August 1869 seien 51 Bischöfe in partibus ernannt worden.

**) XVII. Br. A. Z. Beil. v. 15. Febr.

***) II. Br. A. Z. 27. Dez. Vgl. Mainzer Journal 14. Jan.

†) XXIII. Br. Beil. v. 2. März.

††) IX. und XIII. Br. 19. Jan. 8. Febr. †††) II. Br. 27. Dez.

gabe, Schwung ist fast nur bei der Opposition zu finden*). Wenn die Stimmen nicht gezählt, sondern nach dem geistigen Gehalt der Votanten gewogen würden, so wären die 200 (der Minderheit) weitaus die Mehrheit**). Eine Analyse der die (faktische) Mehrheit compromittirenden (!) Elemente und eine Vergleichung derselben nach wissenschaftlicher Bildung und Repräsentation der Seelenzahl mit der Opposition würde allzu bedenkliche Resultate ergeben***). Die völlige Sterilität auf dieser Seite, die Armuth an Gedanken und an Strebezielen, die passive Resignation des bloßen Zustimmens zu fremden Gedanken und Worten, das Alles macht, in der Nähe besehen, einen peinlichen Eindruck†). Auch im Einzelnen zeigt sich diese Schwäche.

Der Erzbischof Dechamps ist wohl beredt, aber (schon als Infallibilist) gedankenarm; Manning und Mermillod sind des Latein nicht genug mächtig††). Aber den Minoritäts-Bischöfen hilft bei der festen Haltung der Majorität, die mit der Curie durch Dick und Dünn geht, ihre Ueberlegenheit nichts; jene wissen sehr wohl, daß auch die beredtesten Vorträge, die schlagendsten Argumente nicht ein einziges Votum der Mehrheitsbischöfe ändern, daß, wenn auch ein Chrysostomus oder Augustinus unter ihnen wäre, diese Mehrheit fest und unbewegt bleiben würde wie der Felsen Petri†††). Es ist das demüthigende Gefühl der geistigen Impotenz und des dreifachen Mangels an Kenntniß, Rednergabe und Gesinnung gegenüber der Minderheit, was die Mehrheitsmasse bitter und intolerant stimmt. Sie fühlen sich selber klein und niedrig in der undankbaren Rolle, nur das Echo der ihnen vorgelegten Schemate und Canones zu seyn und das von den Jesuiten so eifrig empfohlene Opfer des eigenen Verstandes so schmucklos und unverhüllt darbringen zu sollen.

---

*) XV. Br. A. Z. 11. Febr. **) II. Br. a. a. O.
***) XIV. Br. 10. Febr. †) XXVII. 17. März.
††) XV. Br. A. Z. 11. Febr. †††) XXIV. Br. 4. März.

Die Ehre, später dann als eines der 600 Organe des heil. Geistes auf diesem Concil gepriesen zu werden, muß etwas theuer erkauft werden. Ueberhaupt aber wird man, wenn man diese Majoritätsbischöfe sich in der Nähe besieht und mit ihnen in das Gespräch geräth, an das Wort jenes Dänen erinnert, dem ein Franzose sagte, der angesehenste Orden Frankreichs (vor der Revolution) sei der Orden des heil. Geistes: „Unser heiliger Geist ist ein Elephant“ *). Die Mehrheit hat die „Haut des Rhinoceros“, machtlos prallt jeder von der Opposition entsendete Pfeil, auch der bestgezielte von ihr ab **); ja fügen wir hinzu: selbst die am allerbesten gezielten der Pfeilcorrespondenz in der großen Allg. Zeitung. Freilich reimt sich dazu sehr schlecht, daß man später große Erfolge der oppositionellen Redner aufzeigen konnte, daß das Schema vom Glauben trotz der gegentheiligen Vermuthung unseres Concils = Historiographen in Folge der von der Minderheit gemachten Bemerkungen wesentlich umgeändert ward. Doch hievon später.

Hier haben wir zunächst die Aufgabe, uns über die Programme der beiden Parteien zu orientiren, den Ideengang dem sie folgen, die Principien welche sie leiten, die Triebfedern die für sie maßgebend sind, zu erforschen. Das ist aber etwas Leichtes, nachdem der Kardiognost ***) so genau und gründlich das Alles untersucht und so durchsichtig zur Darstellung gebracht hat. Hören wir nur seine Worte †):

„So viel ich aus vielfältiger persönlicher Berührung

---

*) XXVII. Br. 17. März. **) XXV. Br. 6. März.

***) So muß ich in der That den Mann nennen, der eine solche Menschen= und Herzenskenntniß besitzt, vor der mir schwindelt. Ich kenne so manche Prälaten Deutschlands und anderer Länder, auch Roms, aber ich getraue mir nicht, sie so schlechthin, so apodiktisch zu classificiren. Doch der Herzenskenner scheint förmliche Conduitelisten über die Bischöfe zu führen.

†) XIV. Br. A. Z. 10. Febr.

mit den zahlreichen infallibilistisch gesinnten Bischöfen wahrnehmen kann" — wahrscheinlich ist er bei ihnen allabendlich zum Thee und diese Bischöfe ahnen nicht, wie der schlaue Mann sie ausforscht — „liegen folgende Gedanken hauptsächlich ihrem Eifer zu Grunde: erstens wirkt bei ihnen mit mehr oder minder Bewußtseyn (es sind meistens sehr einfältige, ungelehrte Leute) die Vorstellung, daß neue Dogmen nothwendig seien, und man mit den alten nicht mehr ganz ausreiche; zur Verfertigung derselben aber sei ein einziger unfehlbarer kirchlicher Diktator besser geeignet, als eine episcopale Versammlung; denn abgesehen von dem Widerspruch einer Minderheit, auf den jedes Dogma stoßen würde, könnten Bischöfe doch immer nur als Zeugen der in ihren Kirchen vorhandenen Ueberlieferung auftreten (das ist ja die Idee des Janus S. 434!); wogegen der unfehlbare Papst, unter direkter Inspiration des heiligen Geistes stehend (daran erkennen wir abermals den Janus S. 436, 49 und sonst), alles was ihm einleuchtet, sofort, ohne sich um die Vergangenheit und um die Tradition der Einzelkirchen, ja selbst der römischen Einzelkirche, zu bekümmern (natürlich mit der bei den Jesuiten so beliebten Verachtung der altkirchlichen Ueberlieferung, Janus S. 38), zum Dogma und Glaubensartikel erheben kann, wie z. B. jetzt die körperliche Himmelfahrt der Jungfrau Maria" (Janus S. 37 ff.). Noch mehr: „Zweitens — und dieß ist eine Hauptsache — der Unterschied zwischen theologisch gelehrten und unwissenden Bischöfen verliert dadurch an Bedeutung; da die Bischöfe künftig bloße Verkündiger und Vollstrecker päpstlicher Glaubens-Edikte seyn sollen, so ist Unkenntniß der Theologie und der Kirchengeschichte künftig für einen Bischof kein Vorwurf mehr, welcher noch einiges Gewicht hätte, oder ein Mangel, dessen man sich zu schämen brauchte. Wer nicht selbst zu urtheilen hat, kann füglich auch der Befähigung zum eigenen Urtheil ermangeln; er ist nur das Sprachrohr eines Höheren. Drittens, die Theologie selbst wird dadurch sehr vereinfacht, ihr Studium ab-

kürzt und erleichtert werden" u. s. w. Alles nach Janus S. XVI. 51 f.), der dem Briefschreiber in Fleisch und Blut übergegangen ist! Hier hat er sich inzwischen verrathen; Dechamps, Manning, Spalding und die anderen Prälaten der Mehrheit haben Hirtenbriefe und Schriften veröffentlicht, die jene lügenhaften Voraussetzungen hinlänglich entkräften; kein einziger Bischof der Majorität hat jene Gedanken zu erkennen gegeben, und nur die Voreingenommenheit des blinden Hasses spricht aus unserem hier wie so oft sich überstürzenden Autor heraus.

Doch nicht genug. Nicht bloß albern und unwissend erscheinen die infallibilistisch gesinnten Bischöfe, nein sie werden zu wahren Miethlingen, zu Verräthern an den Rechten der Kirche, zu Selbstmördern gestempelt. Hören wir weiter: „Die Mehrzahl sagt: Wir sind entschlossen als Lehrkörper, als wesentlicher Bestandtheil des kirchlichen Lehramts abzudanken; wir wollen um des Besten der Kirche willen Selbstmord an uns begehen, damit die Autorität eines Einzigen an die Stelle des Collektivepiscopats und aller Kirchen trete. Die Minderheit hingegen denkt: Wir sind entschlossen das achtzehnhundertjährige Erbtheil, das unsere Vorgänger uns hinterlassen haben, unversehrt unseren Nachfolgern zu überliefern. Unsere Vorfahren waren Richter und Definitoren in Sachen der Lehre; wir wollen es bleiben, und wir wollen nicht die Hand dazu bieten, daß wir und unsere Nachfolger aus Definitoren bloße Acclamatoren werden." — Fragt man, wo die Mehrzahl das was ihr in den Mund gelegt wird, gesagt hat, so findet sich keine andere Antwort als: in der Phantasie des Janus und Consorten.

Aber noch weiter geht die Lästerung der „im Concil vereinigten, oder vielmehr nicht vereinigten, sondern bloß versammelten" Bischöfe in ihrer Mehrzahl. Die große Mehrheit, heißt es *), ist in der Stimmung der Athenienser, denen

*) XVII. Br. A. Z. 27. März.

Alexander der Große mittheilen ließ, er sei Gott geworden und wolle als solcher verehrt seyn, worauf die Volksversammlung erklärte: Wenn Alexander durchaus Gott seyn will, so sei er es denn. Es „sagen" 300 Bischöfe: Wir essen des Papstes Brod und trinken seinen Wein, ruhen unter seinem Dach. Also — sei er unfehlbar. Hundert Bischöfe „sagen": Wir sind nichts als titulirte Bischöfe ohne Sprengel und Gemeinden; von wem haben wir unsere Titel als vom Papste? Also — sei er unfehlbar. Wieder Andere*) „sagen": Wir nennen uns Bischöfe oder apostolische Vikare von des Papstes Gnaden**), auf seinen Ruf oder Widerruf; laßt ihn also unfehlbar seyn. Endlich „sagen" Andere: die Curie hat uns in ihrer Gewalt, wir brauchen sie bei jedem Schritt; der Papst muß unfehlbar seyn; denn er will es. So haben wir schon 550 geborene Infallibilisten (von denen kein einziger einen theologischen Grund weiß trotz der so reichen Literatur). Und nun kommen noch diejenigen hinzu, welche die Italiener, z. B. der edle Graf Mamiani, mit mehr Kürze als Höflichkeit Energumeni stranieri nennen, die Prälaten vom Typus Mannings et hoc genus omne, die wirklich als Volontärs diesen Feldzug zur Eroberung der Unfehlbarkeit und Unterjochung der Seelen mitmachen. „Viele werden, wie ehedem Sieyes, la mort sans phrase stimmen; aber von den Volontärs werden wir salbungsreich (natürlich nicht „wissenschaftlich") motivirte Vota zu lesen bekommen." Doch nahe an 500 Prälaten, nämlich die von Italien, Spanien und Südamerika, können, wie wir später hören***), noch einen anderen Grund anführen. Sie haben in ihrer Heimath, an die doch alle zunächst denken, auf absolute Indifferenz und

---

*) Diese fallen aber der Mehrzahl nach mit der ersten Kategorie zusammen.

**) Aber es nennen sich jetzt alle Bischöfe: Dei miseratione et Apostolicae sedis gratia.

***) XXIX. Br. A. Z. 23. März.

Ruhe zu rechnen, und da dortzulande nur Geldfragen, nur der Streit über das Kirchenvermögen die Geister bewegt, können sie noch dazu hoffen, „daß die Unfehlbarkeit den päpstlichen Aussprüchen über die Unantastbarkeit des Kirchenguts doch etwas größeren Nachdruck verleihen werde." Gewiß höchst geistreich gedacht.

Wir kennen jetzt die Programme beider Parteien. Kein Mann von Intelligenz kann es natürlich mit der Mehrheit halten, die Minderheit hat allein Verstand, Kraft und Muth. Aber es ist doch sehr wichtig, auch die Concilsbischöfe nach den Nationalitäten in das Auge zu fassen, unter denen selbstverständlich eine Rangordnung besteht.

Die erste Stelle nehmen die Deutschen ein. Man mußte erwarten, sie alle bei der allein intelligenten Minderheit zu finden. Dem ist jedoch nicht so. Unter ihnen sind der Sekretär des Concils Feßler, dann drei Jesuitenzöglinge, die zwei Tyroler, der Bischof von Paderborn, der apostolische Vikar von Luxemburg, also acht auf Seiten der Mehrheit *). Für einige derselben sollte das Fuldaer Hirtenschreiben ein unbequemer Hemmschuh seyn, da es ja nur so ausgelegt werden darf, wie die „Allgemeine Zeitung" **) es interpretirte. Hat doch jenes Hirtenschreiben versprochen, daß das Concil keine neuen und keine anderen Grundsätze aufstellen werde, als diejenigen welche allen deutschen Katholiken durch den Glauben und das Gewissen in das Herz eingeschrieben sind, welche letztere doch sehr unzweideutig gesprochen haben. Die Deutschen werden wohl begierig seyn, die Umschreibungen und Auslegungen zu vernehmen, welche nach Verfertigung der „neuen Dogmen" dem vom Grabe des heiligen Bonifacius her erlassenen Hirtenschreiben in den neuen Hirtenbriefen gespendet werden ***).

---

*) II. Br. A. Z. 27. Dez. **) A. Z 18. 25. Sept. 1869. Vergl. Mainzer Journal 14. 18. Jan. 1870. ***) XXIII. Br. A Z. 2. März. XXXI. Br. 31. März.

Von diesen zur unwissenden Masse gehörigen Prälaten wird Bischof Martin von Paderborn, obschon früher Universitätsprofessor in Bonn, nicht einmal für fähig gehalten, einen Vortrag auszuarbeiten; die Autorschaft seiner „von Devotion überfließenden" Rede wird seinem Hausgenossen P. Roh zugeschrieben*). Zur Gegenpartei werden gerechnet die Erzbischöfe von Bamberg, Köln und München, die Bischöfe von Breslau, Ermeland, Trier, Osnabrück, Hildesheim, Augsburg und Rottenburg und der apostolische Vikar von Dresden. Werden die österreichisch-ungarischen Prälaten, die nicht zum eigentlichen Deutschland gehören, auch nicht in Fulda waren, nicht mitgerechnet, so wäre die Mehrheit der Deutschen auf der Oppositionsseite nicht sehr groß, zumal da der (in den Concilsbriefen nicht erwähnte) Erzbischof von Gnesen und Posen, der hier an Feßler's Stelle zu zählen wäre, sonst zur Infallibilistenpartei gerechnet wird**). Mehrere deutsche Bischöfe konnten nicht nach Rom kommen; der Bischof von Speyer starb bald nach Beginn des Concils. Es wäre immer noch fraglich, auf welcher Seite die Mehrheit der deutschen Bischöfe stehe. Aber durch Beiziehung der sonst nicht zu Deutschland gerechneten Oesterreicher und Ungarn, von denen jedoch der Erzbischof von Gran als Mitglied der verhaßten Glaubenscommission kaum hieher gehört***), bringt man eine Mehrheit von deutschen Bischöfen der Opposition heraus, freilich nur bezüglich der Opportunität einer dogmatischen Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit. — Das reichste Lob erhalten die Väter aus dem österreichischen Kaiserstaat. „An Klarheit, Entschiedenheit und

*) XV. Br. A. Z. 11. Febr.

**) v. Döllinger's Erklärung A. Z. 11. März.

***) Später (A. Z. 20. April) erfahren wir von ihm, daß er ein paar Monate lang mit seinen Landsleuten zur Minderheit hielt, aber in sehr auffälliger Weise zur „Hofpartei" überging nebst einem anderen ungarischen Bischof. Simor soll ja Cardinal werden!

Muth stehen die östlichen Prälaten voran. Rauscher, Schwarzenberg, Haynald, Stroßmayer wissen was sie wollen, sind von treuer Liebe zur Kirche erfüllt, erkennen die Größe der Gefahr und begreifen wohl, daß von diesem Concil kein positiver Gewinn, keine der größeren und doch so nöthigen Reformen zu erwarten sei; dazu ist die italienisch-spanische Phalanx zu stark und undurchdringlich; aber sie hoffen wenigstens durch energischen Widerstand Unheil von der Kirche abzuwenden"*).

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt Bischof Wilhelm Emmanuel von Mainz ein. Er erscheint als abhängig von seinen Hausherrn, den Jesuiten; halb wird er gezogen, halb sinkt er hinüber in das Lager der Infallibilisten**). Der rastlose Prälat, der auch während des Concils keine Controverse scheute***), setzte gleichwohl seinen Namen unter die Adresse der Nichtopportunisten. Nicht einmal dieser Umstand erwarb ihm Gnade in den Augen des Oberrichters der Bischöfe; derselbe erklärte vielmehr, Ketteler lasse im „Mainzer Journal" auf seinen Abfall vorbereiten, und sprach die Besorgniß aus, er könne im entscheidenden Augenblick seine Sympathie für die bequeme (Janus S. XVI) Unfehlbarkeitslehre über seine Liebe zur deutschen Nation und Kirche (immer handelt es sich um eine Nationalsache!) obsiegen lassen †). Man wollte es innerhalb der Opposition nicht zum Bruche kommen lassen mit Ketteler, der gegen die römischen Grundsätze über Staat und Kirche ebenso eifert, wie gegen die deutsche Wissenschaft ††). Er ist ein zu brauch-

*) X. Br. A. Z. 26. Jan. **) II. Br. 27. Dez. v. Jrs.

***) Eine Seelenstärkung für die gläubigen Leser der A. Z. bildete der Aufsatz in der Beil. v. 6. Januar: „Eine Controverse zwischen Bischof v. Ketteler und Prof. Dr. Nippold." Die Antwort des Prälaten auf die Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort", wie die Erklärung der Bürger Bingen's hatten freilich keine solche Bedeutung.

†) XVI. Br. A. Z. 13. Febr. ††) XXI. Br. 22. Febr.

barer Bundesgenosse, wenn auch in seiner Brust zwei Seelen zu wohnen scheinen und er darum eine exceptionelle Stellung einzunehmen scheint, zugleich Freund der päpstlichen Unfehlbarkeit, aber Gegner der Dogmatisirung und Mitglied der Opposition zu seyn*). Als einer der entschiedensten und mächtigsten Gegner der Geschäftsordnung, überhaupt für formelle Principienfragen ist er sehr gut geeignet, besser als für den Kampf gegen die Infallibilität**). Immer zählt die deutsch-ungarisch-österreichische Opposition einige vierzig Mann***).

Von den Bischöfen der Schweiz wird nicht besonders gehandelt; der von St. Gallen ist nicht Infallibilist, während die anderen in diesem üblen Geruche stehen, ganz besonders de Preux von Sitten und Mermillod von Genf; die Radikalen Helvetiens haben bereits ihrem Zorne darüber mehrfach Luft gemacht. Auch von den Prälaten Hollands hören wir nichts; sie scheinen festzuhalten an ihrem Utrechter Provinzialconcil, das 1865 die Lehre von der Unverirrlichkeit päpstlicher Lehrentscheidungen aussprach.

Was die englischen Bischöfe betrifft, so ist Manning, der vielgehaßte, schon seit März 1869 als ein Hauptagitator für die Unfehlbarkeitslehre gebrandmarkt worden†); er hat sich aber immer noch nicht zur Ruhe begeben und bereitet dem Manne mit dem Pfeile schwere Sorgen. Man sollte freilich nicht glauben, daß er auf den englischen Episcopat großen Einfluß hat (obschon die Allgemeine Zeitung es voraussagte††), da ja in England bis auf Wiseman†††) die

---

*) XXIX. Br. A. Z. 23. März. **) XXXII. Br. 2. April.

***) XIV. Br. A. Z. 10. Febr. In der Wiener Presse v. 8. April fällt Pichler ein ganz anderes Urtheil über die Prälaten der Majorität, insbesondere über die deutschen.

†) A. Z. 13. März 1869. ††) A. Z. 14. März 1869.

†††) Conc. provinciale Westmonaster. a. 1852: Quidquid ab ipsa (R. Ecclesia) semel definitum est, *eo ipso* ratum et certum tenemus.

ftliche Infallibilität unbekannt war und die päpstliche
rschaft über die Monarchen, die damit genau zusammen-
gt*), geläugnet wurde, ja sogar die Unfehlbarkeit des
ostes**) die Bezeichnung einer protestantischen Erfindung
elt***). Aber „obschon sonst nicht geneigt sich von
nning führen zu lassen", sind doch die englischen Bischöfe
der Mehrzal für die Unfehlbarkeit. Man kann, schrieb
er Orakel, nicht annehmen, daß sie gleich den Belgiern
vollem Bewußtseyn die katholische Kirche ihres Landes
unversöhnlichen Feindin der brittischen Staatsverfassung
hen wollen, obgleich dieß — nach Janus S. 25 f. —
nothwendige Folge jener Lehre seyn würde. Unter den
laten ist Moriarty abgeneigt, mit den älteren Traditionen
er Kirche zu brechen; Brown von Liverpool, Antiinfalli-
ft, ist wegen Krankheit abwesend; Ullathorne von Bir-
gham und Erzbischof Mac Hale von Tuam sind Gegner
Unfehlbarkeit, ohne die Adresse zu unterschreiben; Clifford
Clifton aber hat sie unterschrieben. So sind Manning's
olge unter seinen Landsleuten sehr getheilt†).

---

*) Erwägungen für die Bischöfe rc. S. 13 §. 19. Janus S. 405 ff.

*) Hier ist ein offenbares Falsum; es sollte heißen: die Behauptung, daß die päpstliche Unfehlbarkeit als Dogma von allen Katholiken geglaubt werden müsse. Die officiellen Erklärungen beziehen sich auf die Lehre von der indirekten Gewalt des Papstes über die weltlichen Fürsten, wie die von Cardinal Antonelli v. 23. Juni 1791, vom irischen Episcopate 25. Januar 1826 u. a. Vergl. Pichler Geschichte der kirchlichen Trennung II. S. 736 ff. Andere Aktenstücke citirt der XIV. Brief.

*) IV. Br. A. Z. Beil. v. 29. Dez. Ganz so wird im XXX. Br. 27. März gesagt: Die englischen Katholiken hätten ihre ganze politisch-rechtliche Stellung auf die wiederholte Erklärung hin erlangt, daß die Unfehlbarkeitsdoktrin in der englischen Kirche nicht gelehrt und nicht angenommen werde; deßhalb fühlten sich auch einige englische Bischöfe verpflichtet, diese Meinung zurückzuweisen. Also wurden 1829 Englands Katholiken zum Gallikanismus verpflichtet?

†) XIV. Br. a. a. O

Später erhalten wir eine Liste*) sowohl der Engländer, unter denen nur zwei Ultramontane, zwei Liberale (Clifford und Errington) und sechs vom Tiers-Parti, darunter Ullathorn, gezählt werden, als der Irländer, von denen die Mehrzahl mit dem Cardinal Cullen**) geht, der sich freuen würde, den gebildeten Irländern das von ihnen verabscheute Dogma mit Hilfe der unteren Volksclassen aufzuzwingen, zwei (Moriarty und Leahy von Dromore) entschiedene Gegner dieses Dogma sind, während der Erzbischof von Tuam mit einigen anderen Prälaten zur dritten Partei gerechnet wird***). Schon zeigt sich aber mehr und mehr, wie nachtheilig für Englands Katholiken die Unfehlbarkeitslehre geworden ist. Der Erbitterung über die römischen Vorgänge ist die Entscheidung des Unterhauses über die Visitation der Klöster zu verdanken und rasch greift die feindselige Stimmung in England um sich, die sich auch bei der Agitation zu Gunsten der Säcularisirung der Schulen kund gibt. Und dennoch fährt Manning in Rom fort zu versichern: das Dogma der Unfehlbarkeit werde der mächtige Magnet seyn, welcher die Protestanten zu Tausenden in die Kirche herüberzieht, und man glaubt ihm gern†)!

Die belgischen Bischöfe bilden gleich den englischen die auffallendste Erscheinung; denn sie stehen gleich ihrem Vorkämpfer Dechamps von Mecheln alle auf Seite der Infallibilisten††), zu denen auch die Universität Löwen zählt†††).

---

*) XXIV. Br. A. Z. 4. März 1870.

**) Natürlich ist er charakterisirt wie in der A. Z. v. 14. März 1869.

***) Im dritten Briefe A. Z. 28. Dez. v. Jrs. erschien er aber als Führer der irischen Opposition.

†) XXXV. Br. A. Z. 19. April. ††) XIV. Br. 10. Februar.

†††) Dieselbe erließ bekanntlich eine Adresse für Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit und ein Schreiben des Prof. Haine an Döllinger vom 2. Februar wies nach, daß dieselbe längst vor 1562 in Löwen gelehrt ward.

Sicher kennen sie die politische Tragweite des neuen Dogma*); aber sie wollen, scheint es, den Bruch zwischen den Katholiken der jüngeren Generation und der liberalen Partei, welche an der belgischen Verfassung festhält, unheilbar machen. Festgebannt auch hier im Ideenkreise des Janus kann unser Autor nur eben in der von diesem behaupteten Incompatibilität der modernen Verfassungen und der päpstlichen Unfehlbarkeit die Erklärung finden und die gegentheiligen Aeußerungen der belgischen Bischöfe machen ihn, den „Unwiderleglichen", nicht irre.

Unter den französischen Bischöfen zählte der Brief vom 15. Januar 35 entschiedene Infallibilitätsgegner, der vom 5. Februar 20 ebenso entschiedene Infallibilisten, aber der vom 20. Februar (A. Z. 4. März) 30 Liberale, 27 Ultramontane, 10 Mittelparteiliche, 3 Ungewisse. Auch diese Zahlen erwiesen sich als falsch**) und einige Namen fehlten auf der Liste***); es hatten auch die „Ultramontanen" durch den Tod des Bischofs von Tarbes († 30. Januar) einen der Ihrigen verloren. Als Führer der Opposition erschienen†) Erzbischof Darboy von Paris, sehr gelehrt und nicht käuflich, obschon für den Purpur auserſehen††), Dupanloup von Orleans, Place von Marseille, Meignan von Chalons, Landriot von Reims, Ginoulhiac von Grenoble†††). Wie bei

*) wie sie die A. Z. so oft, namentlich 7. und 8. Nov. v. Jrs. dargestellt hat.

**) Im „Monde" erklärte der an achter Stelle, obschon mit der Bezeichnung „zweifelhaft" unter den Liberalen aufgeführte Bischof von Bayonne sich als entschiedenen Vertreter der päpstlichen Unfehlbarkeit, deßgleichen im „Univers" der als liberal bezeichnete Bischof von Mende und mehrere „Mittelparteiliche" bekannten sich als solche schon früher.

***) z. B. Lavigerie von Algier.

†) III. Br. A. Z. 28. Dez. v. Jrs.

††) IX. Br. 19. Januar. Vgl. XVI. Br. 15. Februar.

†††) X. Br. 26. Januar.

Cardinal Bonnechose die Infallibilisten, so versammelten sich die Oppositionsglieder bei Cardinal Mathieu, der ihnen einen Saal seiner Wohnung zu ihren Berathungen einräumte. Daß derselbe „wegen der unglücklichen Wahl des Glaubensausschusses" (14. Dez.) von Rom abreiste, ward trotz seiner baldigen Rückkehr (5. Januar) und anderweitiger Erklärungsgründe sehr scharf betont*); allein später ward seine geringe Verläßlichkeit gerade daraus gefolgert, daß er bei jedem kritischen Momente abzureisen pflegte und auch in der Congregation vom 22. März nicht zugegen war**). Die Intelligenz ist natürlich ganz auf Seite der Opposition; unter den Intelligenten gibt es keine Infallibilisten. In ganz Paris soll der Bischof von Nevers deren nur drei gefunden haben, darunter zwei Frauen; der dritte war vermuthlich der Nuntius Chigi, welcher versichert hat, daß ganz Paris am Tage der Proklamirung des Dogma illuminiren werde***). Die ultramontanen unter den französischen wie unter den deutschen Bischöfen genießen keine Achtung; sie werden sogar von den römischen Monsignori, die äußerlich die Correktheit ihrer Gesinnung loben, „innerlich" verachtet†). Bei dem Charakter der Nation und der jetzigen Sachlage ist es erklärlich, daß der Kampf unter diesen Prälaten bisweilen mit Heftigkeit geführt wird††); doch die Ueberlegenheit gehört immer der Opposition.

Die Bischöfe Nordamerika's erscheinen neben den deutsch-ungarischen und den französischen Prälaten als entschiedene Gegner des Ultramontanismus, für den nicht 5

---

*) IV. Br. A. Z. 29. Dez. **) XXXII. Br. 12. April.

***) XXXIV. Br. 17. April. Der Uditore der Nuntiatur denkt wohl nicht wie sein Chef, und von den theologischen Gegnern Maret's und Gratry's in Paris hat der Bischof — nichts gewußt.

†) X. Br. A Z. 26. Januar.

††) Brief des Bischofs von Laval gegen Dupanloup Rom 7. Februar. A. Z. 25. Februar. Brief des Bischofs von Montpellier gegen den von Laval vom 27. Februar. A. Z. 8. März.

unter 45 *) einstehen. Sie werden allmählig zur kirchlichen Mannesreife „erzogen" und sind dem naiven Glauben entwachsen, mit dem sie nach Rom kamen**). Sie können auch nicht ultramontan seyn; sie könnten sich ja in ihrer Republik neben ihren Mitbürgern gar nicht behaupten, wenn sie die Ideen des Syllabus, Religionszwang, Superiorität der Kirche u. s. w. festhalten müßten (Janus S. 28 f.). Man sollte, sagte ein Nordamerikaner (vielleicht derselbe der zu Janus sprach), Niemand zum Papste wählen, der nicht drei Jahre in den vereinigten Staaten gelebt und so verstehen gelernt habe, was heute noch in einem freiheitlich geordneten Gemeinwesen möglich sei***). Diese der Opposition angehörigen Nordamerikaner, die noch am 15. März das Zeugniß der Standhaftigkeit trotz des Verzichtes auf Petitionen und Proteste verdienten†), sind auch die intelligenteren, edleren Charaktere. Die Infallibilisten, an deren Spitze Erzbischof Spalding von Baltimore steht, verstehen auch hier nichts und können nicht einmal theologische Argumente prüfen. Einer derselben sagte (zu unserem Pfeilcorrespondenten?): er erinnere sich schon auf der theologischen Schulbank im Seminare gehört zu haben, daß die Verurtheilung des Papstes Honorius im sechsten Concil nichts zu bedeuten habe; jetzt aber in seinen alten Tagen könne man ihm doch nicht zumuthen, daß er diese Frage recht studiren und selber untersuchen sollte††).

Von den Orientalen hörten wir zuerst, daß sie, etwa sechzig an der Zahl, gegen das neue Dogma seien, das ihre Kirchen in die Trennung zurückwerfen würde†††); wir vernehmen auch, daß sie von dem (immer gewaltthätigen) Cardinal Barnabo von Unterzeichnung der Adresse gegen das neue

---

*) Nach der aus dem Osservatore Romano in der A. Z. vom 20. Februar gegebenen Uebersicht sind es nur 43 im Ganzen.

) XVI. Br. A. Z. 13. Februar. *) V. Br. 2. Januar.

†) XXIX. Br. A. Z. 23. März. ††) XXIX. Br. a a O.

†††) V. Br. A. Z. 2. Januar.

Dogma abgehalten worden seien*). Und dessen bedurfte es, obschon sie meistens in der Propaganda erzogen und ganz römisch gesinnt sind! Sie werden vielfach tyrannisirt, darunter namentlich ein armenischer Erzbischof mit seinem Sekretär und seinem Dolmetscher, die durch die Inquisition zur Haft in einem der Jesuitenhäuser verurtheilt wurden, was man „Exercitien machen“ nennt; die armen Unglücklichen erlangten nicht einmal durch die Verwendung des türkischen Gesandten in Florenz ihre Freiheit. Zwar stehen die Angelegenheiten des fraglichen armenischen Klosters mit dem Concil in keiner Beziehung; aber diese Geschichte zeigt nur zu sehr, welche Theorien noch heute in Rom festgehalten werden und was ausländische Priester ohne Schutz ihrer Regierungen zu befürchten hätten**). Auch hat man bedrohliche Anzeichen entdeckt, daß Rom die alten orientalischen Riten unterdrücken möchte***); Rußland hat dieses oft genug gesagt und wenn Pius IX. entschieden das Gegentheil versichert†), man läßt die Besorgniß doch nicht zur Ruhe kommen.

Der einzige Vertreter der unter russischem Scepter stehenden Katholiken auf dem Concil, Msgr. Sosnowski, der noch eine Herstellung Polens hofft, ist glühender Infallibilist. Er verwies den polnischen Geistlichen einige auf Beschränkung des päpstlichen Absolutismus gerichtete Reformwünsche und erklärte, Polens Losreißung von Rußland müsse das Hauptziel bleiben und hiezu sei ein unumschränkt herrschender unfehlbarer Papst nöthig, der den Kaiser absetzen oder doch die Polen vom Treueid entbinden könne, zumal da auch häretische und schismatische Fürsten nach römischer Lehre durch die Taufe Unterthanen des Papstes seien ††). Während

*) XVII. Br. 14. Februar. Wahrscheinlich hat der Cardinal auch die Orientalen zur Verurtheilung Gratry's gezwungen.

) XXXVI. Br. A. Z. 20. April. *) XIII. Br. 8. Februar.

†) Correspondance de Rome 19. Fev.

††) Dabei wird erinnert, wie Martin IV. 1282 (vergl. Janus S. 11) den griechischen Kaiser Michael Paläologus absetzte, bloß weil er mit dem Könige von Arragonien ein Bündniß geschlossen.

nun die 2,800,000 Katholiken in Rußland durch das Un-
ehlbarkeitsdogma in eine verzweifelte Lage kämen und dieses
das Todesurtheil für den Katholicismus daselbst wäre, denkt
Sosnowski dieses Verderben herbeizuführen! Es ist somit er-
klärt, weßhalb die russische Regierung den Bischöfen Polens*)
bedeutete, sie dürften nach Rom gehen, aber zurückkehren
nimmermehr**). Natürlich wußte die russische Regierung
chon lange vorher, welche Beschlüsse in Rom gefaßt werden
ollten; es sagte es ja die „Allgemeine Zeitung".

Am schlimmsten wird in unseren Briefen der Episcopat
on Spanien und Italien behandelt, die dominirende
italienisch-spanische Phalanx"***), unter der wieder die Süd-
Italiener die erbärmlichste Rolle spielen. Ein italienischer
Staatsmann äußerte sich gegen zwei dieser Bischöfe über die
naßlosen im Schema von der Kirche enthaltenen Ansprüche
nd fragte, ob sie denn wirklich solchen Dekreten zuzustimmen
edächten. Wir können nicht gegen den Papst gehen, war die
Antwort. Als der Staatsmann auf die deutschen Bischöfe
nd deren Selbstständigkeit hinwies, erwiderten sie: das können
iese, da sie sehr reich sind. Ein anderer von diesen Süd-
Italienern drang in einer Concilsrede zur Erheiterung der
Versammlung auf das stete Tragen des Talars, weil ja auch
Christus in einem Talare auferstanden und gen Himmel ge-
ahren sei†). Man muß die Naivetät dieses Redners fast
benso bewundern als die aufrichtige Beichte der zwei anderen
or dem „italienischen Staatsmann". Doch es gibt sogar
nter den Italienern noch intelligente Männer; denn einige
erselben verweigerten, trotzdem daß ihre Collegen den heil.
Thomas und den heil. Alphons von Liguori in's Feld
chickten††), die Unterschrift der Infallibilitätsadresse†††).
Besonders aus Norditalien erhob sich dagegen Widerspruch und

*) Wie viele Bischöfe sind noch in Polen nach den letzten russischen Maßregeln? Von neun Diöcesen haben zwei wirkliche Bischöfe.

) XI. Br. A. Z 27. Jan. *) X. und XVII. Br. 20. Jan. 14. Febr.

†) XXIV. Br. A. Z. 4. März.

††) A. Z. Hauptbl. v. 3. Februar. †††) X. Br 26. Januar.

der Erzbischof von Mailand, dessen Diöcese fast so groß ist als der ganze (jetzige) Kirchenstaat, erhielt eine Zustimmungsadresse von Geistlichen und Laien*). Doch im Ganzen sind die italienischen Bischöfe dem Redakteur der Unità, Margotti, gegenüber ohnmächtig und wie eingeklemmt zwischen der Furcht vor diesem italienischen Veuillot und der Rücksicht auf die gebildeten Stände und deren Urtheil. Da diese jedoch zum weitaus größten Theil indifferentistisch gesinnt sind und einem Bischof keine moralische Stütze gewähren, so überwiegt der Respekt vor dem Journalisten, der 15,000 Abonnenten und 100,000 Leser hinter sich hat und jeden Gegner des römischen Lieblingsdogma ebenso behandelt, wie es Veuillot thut**). Der Mann könnte fast dem Papste noch über den Kopf wachsen.

So kennen wir denn die charakteristischen Figuren unseres Concilromans und sehen, wie Licht und Schatten zwischen ihnen vertheilt ist. Wir sehen einer verächtlichen Majorität eine respektable Minderheit gegenüber, gebildet von Angehörigen der vornehmsten Culturvölker, unter denen auf einmal Oesterreich eine bedeutende Rolle spielt. Aber wie steht es denn mit der Festigkeit dieser so viel gerühmten Opposition? Ach, sie wird uns geschildert als zusammengeballt „wie ein Schneeball“, der beim ersten milden Luftzug zusammenzuschmelzen droht. „Man fragt sich jeden Morgen bange zweifelnd: Wie weit haben die auflösenden Reagentien ihr Werk schon vollbracht? Wie viele mögen noch feststehen? Mancher würde ja so gern capituliren, wenn ihm nur halbwegs erträgliche Bedingungen gemacht würden — Bedingungen die doch den Empfang bei der Rückkehr in seine Diöcese nicht gar zu frostig machten“***). Schon früher war der Muth der Minderheit mit einem „Faden“ verglichen worden, an dem das Schicksal der katholischen Welt hängt†). Am 5. Februar ward die Möglichkeit der Annahme des un-

*) XXIII. Br. A. Z. 2. März. **) XXXV. Br. 19. April.
***) XIX. Br. 18. Februar. †) VIII. Br. 17. Januar.

veränderten dritten Schema, dieser Magna charta des kirchlichen Absolutismus, durch alle Bischöfe hervorgehoben, wornach man meinen müßte, die opponirenden Prälaten hätten sich vorgenommen das Wort Mazarin's vor dem Parlamente an sich wahr zu machen, ihre Politik sei, stets Nein zu sagen und Ja zu thun*). Am 9. Februar erhalten die Oppositionsbischöfe ein Zeugniß des Wohlverhaltens, jedoch kein unbedingtes: sie haben sich im Ganzen gegen alle Versuche sie zu spalten, treu und fest gehalten, wenn auch nicht ohne Schwanken. „Freilich wird der Uebergang zum streng theologischen Standpunkt, auf dem die eigene Ueberzeugung in der Infallibilitätsfrage entschieden bekannt und vertreten werden muß, nicht ohne inneren Kampf und Erschütterung der Partei ausgeführt werden können“**). Immerfort kehrt der bange Zweifel wieder, ob die Opposition compakt bleibe oder aber die Zerbröckelung derselben gelinge***). Natürlich geschieht das zunächst durch die Verführungs- und Einschüchterungskünste der Curie; für ganz unmöglich wird der Fall angesehen, daß ein Anhänger der Minderheit mit freier Ueberzeugung, aus theologischen Gründen u. s. f. zur Mehrheit übertrete. Die Opposition ist selbst unter sich nicht einig; sie ist zusammengewürfelt und zerfällt wieder in Fraktionen†). Trotz aller früheren Berichte über die von der Minderheit eingenommene unüberwindliche Stellung findet der Concilsprophet noch am 28. März es zweifelhaft, „wie viele von den gegenwärtigen Mitgliedern der Opposition, wenn einmal die Curie ihre letzten Hebel einsetzt (das hat sie also bis dahin noch nicht gethan), noch zum äußersten Widerstand stark seyn werden, wie viele durch demüthige Unterwerfung oder durch Resignation auf ihre Bisthümer ihre Gewissen zu beruhigen, ihre Heerden dem Irrthum (!) preiszugeben bereit sind.“

Das ist die Stellung der Parteien. Beide Theile haben

*) XVI. Br. 13. Februar. **) XX. Br. A. Z. 20. Februar.
***) XXIII. Br. 2. März. †) XX. XXXVII. Br. A. Z. 20. Febr. 28. April.

sich bei unserem Concilshistoriker zu bedanken: die Majorität die mit der Rhinoceroshaut, die Minorität die mit einem Schneeball und einem Faden verglichen wird; die Mehrheit die sich an den Papst anschließt, die Minderheit die ihre Inspirationen von den Koryphäen der Literatur*) empfängt und sich an die weltlichen Regierungen anlehnt**). Für diese Schilderungen sind auch alle Katholiken zu lebhaftem Danke verpflichtet; sie sehen daraus, was man aus der ehrwürdigsten Versammlung der Welt machen kann, wenn man sie mit einem Janusgesichte betrachtet.

LVII.

Zeitläufe.

Das neue Plebiscit im französischen Kaiserreich.

Großen Zorn hat der Imperator in den jüngsten Wochen dem Liberalismus in aller Welt verursacht; und der Zorn war nicht ohne Grund. Seit der stürmischen Entwicklung welche die „Krönung des Gebäudes", die Wiedereinführung der „Freiheit" in Frankreich durch die vorjährige Neuwahl des gesetzgebenden Körpers genommen, durfte der Liberalismus hoffen, daß in dem wichtigen Schicksalsreiche jenseits des Rheins das ächte und rechte Repräsentativ-System wieder auferstehen werde. Alles ließ sich darnach an, bis im letzten Augenblicke die arge Enttäuschung erfolgte, nämlich das Plebiscit. Wie unerwartet diese Störung eintrat, das beweist der Umstand, daß gerade der leitende Minister, welcher noch vor Jahresfrist die Praxis der Plebiscite als eine „nichtswürdige Komödie" bezeichnet hatte, daß gerade er die neue Volksabstimmung in Scene setzte.

---

*) XX., XXI., XXIII. Br. A. Z 20., 22. Februar. 2. März.

**) IX., XVI., XIX. Br. A. Z 19. Januar. 13., 20. Februar.

Auf den ersten Blick mochte man sich allerdings wundern über den großen Zorn der liberalen Welt. Denn was wollte und verlangte das neue Plebiscit? Der Kaiser stellte an das Volk die Frage, ob die zwischen seinen Ministern, dem Senat und dem gesetzgebenden Körper vereinbarte Reform der Verfassung ihm beliebe oder nicht. Das war, äußerlich beurtheilt, im Grunde Alles. Daß aber die neue Verfassung sehr freisinnig ist, daß sie die bisherigen Vorrechte des Senats wesentlich verkürzt und mit den erhöhten Rechten der gewählten zweiten Kammer ausgleicht: das ließ sich nicht läugnen. Woher also der Zorn, und wie konnte die neue Verfassung trotzdem in den liberalen Organen als eine „absolutistische“ geschmäht werden?

Es geschah dieß aus dem einfachen Grunde, weil eben die Verfassung das System der Berufung an das Volk von neuem statuirt, ja sogar dieses Recht und die entsprechende Pflicht noch sehr wesentlich ausdehnt und verschärft. Nach der Verfassung von 1852 war dem Senate ausschließlich das Recht vorbehalten, Abänderungen der Verfassung zu beantragen; der Senat aber ist ein vom Kaiser ernannter Körper. Ein solches Vorrecht des Senats existirt jetzt nicht mehr. Hingegen bestimmt Art. 45 der Verfassung: „dieselbe könne nur durch das Volk auf Antrag des Kaisers abgeändert werden“, und Art. 13 besagt: „der Kaiser ist vor dem französischen Volke verantwortlich, an das er zu appelliren stets das Recht hat.“

Unzweifelhaft konnte das Princip der Volkssouverainetät in einem monarchischen Staate nicht wohl einen reinern Ausdruck erhalten. Wird nun eine solche Verfassung dennoch als „absolutistisch“ bezeichnet, dann kann das Epitheton eben nur nach dem liberalen Sprachgebrauch verstanden und beurtheilt werden. Nach dem liberalen Sprachgebrauch gibt es nämlich keinen andern Gegensatz des Absolutismus als das Repräsentativ-System, wornach das Volk sein Mitregierungs-Recht je für einen bestimmten Zeitraum gänzlich in die Hände seiner Erwählten aufgibt und weiter nichts darein zu

reden hat. Der Gegensatz zum Absolutismus, wie ihn die liberale Doktrin versteht, verlangt dann zweitens, daß die Parteien in der Kammer die eigentlichen Regenten sind und der Monarch gegenüber den Kammermehrheiten keine eigene Meinung habe. In diesen zwei Punkten hat nun allerdings der Imperator und hat die neue Verfassung Frankreichs den liberalen Anforderungen nicht nachgegeben und genügt. Insoferne mag in Frankreich auch ferner noch die Klage gelten, die Forcade vor Jahren ausgesprochen hat: „Die Kammer ist nicht mehr der Weg, auf welchem man zur Macht gelangt." Denn der Kaiser könnte eine solche Carriere jeden Augenblick durch den Appel an's Volk abschneiden.

Der Haß den alle liberalen Kreise gegen das französische Plebiscit geäußert haben, scheint also begründet, aber auch neuerdings zu beweisen, daß der Liberalismus die Zeichen der Zeit nicht versteht. Die Partei meinte ihrer Sache sicher zu seyn, wenn nur einmal die „Fiktion des Gottesgnadenthums" todt und begraben wäre; daß sie hinter den Trümmern der „autoritativen Gewalt" noch auf ein stärkeres Hinderniß stoßen könnte und somit auch dann noch die ausschließliche Herrschaft in den Händen der Classe von „Besitz und Intelligenz" angefochten werden dürfte — das scheint der Liberalismus nicht geahnt zu haben. Und doch ist es so: die merkwürdige Bewegung in der Schweiz, wornach Ein Kanton nach dem andern das Repräsentativ-System zu Gunsten des Referendums aufgibt, geht Hand in Hand mit dem erneuerten System der Plebiscite in Frankreich, mit dem wesentlichen Unterschiede freilich, daß hier auch die Staatsform in Frage kommen kann, dort nicht.

Es ist eine aus dem Vorstehenden leicht erklärliche Thatsache, daß in den größeren Städten Frankreichs bei der letzten Volksabstimmung überall die verneinenden Stimmen überwogen, und daß überhaupt die Bourgeoisie wie Ein Mann mit „Nein" votirt hat. Ganz natürlich! Eine sociale Classe die ihrem Wesen nach sich für prädestinirt halten muß zur Beherrschung des gesammten übrigen Volkes, eine solche sociale

ſe kann nicht für eine Verfaſſung ſtimmen, die in den
tigſten Momenten das Endurtheil eben auf die geſammte
lksmaſſe überträgt. Schon aus dieſem Grunde muß man
n, daß das jüngſte Plebiscit auch eine große ſociale
zweite hatte. Als Napoleon III. urſprünglich die allge-
ne Volksabſtimmung über die Thron- und Verfaſſungs-
ge in Verbindung mit dem Syſtem des allgemeinen Stimm-
s einführte, da geſchah dieß vielleicht weniger bewußt zu
Zwecke, die Bourgeoiſie von der bis dahin geübten Allein-
ſchaft hinabzuſtürzen und abzuſetzen. Aber es iſt kein
eifel: je öfter die Volksabſtimmungs-Maſchinerie in Be-
ung geſetzt wird, deſto ſicherer wird ſie theoretiſch und
tiſch den gedachten Effekt herbeiführen. Welche anderen
itutionen dann der Bourgeoiſie nachſtürzen werden, das
allerdings die zweite Frage.

Die Bewegung welche Frankreich ſeit Jahresfriſt unter
igem Schaumſpritzen in Athem hält, iſt von ſehr un-
chen Seiten ausgegangen. Die Bourgeoiſie, lüſtern nach
Fleiſchtöpfen der Periode Louis Philipp's, wenn auch
eicht nicht nach der Dynaſtie der Orleans, wollte daß
Kaiſerthum untergehe in den Wogen des Parlamentaris-
. Und ſo brennend war dieſes Verlangen der Bourgeoiſie,
auch die haarſträubendſten Exceſſe der „Unverſöhnlichen"
nicht abzukühlen vermochten — die Exceſſe jener Partei
che will, daß das Kaiſerthum untergehe in den Wogen
Revolution. Erfahrungsgemäß hätte der Sieg der erſten
htung den der zweiten binnen Kurzem nach ſich gezogen.
Es beſteht kein Zweifel, die Gefahr iſt zunächſt abge-
ngen, daß das Kaiſerthum unmittelbar untergehe in dem
lamentarismus nach dem Herzen der Bourgeoiſie. Die
eiheit" in dieſem Sinne iſt verweigert. Aber „Freiheiten"
Maſſe ſind gewährt, und wie dieſelben auszubeuten ſeyn
den, das wird die Zukunft lehren.

Um den Umfang zu ermeſſen, in welchem die plebisci-
n Grundlagen von 1852 allmählig verändert worden
, muß man ſich um etwa neun Jahre zurückdenken. Da-

mals wurde die große Nation noch ohne Mühe „mit Zuckerbrod und Peitsche“ regiert. Es erschien als eine staunenswerthe Concession, als der Imperator am 24. Nov. 1860 das Institut der Sprechminister einführte und Adreßdebatten zuließ, ja als er am 21. Nov. 1861 auf die ihm zustehende Befugniß verzichtete in Abwesenheit der Kammern neue Credite zu eröffnen, als auf eine „dem öffentlichen Wohl unnütze Prärogative.“ Fünf Mitglieder stark war damals die Opposition in der Legislative, lauter Abgeordnete von Paris, darunter der leitende Minister von heute, Hr. Ollivier. Im J. 1863 wurden die Sprechminister wieder abgeschafft, und deren Funktionen auf den Staatsminister übertragen, ja sogar Studien über die Frage der Decentralisation angeordnet. Es bedurfte des Streiches von Sadowa, um die Reformen vom 19. Januar 1867 zu erpressen, welche die Adreßdebatte durch ein „vorsorglich reglementirtes Interpellationsrecht“ ersetzten, und den Ministern erlaubten „kraft einer besondern Delegation“ vor den Kammern zu erscheinen, jedoch ohne Solidarität und Verantwortlichkeit. Sogar die „discretionäre Gewalt der Regierung“ über die Presse sollte abgeschafft und ein Vereinsgesetz erlassen werden. So fest war damals noch das „persönliche Regiment“ begründet und die administrative Willkür.

Zwei Jahre darauf waren die schlimmsten Zeiten unter Louis Philipp wieder gekehrt. Die Preßfreiheit und das Vereinsrecht wurden zu den gefährlichsten und aufreizendsten Discussionen mißbraucht; die geheimen Gesellschaften traten an's Tageslicht, sie stachelten die schlimmsten Leidenschaften und Vorurtheile durch socialistische Theorien auf. Die Regierungs-Mehrheit in der Legislative selbst hatte sich in ihr Gegentheil umgestaltet; gerade sie setzte dem Kaiser den Daumen auf's Auge, und Frankreich war unfraglich das anarchischeste Land in der civilisirten Welt, als der Imperator in seiner Thronrede vom 29. Nov. v. Js. sprach: „Helfen Sie mir Freiheit retten, für die Ordnung stehe ich ein.“ Im Angesicht [illegible]ächlichen Lage war bitterer Hohn der Widerhall dieser

letzteren Worte; wie kann Er noch sprechen als „Ich", so polterte es in der Presse, nachdem ja gerade die persönliche Regierung besiegt ist, und die Erwählten des Landes seine rettenden Thaten sich verbitten?

Die flehentliche Proklamation des Imperators vom 23. April gestand unwillkürlich zu, daß in der That durch das Plebiscit nicht eigentlich abgestimmt werde über die Frage, ob das Volk die liberale Verfassungs-Reform annehmen wolle oder nicht. Es steht ausdrücklich in dem Brief, daß es sich handle um Monarchie oder Republik, und daß das Volk die Würfel zu werfen habe über den Thron und die Dynastie. „Gebt mir einen neuen Beweis des Vertrauens; indem ihr zur Abstimmung eine bejahende Stimme bringt, werdet ihr die Drohungen der Revolution beschwören, und werdet ihr für die Zukunft den Uebergang der Krone auf meinen Sohn erleichtern." So schrieb der Kaiser an das französische Volk. „Es gilt dem Lande eine ruhige Zukunft zu sichern, damit auf dem Thron wie in der niedrigsten Hütte der Sohn seinem Vater folge im Frieden." So sprachen die Minister in ihrem Circular zu Frankreich.

Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß solch ein Ton das napoleonische System in seiner Gesammtheit als verblaßt und altersschwach erscheinen ließ, tief herabgesunken von der stolzen Höhe, auf welcher der Imperator z. B. am 21. Nov. 1861 seinen Verzicht aussprach auf das Recht der Decretirung inconstitutioneller Anleihen. Das war noch eine jener glanzvollen Offenbarungen des persönlichen Willens als er damals ostensibel an den Staatsminister schrieb: „Treu meinem Ursprung, kann ich in den Prärogativen der Krone weder ein heiliges anvertrautes Gut sehen, welches man nicht berühren darf, noch ein Erbtheil meiner Väter, welches vor Allem ungeschmälert auf meinen Sohn überzugehen hat. Erwählter des Volks, Vertreter seiner Interessen, werde ich stets ohne Bedauern auf jede dem öffentlichen Wohl unnütze Prärogative verzichten, wie ich unerschütterlich alle Gewalt

in meinen Händen halten werde, die unerläßlich ist zur Ruhe und zur Wohlfahrt des Landes."

An der Unerschütterlichkeit aber hat es im Verlauf der folgenden Jahre gefehlt; darum konnte jetzt das Volk nicht befragt werden über Annahme oder Nichtannahme einer neuen Verfassung, ohne daß der Thron selbst in die Frage verwickelt wurde. Aus diesem Grunde war auch den strengen Bonapartisten die ganze Volksabstimmung, wie sie in Scene gesetzt ward, in innerster Seele zuwider. Jedenfalls hat bei dem Plebiscit Niemand eigentlich gewählt zwischen der „autoritativen Verfassung" von 1852 und der „liberalen Verfassung" von 1870; sondern alle Betheiligten, die Bejahenden wie die Verneinenden und die des Stimmens sich Enthaltenden, haben thatsächlich gestimmt für oder gegen die Monarchie und das Kaiserthum, für oder gegen die Republik.

Darum kann auch das Resultat der Abstimmung als ein klarer Maßstab für die Popularität des Imperators keineswegs gelten. Gewiß ist nur soviel, daß alle Stimmen welche gegen seinen Wunsch oder auch gar nicht abgegeben worden sind, als direkt gegen seine Person und Dynastie gerichtet gezählt werden müssen. Es waren etwas über anderthalb Millionen förmliche Proteste in die Urnen gekommen und dazu müssen die nahezu gleich vielen Enthaltungen als thatsächliches „Nein" gerechnet werden, also im Ganzen ungefähr 3 Millionen verneinende Stimmen. Nun sind allerdings bei den allgemeinen Abgeordnetenwahlen vom vorigen Jahre 3,500,000 Stimmen auf die Seite der Opposition gefallen. Aber damals war eben die Frage nicht so direkt gefährlich gestellt; es handelte sich damals um eine veränderte Verfassung, aber nicht unmittelbar um den Thron und eine andere Staatsform. Dießmal mußte jeder Stimmberechtigte in ganz Frankreich sich die Frage vorlegen, was dann werden solle, wenn der Mann in den Tuilerien eine entsprechende Anzahl Stimmen nicht für sich erhalte? Angesichts der wüthenden Ausbrüche des Radikalismus, der grassirenden Arbeitseinstellungen, der steigenden Lust an der

Verschwörung und Emeute konnte Niemand sich den Ernst der Lage verhehlen, und doch erklärten sich drei Millionen stimmberechtigter Männer für den Sprung in's Dunkle. Das war der tiefe Schatten an dem Ergebniß des Plebiscits.

Der Imperator hat die Zustimmung der andern sieben Millionen als einen eklatanten Beweis des persönlichen Vertrauens erklärt, den die Nation ihm zum viertenmal gebe. Aber die viermalige oder vielmehr die vierte Befragung ist an sich vom Uebel, und ob das Resultat als ein persönliches Vertrauensvotum zweifellos gedeutet werden darf, das steht erst noch dahin. Erst die nächsten Abgeordnetenwahlen werden die richtige Deutung an die Hand geben; darum dringen auch die „Unversöhnlichen" mit aller Macht darauf, daß die erst im vorigen Jahre gewählte Legislative förderlichst aufgelöst werde. Freilich hat der Imperator vor und nach dem Plebiscit wiederholt erklärt, daß ein glücklicher Ausfall desselben den constitutionellen Zeitverderb „in unfruchtbaren und leidenschaftlichen Streitigkeiten" abschneiden und das Land „der constitutionellen Fragen, welche die besten Geister trügen, entledigen werde." Das war eben auch der Grundgedanke der „autoritativen Verfassung" von 1852 und die leitende Idee der napoleonischen Restauration überhaupt. Ob aber die liberale Verfassung von 1860 denselben Dienst thun wird, das muß die Zukunft lehren. Die Erfahrung spricht nicht dafür. Wenn aber nicht, kann man dann immer wieder gegen die erwählten Abgeordneten des Volkes die allgemeine Abstimmung der gleichen Wähler anrufen? Das wäre jedenfalls ein sonderbares Staatsrecht.

In Wahrheit waltet zwischen der ersten und der zweiten Periode der napoleonischen Restauration der Unterschied ob, daß jetzt ein anderer Mann auf dem französischen Volksthrone sitzt als vor 1866. Der frühere Napoleon besaß die machtvolle Autorität des Erfolgs, dem jetzigen Napoleon mangelt jede Autorität des Erfolgs. Der Abstand ist ein ungeheurer. Gar nichts ist dem Manne mehr gelungen; selbst unter die constitutionelle Emeute mußte er sich zuletzt beugen. Das Be-

wußtseyn aller seiner Mißerfolge ist sogar in der Proklamation vom 23. April deutlich ausgeprägt. Er wagt nicht anders als in demüthig bittendem Tone zu sprechen. Der Mann bei dessen gesucht stolzen Worten dereinst Europa erzitterte, weiß jetzt von seiner Vergangenheit nichts weiter zu sagen, als daß sie „Frankreich achtzehn Jahre der Ruhe und der Wohlfahrt verschafft habe die nicht ohne Ruhm gewesen seien." Und selbst diese bescheidene Anpreisung begegnete in der Presse und in den Versammlungen der Unversöhnlichen dem grimmigen Hohngelächter · aber Mexiko, aber Sadowa!

Es ist keine Frage, daß das Plebiscit an sich einen Abschluß der Bewegung nicht bilden wird, von welcher die große Nation ergriffen und bis in's Mark durchdrungen ist. Es ist eine Gnadenfrist, nichts weiter. Soll der Imperator sich halten und seine Dynastie fortpflanzen, so muß er das wieder zu erringen suchen, was ihm abhanden gekommen ist: die Autorität des Erfolgs. Er steht somit nur wieder vor der Aufgabe wie im Anfange seiner Regierung und die Welt stellt sich instinktiv wieder die gleiche Frage wie damals: was wird er thun um sich geltend zu machen in der Meinung der Nation. Er ist gleichsam von neuem eingesetzt; aber die Aufgabe ist für ihn jetzt in doppeltem Sinne viel schwieriger. Denn einerseits hat der gewaltige Mißerfolg womit seine erste Periode abschloß, ihm das Terrain gar sehr verdorben; andererseits ist er alternd, krank und schwach geworden, während ihm die nachgewachsene Generation die staatsmännischen Werkzeuge nicht mehr bietet, die als ihre höchste Tugend die „Hingebung" cultiviren. Das sind Nachtheile des Mißerfolgs, die sich nicht hinwegstimmen lassen.

Vor zwanzig Jahren hat die politische Welt das Räthsel zu lösen versucht, was Er thun werde um die Franzosen mit dem Verlust der „Freiheit" auszusöhnen. Die Einen riethen auf socialistische Experimente im Innern, die Andern auf eine systematische Eroberungs-Politik nach außen. In der That hat er es auf beiden Gebieten versucht; auf dem erstern ist er über kleine und schüchterne Anfänge nicht hinausge-

kommen, das zweite war ihm augenscheinlich homogener und er hat für die Umgestaltung der Karte Europa's Ungeheuerliches unternommen. Jetzt sehen sich vorsichtige Politiker abermals vor die Frage gestellt: wie er den Gefahren der neuen Freiheit begegnen, ob dieselbe, um den Ausdruck eines österreichischen Blattes zu gebrauchen, durchbrennen werde zwischen dem Ruhm oder dem Socialismus oder zwischen beiden?

Es wird Gewicht darauf gelegt, daß das Plebiscit im Heere des Kaisers selber 50,000 Nein ergeben habe. Niemand fühlt sich versucht diese Erscheinung aus einer soldatischen Vorliebe für die autoritative Verfassung von 1852 zu erklären; sondern die allgemeine Annahme geht dahin, daß sich darin ein keimender Geist der Unzufriedenheit in der Armee manifestire, die seit Jahren der gloire entbehren müsse und die militärisch-diplomatischen Mißerfolge des Imperators bitter empfunden habe. Es liegt nahe damit die Thatsache in Verbindung zu bringen, daß im Augenblick des Plebiscits die Versöhnungs-Politiker aus dem auswärtigen Amt entfernt und durch gefügigere Vertreter der traditionellen Politik Frankreichs ersetzt worden sind.

Die überwiegende Zahl der Beobachter scheint jedoch eine Bethätigung in socialistischen Experimenten für näher liegend zu halten; und dafür sprechen in der That Andeutungen in den officiellen Aeußerungen des Kaisers und seiner Minister. Schon die Proklamation vom 23. April redete von „Mitteln die sittliche und materielle Wohlfahrt der großen Menge zu fördern." Noch deutlicher äußert sich der Minister in dem Cirkular vom 25. April: „Befreit von den Reden über die Verfassung, den Interpellationen, den Drohungen mit den Aufläufen und den revolutionären Prophezeiungen, könnte der Kaiser mit seinen Ministern sich mit einer noch größern Fürsorge als bisher mit den Mitteln beschäftigen, das Loos desjenigen der nichts besitzt, zu mildern, ohne das Recht desjenigen der besitzt, zu verletzen." Das wäre freilich auch die wahre sociale Kunst; vorderhand indeß kündigt der

Imperator eine radikale Steuerreform an, bei der man sich immer noch denken kann was man will.

Wie bekannt gibt es eine starke und rührige Partei der Imperialsocialisten, die am Tuilerienhofe immer eine gewisse Rolle gespielt hat und die jetzt mehr als je ihre Zeit gekommen glauben dürfte. Die liberalthuende Bourgeoisie und das herrschende Capital hat sich abermals als unverbesserlich gezeigt, wogegen namentlich in den großen Fabrikdistrikten des Nordens die Arbeiter eine ganz andere Haltung bewiesen haben. Nun hatte sich aber in den Arbeiterkreisen selber schon im J. 1862 eine Art von Theorie des Imperialdemokratismus herausgebildet. Die vierte Dynastie, hieß es da, finde keine Grundstützen im Adel und in den bürgerlichen Mittelclassen, sondern allein in der großen Masse des Proletariats; an dieses müsse die vierte Dynastie angeknüpft werden, wie die alte Monarchie dereinst an den Adel und der Orleanismus an das Bürgerthum geknüpft war. Das Kaiserthum möge die Massen befreien von der industriellen Feudalität, wie das Königthum dereinst den Bürgerstand befreit habe von der grundherrlichen Feudalität; es möge zur Bildung der Associationen beihelfen, wie es allen unterdrückten Nationalitäten beistehe. „Le capitaliste — voilà notre Autriche": so lautete damals das Schlagwort dieser interessanten Parteirichtung, von der man freilich nicht weiß, wie weit sie dem Andrang der „Internationalen" später Stand gehalten hat.

Wir wollen nicht prophezeien; aber Frankreich wird der Welt von neuem zu denken geben, das scheint uns gewiß. Sei es daß der Imperator in sich noch Energie und Kraft genug findet um seine Aufgabe von vorne aufzunehmen; sei es daß ein Mann auftaucht der dieß in seinem Namen thut. Geschieht aber weder das Eine noch das Andere, nun dann wird die Garantie des vierten Plebiscits nicht lange vorhalten, vielleicht nicht einmal bis zum nächsten — Februar. Die französischen Geister sind wieder in der Höhe, sie müssen Arbeit haben und viel Arbeit.

LVIII.

Staat und Kirche.

(Schluß.)

Man kann nicht sagen, daß dieser Liberalismus aus dem Protestantismus erwachsen, etwa eine Fortbildung desselben sei. Der Liberalismus ist das Kind der sogenannten Philosophie des 18. Jahrhunderts. Die hauptsächlichen literarischen Vertreter derselben, namentlich in Frankreich, gehörten durch ihre Geburt der katholischen Kirche an. Es darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß die katholische Kirche in Frankreich durch den Gallikanismus an ihrem Rechte und ihrer Freiheit erheblich beeinträchtigt war. Der Gallikanismus, welchen Ludwig XIV. durchsetzte in der Fülle seiner Macht, stellt sich uns dar als die höchste Entfaltung der Tendenz des Cäsareopapismus in einem katholisch-kirchlichen Reiche. Ein solcher Boden war günstig für das Keimen und die Entwickelung der neuen Philosophie. Dieselbe verneinte nicht bloß mehr die Autorität der Kirche in dieser oder jener Richtung; sie verneinte die Kirche selbst. Insofern der Protestant festhält an den positiven Ideen des Christenthums, bewies sich ihm der Liberalismus kaum minder feindselig als dem Katholicismus. Die am weitesten fortgeschrittenen Liberalen, der Franzose Voltaire und der preußische König Friedrich II., benannten jegliche positive Religion überhaupt mit

dem generellen Namen: „die Infame", in erster Linie allerdings die Kirche.

Beide Persönlichkeiten, so wie gleichzeitig die russische Czarin Katharina II. und der römische Kaiser Joseph II., sind für die Entwickelung des antikirchlichen, des liberalen Princips von ungemeiner Wichtigkeit.

Die ersten beiden haben ihren moralischen Werth am genauesten selber gegenseitig charakterisirt. Sie waren einander beim Zusammenseyn sehr unangenehm geworden, und hatten dann nicht bloß geheim, sondern zum Theile sehr öffentlich sich gegenseitig mit Anklagen und Namen überhäuft die, nach der gewöhnlichen menschlichen Art zu fühlen und zu denken, jeglichen ferneren Verkehr unmöglich gemacht haben würden. Aber das gemeinsame Interesse gegen die Kirche führte sie beide wieder zusammen, und der preußische König verherrlichte den Freund, den er, nach seiner persönlichen Kenntniß desselben, geschildert hatte als reif für Ketten und Karre, ja auch für Galgen und Rad, der dagegen den König vor aller Welt gleich gestellt hatte mit einem Bewohner des einstigen Sodom und Gomorrha, durch die Worte:

> Il terrassa l'erreur et la *religion:*
> Cet homme lui seul vaut une académie.

Man sieht, diese Freunde, damals die hauptsächlichen Träger der Ideen des Liberalismus, waren einer des anderen werth.

Beachten wir indessen den Unterschied der in gleicher Weise, wie bei dem preußischen Freunde Voltaires, sich uns darstellt bei der russischen Freundin, der Czarin Katharina II.

Katharina stieß ihren Gemahl vom Throne und ließ ihn dann erwürgen. Sie selber hatte kein Anrecht auf diesen Thron. Sie suchte vor dem russischen Volke ein solches Anrecht sich zu gründen durch die kirchliche Feier, mit welcher sie die Revolution, den Thronraub und den Gattenmord einleitete, und zu welcher Feier dieß neue Oberhaupt der griechisch-

russischen Kirche, die Philosophin aus der Schule Voltaires, die von ihr abhängige Hierarchie dieser Kirche willig erfand.

So die russische Cäsareopapie.

Ebenso wenig vergaß Friedrich II., daß nicht in aller Beziehung die Consequenzen seiner eigenen persönlichen Philosophie für ihn zweckmäßig waren. Er rüttelte nicht an dem Ober-Bischofthum seiner Landeskirche. Die französischen Philosophen forderten, den Principien des Liberalismus gemäß, ihn auf, den Religions-Unterricht in den Schulen abzustellen. Die Forderung ging hervor aus derselben Unkenntniß des preußischen Staatsprincipes, welche sich in den heutigen liberalen Dienern desselben als mächtig erweist. Es war in der That eine sonderbare Zumuthung an den König sich desjenigen Mittels zu begeben, welches in der Form die es durch den Cäsareopapismus erhalten hatte, als eine feste und sichere Unterlage diente sowohl für seine absolute Allgewalt nach innen, als für seine Politik nach außen. Denn diese seine Eroberungspolitik nach außen forderte als Vorbereitung die Schürung des Hasses sowohl gegen die Kirche als gegen die Habsburgische Monarchie, welche gegründet war durch die berufenen Schirmvögte der Kirche und darum und kraft der Geschichte ihres Werdens überhaupt die Mission an sich trug, das Bollwerk des Rechtes zu seyn.

So die preußische Cäsareopapie.

Die beiden Persönlichkeiten, Katharina II. und Friedrich II., sind, in allen wesentlichen Beziehungen, typisch für die beiden Monarchien, denen sie das Gepräge ihres Strebens aufgedrückt. Sie dienen nicht dem Liberalismus; sondern der Liberalismus dient ihnen, daheim oder auswärts, wo immer es sei.

Mit klarem Auge hat die letzte Habsburgerin erschaut und prophetisch ausgesprochen, welche Gefahr von diesen beiden Militär-Monarchien her sowohl für die politische als die kirchliche Freiheit West-Europa's drohe. Sie wendet sich an ihre Tochter, die Königin von Frankreich, in folgender Weise:

„Ich rede nicht für Oesterreich. Was ich sage, betrifft alle Mächte Europa's. Die Zukunft liegt nicht lachend vor mir. Ich werde es ja nicht mehr erleben; aber meine Kinder und Enkel, unsere heilige Religion, und meine guten Völker werden es nur zu sehr erfahren. Wir fühlen ja doch jetzt schon den grundsatzlosen, aber kraftvollen Despotismus dieser Militär-Monarchie, die keine andere Richtschnur ihres Handelns kennt als ihren Vortheil. Nach denselben Principien handelt Rußland, und das gegenseitige Interesse bindet diese beiden Mächte immer zu einer Allianz zusammen, auch wenn dieselbe nicht ausdrücklich in Worte gefaßt wird. Sie halten zusammen, weil sie dasselbe Streben der Vergrößerung haben, aber nicht dieselben Objekte ihres Strebens. Ich betrachte darum Rußland und Preußen zusammen wie eine und dieselbe Macht." Maria Theresia ruft mit warmen eindringlichen Worten Frankreich die Mahnung zu mit ihr zusammen zu halten. „Es handelt sich um alle heiligen Güter und um unsere eigenen Interessen. Wir werden überrannt und zu Boden gestoßen werden, der eine nach dem andern, wenn wir nicht in festem Bunde entgegen treten."

Die Mahnungen der letzten Habsburgerin verklangen. Ihr eigener Sohn Joseph II. sagte sich los von den Traditionen der Ahnen seiner Mutter. Er selbst ward das Thor, durch welches der Liberalismus seinen Einzug hielt in die Monarchie, die nicht wie Rußland oder Preußen erwachsen war durch das Schwert und jegliches unmoralische Mittel, sondern die erbaut war auf dem Wege des Vertrages, die sich gestärkt hatte durch ihr Einstehen für die Kirche.

Dem Kaiser Joseph II. scheint in mancher Beziehung Friedrich II. von Preußen als Vorbild vorgeleuchtet zu haben. Er vergaß dabei, daß Friedrich II. in der Tradition seines Hauses stand, daß er dieselbe nur fortsetzte sowohl in dem Bestreben der absoluten Centralisation, als in der feindseligen Stellung gegen die katholische Kirche, in der Verwendung dagegen der Ueberreste des Kirchlichen für seinen Absolutismus.

Joseph II. vergaß, daß er dagegen ein völlig neues System begann, sowohl politisch als kirchlich. Seine Vorfahren hatten die Rechte der Kronländer geachtet: er suchte in absoluter Weise sie zu durchbrechen. Seine Vorfahren als römische Kaiser hatten kraft ihres Amtes die Kirche geschirmt: er machte Eingriffe in das Eigenthum derselben. Er suchte die Diener der Kirche zu beugen unter seine weltliche Gewalt. Und doch lag dabei der eigentliche Cäsareopapismus, welcher zugleich die Verfassung, die Lehre und den Cultus beherrschen will, um sie zu verwenden als Mittel für seine Staatsidee, dem Streben Josephs II. fern. Er konnte nicht handeln wie Friedrich II., weil er demselben nicht gleich kam weder an Verstand noch an rücksichtsloser Energie, noch vor allen Dingen an innerer Unwahrheit. Friedrich II. benutzte und verwendete den Liberalismus, wie es ihm gut schien; aber er blieb Herr über denselben. Joseph II. identificirte seine Person mit dem Liberalismus. Erst sterbend kam er zu der Erkenntniß, daß er dadurch seine Monarchie der Auflösung nahe gebracht, und daß zur Erhaltung dieser seiner Monarchie der Rückweg angetreten werden müsse.

In Betreff der Kirche jedoch hatten seine Maßregeln hingereicht, der Monarchie das bleibende Gift des Josephinismus einzuimpfen und dadurch die Tradition und den Beruf dieser Monarchie für die Kirche und die Christenheit auf fast ein Jahrhundert hin zu verdunkeln. Wie Joseph II. selber seine mangelhafte Kenntniß des Strebens seiner Vorfahren gesogen hatte aus den sogenannt philosophischen, jeder wahrhaften Historie feindseligen Schriften seiner Zeit: so verblieb auch nach ihm derselbe Zug vorherrschend in dieser Monarchie, und bis auf unsere Tage herab sind die eigentlichen Begründer und Erbauer dieser Macht, die Ferdinande und Leopold, in der Wirklichkeit ihres Strebens kaum irgendwo so wenig erkannt wie daheim auf dem eigenen Boden ihrer Thätigkeit. Nicht in Klarheit schwebt das Bild vor dem geistigen Auge, sondern prismatisch gebrochen. Und zwar ist

dieß Prisma, welches den vollen Strahl des Lichtes gebrochen, nicht einmal ein auf heimischem Boden gefundenes: es ist das Prisma des Liberalismus, der keiner anderen weltlichen Macht mehr antipathisch ist und bleibt als Oesterreich, der dagegen arbeitet im Dienste für Preußen und Rußland.

Dann brach die französische Revolution herein. Die Ideen des Liberalismus wurden grauenvoll praktisch. Man brachte der Asche Voltaires einen ähnlichen Cultus dar, wie die Kirche den Reliquien der Heiligen. Man räumte auf mit der Geschichte. Eine neue Aera sollte beginnen, mit Jahr und Datum. Die Wogen gingen hoch. Sie schienen den Felsen Petri hinwegschwemmen zu wollen.

Aber der Liberalismus ist absolut arm an schöpferischer Kraft. Er kann nur zerstören, und auch dieß nur bis zu der Grenze, wo er herantritt an das ewig Unverlierbare, den character indelebilis des Menschen: an die Religion.

Als die Wogen der Revolution sich glätteten, sah man den Felsen Petri emporragen fest und sicher wie vor einem Jahrtausend. In weltlichen Dingen ergriff ein Einzelner mit Kraft das Steuerruder der absoluten Gewalt, welches den Händen Vieler allzu übermächtig geworden war. Aber ebenso wenig wie die Vielen konnte der Einzelne daran denken, nach dem Vorbilde Preußens oder Rußlands, das kirchliche Element zu verwenden zu einem Kitte seines Absolutismus. Die französische Nation war katholisch geblieben, und der neue Herrscher fügte sich widerstrebend in die Anerkennung, daß er zum Frieden mit der Kirche nicht gelange auf dem Wege der Unterjochung, sondern nur des Vertrages.

Langsam aber sicher begann dann von den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Kirche zu erstarken, sowohl extensiv als intensiv.

Extensiv namentlich in Nordamerika. Die Ansiedler dort waren, der Mehrzahl nach gekommen aus protestantischen Ländern, aus Ländern des Staatskirchenthumes. Das Staatskirchenthum ist lokal, ist an die Scholle gebunden. Es ging

nicht mit hinüber, höchstens ein Schatten desselben, der vor der Wirklichkeit bald verschwand. Nordamerika verstattete völlige Freiheit des Bekenntnisses. Es beanspruchte weder einen Test-Eid oder etwas ähnliches, noch ein Staatsmonopol der Schule, noch gar einen correlaten Schulzwang. Daher zunächst die unendliche Zersplitterung in Sekten und dann die Ernte der Kirche in immer steigenden Progressionen.

Denn wo Sonne und Wind gleich getheilt sind, wo ungehindert, unbeschränkt durch weltliche Gewalt, durch äußeren Zwang und Drang, kirchlich christliche Institute miteinander ringen: da muß der Sieg der Kirche verbleiben, weil sie frei ist von aller eigenen Beschränkung durch Ort, durch Zeit, durch Sprache, durch Nationalität oder was immer sonst es sei, weil dagegen ihr Cult, ihre Lehre, ihre Verfassung gegründet und ausgebaut ist für den Menschen selbst, für das gesammte menschliche Geschlecht, an allen Orten und zu allen Zeiten, für jede Nationalität, keine ausgenommen; und endlich weil die Kirche mit dieser Kraft des Anziehens zugleich auch diejenige des Festhaltens verbindet. Die Sekten sind wandelbar wie die Gebilde der Wolken, die ein Lufthauch zerreißt. Eine Persönlichkeit mit besonderer Begabung, mit besonderer enthusiastischer Erregung — ich sehe ab von anderen Kräften — vermag es eine neue Sekte hervorzurufen, die mit dem Führer besteht und mit dem Führer fällt. Derartige Kräfte, einzeln stehend, wirken zersplitternd, centrifugal. Erheben sie sich innerhalb der Kirche, so ist die Disciplin derselben da, welche einem Jeden je nach dem Maße seiner Kraft und seiner Begabung die Stellung anweist, in welcher er wirken kann, nicht zerstreuend, sondern sammelnd, centripetal.

Je näher die Verfassungen der Länder Europa's verwandt sind mit derjenigen Nordamerika's, je weniger eng die staatlichen Einrichtungen verbunden sind mit den kirchlichen, je freieren Spielraum sie dagegen der Individualität gestatten: desto energischer wirkt die Attraktionskraft der Kirche.

So vor allen Dingen in England. Die durch den Rechtsbruch Heinrichs VIII. geschaffene Staatskirche von England besteht, und nach wie vor legt der Titel dem weltlich-kirchlichen Oberhaupte derselben die Infallibilität bei; aber seit den Zeiten der George sehen wir nach und nach die straff gezogenen Bande dieses Staatskirchenthumes sich lockern und lösen. Ein bis unten hinab durchgeführtes Staatsmonopol des Schulwesens ist nicht da. Positiv dagegen bieten sich eine Reihe von Anknüpfungspunkten mit der Kirche durch die Beibehaltung des Episcopates, durch den Ritus. In keinem Lande Europa's hat daher während der letzten Jahrzehnte die Kirche extensiv mehr gewonnen als in England.

Es ist dabei mit Nachdruck hervorzuheben, daß dieser Extensivität in Nordamerika und England auch die Intensivität entspricht. Jedoch ist das numerische Verhältniß zur Zeit noch zu schwach um bestimmend auf die Gesammtheit einwirken zu können.

Auf dem europäischen Continente bietet ein annäherndes Verhältniß nur Holland dar. Im Uebrigen sind die kirchenfeindlichen Ideen weitaus die vorherrschenden, sei es in der Gestalt des eigentlichen Cäsareopapismus, sei es in der Form des Liberalismus. Daher die unsägliche Zerrüttung alles Rechtsgefühles, die furchtbaren Eroberungskriege die über Europa gekommen sind, die Gefahren die es bedrohen.

Der Vernichtungskampf Rußlands gegen Polen kann vollendet werden nur durch die Absorption der Kirche in die russische Cäsareopapie. Dieß ist die Consequenz der russischen Staatsidee, und man wird nicht bezweifeln können, daß sie logisch gedacht ist. Ebensowenig kann Rußland, vermöge derselben Consequenz, das obwohl ihm ungleich minder gefährliche Lutherthum in seinen Ostsee-Provinzen bestehen lassen.

Der andere Repräsentant des Cäsareopapismus ist Preußen, der sich selbst nennende Hort des Protestantismus. Das Haus Hohenzollern hat unter allen deutschen Fürstenhäusern allein consequent das Princip fortgesetzt, welches im 16. Jahr-

hunderte der Kurfürst Moritz von Sachsen vertrat, nämlich das Princip der Aggressive zugleich gegen das Reich und die Kirche, und hat kraft desselben Principes sich zum Erben eingesetzt aller derjenigen Fürstenhäuser, die damals oder später dasselbe Princip eine Zeitlang verfolgten. Es hat die wirksamsten Mittel ergriffen diese seine Staatsidee zu propagiren, wesentlich und hauptsächlich durch die ausgiebige Benutzung des angemaßten Staatsmonopols der Schule. Der von Berlin her unbedingt abhängige Professor, ob Philosoph ob Historiker, trägt von seinem Katheder herab nicht bloß seine Wissenschaft vor, sondern in und mit dieser Wissenschaft zugleich die preußische Staatsidee, von welcher jene, ob Philosophie ob Historie, durchsetzt und durchdrungen ist. Der von Berlin her unbedingt abhängige Pfarrer predigt seine Lehre entsprechend der Vorschrift des kirchlichen Generalstabes, des evangelischen Oberkirchenrathes von Berlin. Das Obercommando der Armee und dasjenige der Landeskirche sind eins in der gleichen Person. Die Subordination und Disciplin ist dieselbe.

Das Staatsmonopol der Schule in Preußen schneidet die Möglichkeit einer erheblichen Ausbreitung der katholischen Kirche ab. Noch größer ist der Nachtheil, welchen dieses Monopol und die Staatsidee überhaupt der Kirche bringt, durch die Rückwirkung auf die Katholiken selbst.

Es durfte angenommen werden und ist von vielen geglaubt worden, daß der Zuwachs von Millionen Katholiken zu dem Hohenzollernstaate im Anfange dieses Jahrhunderts, weil dieselben nicht kirchlich dem geborenen Ober-Bischofe seiner Landeskirche unterstanden, wenn nicht lähmend, so doch modificirend einwirken würde auf die preußische Staatsidee — in ihrer Richtung nach innen und außen. Der Erfolg hat diese Annahme nicht bewahrheitet. Es kann nicht gesagt werden, daß die Katholiken Westfalens dem Rufe zu dem Rechtsbruche des Bruderkrieges von 1866 ebenso willig gefolgt sind, wie diejenigen Protestanten, denen in Preußen

des Königs Gebote über Gottes Gebote gehen. Aber sie sind gefolgt. Und mehr noch. Die geistlichen Hirten, die Bischöfe der Katholiken in Preußen, haben geschwiegen. Sie kannten damals, im Anfange, nicht den Vertrag vom 8. April 1866 des preußischen Königs mit demjenigen von Italien, kraft dessen diese beiden sich zum Angriffskriege verpflichten bis dahin, daß sie ihre Nachbarländer erobert hätten. Aber sie wußten was jedes Kind in Deutschland wußte, daß nur der preußische König den Krieg wollte, und sie schwiegen ...

Und zwar schwiegen, nach meiner Auffassung, die preußischen Bischöfe deßhalb, weil auch sie nicht frei geblieben, weil auch sie angekränkelt sind von dem Hauche der preußischen Staatsidee. Wir klagen sie nicht an, der Lehre des Martin Luther oder des Johann Calvin um einen Schritt näher getreten zu seyn. Aber sie haben vergessen oder nie erkannt, daß die Lehren dieser Persönlichkeiten — „der armseligen Subjekte“, wie Friedrich II. sie nennt — nur die Werkzeuge waren für das unheilvolle Princip der Cäsareopapie. Sie verkannten, daß der in sich böseste und unversöhnlichste Feind der Kirche derjenige Träger des Principes war, dem die preußische Staatsidee der unersättlichen Eroberungsgier wenn nicht den Beginn, so doch die Vollendung verdankt, der König Friedrich II. Martin Luther zu verwerfen und dabei den König Friedrich II. von Preußen und das von ihm vollendete Staatsprincip nicht zu mißbilligen, ist eine schwere Inconsequenz.

Man erwidert uns: der preußische Staat handelt nicht feindselig gegen die katholische Kirche. Es ist wahr, daß der preußische Cäsareopapismus nicht handeln kann wie der russische. Es ist ferner wahr, daß er aus der Noth eine Tugend macht. Es ist ferner wahr, daß andere Regierungen in ihrem Vorurtheile die preußischen Geschäfte besorgt haben und, durch ihren blinden hier protestantischen, dort liberalen Eifer gegen die katholische Kirche daheim, in Preußen dasjenige als eine Tugend der Gerechtigkeit erscheinen ließen,

was dort nur einstweilen aus Klugheit zugestanden wird und am letzten Ende unvereinbar ist mit dem Principe. Aber das Recht und die Freiheit der katholischen Kirche besteht nicht bloß in dem nicht gehinderten Aussprechen des Dogma, nicht bloß in der ungehinderten Ausübung des Cultus, nicht bloß in dem Nicht-Zerschneiden der Bande der Glieder mit dem Oberhaupte, sondern dieses Recht und diese Freiheit erfordert auch das Handeln in aller Beziehung gemäß dem Geiste und gemäß dem Vorbilde des Oberhauptes der Kirche. Denn wenn auch Rom nicht den einzelnen Bruch des Völkerrechtes der letzten Jahre namhaft macht, so hat es im Syllabus (Satz 61 u. flgd.), vom 8. Dez. 1864, die Principien verkündet, die ihre unmittelbare Anwendung finden in der Verurtheilung des Eroberungkrieges von 1866.

In den anderen, und namentlich in den katholischen Ländern Europa's steht zur Zeit die weltliche Gewalt unter dem Einflusse des Liberalismus.

Es ist ein ähnliches Verhältniß der Gegensätze, wie einst zu den Zeiten des römischen Kaisers Friedrich II. Denn wie dieser, obwohl der berufene Schirmvogt der Kirche, dahin trachtete ihre Unabhängigkeit zu brechen, sie zu beugen unter seine Gewalt, sie zu erniedrigen zu seiner Magd: so erstrebt eben dasselbe jetzt der Liberalismus. Nicht freilich wie damals, wenn auch nur der Idee nach, repräsentirt eine einzige Persönlichkeit die höchste weltliche Gewalt: diese vertheilt sich in viele einzelne Staaten. Aber innerhalb jedes einzelnen dieser Staaten verfolgt der Liberalismus seinen Satz der Omnipotenz des Staates, und bricht, vermöge dieser Omnipotenz, durch seine Gesetzmacherei ein in das Recht des Individuums, der Familie, der Kirche. Er kleidet sich in das erlogene Gewand der Nationalität, und verübt dann den gleichen Einbruch in das Recht anderer Staaten und Völker auf Freiheit und Selbstständigkeit.

Wir wollen nicht hier Preußen und Italien verwechseln. Nicht Preußen, sondern Italien ist der durch den Liberalis-

mus mit Zuhülfenahme des erlogenen Nationalitäts=Principes gegründete Staat. Das Königthum Italien ist daher dem Liberalismus dienstbar, es steht mit ihm und fällt mit ihm. Das Königthum Preußen ist nicht dem Liberalismus dienstbar. Es beherrscht ihn. Es benutzt ihn, wie es auch den Protestantismus und überhaupt jegliche Idee für seine Vergrößerung benutzt hat, ohne dadurch seinem unbedingten Absolutismus etwas zu vergeben. Dieser unbedingte Absolutismus hat seinen festen Halt an der Hohenzollerischen Cäsareopapie.

Der Liberalismus in diesem oder jenem katholischen Lande hat sich zuweilen der Hoffnung hingegeben, daß es ihm gelingen könne eine Art von Nationalkirche zu schaffen, unabhängig von Rom. Diese Hoffnung ist eitel. Sie beweist nur die Unkenntniß des Liberalismus von seinem Selbst. Denn der Versuch der Gründung einer Nationalkirche setzt zum wenigsten voraus, daß bei denen welche dieselbe sich vorgenommen haben, noch ein Grundstock der fundamentalen Ideen des Christenthumes verblieben sei. Daß dieß bei dem Protestantismus des 16. Jahrhunderts der Fall war, daß nur so damals die verschiedenen Landeskirchen entstanden sind, und daß sie nur darum sich haben behaupten können, ist wiederholt in dieser Darlegung hervorgehoben. Auf die Verneinung dagegen, wie sie die letzte Consequenz des Liberalismus ist, läßt sich ein Kirchenthum irgend welcher Art nicht bauen. Die moderne Gründung einer Nationalkirche ist undenkbar. Die Staaten mit katholischer Bevölkerung können nicht sich lösen von Rom.

Und darum, weil sie sich nicht lösen können von Rom, liegt es in ihrem Interesse — ich rede nicht einmal von Recht und Pflicht, sondern betone hier nur das Interesse — Frieden zu haben mit Rom. Der Liberalismus möchte Rom schwächen, möchte Rom vernichten. Eben denselben Wunsch hat, der Natur der Sache nach, der russische Cäsareopapismus. Eben denselben Wunsch hegen, der Natur der Sache nach,

die Träger der preußischen Staatsidee. Nur wolle man nicht den Nachweis desjenigen Zeitungsblattes, derjenigen Depesche, derjenigen Note verlangen, in welcher der Hohenzollernstaat sich officiell zu diesem Wunsche bekennt.

Die principielle Feindschaft gegen Rom ist die Consequenz des Werdens des Hohenzollernstaates im Gegensatze zu den Ideen welche die Kirche vertritt.

Die Abneigung, der Haß, der Kampf gegen Rom ist eins der wesentlichsten Bindemittel zwischen Rußland und Preußen einerseits, dem europäischen Liberalismus andererseits. Der Liberalismus ist das corrosive Gift welches, nicht immer ohne Zuthun von Rußland und Preußen, und jedenfalls immer in ihrem Interesse, den inneren Frieden der Länder Westeuropa's zerfrißt, und jeder Träger des Liberalismus in diesen Ländern ist, bewußt oder unbewußt, ein Bundesgenosse, ein Pionier für Rußland und Preußen.

Es gilt für alle Länder Westeuropa's das prophetisch mahnende Wort der Kaiserin Maria Theresia: „Wir werden überrannt und zu Boden gestoßen werden, der Eine nach dem Anderen, wenn wir nicht in festem Bunde geeinigt zusammen stehen."

Das erste und sicherste Erforderniß aber des einigen Zusammenstehens von Westeuropa gegen die Aggressive des Ostens ist der Friede mit Rom. Die Basis des Friedens mit Rom ist die Anerkennung der Kirche innerhalb ihrer Rechtssphäre von Seiten der weltlichen Macht. Die Anerkennung der Autorität der Kirche in allen Angelegenheiten des Glaubens und der Zucht der Sitten ist die feste Basis auch der Autorität der weltlichen Macht. Wo der Altar erschüttert wird, steht der Thron nicht mehr fest. Die Anerkennung des Altares dagegen sichert den Thron. Die Anerkennung des Altares aber fordert den Bruch mit dem nivellirenden Liberalismus, dagegen die Herstellung des Rechtes der Familie, der Corporation, der autonomen Gliederung des

geschichtlich Gewordenen, des wahrhaft föderativen Principes im Kleinen wie im Großen.

Nur durch die Rückkehr zu dieser Anerkennung vermag Westeuropa die äußeren Gefahren, die es bedrohen, zu bestehen, und eben auch nur durch dieselbe Rückkehr die inneren.

Denn die Scheidung der verschiedenen Schichten der menschlichen Gesellschaft ist schroffer als je zuvor. Die Massen seufzen zugleich unter dem Drucke der Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Capital und für das Capital. In einem solchen Boden gedeihen und wuchern die Lehren der Social-Demokratie. Es gährt in der Tiefe.

Diese Socialdemokratie hat vergessen das Wort der Schrift: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Sie hat vergessen, daß zu allen Zeiten die Kirche ihre schützende und helfende Hand ausgebreitet hat über die Armen und die Schwachen. Vielmehr ist, ebenso wie die weltlichen Gewalten angehaucht sind vom Geiste des Liberalismus, auch die Socialdemokratie durchdrungen von denselben Lehren, und wendet sich daher theils gleichgültig, theils sogar feindselig hinweg von der einzigen Macht auf Erden, die es vermag nicht bloß Worte des Trostes zu spenden, sondern auch zugleich den Willen und die Kraft besitzt, nachdrücklich und mit Erfolg ihre Stimme zu erheben für die Reconstruktion der Gesellschaft auf der Basis der Gerechtigkeit nicht bloß, sondern auch der Nächstenliebe.

Denn das ja ist der Zweck, um dessen willen der heilige Vater die Bischöfe des Erdkreises, die geistlichen Hirten des Menschengeschlechtes, um sich versammelt hat, und um dessen willen der Name dieses Wohlthäters der Menschheit mit Dank und Segen genannt werden wird von den kommenden Generationen.

Nicht minder jedoch bei der Mitwelt. Die moralische Macht des Papstthumes hat zu Bundesgenossen alle diejenigen, die sich sehnen nach der Herstellung des Rechtes in dem Zusammenleben der Gesellschaft in sich, wie in dem

Verhältnisse der Staaten und Völker zu einander. Sie alle wissen oder fühlen, daß die Kirche in der Vertheidigung ihres eigenen Rechtes zugleich vertheidigt das Recht des Individuums auf seine sittliche Existenz, und daß ihre Beschlüsse nicht ein Eingriff seyn werden in fremdes Recht, sondern die von dem Liberalismus provocirte Defensive des Rechtes Aller, welche festhalten an der Nothwendigkeit einer allumfassenden moralischen Autorität auf Erden.

Denn die Kirche ist defensiv und nur defensiv. Wie sie einst sich erwehren mußte gegen die Offensive der höchsten weltlichen Gewalt, die an eine Persönlichkeit sich band; wie sie dennoch damals die Geduld ausdehnte zur Langmuth, abermals und immer wieder, bis alle Hoffnung schwand; wie sie erst dann endlich über ihren Todfeind das vernichtende Wort sprach: so auch hat die Kirche in unseren Tagen lange Zeit hindurch mit Geduld und Langmuth die Offensive nicht eigentlich der weltlichen Gewalt, sondern des Liberalismus ertragen, bis sie, um ihrer selber und um der auf sie vertrauenden Menschen willen, nicht anders kann als über diesen Liberalismus das Wort zu sprechen, welches moralisch ihn vernichten wird.

Die Kirche stellt dadurch nicht sich feindselig gegen die weltliche Macht, gegen den Staat: sie verneint vielmehr die Berechtigung derjenigen Richtung im Staatsleben, welche die äußere Gewalt zur Herrin einsetzt über das innere Leben des Menschen.

Und eben dieß ist der Sinn der Worte welche der heil. Bernhard zu dem Könige Konrad sprach. Er fordert für die Kirche den Frieden und die Freiheit. Der Friede und die Freiheit der Kirche besteht wesentlich darin, daß der innere Mensch ihr angehört, daß er völlig frei und ungehindert auch sein äußeres Leben gestalten kann und darf nach den Lehren der höchsten moralischen Autorität auf Erden, daß er Gott gibt was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist.

Dieser Friede und diese Freiheit der Kirche ist das

sicherste Fundament alles menschlichen Zusammenlebens, und darum wesentlich und in erster Linie des Staates. Einen religionslosen Staat hat es noch nie gegeben als etwa dasjenige Frankreich vom J. 1793, welches nicht gedacht werden kann ohne die Guillotine. Weil aber erfahrungsmäßig noch niemals ein Staat gewesen ist ohne Religion, und darum auch nicht seyn kann ohne dieselbe: so ist es die Pflicht des Staates um seiner selbst willen die Manifestation der Religion zu schützen. Dieser Schutz, gegenüber der Kirche, bedingt ihre Freiheit. Das Schlagwort des Liberalismus von der freien Kirche im freien Staate kann nur dann eine Wahrheit haben, wenn über ihre Freiheit die Kirche selbst entscheidet.

Die Mahnung die vor mehr als sieben Jahrhunderten der heil. Bernhard dem Könige Konrad zugerufen, ist ewig neu. Sie tritt heran, wie an den König Konrad als weltliches Haupt der Christenheit, so an jeden einzelnen Souverän, an jedes staatliche Gebilde. Sie tritt namentlich und vor allen Dingen jetzt heran, wo wir gekommen sind an einen Wendepunkt der Zeiten. Der Fels Petri hat alle Staaten und Throne überdauert, die da waren als er zum Grundsteine der Kirche gelegt wurde. Sie sind vergangen: der Stuhl Petri ist geblieben. Er wird bleiben. Er steht da in der Anerkennung des Erdkreises fester und sicherer als je zuvor. Und darum wird am festesten und sichersten auch derjenige Staat und derjenige Thron gegründet seyn, der nicht auf Sand sich erbaut, auf den Sand gar des Liberalismus, sondern auf diesen Felsen Petri: auf die Anerkennung des Rechtes und der Freiheit der Kirche.

In hoc signo vinces!

LIX.

Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Durch das Breve „perveneral non ita pridem" vom 30. Juni 1830 hat zwar der heil. Stuhl die Vereinbarung von 1827 nicht aufgehoben, aber in den schärfsten Ausdrücken gegen den Bruch des Vertrags protestirt und die Rechte der Kirche gewahrt. In Württemberg und Hessen vertheidigten die Katholiken in Zeitschriften und v. Hornstein am 7. April 1830 in der württembergischen Kammer die Freiheit der Kirche. Der Erzbischof Boll von Freiburg protestirte am 10. Februar 1830 gegen die erwähnte Verordnung. Der Bischof von Fulda ließ es nicht bei einem bloßen Protest bewenden, sondern erklärte in Uebereinstimmung mit dem berührten Breve am 30. August 1830 dem Ministerium, daß Er und sein Domcapitel die Staatsverordnung vom 30. Januar 1830 nicht befolgen könnten. Diese lasse sich „mit der Glaubenslehre, der allgemeinen Disciplin, mit der natürlichen und gesetzmäßigen Freiheit, ja mit dem Fortbestand der Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz nicht vereinigen. Die Verordnung verwandle die landesherrliche Aufsicht in förmliche Kirchenregierung, das Schutzrecht in Unterjochung" der

Kirche. Als einige Bestimmungen der Verordnung in die kurhessische Verfassung von 1831 aufgenommen wurden, remonstrirte der Bischof, das Domcapitel und der Magistrat von Fulda wiederholt dagegen, verweigerten den Eid auf diese Verfassung, und die Regierung war gerecht und weise genug den berechtigten Einwendungen nachzugeben*).

So handelten aber die übrigen Bischöfe der Kirchenprovinz nicht. Der Bischof von Fulda sendete zwar am 11. Februar 1831 seine Proteste und die betreffenden Aktenstücke an den Erzbischof von Freiburg, um einen gemeinschaftlichen Protest der Bischöfe dieser Provinz gegen die berührte Verordnung hervorzurufen. Der Erzbischof sendete die Akten in Abschrift den drei übrigen Bischöfen der Provinz zu. Sie thaten aber nichts. Bischof Burg von Mainz, derselbe welcher die kirchliche theologische Lehranstalt in Mainz aufgehoben, denuncirte als ächter Byzantiner den Bischof von Fulda bei der hessischen Regierung wegen seiner „Beharrlichkeit in Behauptung der Rechte der Kirche und seiner hierarchischen Anhänglichkeit an den Papst."

Auf die wiederholte Aufforderung des Papstes Gregor XVI. in dem Breve vom 4. Oktober 1834 an die Bischöfe, richtete nur das Mainzer Domcapitel eine Vorstellung gegen diese Verordnung an die Regierung. Die übrigen fürchteten den Tadel von Rom jedenfalls nicht so sehr als sie — mit ziemlich wenigen Ausnahmen — um die Gunst des „allerhöchsten Hofes" besorgt waren. So wurde von „Friedensbischöfen" und ihre Ruhe liebenden Domherren, andererseits durch josephinisch-wessenbergische Geistliche und Katholiken insbesondere in den Kirchenräthen die Kirche der Herrschaft des Bureaukratismus überliefert.

Nur in der Diöcese Fulda wurde die Freiheit der Kirche standhaft und mit Erfolg vertheidigt und dort auch die kirchliche Lehranstalt, das Seminar zur Heranbildung der Geist-

*) Brück a. a. O. S. 132 ff.

lichen aufrecht erhalten. In der Diöcese Limburg bestand keine solche Anstalt, in der Diöcese Freiburg, Rottenburg und Mainz mußten die Theologen an den Universitäten, mit welchen theologische, vom Staat geleitete Convikte verbunden waren, studiren und erhielten in dem einen Jahre, das sie an den bischöflichen Priesterseminarien nach absolvirten theologischen Studien zubrachten, die nothdürftige praktische Ausbildung. Die eigentliche Berufsbildung konnten sie nur an den berührten theologischen Fakultäten, welche reine Staatsanstalten waren, empfangen. Ueberdieß wurden die Theologen an der Universität Freiburg und Gießen troß der bischöflichen Vorstellungen *) gezwungen, die Vorlesungen apostasirter Priester wie Schreiber, Reichlin-Meldegg zu hören. Die Bischöfe hatten auf die Heranbildung des Klerus keinen weitern Einfluß als sich bei den Prüfungen und der Visitation jener Convikte zu betheiligen.

Die Regierungen nahmen überdieß die Leitung der katholischen Schulen, die indessen mit Ausnahme Nassau's als katholische behandelt und unter katholische Staatsbehörden gestellt wurden, an sich. Sie ließen die Schullehrer an den staatlichen Schullehrer-Seminarien heranbilden. Diese wurden zwar, mit Ausnahme des faktisch protestantischen, mit einem katholischen Lehrer besetzten Lehrerseminars in Idstein (Nassau), als katholische erhalten, aber die Lehrer erhielten durch die vom Staat angestellten Geistlichen und Laien eine unkatholische Erziehung **). In Baden und Nassau bestimmte die Regierung sogar über die Einführung der Religionslehrbücher.

Die Besetzung der Kirchenstellen wurde ausschließlich von den Regierungen in die Hand genommen. Durch landes-

*) Katholische Zustände in Baden I. 57, II. 137, Brück a. a. O S. 149.

**) Motion des Domdekans v. Hirscher in der ersten badischen Kammer von 1850 (Freiburg 1850): „Der geistliche Direktor eines katholischen Lehrerseminars hat mir gesagt, er habe viele Jahre weder an Christus noch an Christenthum geglaubt."

herrliche Commissäre sorgten diese dafür, daß nur der Regierung genehme d. h. unbedeutende oder gefügige Geistliche zu höheren Kirchenämtern „gewählt“, faktisch vom „allerhöchsten Hof“ bestellt wurden. Die Vorgänge bei der Wahl des Erzbischofs Demeter sind ja bekannt. Der Regierungs-Commissär (Oberkirchenrathsdirektor Beeck) theilte dem Domcapitel mit, daß Serenissimus keinen der von ihm aufgestellten Candidaten als minder genehm erklärt habe. Derselbe Beeck, der mit Demeter befreundet war, insinuirte aber den einzelnen Candidaten außer dem Domcapitular Hug und Demeter — vertraulich, sie seien nicht genehm. Er theilte insbesondere dem Domdekan v. Vicari mit, seine Wahl würde nicht opportun seyn, weil er weder in Rom noch in Wien genehm sei. So bewog er diese Candidaten, auch v. Vicari, ihm zu erklären, daß sie eine allenfallsige Wahl nicht annehmen würden. Es stellte sich auf Anfrage des Domdekans v. Vicari durch eine nach Karlsruhe adressirte Depesche Metternichs *) heraus, daß Beeck die Unwahrheit gesagt hatte. Als aber auf dreimal wiederholte Wahl v. Vicari stets alle Stimmen (außer der seinigen) auf sich vereinigte, und seine Collegen in ihn drangen, jenen uncanonischen Verzicht nicht zu beachten und die Wahl anzunehmen, erklärte ihn Beeck als persona minus grata. Die Domcapitulare ließen diesen Staatsbeamten in's Wahlgremium zu, und wählten hierauf mit Majorität den Domcapitular Demeter zum Erzbischof. Bei dieser „Wahl“ kam, wie Hug sagte, „der heilige Geist nicht von oben, sondern von unten“ (Karlsruhe).

In Nassau ging man noch weiter. Als 1840 der zweite Bischof von Limburg starb, erklärte die Regierung Namens des Herzogs von Nassau drei Candidaten für minder genehm, die übrigen bis auf zwei wurden von der Regierung bestimmt in voraus auf die Wahl zu verzichten, und so dem Capitel nur die Wahl zwischen den zwei von ihm aufgestellten Can-

---

*) Katholische Zustände II. S. 220.

didaten: Pfarrer Mohr und Pfarrer Blum gelassen. Da auch der letztere auf Anfrage des Capitels erwiderte, er wünsche nicht gewählt zu werden, stimmte die Majorität für Pfarrer Mohr.

Sowohl diese als die erste Erzbischofswahl des Freiburger Capitels von 1836 wurde vom heiligen Stuhl als ungültig verworfen *), Domcapitular Demeter aber aus besonderer Berücksichtigung seiner persönlichen Verdienste **) als Erzbischof bestellt und ebenso wurde der 1842 in Limburg canonisch gewählte Pfarrer Blum vom heiligen Stuhl am 23. Mai 1842 präconisirt. Im darauf folgenden Jahre 30. Januar 1843 wurde der treue Vor- und Mitkämpfer des Bischofs Blum, Domdekan v. Vicari, welcher 1842 zum Erzbischof von Freiburg gewählt wurde, vom heiligen Stuhl bestätigt.

In Baden und Württemberg übte die Regierung das sogenannte allgemeine landesherrliche Patronat, d. h. sie besetzte alle Pfründen und ließ dem Bischof nur die persönliche Befugniß auf 24 resp. 15 Pfründen den „Pfarrsatz" auszuüben. Dem Erzbischof von Freiburg verblieb noch das Recht, in den ehemals vorderösterreichischen Pfarreien der Regierung die drei tauglichsten Competenten zu bezeichnen. Die Regierung gerirte sich als Ordinarius collator, setzte sich an die Stelle der Bischöfe, denen sie bedeutungslose Concessionen machte. In Kurhessen wahrte sich der Bischof die freie Collatur auf fast alle Pfründen, holte aber das landesherrliche Placet für die von ihm Conferirten ein. In Hessen-Darmstadt und Nassau schlugen die Bischöfe der Regierung ihre Candidaten jeweils vor.

Wie die Pfründbesetzung, so absorbirte die Regierung

---

*) Das Breve vom 17. September 1842 ist im „Katholik" (Mainz 1842) Bd. 83 S. XVII ff. abgedruckt.

**) Für die religiöse Erziehung und die Pastoration (Kirchenvisitationen) that Erzbischof Demeter in der That sehr viel.

auch die kirchliche Jurisdiktion. Nur unbedeutende Geldstrafen durfte der Bischof über Geistliche verhängen, alle kirchlichen Disciplinarerkenntnisse gegen dieselben unterlagen auch nach der Verordnung vom 23. Mai 1840 dem landesherrlichen Placet und stand es überdieß den Verurtheilten frei, den recursus ab abusu zu ergreifen, von ihrem Bischof an den Minister zu appelliren. Die badische Regierung nöthigte den ersten Erzbischof, alle Ehedispenstaxen aufzugeben und ohne den heiligen Stuhl im III. und IV. Grad zu dispensiren. Als der greise Erzbischof Boll die Dispensen im I. und II. Grad der Verwandtschaft oder Schwägerschaft vom heiligen Stuhl einholte, wurde er von der Regierung so bedrängt, daß er in seinem Bericht nach Rom vom 29. September 1835*) den Hirtenstab in die Hände des heiligen Vaters niederlegte.

Der Tod hat dem erzbischöflichen Dulder die unter solchen Umständen furchtbar schwere Bürde seines bischöflichen Amtes abgenommen. Kurz vor seinem Hinscheiden schrieb er noch an den heiligen Vater: „conscientia mea in dies aggravatur, dum saepius inter dua mala minus eligere cogitur, dubiis cruciata, an justitiae Dei, an obedientiae Sanctitati tuae debita rite satisfaciam.“ Man mag darüber rechten, ob Erzbischof Boll noch mit andern Mitteln als den Protesten gegen die Kirchenpragmatik dem kirchlichen Staatsabsolutismus hätte entgegen treten sollen. Er hat aber redlich gegen denselben und mit Erfolg gegen den berührten Versuch der badischen Regierung gekämpft, die Erzdiöcese von Rom loszureißen, eine National- oder vielmehr Landeskirche zu etabliren.

Das beweist unter Anderm das eigenhändige Schreiben des Erzbischofs an die katholische Kirchensektion vom 24. April

---

*) Katholische Zustände in Baden I. S. 120: „ingemiscam cum Paulo ap.: infelix ego homo, . . . undique circumdatus infirmitate.. preces adjungam, ut liceat, in Sanctitatis tuae manus episcopale munus resignare.“

1835. Er wies darin die Zumuthung der badischen Regierung ab, eine „potestas ordinaria in Beziehung der Ehedispensationsfälle“ auszuüben. „Es ist keine Diöcese in der Welt, welche sich eine solche Vollmacht anmaßt. Wir können den uns (vom heiligen Stuhl und den canones) angewiesenen Weg nicht verlassen, ohne uns des Losreißens vom allgemeinen Kirchenoberhaupt schuldig zu machen. Die sogenannte Pragmatik ... darf uns in jenen vielen Punkten, welche dem Concordat (1827) zuwiderlaufen, nicht maßgebend seyn. Wir haben selbe nur als uns publicirt .. am Consecrationsabend unterzeichnet, nicht aber, um den Inhalt zu billigen.“ Hätten nur die Bischöfe der Provinz damals allgemeiner und umfassender von diesem „non possumus“ Gebrauch gemacht!

Indessen ließen die Bischöfe von Freiburg, Rottenburg und Limburg das nicht bloß über alle Akte ihrer rein kirchlichen Jurisdiktion, sondern sogar über Fastenpatente ausgedehnte landesherrliche Placet zu, d. h. sie holten es faktisch ein. Bis zum Dienstantritt des Erzbischofs Hermann von Vicari stand auf den in Folio gedruckten Fastenhirtenbriefen des Erzbischofs Demeter von Freiburg obenan: „cum placito regio“, oder vor der Fastenordnung: „im Einverständniß mit der Staatsbehörde.“

Die Staatsomnipotenz griff aber nicht bloß in die kirchliche Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit ein, die Regierung leitete nicht bloß die kirchliche Jurisdiktions-, sondern auch die Weihegewalt, indem der von ihr ausdrücklich zum „Salber“ degradirte Bischof keinen zum Priester weihen durfte, der nicht den vom Staate geleiteten Seminarconcurs gemacht und — aus dem Kirchenvermögen — den „landesherrlichen Tischtitel“ erhalten hatte.

Das Kirchenvermögen wurde unter die Leitung des Staates gestellt und den Bischöfen nur ein wirkungsloses Einsichtsrecht und das von der Bureaukratie fast nie beachtete Zustimmungsrecht zu Veräußerungen oder Zweckveränderungen der Stiftungen belassen.

Die Regierungen mischten sich sogar in die innere Organisation der Kirchenbehörden ein. Nach der berührten Verordnung von 1830 schrieben sie den Bischöfen vor, nur Domcapitulare zu ihren geistlichen Räthen zu bestellen und zu verwenden und in ihren Ordinariaten nach Majoritäten zu beschließen. Das stramme Bureaukratenregiment verlieh den Regierungsdirektoren in staatlichen Verwaltungssachen plein pouvoir, die Bischöfe dagegen sollten nur Direktoren des geistlichen Collegiums der Capitulare seyn. Damit ja nichts der Regierung Unangenehmes beschlossen werde, wohnte bis vor etwa zwei Decennien den Sitzungen des Ordinariats in Rottenburg ein königlicher Rath bei, welcher ein Veto gegen dessen Beschlüsse hatte, die angeblich den so exorbitant ausgedehnten jura circa sacra nicht entsprachen.

Während so die Kirche „protestirte" und der Staat sie „regierte", die ihr feindliche Bureaukratie sie an Händen und Füßen gefesselt hatte, hielt es die Häresie, die ja in dieser Periode so sehr gehätschelt wurde, an der Zeit, im Innern der Kirche das Vernichtungswerk zu vollenden. Die ihrer Kirche ergebenen Geistlichen wie Riffel, Hefele, Dieringer wurden gemaßregelt, dagegen unkirchliche Pfarrer wie Kuenzer in Constanz von der Regierung protegirt. Die Knechtschaft der Kirche involvirte überdieß naturgemäß die wissenschaftliche und sittliche Depravation des Klerus. „Wir können Euch nichts nützen, sondern nur schaden": sagte mit Recht einst ein Domherr zu einem Pfarrer. Die Erziehung der Geistlichen war keine kirchlich-katholische, sie standen unter der Regierung und hingen ganz von ihr ab. War es da ein Wunder, daß so manche derselben in Feigheit, Schwäche, Genußsucht als gehorsame Diener der Regierung lebten und, statt in priesterlichen Tugenden, um die Gunst der Beamten wetteiferten und dem „Zeitgeist" folgten?

Solche mit ihrer Kirche zerfallene Geistliche waren es, welche sich von den Feinden der katholischen Religion mißbrauchen ließen, den berüchtigten „Schaffhauser Verein" zu

gründen. In dem Breve des Papstes Gregor XVI. an den Erzbischof Demeter vom 23. November 1838 wird dieser Verein nur zu wahr so geschildert: „plures ex finibus tuae Archidioeceseos Clericos, satis jam *mala vitae consuetudine* vel ipsis Acatholicis invisos . . impudenter niti ad Religionis Ecclesiaeque instituta *pravo suo ingenio* reformanda. Quem in finem inita societate cum aliis ex clero Helvetico et Rottenburgensi Scaphusiae . . convenerunt de perniciosis novitatibus ac sacri praesertim *coelibatus* abolitione consulturis. . . . Capitulum Bondorfiense . . postulandum ex Te *Synodi* convocationem, ea mente, ut conatus nefarii ad exitum perducantur." Der Aufforderung des Papstes zu Folge wollte der Erzbischof gegen diese Geistlichen einschreiten, die Regierung schützte sie aber und versagte das Placet zum Verbot des Erzbischofs gegen den Schaffhauser Verein.

Die katholische Presse, insbesondere die „Histor.-polit. Blätter" und der „Katholik", trat mit Erfolg gegen den Synodal- und gegen den von der badischen und hessischen Kammer protegirten Cölibatssturm auf. Der Unwille und die Verachtung des katholischen Volkes traf solche Geistliche, welche wie die vom Schaffhauser Verein ein deutsches Rituale und Missale einführen, eine Landeskirche etabliren, allgemeine Beichten empfehlen, die Bruderschaften, Wallfahrten rc. abschaffen und alle diese „Neuerungen" durch Diöcesan-Synoden einführen wollten, in welchen Kleriker und Laien Kirchen-Gesetze machen sollten. Diese Ausschreitungen der Kirchenfeinde zeigten dem katholischen Volke, was man aus seiner Religion machen wollte.

Das katholische Bewußtseyn erwachte insbesondere durch das Auftreten des Herrn v. Hornstein in der württembergischen, des Freiherrn Heinrich v. Andlaw und des Hofraths v. Buß in der badischen Kammer. Schon 1837 hatte Heinrich v. Andlaw eine Motion in der ersten badischen Kammer gegen die Eingriffe der Regierung in die katholische Disciplin, Pfründbesetzung, die Leitung der Schule und das

Kirchenvermögen angekündigt. Erzbischof Demeter fühlte, wie er sich ausdrückte, die „Härte und Ungerechtigkeit der Regierung“ gegen die Kirche. Ein entschiedenes Auftreten gegen jene sagte ihm aber so wenig zu, als das erzbischöfliche Ordinariat das ernste Einschreiten der Abgeordneten: Pfarrer Herr, v. Rotteck, Wetzel, v. Itzstein und Mittermaier 1831 in der zweiten Kammer gegen die „vielen schreienden Uebergriffe in das Stiftungsvermögen“, wie Itzstein es bezeichnete, unterstützt hat. Aus Pietät gegen den Erzbischof zog von Andlaw seine Motion zurück. Die katholische Bewegung hatte aber begonnen, als man die Kirche am tiefsten erniedrigt wähnte.

In Württemberg verlangte der Bischof am 8. November 1841 von der Regierung die Restitution der nothwendigsten bischöflichen Rechte, wie: Erziehung des Klerus, Disciplin über denselben, die freie Besetzung der Pfründen. Württemberg hatte damals seinen Jolly. Der bureaukratische Minister Schlayer erwiderte dieses bischöfliche Gesuch mit Verdächtigung und Hohn. Er wies dasselbe rundweg ab. Das Domcapitel von Rottenburg, an dessen Spitze der bekannte Febronianist Jaumann stund, unterstützte den Bischof nicht. Das katholische Volk dagegen sprach sich freudig für diese bischöfliche That in Dankadressen an seinen Oberhirten und in Petitionen an die Kammer aus.

Bei den hierüber in der zweiten Kammer 1842 stattgehabten Verhandlungen demonstrirte Minister Schlayer dem greisen Bischof v. Keller, welchen Dank die Bureaukratie der steten Nachgiebigkeit des Bischofs zollte. Er warf dem Kirchenfürsten vor, daß er durch seine Vorstellung und Bitte um theilweise Herstellung der kirchlichen Rechte die Regierung verletzt habe. Bei der damals im Klerus fast allgemein herrschenden unbedingten Anhänglichkeit an die weltliche Autorität, welche, wie mir bekannt, die Kirchenregierung abhielt die zu Gunsten der Kirche erhobenen Forderungen liberaler Abgeordneter zu unterstützen, war dieser Vorwurf ein schwer

wiegender. Der Minister scheute sich sogar nicht, die unanständige Bemerkung beizufügen, der Bischof habe sich den Nachtrag zu seiner Motion von jugendlichen Autoren machen lassen, und lehnte drohend jedes Zugeständniß an die Kirche ab. Die Abgeordneten v. Hornstein, Hefele unterstützten ihren Bischof in der Kammer. Der „Alte vom Berge" (Fürst Zeil-Trauchburg), die gemaßregelten Repetenten des theologischen Convikts und andere Geistliche und Laien traten gegen diese Behandlung ihrer Kirche und ihres Bischofs auf. Domdekan v. Jaumann aber war es, welcher durch seinen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung die bischöfliche Motion zu Grabe trug.

Anders stellte sich die erste Kammer dieser Frage gegenüber. In dem hierüber erstatteten Commissionsberichte des Erbgrafen Zeil-Waldburg-Trauchburg (Sohn des „Alten vom Berge") wurden die Rechts- und Anstandsverletzungen, Drohungen und Einschüchterungen, welche sich, wie erwähnt, der Minister Schlayer gegen den Bischof erlaubt hatte, in ernster Weise „im Namen aller Katholiken, die ihrer Kirche nicht unwürdig sind, zurückgewiesen." Es wurde betont, daß durch die beleidigende Sprache*) gegen den Kirchenfürsten die Achtung vor der Autorität verletzt worden sei und durch Drohungen streitige Rechte nicht entschieden werden.

Der Bischof hatte durch Schreiben vom 20. Februar und 6. März 1842 dem heiligen Stuhl die traurige Lage seiner Diöcese und — seine Schwäche als einen Grund derselben dargestellt. Minister Schlayer untersagte dem Bischof v. Keller die Publikation des darauf erfolgten päpstlichen Breve's vom 25. Juni 1842, welches neben der Aufforderung zur bischöflichen Standhaftigkeit die kirchlichen Vorschriften über gemischte Ehen einschärfte. Derselbe Minister wiederholte gegen den Bischof die Drohung mit „Anwendung der

*) Eine ähnliche führte der badische Minister Jolly im Dezember 1869 gegen Bischof v. Kübel bei der Debatte über die Civilehe.

Strenge des Gesetzes", wendete die der höheren Bureaukratie (wohl aus eigener Erfahrung) bekannte Taktik an: „der Bischof sei vorgeschoben" und tadelte, daß er „die Einmischung der römischen Curie herbeigeführt" habe.

Der Antrag der Majorität der Commission wurde am 6. Juni 1842 von der ersten Kammer dahin gehend angenommen: „Seine Königl. Majestät wollen geruhen, Anordnungen treffen zu lassen, um die Stellung der katholischen Kirche zur Staatsgewalt festzustellen." Der König antwortete schon am 29. Juni 1842, es „seien die geeigneten Einleitungen getroffen, um eine wünschenswerthe Ausgleichung herbeizuführen." Damals und später (1854) hielt also dieser deutsche Fürst nicht den Weg staatlicher Octroyirung, sondern der Verständigung mit der Kirche für den geeigneten, um die kirchlichen Rechtsverhältnisse zu ordnen.

Dem Minister Schlayer ist indessen die Vereitelung der königlichen Absicht gelungen — mit Hülfe des Domcapitels. Bis in die letzten Decennien und seit der Einführung der Kirchenpragmatik wußte die Regierung einer Reihe von Domcapitularen die Meinung beizubringen, daß sie oder das Capitel dadurch an Bedeutung gewinnen, wenn sie gegen ihren Bischof Opposition machten. Auf die Seitens der Regierung am 19. April 1843 an den Bischof gerichtete Aufforderung, über eine Ausgleichung der Kirchenfrage zwischen dem bischöflichen Ordinariat und einem Regierungs-Commissär Berathung pflegen zu lassen, stellte der Bischof eine Punktation auf. Das Domcapitel gerirte sich als selbstständiges Collegium und acceptirte den Gegenentwurf seines Domdekans von Jaumann. Der Bischof verwarf diesen, das Capitel wies den Entwurf des Bischofs zurück *). Der Bischof übergab der Regierung seine Desiderien am 12. Juli 1843. Da aber das Domcapitel in Verkennung seiner Stellung und des Berufes priesterlicher Würde sein entgegengesetztes

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 17 S. 799 ff.

Separatvotum übergab, so bewilligte die Regierung der Kirche nichts. Divide et impera. Papst Gregor XVI. rügte durch Breve vom 4. Dezember 1843 das „verrätherische" Gebahren des Domcapitels und forderte den Bischof auf, nach den Grundsätzen des Kirchenrechts zu verfahren. Der schwer gekränkte Bischof versank in Schwermuth und Mißtrauen, wurde kränklich, zuletzt blind und starb den 17. Oktober 1845. Die Regierung duldete nicht, daß er in seiner Kathedral-Kirche begraben wurde.

Dieselbe katholische Bewegung wie in Württemberg manifestirte sich auch in der badischen Kammer. Der schon genannte Abgeordnete v. Andlaw beantragte im J. 1846 in der ersten und gleichzeitig Professor v. Buß in der zweiten badischen Kammer, daß die oft erwähnte Verordnung von 1830 (Kirchenpragmatik) aufgehoben, die Rechte der Katholiken wieder hergestellt, der Oberkirchenrath reorganisirt und von diesem die bischöflichen Rechte dem Bischof restituirt, insbesondere die Erziehung der Geistlichen und Lehrer unter die Leitung des Bischofs gestellt werde. Diesen katholischen Disiderien wurde zwar ebensowenig als ihrem weiteren Begehren entsprochen, die Frage wegen der gemischten Ehen mit dem Erzbischof zu bereinigen; aber der Oberhirte trat nun auf den Kampfplatz.

Am 21. März 1842 endete Erzbischof Ignaz Demeter sein von schweren Sorgen und tiefer Seelenangst niedergebeugtes Leben. Bei der hierauf erfolgten Wahl weigerte sich Domcapitular Dr. Kieser in seinem (1854 publicirten) Votum zur Bestellung eines Erzbischofs mitzuwirken, der entweder seine oberhirtlichen Pflichten verletzen oder zum Märtyrer werden müsse. Unter den in Baden bestehenden Verhältnissen blieb in der That kein anderer Weg übrig. Der neugewählte Erzbischof Hermann v. Vicari wurde bei all seiner Anhänglichkeit an das großherzogliche Haus trotz oder vielmehr wegen seiner Johannesnatur dahin gedrängt, in die Fußstapfen des Erzbischofs Clemens August zu treten. Und

der nun seit 25 Jahren mit kurzen Unterbrechungen fortdauernde badische Kirchenstreit begann mit der vor 1845 in Köln zuletzt friedlich ausgetragenen Frage über die gemischten Ehen.

Es ist nach der Natur der Sache und nach der in allen Rechtsstaaten, auch in Frankreich bestehenden Gesetzgebung ein ureigenes Recht der Eltern, frei vom Staat — zu bestimmen, in welcher Religion ihre Kinder erzogen werden sollen. In Baden und Nassau griff aber die alle Verhältnisse beherrschende Bureaukratie auch in dieses innerste Familien- resp. religiöse Recht ein und verfügte, daß die Kinder aus gemischten Ehen in der Religion des Vaters beziehungsweise nach Geschlechtern getheilt oder nach den Bestimmungen des vor Eingehung der Ehe abzuschließenden Vertrags erzogen werden sollten. Nach dem bestehenden Kirchenrecht steht das impedimentum mixtae religionis der Eingehung einer Ehe zwischen einem Katholiken und Protestanten entgegen und kann die kirchliche Einsegnung derselben erst nach erfolgter kirchlicher Dispens von diesem aufschiebenden Ehehindernisse erfolgen. Die Dispens darf aber erst dann ertheilt werden, wenn die Nupturienten die katholische Erziehung aller aus der beabsichtigten Ehe zu erhoffenden Kinder zusichern. Die Regierung zwang die Geistlichen die Trauung solcher gemischten Ehen vorzunehmen, ohne daß dieses kirchliche Gebot erfüllt und die kirchliche Dispens eingeholt wurde.

Erzbischof Demeter glaubte durch Vorstellungen an die Regierung diese zu bewegen, von ihrem Zwang abzusehen und den Erzbischof sowie seinen Klerus die vom heiligen Stuhl wiederholt eingeschärfte kirchliche Pflicht erfüllen zu lassen. Er täuschte sich und ließ sich durch die Einschüchterungen des Staatsraths Nebenius 1839 bewegen, die Geistlichen zu instruiren, gemischte Ehen auch ohne die Zusicherung katholischer Kindererziehung einzusegnen. Als aber das gründliche Gutachten des Domcapitulars Buchegger, welches Erzbischof Hermann der Regierung mittheilte, dieselbe nicht be-

stimmte, den Weg der Gewalt zu verlassen, erließ Erzbischof Hermann am 9. August 1845 dagegen an den Klerus der Erzdiöcese die bekannte Instruktion über die gemischten Ehen. Die Geistlichen werden hierin angewiesen, nur dann gemischte Ehen kirchlich zu benediciren, wenn die kirchliche Dispens eingeholt, also die katholische Kindererziehung sicher gestellt ist, sonst aber die Proklamationen vorzunehmen und dem Abschluß der Ehe nur passiv zu assistiren. Zu diesem Akt bischöflicher Würde und kirchlicher Freiheit holte der Erzbischof keine Staatsgenehmigung (Placet) ein. Die Regierung erließ dagegen ein Cirkular vom 26. November 1845, worin das Ministerium des Innern diese bischöfliche Verordnung, weil sie „das landesherrliche Placet nicht erhalten, für unwirksam" erklärt und den Geistlichen bei Strafe verbietet, „die Vornahme oder die Art der Trauung von der confessionellen Kindererziehung abhängig zu machen."

Der Riese Antäus stand aber hier auf seinem Boden. Papst Gregor XVI. ertheilte durch Breve vom 23. Mai 1846 dem Erzbischof von Freiburg das „Placet". „Meritis Te laudibus summopere prosequimur, quod pro Episcopalis ministerii officio . . curas convertens Ecclesiae de mixtis matrimoniis doctrinam ejusque libertatem vindicare studueris, ac pastorali robore et constantia exortos abusus de medio tollere . . non destiteris": so sprach der Papst. Die Geistlichen folgten weder der ministeriellen Lockung zum Ungehorsam gegen ihren Bischof, noch ließen sie sich durch jene Drohung einschüchtern. Die Ministerial-Verordnung vom 26. November 1845 blieb — auf dem Papier, die erzbischöfliche Verordnung vom 9. August 1845 besteht heute noch in Kraft.

In Kurhessen ersparte sich die Regierung eine solche Niederlage, indem sie schon 1827 gestattete, daß bei verweigerter katholischer Kindererziehung der protestantische Pfarrer die Trauung vornahm.

Wie bezüglich der gemischten Ehen, so stellte sich der Erz-

bischof von Freiburg auf den sicheren Boden der kirchlichen Bestimmungen gegenüber der Zumuthung des katholischen Oberkirchenraths vom 22. Dezember 1848 eine Diöcesan-Synode nach protestantisch-constitutionellem Muster einzuberufen. Er erließ am 26. Januar 1849 einen Hirtenbrief gegen den Synodensturm und erwiderte am 12. Januar 1849 dem Oberkirchenrath, er werde die Synode lediglich nach bestehendem Kirchenrecht einberufen und abhalten. Der gegen die Kirche erregte Sturm wendete sich gegen die welche vor 1848 „Wind gesäet" hatten.

Der fast gleichzeitig mit Erzbischof Hermann inthronisirte Bischof Joseph Blum von Limburg überreichte schon 1842 bei seiner Eidesleistung dem Herzog von Nassau eine Denkschrift um Reaktivirung der kirchlichen Rechte. In beiden Hessen waren die Regierungen wohlwollend gegen die Kirche und sollen die Verdienste des Herrn v. Linde (späteren Bundestagsgesandten), welche derselbe sich um die Freiheit der Kirche als großherzoglich hessischer Beamte erworben, hier ihre Anerkennung finden. Nur weil Bischof Kaiser von Mainz sich nicht um die Wiedereröffnung der theologischen Studienanstalt in Mainz annahm, blieben die an ihn deßfalls gerichteten Petitionen der Geistlichen fruchtlos. Der jetzige Bischof Wilhelm Emmanuel v. Ketteler errichtete alsbald nach seiner Inthronisation (1850) diese Anstalt.

Die tiefe Erniedrigung, welche der fürstliche*) und bureaukratische Absolutismus der Kirche bereitet hatte, die Schutzlosigkeit, in welche das landesherrliche „Schutzrecht" die katholische Religion versetzte, zeigte den Bischöfen und Geistlichen, daß mit diesen Mächten sei kein trauter Bund zu flechten. Der Bevormundungs- oder Polizeistaat knebelte

---

*) Schulte bemerkt hierwegen in seiner Recension des Brück'schen Werkes (Theol. Literaturblatt 1869 Nr. 1): „Betrachtet man das Benehmen einzelner Souveräne, so kann man nicht umhin den Regenten die Hauptschuld beizumessen."

mit derselben Hand die religiöse wie die Preßfreiheit. Das Staatskirchenthum, das fürstliche Summepiscopat, die politische Intoleranz, das cujus regio illius religio, die Unterdrückung der katholischen Religion — sie haben Eine Quelle. Diese, der Absolutismus, wurde durch die Bewegung des Jahres 1848 beseitigt. Mit dem Erwachen der Völkerfreiheit ging das der Kirche Hand in Hand, wenn auch das letztere durch die berührten Kämpfe mehr vorbereitet war. In der That haben die Bischöfe, deren Rechte am meisten vom Polizeistaat, von der sogenannten Reaktion bedrückt waren, unter den Ersten die Freiheit der Kirche reklamirt. Der Bischof von Limburg that dieß in seiner Vorstellung an die Regierung vom 9. März und 25. Mai 1848, der Erzbischof von Freiburg am 21. März 1848. Beide Vorstellungen blieben fruchtlos. Die badische Regierung war so wenig von der Solidarität der Autorität überzeugt, daß sie mitten in der Bewegung von 1848 trotz der ausgesprochenen Abneigung des katholischen Volkes den Sturm für die Einführung der erwähnten gemischten Synoden und der Communalschulen *) begünstigte. Diese gegen die Kirche gerichteten Pläne kamen nicht zur Ausführung. Am 13. Mai 1849 mußte der Großherzog vor der Revolution weichen. Der Erzbischof von Freiburg blieb Ihm treu; die meisten seiner Beamten leisteten der Revolution den Eid der Treue.

*) Erzbischof Hermann richtete hiergegen seinen Hirtenbrief vom 8. Dezember 1848.

(Schluß folgt.)

LX.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

IX. Die Miliz und die freiwillige Volkswehr.

Wimbledon-Park 19. Juli 1869.

Vorgestern, also am 17. d. Mts. hat man mir kaum Zeit gelassen, um meinen letzten Brief zu schließen, denn man mußte eilen um rechtzeitig zu der Musterung der Volunteers auf der Wimbledon-Common zu kommen. Du wirst, ehe Du diesen Brief in Händen hast, oberflächliche Nachrichten über diese Musterung in Deinen Zeitungen lesen und ohne Zweifel wirst Du derselben eine geringe Bedeutung beilegen. Auf dem Continent wird diese Sache nicht richtig aufgefaßt, man weiß eben gar wenig von diesen Volunteers und man verwechselt sie häufig mit der Miliz. Wenn ich nun meinen Mittheilungen über die große Geschichte auf der Wimbledon-Haide einige Bemerkungen voranstelle, so muß ich diesen beifügen, daß mir kein förmliches Statut für die freiwillige Volkswehr zu Gesicht gekommen, und daß alles was ich Dir schreibe, zuverlässigen Mittheilungen entnommen ist und meinen eigenen Wahrnehmungen.

In dem Jahre 1868 auf 1869 betrug der Stand der

eigentlich englischen Armee 138,700, der ostindischen 63,700, also der Gesammtstand des brittischen Heeres 202,400 Mann, von welchen nur etwa 50,000 in Großbritannien und Irland standen. Für das nächste Jahr soll der Stand der Armee um 11,400 Mann verringert werden; — nach heutigem Maßstab ein kleines Heer für die ungeheure Größe des Reiches. Zur Bildung desselben wird bekanntlich die Werbung verwendet; denn die französische Conscription oder die preußische allgemeine Wehrpflicht wäre unmöglich in England. Die Engländer sagen: allerdings sei ein stehendes Heer eine unvermeidliche Nothwendigkeit für die Erhaltung des Reiches, zu dem Dienst in dem Heere jedoch könne man einen freien Mann nicht zwingen; wohl aber sei zur unmittelbaren Vertheidigung des Vaterlandes ein jeglicher Bürger verpflichtet. Deßhalb besteht in England eine Miliz als Hülfstruppe (auxiliary forces) für das stehende Heer. „Diese Miliz" — nach der Definition der englischen Rechtsmänner — „ist ein Körper von Männern, aus all den verschiedenen Bezirken des Königreiches nur allein zur inneren Vertheidigung des Landes in zeitweisen Dienst gerufen und nur, wenn versammelt und formirt, zu den Dienstleistungen des Soldaten verpflichtet und den Kriegsartikeln unterworfen."

Die Engländer lieben es ihre Anstalten aus frühen Zeiten herzuleiten: die National-Miliz, sagen sie, sei von König Alfred d. Gr. errichtet worden und Miliz-Männer seien die berühmten Bogenschützen gewesen, welche 1066 bei Hastings den Normannen so tapfer widerstanden; welche 1346 den Sieg bei Crecy und bis zur Schlacht bei Rovernay im J. 1429 alle Siege der Engländer über die Franzosen errangen. Die strenge historische Kritik möchte dagegen gar Vieles erinnern, aber sicherlich ist die Miliz in England ein uraltes Institut. Daß sie ganz allein zur Verfügung des Königs und lediglich nur unter dessen Befehlen stehe, das war Grundsatz und Gebrauch seit unfürdenklicher Zeit; dem König Karl I. jedoch bestritt das sogenannte lange Parla-

ment diese Prärogative; der Streit wurde der unheilbare Bruch mit der Krone und die Revolution war fertig mit dem Beschluß, daß die Volkswehr zur Verfügung und unter dem Befehle des Parlamentes stehe.

Unter Karl II. wurde diese Bestimmung freilich wieder aufgehoben, die bewaffnete Macht wurde neu organisirt, die Miliz wurde wieder unter den Befehl des Königs und zu dessen alleiniger Verfügung gestellt. In späteren Statuten wurde mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß die Miliz-Männer nicht gezwungen werden können aus ihren betreffenden Grafschaften zu marschiren, ausgenommen die Fälle einer Invasion oder eines wirklichen Aufstandes innerhalb des Königreiches, daß sie aber in gar keinem Fall außerhalb desselben verwendet werden dürfen.

In den drohenden Lagen der neueren Zeit wußte man das Gesetz dadurch zu umgehen, daß man die Miliz-Männer aufforderte, freiwillig in die aktive Armee einzutreten und, wo immer, im Ausland zu dienen. Als während der Kriege Napoleons I. mit dem Stillstand der Geschäfte gar viele Noth sich eingestellt hatte, da drängten Massen von Miliz-Männern sich zur Armee. Sie wurden in die regulären Truppen eingereiht, sie dienten mehrere Jahre in diesen und zwar in verschiedenen Ländern. In der Schlacht bei Talavera (27. und 28. Juli 1809) z. B. hat eine große Anzahl von Miliz-Männern gefochten, welche in solcher Eile eingereiht waren, daß sie noch den Namen ihrer betreffenden Miliz-Regimenter führten und kenntlich waren durch deren Ausrüstung und Uniform.

Im Jahre 1852 als man eine Invasion der Franzosen nicht für unwahrscheinlich hielt, wurde durch Parlaments-Akte (15. et 16. Victor. c. 49) die Königin ermächtiget unter Zustimmung des Staatsrathes bis zu 80,000 Miliz-Männer auszuheben (to raise), sie einzureihen auf die Dauer von fünf Jahren und in Fällen einer Invasion oder dringender Gefahr diese Mannschaft auf 120,000 zu erhöhen

durch freiwillige Anmeldung oder in Orten wo diese die nöthige Anzahl nicht beibrachte, durch Auslosung unter den dienstpflichtigen Männern bis zum 35. Lebensjahr. Durch dasselbe Statut wurde die Königin ermächtigt, diese Mannschaft in den Dienst zu rufen „so oft es ihr beliebe" und auch außerhalb ihrer Grafschaft sie einüben zu lassen. — Im Jahre 1855 riefen die großen Verluste in der Krim eine andere Parlaments-Akte (stat. Victor. 19. et 20. c. 1) hervor, welche der Königin die Befugniß zur Annahme freiwilliger Anerbietungen der Miliz-Männer für den Dienst außerhalb des Königreiches ertheilte — und wirklich hat auch eine gute Anzahl von solchen vor Sebastopol gefochten. In dieser Verwendung hatten die Miliz-Männer ihren eigentlichen Charakter verloren; sie waren Soldaten in der regulären Armee, pflichtig für fünf Jahre, und der Aufruf an Freiwillige war eben nur eine andere Art von Werbung.

Nach dem Frieden von Paris wurden diese Soldaten aus der Armee wieder entlassen und das Institut der Miliz wurde erhalten und verwaltet nach den alten Grundsätzen und nach den Bestimmungen der neuen Gesetze. Sie ist nach wie vor „eine gewisse Anzahl von Bewohnern der Grafschaften in dem Vereinigten Königreich, welche in gewisse Abtheilungen eingereiht und disciplinirt werden sollen und welche ein Befehl der Königin aus ihrem Staatsrath (Privy council) zum Dienst einruft."

Die vorherrschende Waffengattung der Miliz ist Infanterie und ein Zehntel von dieser ist zur Bedienung von Geschützen bestimmt. Neben beiden aber besteht eine Reiterei (yeomanry) gebildet durch Freiwillige aus dem wohlhabenden Theil der ländlichen Bevölkerung, und zwar vorzüglich aus den Pächtern (farmers). Diese, sehr oft von ihren Grundherren commandirt, sind in der Regel starke stattliche Männer, durchaus vortrefflich beritten. Die Yeomanry ist die ausschließende Aristokratie der Miliz.

Die Miliz, vollkommen als bürgerliche Anstalt be-

trachtet, gehört in den Geschäftskreis des Ministers des Inneren. In jeder Grafschaft steht sie unter dem Befehl des Lord-Lieutenants, welchem ein Verwaltungsrath, bestehend aus den Deputy-Lieutenants, zur Seite steht. Jener wird unter dem „großen Siegel" d. h. unmittelbar von der Krone, diese aber, meistens Friedensrichter, sowie die sämmtlichen Offiziere werden von dem Minister des Innern ernannt. Die Anstalt ist ganz und gar auf der Grundlage des Grundbesitzes errichtet, deßhalb sind die Offiziere immer nur in der Grafschaft ansässige Grundbesitzer, und darum ist für jeglichen Grad ein gewisser Census vorgeschrieben*). Gesetzlich kann ein jeder Mann welcher nicht ein Vermögen von 100 Pfund besitzt, von dem Eintritt in die Miliz zurückgewiesen werden, dagegen aber ist die Stellvertretung zulässig; es haben sich sogar Gesellschaften zu gegenseitiger Versicherung gebildet und durch eine Parlaments-Akte vom J. 1802 sind gewisse Gemeinden ermächtiget worden, Handgelder für Stellvertreter durch Gemeindeumlagen zu beschaffen. Der Minister, durch den Lord-Lieutenant, beruft die Miliz-Männer zu den Uebungen, welche in jedem Jahr 21 Tage währen sollen.

*) Die Mannschaften der Milizen sind formirt in Regimenter von 800 Mann mit einem Oberst, einem Oberstlieutenant und zwei Majors, oder in kleine Regimenter oder in Bataillone von mindestens 240 Mann mit einem Oberstlieutenant und einem Major, oder endlich in Abtheilungen von je drei Compagnien im Ganzen 120 Mann mit einem Oberstlieutenant und einem Major.

Der Census für dieselbe Charge ist verschieden für die kleinern und größeren Grafschaften. In der ersten Classe z. B. ist erforderlich für:

Oberst	eine	Grundrente	von	875	Pfund
Oberstlieutenant	"	"	"	525	"
Major	"	"	"	350	"
Capitain	"	"	"	175	"
Lieutenant	"	"	"	45	"

Für die beiden anderen Classen ist der Census nach den verschiedenen Chargen je um 25 bis 40 Proc. niedriger.

Die einberufenen Miliz-Männer jedoch können unter gewissen Umständen bis zu 56 Tagen im Dienst behalten werden.

Nach den neuesten Voranschlägen betragen

Stärke der Milizen	128,900 Mann	—	die Kosten	9,527,000	Pfund
„ „ Yeomanry	14,435 „	—	„ „	89,300	„

Männer der untern Classen wissen sich von der Miliz, welche ohnedem viele Ausnahmen gestattet, durch mancherlei Mittel loszumachen; der Gentleman aber welcher eintritt, fordert den seiner Grundrente entsprechenden Rang. Daher die Menge von höheren und niederen Offizieren welche keine Patrouille zu führen verstehen, und daher die Menge von Obersten und Capitänen welche, besonders in den kleinen deutschen Residenzen, ihre Uniformen, gar häufig nach eigenem Geschmack verziert, bei Hoffesten und bei anderen Gelegenheiten zur Schau tragen.

Der Zwang läßt bei dem Engländer keine Liebe und keine Sympathie für die Miliz aufkommen; die jämmerliche Organisation nimmt ihr die Achtung; unendlich schwierig wenn nicht unmöglich ist eine durchgreifende Reform dieser Anstalt; und das versteht der praktische Engländer.

Als Napoleon I. in Boulogne einen Einfall vorbereitete, da entstund in England große Besorgniß und selbst ein allgemeiner Schrecken. In dieser Besorgniß wollten die Engländer ihre Sicherheit nicht allein der überlegenen Seemacht anvertrauen und sie arbeiteten ernstlich um eine Vertheidigung des Landes zu organisiren. Die aufgerufenen Freiwilligen strömten in Masse herbei, aber ehe man diese in regelmäßige Körper formirt hatte, nahm die Geschichte eine andere Wendung. Die englische Politik war mächtiger als die Vertheidigungsanstalten im Land und mächtiger selbst als ihre Flotte im Meer. Diese Politik brachte den Krieg mit Oesterreich zum Ausbruch und nach dessen Beendigung hatte der französische Imperator viel Anderes zu thun auf dem Festlande. Die eingerufenen Freiwilligen wurden wieder entlassen und

die Anstalt der Miliz schleppte sich wieder fort in ihrer hergebrachten Lahmheit.

Im J. 1859 bestund das „herzliche Einverständniß"; die Engländer hatten unzweifelhafte Sympathien für die „Befreiung Italiens" und das brittische Kabinet war der Umwälzung auf der subapenninischen Halbinsel nicht abhold, wenn es diese auch nicht, wie unterrichtete Personen behaupten, durch andere als nur moralische Mittel unterstützte. Für England bestund keine unmittelbare Gefahr, aber die Weltlage war eine andere geworden. Die Staatenordnung von Europa war zerrüttet; jeder Tag konnte andere politische Zustände und ernste Verwickelungen bringen. Dem französischen Imperator konnte das freie Wesen in dem mächtigen Nachbarstaat nicht angenehm seyn; es konnte ihm selbst ein Hinderniß werden und am Ende liegt eine Gefahr für England vielleicht weniger noch in dem Ehrgeiz eines französischen Herrschers als in der Eigenart des französischen Volkes. — Von jeher ist der Krieg ein Mittel gewesen um eine absolute Gewalt in Frankreich festzustellen und zu erhalten; nur zu oft ist der Krieg eine Nothwendigkeit gewesen für den Träger dieser Gewalt und jetzt wie früher wird der jeweilige Machthaber in Frankreich den Eintritt solcher Nothwendigkeit erkennen und sich ihr unterwerfen. Napoleon III. ist auf schlechten Wegen zu seinem Throne gelangt; der Krimkrieg war ein blutiges Blendwerk; und durch völkerrechtliche Verbrechen hatte er ein Uebergewicht in Europa erworben. Sein Landheer war im Siegestaumel, und seiner Flotte war die englische Seemacht bei weitem nicht mehr so überlegen wie früher; seine Politik unterlag keiner Berechnung; sehr wohl konnte eines Tages der Krieg mit England ihm passen und — so sagte der Engländer — „wenn dieser Tag gekommen, so wird er mit dem Beginn dieses Krieges nicht zaudern."

Großbritannien, ich wiederhole es, drohte keine wirkliche, aber der praktische Engländer erkannte die mögliche Gefahr, und ohne irgend eine Aufforderung der Krone, ohne

irgend eine Aufregung — in der Zeit vollkommener Ruhe und Sicherheit entstund der Gedanke, eine volksthümliche Anstalt zu unmittelbarer Vertheidigung des Landes zu schaffen. Wer zuerst den Gedanken der freiwilligen Büchsenschützen (Rifle-Volunteers) in das Volk gebracht, ich weiß es nicht — aber der Gedanke wurde kräftig ergriffen und er wurde durchgeführt allen Schwierigkeiten zum Trotz. Die Demokraten und die Radikalen schmähten und verspotteten die Theilnehmer; diese wurden in jeder Straße von London verhöhnt; keine hervorragende Person nahm Theil an der Bildung und an der Leitung; anerkannte militärische Auktoritäten, so z. B. der General John Burgoyne verneinte der Anstalt jegliche Wahrscheinlichkeit einer Wirksamkeit; die Regierung beobachtete eine starre Zurückhaltung, sie förderte nicht und hinderte nicht die Unternehmung; sie überließ die Sache ihrem natürlichen Lauf. Die Unternehmung bedurfte nur kurzer Zeit, um einen bedeutenden Fortschritt zu machen — denn schon im J. 1861 hatte das Kriegsministerium (war-office) die Formation des Corps organisirt. Zu London im Hyde-Park und zu Edinburg auf Holyrood musterte die Königin die freiwilligen Schützen. Die Berufs-Offiziere und unter diesen auch der General Burgoyne zogen ihre frühere Meinung zurück. Die Schmähsucht war verstummt und die Volunteers wurden nicht mehr verhöhnt in den Straßen von London.

Die Bildung der Freiwilligen, zuerst in der Hauptstadt begonnen, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit in den meisten Grafschaften ausgeführt, und je mehr die Anstalt aus ihren Anfängen vorrückte, um desto eifriger drängten sich die jungen Männer herbei.

Die Volunteers sind in mehr oder weniger starke Abtheilungen, man nennt sie Compagnien oder Brigaden, formirt; die Unteroffiziere und die Offiziere, wenn ich nicht irre, bis zum Capitän werden von der Mannschaft gewählt oder doch wenigstens vorgeschlagen, und selbstverständlich fällt

die Wahl immer nicht gerade auf vornehme aber doch au
notable Männer. Wenn größere Massen sich zusammen
ziehen, so werden die Führer nach Bedürfniß und vorüber
gehend bestellt, meistens höhere Offiziere der Armee. Ein
besondere Commission im Kriegsministerium überwacht un
leitet die ganze Anstalt in ihren Hauptsachen, aber sie ver
meidet nach Möglichkeit die kleinen Einzelheiten; denn wen
auch bestimmte Dienstvorschriften bestehen, so läßt man de
Leuten eben doch eine möglich freie Bewegung. Die Beklei
dung ist durchaus nicht vorgeschrieben; sie ist dem Gutfinde
der einzelnen Brigaden überlassen; alle haben sich sehr zweck
mäßig, manche sehr einfach, manche mit größerem Aufwand
nach ihrem Geschmack gekleidet; so z. B. tragen die schotti-
schen Schützen von London die Bekleidung der Hochländer,
welchen Clan ihr Plaid ꝛc. anzeigt, weiß ich nicht zu sagen.
Die Ausrüstung der Freiwilligen aber ist durchaus gleich-
förmig. Ihre Hauptwaffe ist die Enfield-Büchse mit ordonnanz-
mäßigem Kaliber; die Gewehre sollen aber jetzt nach und nach
zu Hinterladern, ich weiß nicht nach welchem System, um-
gearbeitet werden. Reichere Leute haben allerdings sehr schöne
Büchsen, aber wie kostbar die Waffe auch seyn möge, Kaliber,
Länge des Laufes und die Haupttheile müssen ordonnanz-
mäßig construirt seyn.

Wenn auch ein kleiner Theil der Volunteers für die
Bedienung von Feldgeschützen eingeübt wird, so sind sie ihrer
Waffengattung nach immer Schützen und als solche werden
sie organisirt und geübt*). Während der guten Jahreszeit
benützen diese Männer ihre freien Tage — selbstverständlich
den Sonntag ausgenommen — um sich in dem Gebrauch

*) In den Grafschaften an den Küsten sollen gewisse Abtheilungen der
Freiwilligen auch für die Bedienung der Küsten- oder Strand-
Batterien bestimmt seyn. Die Freiwilligen von London haben auch
Feldgeschütze.

ihrer Waffe zu üben, und in jedem Jahr einmal beziehen die Freiwilligen aus einer oder aus mehreren Grafschaften ein gemeinschaftliches Lager, in welchem sie, mit gewisser Abwechslung, den ganzen Tag schießen und nebenbei von Offizieren und Unteroffizieren der Armee in den nöthigsten taktischen Bewegungen geübt werden. Die Regierung leistet Beiträge zu den Kosten.

In die sämmtlichen Brigaden der Freiwilligen sollen eingeschrieben seyn 190,000 Mann; die Summe der Beiträge der Regierung beträgt 414,000 Pfund oder 4,968,000 rh. Gulden.

Du frägst nun, aus welchen Classen der Bevölkerung dieses Heer der Freiwilligen hervorgehe? Wer nur oberflächlich mit den socialen Verhältnissen in England bekannt ist, der kann diese Frage zum voraus beantworten. Wenn im Fall eines Krieges die Regierung zu freiwilligem Eintritt in die Armee Miliz-Männer aufruft, so ist dieß, wie gesagt, eigentlich nur eine Art von Werbung für die regulären Truppen. Diejenigen welche eintreten, erhalten Handgeld und Sold; sie tragen die Uniformen der Regimenter in welche sie eingereiht werden; sie fassen alle Gegenstände der Ausrüstung und der Bekleidung aus den königlichen Arsenalen und Magazinen; sie werden nach den Bestimmungen der Reglements verpflegt; sie haben Ansprüche auf Invaliden-Gehalte; sie sind eben Soldaten, verpflichtet zum Dienst für eine gewisse Zeit. Die Miliz-Männer, auch wenn sie nur zum jährlichen kurzen Dienst einberufen werden, erhalten Bekleidung und Ausrüstung und Verpflegung und Sold für die Dauer des Dienstes.

Die freiwilligen Schützen (Rifle-Volunteers) dagegen erhalten in der Regel nichts von der Regierung, sie müssen Bekleidung, Waffen und Ausrüstung selbst stellen, sie erhalten keinen Sold und wenn sie während eines Krieges auch auf Kosten der Regierung verpflegt würden, so leben sie in ihren Lagern und bei ihren Uebungen

ganz auf eigene Kosten; sie müssen sogar ihre Munition und Schießbedarf selber bezahlen*). In die Brigade der Freiwilligen können demnach nur Männer eintreten, welche in einer Lage sind die ihnen gestattet eine nicht unbedeutende Ausgabe auf die Sache zu verwenden. Man findet unter denselben Handwerker und Geschäftsleute jeglicher Art, Angestellte in der Verwaltung der Gemeinden oder des Staates, Ingenieure, Mechaniker, Advokaten, Landwirthe, Grundeigenthümer und von diesen oft recht vornehme und reiche. Unter den Freiwilligen findet man Männer jeder Lebensstellung und jeden Berufes.

Fassen wir es kurz zusammen, so können wir sagen: die Milizen werden gebildet aus den unteren Classen, die Volunteers, die freiwilligen Schützen, sind die Bewaffnung des eigentlichen Mittelstandes.

So viel zur Einleitung.

Dein N. N.

---

*) Was ich oben angegeben, das ist die Regel; man sagt mir jedoch, daß die Regierung eine gewisse Summe als Beitrag zur Anschaffung von Waffen und Munition in jeder Grafschaft bewillige. Genauere Angaben darüber habe ich bis jetzt nicht beibringen können.

LXI.

Dalmatiner-Briefe.

III.

Die „Festung" Zara. — Die dalmatinische Linie des österreichischen Lloyd und unsere Zukunfts-Eisenbahn. — Die civilisatorische Bedeutung der Bahnfrage. — Straßenleben. — Approvisionirung und Wasser-Versorgung. — Die Seife als Gradmesser der dalmatinischen Civilisation. — Das Capitel von den Oefen. — Die „Calle larga".

Zara ist, wie wir schon vom Dampfschiffe aus zu sehen Gelegenheit hatten, eine Festung, oder ist es vielmehr gewesen, und zwar, wie Leute vom Kriegshandwerke behaupten, der einzige Ort in Dalmatien, der auf diese Bezeichnung vollen Anspruch zu machen das Recht hatte. Gegenüber dem heutigen Stande der Kriegstechnik aber wäre die „Festung" Zara ganz unhaltbar. Sachverständige höhere Militärs haben schon seit langer Zeit, einer nach dem anderen, diese Erklärung abgegeben. Die einzige Antwort, die sie darauf von Wien erhielten, war: der „blaue Bogen", wie man in Oesterreich den Pensionsbogen zu nennen pflegt. Dessen ungeachtet hat man schon in der Zeit des langen Friedens, die den Kriegen von 1848 voranging, den größten Theil der Festungswerke dem Publikum als Spaziergang geöffnet, und sogar auf einer gegen die Landseite gelegenen Bastei ein Gärtchen angelegt. Im J. 1848 setzte man die Befestigungen

wieder in Stand, ohne übrigens das Gärtchen verschwinden zu machen. Im J. 1859 wurden auf den Bastionen an der Seeseite Traversen und Schanzen angelegt; eine französische Fregatte erschien auch wirklich in Sicht von Zara und feuerte etliche Schüsse auf die Stadt ab. Das Festungs-Geschütz konnte die Fregatte nicht erreichen, die französischen Projektile aber flogen lustig über die ganze Stadt hinweg. Es wäre den Franzosen ein Leichtes gewesen ganz Zara sammt allen seinen Befestigungen über den Haufen zu schießen. Im J. 1866 amüsirte man sich trotzdem wieder mit der Errichtung von Schanzen und Traversen, aber die italienische Flotte hatte keine Zeit von denselben Notiz zu nehmen. Im J. 1868 endlich ist definitiv die Auflassung der „Festung" Zara beschlossen worden, die Schanzen und Traversen verschwanden wieder, auf einer Bastion auf der Hafenseite wurde ein zweites Gärtchen angelegt, aber die Mauern stehen noch und werden vermuthlich noch sehr lange stehen bleiben, weil sie die Stadt gegen den Ungestüm der Bora einigermaßen schützen und weil sich auch kaum Jemand finden würde, der die Kosten der Abtragung auf sich zu nehmen Lust hätte.

Der Spaziergang rund um die Bastei bietet zwar des Anziehenden wenig, weil er nur an einer Seite eine freie Umschau gewährt, ist aber doch für die Zaratiner eine wahre Wohlthat, weil sie hier doch wenigstens einige frische Vegetation vor Augen haben. Der Anblick den die Campagna von Zara bietet, ist sonst ein wahrhaft trostloser zu nennen, und wie wir uns von der Bastei aus an der Land- und an der Hafenseite überzeugen können, bleibt dem Spaziergänger außerhalb der Stadt durchaus keine Wahl, als ein schattenloser steiniger Fußpfad längs der Meeresküste, in der Länge von kaum einer halben Stunde, oder aber die zwar vortreffliche aber staubige und ebenfalls schattenlose Chaussee mitten in öder Steinwüste.

Dem Fremden mag es wenigstens momentan einen Anlaß zur Erheiterung bieten oder wenigstens ein ironisches

Lächeln abnöthigen, wenn er sieht wie mitten auf der schönen breiten Straße ein schmächtiges Eselein wohlgemuth einhertrabt, mit seiner leichten Bürde von zwei Weinschläuchen oder wenigen Holzscheitchen am Rücken, oder mit seinem klafterlangen morlackischen Reiter, dessen dünne in enge Inexpressibles gehüllte Beine beinahe die Erde berühren. Bei längerem Verweilen gewöhnt man sich aber auch an diesen grotesken Anblick. — Für den kleinen Langohr also und seinen morlackischen Gebieter oder für jene Heerde von Schafen und Böcken hat man die prächtige Chaussee gebaut? Denn sonst ist schlechterdings weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken. Und doch sind wir in der Nähe der Hauptstadt! Man klagt über Mangel an Straßen in Dalmatien, und doch sind sie alle verödet. Für militärische Zwecke mag es deren viel zu wenige geben, für die heutigen Bedürfnisse des gewöhnlichen Verkehres aber, der sich fast ausschließlich von Hafen zu Hafen auf dem Seewege bewegt, haben wir der Straßen fast noch zu viele. Das Eselein und der Morlacke, die Heerden und ihre Führer — sie alle würden viel lieber zwanglos über Stock und Stein dahinschweifen: sie benöthigen keine Straßen, und ein Verkehr von Waaren und Reisenden wird sich auf den dalmatinischen Chausseen nimmer einfinden, so lange für die öffentliche Sicherheit nicht besser gesorgt ist. Verkehrt doch auf der Straße, die von Zara über den Vellebich nach Agram führt, der einzigen welche Dalmatien mit dem Innern der Monarchie verbindet — nur eine einfache „Carriol-Post" ein paar Mal wöchentlich, und diese kann grundsätzlich nichts als Briefe und Zeitungen befördern, mit Ausschluß aller Werthsendungen und Colli's, weil sie des Jahres regelmäßig einige Male ausgeraubt wird!

Wo die Straße aus der Stadt, an der Wurzel der Landzunge, nach dem Festlande zuführt, dort ist die einzige Stelle an der Zara einer Stadt-Erweiterung fähig wäre. Es wäre eine große Wohlthat wenn dort die Mauern fallen, die

Wassergräben der Fortifikationen,
verschwinden, und darüber hinw
würden. Allein daran ist nicht z
hätte den Muth seine Capitalien z
zu verwenden. Zara ist eine Beam
des Wortes: alle die Militär- und
den anderen größeren Provinzial-
Lemberg, Triest, Graz, Brünn 2c.
auch in Zara wieder, dessen Bevölk
etwa ein Zehntheil von jener der
Städte (Graz oder Brünn) beträg
und all ihr Anhang in einer so
schlag geben, ist begreiflich. Halb
die wechselnde Höhe der Miethzin
Zuwachse oder Abgange von Beamt
von der Schaffung oder Auflösung
tern abhängig. Sollte einmal Za
Hauptstadt seyn, so stünde die H
eine Hälfte der Hauseigenthümer
die andere müßte darben. Die Ue
nach Spalato, die schon öfters er
jetzt nur mehr eine Frage der Zeit
dalmatinischen Eisenbahn w
wie gar manche andere, der Erledi

Es scheint uns hier der gee
dalmatinischen Zukunfts-Eisenba
widmen.

Die bestehende Verbindung Da
der Monarchie mittelst der Gebir
nicht einmal erwähnenswerth, wie
Die wenigen Straßen-Verbindung
Herzegovina (Ländern welche zwar
keine Gegenwart haben) werden er
wenn das türkische Eisenbahnnetz
werden sie aber zugleich auch schon

also für den Moment nur die Dampfschiffahrt des österreichischen Lloyd.

Zwei Postdampfer und ein kleines Frachtenschiff befahren wöchentlich von Triest aus die dalmatinische Linie. Diese Schiffe haben die doppelte Aufgabe, die dalmatinische Linie mit Triest, und die vielen dalmatinischen Häfen unter sich zu verbinden. Daß diese beiden Aufgaben neben einander nur sehr unvollkommen gelöst werden können, liegt auf der Hand und ist auch schon längst von der Lloyd-Gesellschaft, von der Regierung und von ganz Dalmatien anerkannt. Das Ministerium hat wiederholt erklärt, es wünsche das Zustandekommen von Gesellschaften, welche die Verbindung der dalmatinischen Häfen unter sich mittelst kleiner Dampfer besorgen und der ohnehin durch vielfache andere Verbindlichkeiten (wie sie sagt) überhäuften Lloyd-Gesellschaft diesen Vicinalverkehr abnehmen würde, und es versprach solche Gesellschaften thunlichst zu begünstigen. Als es aber den Anschein gewann, als wolle es sich thatsächlich um das „hic Rhodus hic salta“ handeln, da wollte man von Zugestehung ähnlicher Begünstigungen wie sie der Triester-Lloyd (namentlich mit Bezug auf die Hafengebühren) genießt, nichts wissen, und es kam daher auch nichts zustande, weil man unter solchen Umständen nicht glaubte neben dem Lloyd bestehen zu können.

Wir sehen also noch immer den Triester-Dampfer fortwährend in Schlangenlinien alle Canäle der dalmatinischen Gewässer durchschneiden und zahlreiche Stationen berühren. Die Folge davon ist, daß einerseits viele kleine Häfen über Vernachlässigung klagen, und andererseits die Schnelligkeit des Verkehrs mit Triest und dem Innern der Monarchie darunter leidet. Dazu kommt noch, daß der Dalmatiner-Dampfer mit den Passagieren im Hafen von Triest systemmäßig (und ohne Verspätung) gerade in dem Momente einzulaufen pflegt, da der Morgenzug der Eisenbahn eben schon den Karst hinankeucht, daher Reisende und Briefe bis

zur Abendstunde warten müssen ehe sie ihre Reise nach Italien oder dem Innern der Monarchie fortsetzen können. Zu diesen Verzögerungen, die gar wohl vermieden werden könnten, gesellen sich häufig auch noch andere, unvermeidliche, von Schäden an den Maschinen, von Unbilden der Witterung ꝛc. herrührend. In manchen Wintern geschieht es, daß wegen dichten Nebels durch 8 bis 10 Tage kein Lloyd-Dampfer in dalmatinischen Häfen aus- und einfährt, denn die Lloyd-Capitäne sind ungemein vorsichtig, und im letzten Winter gehörte es zu den Seltenheiten, wenn ein Lloyd-Dampfer überhaupt auch nur am bestimmten Tage in seinen vorgezeichneten Stationen anlangte. Und diese durchaus ungenügende Dampfschiffahrtsverbindung ist, wenn wir zu den Triester-Dampfern noch den einmal wöchentlich zwischen Fiume und Zara verkehrenden Dampfer hinzurechnen, das einzige periodische Verkehrsmittel das wir besitzen.

Daß die Briefe z. B. aus Wien gewöhnlich schneller und sicherer nach Paris, London und Petersburg gelangen als selbst nach Zara, und daß sich der Zeitpunkt des Eintreffens einer Sendung aus dem Innern der Monarchie in den südlicher gelegenen Theilen Dalmatiens bei den wandelbaren Chancen von Wind und Wetter, Maschinenglück und Aufenthalten schon gar nicht einmal mit einiger Sicherheit bestimmen läßt, das wäre allenfalls noch zu ertragen. Daß wir aber, Dank dieser unvollkommenen Verbindung, vom Weltverkehre so zu sagen ganz ausgeschlossen sind, das ist beinahe nicht mehr zu ertragen, und fast nur das ist die Grundursache der meisten Uebel, an denen dieses arme kleine Land krankt und dahinsiecht. Um aus Ungarn und dem Banate, unseren reichen Hinterländern, nach Dalmatien zu gelangen, muß man im weiten Bogen vorerst nach Triest reisen, geradeso wie man auch wieder zuvor nach Triest reisen muß, um nach der uns gegenüberliegenden italienischen Küste, die wir bei gutem Wetter beinahe sehen können, hinüber zu kommen.

Oesterreichs Macht auf dem adriatischen Meere, Oesterreichs Bedeutung in der Orientfrage beruhen auf dem Besitze Dalmatiens. Wie schwer und mit welchen riesigen Opfern dieser Besitz — wenn überhaupt noch — ohne eine dalmatinische Eisenbahn gegen etwaige Angriffe von außen vertheidigt werden könnte, davon haben wir bei der Revolte von Cattaro einen kleinen Vorgeschmack bekommen. Die „strategischen Rücksichten" geben uns einige Hoffnung, daß man die dalmatinische Eisenbahnfrage nicht ganz einschlafen lassen wird. Aber das ist noch nicht unsere einzige Hoffnung.

Die natürlichste Trace zur Verbindung des ganzen ungarischen Eisenbahnnetzes, zur Verbindung der unteren und mittleren Donaugegenden, des Theiß- und Save-Gebietes mit der Adria, ist jene nach den dalmatinischen Häfen. Daß diese Route im Interesse der genannten Länder einmal und bald eröffnet werden muß, um denselben eine lucrose Betheiligung am Levante- und ostindischen Handel zu sichern, das steht außer allem Zweifel. In diesem Punkte existirt eine Interessengemeinschaft zwischen der östlichen Reichshälfte und uns armen Dalmatinern; und das ist es, was mehr noch als die „strategischen Rücksichten" unser Vertrauen in eine bessere Zukunft aufrecht erhält. Fiume konnte so lange Jahre hindurch nicht sein kurzes Stückchen Eisenbahn erlangen, das seinen Hafen mit der nahen Südbahnstation St. Peter verbinden soll, weil — sagen wir es nur lieber aufrichtig — weil das verhätschelte Schooßkind Triest es so wollte, daß das strebsame Fiume abseits liegen bleibe. An eine dalmatinische Bahn erst vermögen die Triester Kaufherrn schon gar nicht ohne Zähneknirschen zu denken. Nur durch energisches Eintreten Ungarns werden wir endlich unsere Bahn erlangen können, geradeso wie das jetzt ungarische Fiume endlich nicht nur seine Eisenbahn nach St. Peter erhält, sondern dazu auch noch eine zweite zwischen Fiume und Carlstadt.

Soll aber diese Bahn dem Handel ersprießlich werden,

so muß sie aus Ungarn oder dem Banate direkt in kürzester Linie durch Bosnien nach Spalato oder Ragusa führen. Eine Bahn über Kroatien mit Vermeidung ausländischen Bodens im weiten Umkreise nach Zara führend hätte gar keinen Sinn. Mündet sie über Knin nach Spalato aus, so hätte sie nur strategische Bedeutung, könnte aber nicht bestehen. Zudem sind auch die früher erwähnten Häfen von Natur aus günstiger gestaltet und ihre Städte eines weit größeren Aufschwunges fähig als Zara. Eine Zweigbahn dürfte jedenfalls seinerzeit nach dem befestigten Knin geführt werden aus strategischen Rücksichten, und diese könnte höchstens vielleicht auch nach Zara weitergeleitet werden. Das wäre aber auch das Beste, was Zara hoffen dürfte. Jedenfalls bleibt dann die jetzige Hauptstadt abseits liegen um zu einem unbedeutenden Flecken herabzusinken.

Die Vortheile der Bahn werden zunächst nun ihrem Ausmündungsorte Spalato oder Ragusa zu gute kommen. Aber bald wird dadurch die dalmatinische Schiffahrt einen ungeahnten Aufschwung erhalten, der auch die anderen dalmatinischen Häfen in Flor bringen, und durch neu angeknüpfte vielseitige Verbindungen mit fremden Hafenplätzen unser Dalmatien auch von der Seeseite aus seiner gegenwärtigen Isolirung herausreißen muß. Die Eisenbahn wird uns die Vicinaldampfer für die dalmatinischen Canäle und dadurch auch eine schnellere Verbindung mit Triest, sie wird uns periodischen Verkehr nach der gegenüberliegenden italienischen Küste und endlich auch eine direkte Verbindung mit der Levante, Suez u. s. w. bescheeren. Dalmatien ist kein sehr produktives Land, es wird niemals sehr viel auszuführen haben, daher es sich hier mehr um einen schwunghaften Transito und Belebung der Schiffahrt als um alles Andere handeln kann. Das Innere des Landes wird folgerichtig nur eine allmählige und zwar nur eine indirekte Rückwirkung der neuen Verbindungen verspüren. Längs der Bahnstrecke rings um die Weichbilder der neu belebten Hafenplätze wird

in immer weiteren Kreisen industrielles Leben erwachen und durch mannigfache Canäle sich in's Innere des Landes verzweigen. Der halbverthierte Morlacke wird erst nach und nach die Arbeit und deren Segnungen kennen und darnach verlangen lernen. Und die veredelnde Kraft der Arbeit, wer kennt sie nicht? Sind wir nur erst einmal so weit mit unserem dalmatinischen Volke daß es zu arbeiten beginnt, dann hat die Civilisation gewonnenes Spiel. Dann erst wird es an der Zeit seyn auch ernstlich an Hebung des Volksunterrichtes zu denken, was jetzt nutzlos wäre. Dann werden auch die Frage der öffentlichen Sicherheit und mit ihr die Frage des Verkehrs im Innern des Landes, die Frage der Landwirthschaft und Forstcultur von selbst ihre Lösung finden. Die Erhaltung eines befriedigenden Zustandes der öffentlichen Sicherheit im Lande würde, wie die Dinge heute stehen, nicht ein Armeecorps sondern eine ganze Armee erheischen, und woher das Geld nehmen um sie in diesem Lande ohne alle Ressourcen zu unterhalten? Bevor aber die öffentliche Sicherheit nicht hergestellt ist, bleibt es verlorne Mühe, für die Hebung der Landwirthschaft und für die Belebung des Verkehres im Lande etwas thun zu wollen. Endlich wäre es jedenfalls eitle Mühe auch nur den ersten Schritt auf der Bahn des Fortschrittes, die Verbesserung und Vermehrung der Volksschulen zu versuchen, so lange im Volke selbst nicht das Bedürfniß nach Bildung und edleren Lebensgenüssen erwacht. Dieses Letztere aber kann nur durch die Arbeit geweckt werden. Es ist zwar allerdings denkbar, daß man ein Volk mit Gewalt zur Arbeit und selbst zum Schulbesuche zwinge. Wird aber der Zwang bei unseren Dalmatinern im größeren Umfange mit Erfolg anwendbar seyn? wird er nicht vermieden werden können? Wohl hat es Civilisatoren gegeben, die mit Feuer und Schwert der Cultur eine Gasse bahnten; aber die Zeit dieser Civilisatoren ist vorüber. Wenigstens können sie heute nur mehr als ein Surrogat gelten, wo kein anderes Mittel ausreicht. Wir

dem kein Wasser mehr darin war; fast nur mehr die Cisterne des Gubernial-Palastes enthielt noch einiges Wasser, mit dem natürlich sehr haushälterisch umgegangen werden mußte. Das Militär erhielt durch Fürsorge seiner Behörde fremdes Wasser, das auf Schiffen zugeführt wurde. Die „Civilisten" mußten sich glücklich schätzen, wenn sie täglich ein ganz kleines Wasserquantum haben konnten, kaum genug für den Bedarf der Küche. Und dieser Zustand dauerte Monate lang, ohne daß die Gemeindebehörde irgend etwas vorzukehren befunden hätte. Ein fremder höherer Funktionär, der sich auf der Durchreise in Zara befand, interpellirte deßhalb die maßgebende Persönlichkeit bei der Commune. Man gab ihm achselzuckend die charakteristische Antwort: „pioverá" (es wird regnen) — und es hat auch wirklich endlich geregnet, zwar erst in der zweiten Hälfte Oktobers, aber immerhin noch ehe ein Mensch wirklich verdurstet war.

Aehnliche Calamitäten haben sämmtliche dalmatinische Küstenstädte periodisch durchzumachen (nur Cattaro ist glücklicher, welches frisches Quellwasser besitzt), aber sie ertragen sie mit erstaunlicher Resignation. In anderen Ländern könnte eine so crasse Sorglosigkeit der Behörde Revolten herbeiführen; hier denkt Niemand auch nur an das bescheidenste Mißtrauens-Votum, an die demüthigste Klage. Ist es ja doch seit jeher so gewesen und ist man doch im Punkte des Wassers ungemein genügsam! Zum Trunke ist der Wein besser, meint man hier, Reich und Arm trinkt nur Wein. Zum Küchengebrauche genügt ein ganz kleines Quantum Wassers; und die Pflege der Reinlichkeit? Nun man hat ja das Meer, in dem man fast während dreier Sommermonate täglich baden — könnte, wenn man das Seebad für zuträglich hielte. Bleiben noch die Wannenbäder, deren es im ganzen Lande keine gibt, wenn wir nicht vielleicht für Spalato eine Ausnahme machen dürfen, wo mir einst, wenn ich mich recht entsinne, ein Bad in einem altrömischen Marmor-Sarkophage bereitet worden ist. — Die Wäsche der Zaratiner aber wan-

Schon das Zaratiner = Straßenleben gibt uns einen kleinen Vorgeschmack davon, welch eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Kleider = Trachten Dalmatien aufzuweisen hat. In jedem Thale, in jeder Gemeinde, auf jeder Insel finden wir eine andere Kleidertracht, und überall auch andere Sitten, andere Anschauungen, andere Vorurtheile, andere Charaktere. Und da will man noch von National=Charakteren sprechen, welche vielen Millionen Menschen einer und derselben Race gemeinsam seyn sollen! Was wir Gemeinsames in den Charakteren finden, rührt nur her von gemeinsamer Geschichte, gemeinsamen Traditionen, Gewohnheiten, Beispielen und Wohnsitzen, von den durch Klima und Nahrungsweise bedingten Temperamenten, von dem gemeinsamen Culturzustande. Ueber diese Grenzen hinaus finden wir nirgends mehr etwas Gemeinsames, am allerwenigsten bedingt durch das gemeinsame „Blut", die gemeinsame Abstammung. Wir können ja vielmehr täglich wahrnehmen, wie oft Kinder derselben Eltern unter sich durchaus verschiedene Charaktere und Anlagen zeigen, obschon sie dasselbe Blut, dieselben Gewohnheiten, Traditionen und Beispiele, die gleiche Wohnung, Kleidung und Nahrung haben. Und da will man noch, wiederholen wir, von National=Charakteren sprechen! Am seltsamsten erscheinen uns wohl im Zaratiner=Straßenleben die Morlacken mit ihrem geflochtenen Zopfe, der zu der ernsten mannhaften, bis an die Zähne bewaffneten Gestalt in unseren Augen gar seltsam contrastirt. (Es muß nämlich bemerkt werden, daß das Waffentragen, als in den Sitten des Landes begründet, dem Dalmatiner von der Regierung ausnahmslos gestattet ist.)

In den engen Gassen können sich keine Fuhrwerke bewegen, wohl aber kommen die Lastthiere mit ihren Gebietern zahlreich in die Stadt hinein, besonders zur Zeit da die Weinlese vorüber, der Most ausgepreßt ist, und der dunkelrothe Saft in die Stadthäuser der Gutsbesitzer oder der Käufer zum sofortigen häuslichen Gebrauche und öffentlichen Ausschanke überführt wird. Die Landleute bedienen sich zum

Transporte des Weines oder Oeles meistens der Schläuche aus den Fellen der Ziege, deren zwei auf den Rücken eines Esels geladen werden.

Der Viktualien-Markt wird theils von den Bewohnern der nahen Inseln, theils von den Landleuten der Campagna von Zara und der anliegenden Berge und endlich auch aus ferneren Landstrichen versorgt. Selbst aus Spalato einerseits und aus Chioggia (bei Venedig) andererseits kommen Schiffsladungen mit Grünzeug, Obst, Fischen rc. zur Verproviantirung von Zara an. Das Schlachtvieh wird aus der Gegend von Knin zugetrieben. Die mangelhaften Communikationen und die ungenügende Fürsorge der Stadtbehörde bringen es aber mit sich, daß die Lebensmittel-Preise bei vorherrschender großer Theurung außerordentlich schwanken, und zeitweilig fast gar nichts auf den Markt kommt. Die Preise des Rindfleisches z. B. steigen im Winter auf das Doppelte und noch mehr im Vergleiche mit jenen in besseren Jahreszeiten; die Kuhmilch kostet im Dezember, Januar rc. gern dreimal so viel als im Juli und August. Im Juni, Juli und August herrschen überhaupt am Markte noch Ueberfluß und große Wohlfeilheit. Dann kommt die Zeit, da der Landmann von dem Erträgnisse der Wein-Ernte zu zehren hat; da wird weder gearbeitet noch auch irgend etwas zu Markte getragen, sondern gepraßt so lange noch etwas da ist. Dann kömmt die Oel-Ernte, und auch der Ertrag der letzteren hält einige Zeit an. Kurz darauf tritt die rauhe Winterszeit ein mit ihren Regengüssen und Nebeln, der Frühling mit seinen Bora-Stürmen. Durch diese ganze Zeit ist die Theuerung noch immer im Steigen, und wenn die Witterung nicht als Entschuldigung gilt, so ist der Fasching der Schuldige, dann wieder die Fastenzeit und endlich das Herannahen der Feiertage! Die Nachfrage steigt immer zu diesen Zeiten wenigstens für gewisse Artikel, das Angebot bleibt so ziemlich stationär. Erst wenn die Osterfeiertage, die katholischen und die griechischen, vorüber sind, beginnt der Lebensmittel-Markt

sich einigermaßen zu erholen, bis dann der Sommer wieder Ueberfluß bringt an neuen Produkten und Leichtigkeit sie zu verführen, während dem Landmanne vom Erträgnisse des Weines und des Oeles nichts mehr übrig geblieben ist, daher andere Dinge losgeschlagen werden müssen um das Leben zu fristen. So primitiv ist unser Viktualien-Markt bestellt, daß z. B. in der Stadt schon nichts mehr an Lebensmitteln aufzutreiben ist, wenn ein größeres Kriegsschiff im Canal vor Anker liegt und des Morgens Proviant eingekauft hat, und daß der Zuwachs von ein paar Compagnien der Garnison sogleich ein Steigen der Preise verursacht. — Hinsichtlich des Weines sei noch bemerkt, daß Dalmatien dessen eine Menge und in vorzüglichen Qualitäten hervorbringt, daß es jedoch sowohl an rationeller Pflege der Rebe, als auch an vernünftiger Behandlung des Erzeugnisses total gebricht. Die Auspressung geschieht in der primitivsten Weise, die Kellerwirthschaft ist ganz unbekannt. Auch das Oel, welches ein ausgezeichnetes Produkt liefern könnte, geeignet mit den feinsten Provencer-Oelen zu concurriren, versteht man nur ausnahmsweise gut zu behandeln und zu raffiniren. Eine lobenswerthe Ausnahme in dieser Hinsicht bilden einige größere Grundbesitzer in den Gegenden von Ragusa und in den Bocche von Cattaro.

Fast noch trauriger als mit der Approvisionirung sieht es mit der Wasser-Versorgung aus. Auf den drei größeren Plätzen der Stadt haben wir öffentliche Cisternen. Andere Cisternen gibt es auch in öffentlichen und Privathäusern, aber größtentheils durch die nahen Unraths-Canäle oder sonst verunreinigt. Quellwasser gibt es hier keines, und auch mit den Cisternen hängen wir vollkommen von der Gnade des Jupiter pluvius ab, da eine Wasserleitung zwar existirt, aber habituell ihren Dienst versagt. Im Sommer 1869 z. B. gab es anhaltende Dürre, die Wasserleitung hatte sich wieder wie gewöhnlich unwohl gemeldet, die Cisternen trockneten aus, und es war ganz überflüssig daß man sie sperrte, nach-

LXII.

Philosophisches.

Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung, von E. v. Hartmann, Dr. philos. Berlin, Duncker 1869.

Als vor etwa zwanzig Jahren die Geistesepidemie des Tischrückens und Geisterklopfens, diese eigenthümliche Selbstironie der sogenannten Intelligenz, von Amerika aus sich über Europa verbreitete, da war es namentlich Karl Gustav Carus, der die „Begeistung des Tischlerholzes“ wissenschaftlich zu erklären suchte, und so der Schöpfer des paradoxen Titels vorliegender Schrift wurde. Er glaubte in seiner Theorie vom „Unbewußten“ die Lösung gefunden zu haben, die ebenso den Schwindel des Spiritismus als auch das bornirte Läugnen von thatsächlichen Erscheinungen auf Seite des Materialismus in's rechte Licht stellen könnte. Carus bezeichnet nämlich Alles was früher die Menschen mit dem Namen des Wunderbaren, Magischen, Uebernatürlichen — und dabei wohlgemerkt eine Licht- und Nachtseite unterschieden — bezeichneten, mit dem Namen des „Unbewußten“.

In diesem Sinne nimmt Dr. Hartmann den Namen, das Wort „Unbewußtes“ — „vorerst genüge es, daß da-

mit eine außerhalb des Bewußtseyns fallende unbekannte Ursache gewisser Vorgänge gemeint ist" (S. 3). Das Subjekt dem das Prädikat „unbewußt" zukommt, ist also durchaus nicht näher bezeichnet. Soweit die Schrift v. Hartmann's diesen Gesichtspunkt festhält, und auf induktivem Wege die reichen Erscheinungen der exakten Forschung, welche auf einen jenseits der Grenze des Bewußtseyns liegenden Grund hinweisen, zusammenfaßt, können wir sie nur begrüßen. Wir würden dann den Verfasser unter die Zahl der wirklichen Philosophen zählen, und von ihm sagen, daß er einen Baustein zu dem großen Altar der natürlichen Wissenschaft geliefert, auf dem die Weiheschrift zu lesen ist: *Ἀγνώστῳ Θεῷ* (Act. 17, 23). Dagegen aber verwahrt sich die Schrift v. Hartmann's; sie will weder von einem bekannten, geoffenbarten, noch einem unbekannten Gott etwas wissen, der etwa das Subjekt, die „außerhalb des Bewußtseyns fallende unbekannte Ursache gewisser Vorgänge" seyn würde. Von rein wissenschaftlichem Standpunkte ließe sich sogar diese Annahme noch rechtfertigen, als Versuch, als Hypothese, einmal die Welt ohne Gott zu denken. Das wäre nicht die erste Heldenthat eines Ritters auf dem classischen Boden der Utopien. Damit wäre noch der Titel des Buches gerechtfertigt, und das Unbewußte wäre eben ein für uns nicht näher zu bezeichnendes Subjekt, von dem nur negative Bestimmungen gelten können. Was das Unbewußte an sich ist, oder nicht ist — wäre da, wie billig, gar nicht in Frage gestellt.

Das wäre der richtige Gang der Untersuchung, falls der Name „das Unbewußte" einen Sinn haben sollte, wie er bei Carus noch einen Sinn hat. Die Amphibolie liegt aber schon darin, daß die „Philosophie des Unbewußten" im offenen Widerspruch mit dem Sprachgebrauch ein ganz bestimmtes Subjekt meint, von welchem ganz positive Bestimmungen gelten, das also etwas ganz Bestimmtes ist. „Diese außerhalb des Bewußtseyns fallende unbe-

kannte Ursache gewisser gegebener Erscheinungen erweist sich nun im Laufe der Untersuchung als mit dem Wesen des Willens (Kraft, Streben) und der Vorstellung (ideale Anticipation eines Nichtseienden) identisch, d. h. als unbewußter Wille und unbewußte Vorstellung, welche wiederum am Schlusse des Werkes sich als Attribute der (unbewußten) Substanz herausstellen." So der authentische Commentar v. Hartmann's (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von Dr. J. H. v. Fichte rc. Bd. 56, Heft 1 S. 159). Mit andern Worten, das „Unbewußte" ist eben die spinozistische Substanz, das Absolute des modernen Pantheism, der „Wille" Schopenhauer's; also etwas ganz Anderes als im vernünftigen Sprachgebrauch und noch bei Carus. Es ist also nicht ein „unbewußter Gott", das Subjekt; sondern der Götze des unpersönlichen Absoluten, der nicht etwa bloß „verstohlen durch das Loch im Vorhang guckt", sondern ganz offen gegen die christliche und allgemein menschliche Lehre von einem persönlichen Gott protestirt. Etwas hämisch bemerkt der Autor gegen einen seiner Recensenten (l. c. S. 170): „Dem Herrn Recensenten ist Gott ein selbstbewußtes, persönliches, transcendentes Wesen, das zugleich der Welt immanent seyn soll. Wenn nun aber alles was bisher der transcendente, immanente persönliche Gott, sogar die Vorsehung, vom Unbewußten besorgt wird, so wird ja der erstere in Disposition gestellt."

Sehen wir, auf welchem Wege v. Hartmann das fertig bringt. Die Schrift zerfällt in drei Theile: die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit (S. 39 — 156); das Unbewußte im Geiste (157 — 318); Metaphysik des Unbewußten (319 — 678).

Im ersten Theile hält sich der Verfasser fast durchweg auf empirisch-induktivem Boden der Thatsachen, d. h. der Naturerscheinungen, und darum ist dieser Abschnitt entschieden der beste. An der Hand der Resultate der exakten Wissenschaften mit einem scharfen Blicke übersieht v. Hartmann

das Gebiet der Natur und zeigt, daß auch in dem Reiche der unvernünftigen Natur sich ein bestimmter Zweck fortan verwirklicht, welchem die Lebensfunktionen des Pflanzen- und Thierreichs unbewußt gelten. In dem Thierreich ist es der Instinkt, ein für das Thier allerdings Unbewußtes, der aber an sich selbst etwas durchaus Logisches, Vernünftiges und in dieser Beziehung Bewußtes ist.

Auch in dem menschlichen Geist sind es eine Reihe von Erscheinungen, die als unbewußte Zweckbestimmungen der Lebensthätigkeit immanent sind. Dieses Thema behandelt der zweite Theil. Bis zum Abschnitt VI S. 428 ff. bewegt sich der Verfasser auf induktivem Wege, und soweit finden wir ihn auf dem Boden von Thatsachen. Aber auf einmal wird er sich und seiner Methode ungetreu. Statt, wie er meint, auf empirisch induktivem Wege alte Vorurtheile zu beseitigen, verläßt er diesen Weg von da an häufig ganz, und nimmt gutwillig eine Reihe alter Vorurtheile als empirisch gegebene Thatsachen an. So z. B. die Monadenlehre des Leibnitz, den Monismus des Spinoza; er wird jetzt gläubiger Anhänger des Dogma's von der allein seligmachenden Theorie des Absoluten: er wird Theolog, Dogmatiker — und manchmal sogar ein fanatischer Apologet seines Glaubens.

Nachdem er den Begriff der Individualität im Leibnitz'schen Sinne abgethan — zum Begriff der Persönlichkeit erhebt sich v. Hartmann nie — behandelt er S. 450 ff. „die All-Einheit des Unbewußten". Er bemerkt S. 453: „Was sich gegen diese Auffassung sträubt, ist nur das alte Vorurtheil (!), daß die Seele das Bewußtseyn sei; so lange man dieß nicht überwunden und jeden heimlichen Rest davon völlig in sich ertödtet hat, so lange muß jene All-Einheit des Unbewußten freilich von einem Schleier bedeckt seyn; erst wenn man erkannt hat, daß das Bewußtseyn nicht zum Wesen, sondern zur Erscheinung gehört, daß also die Vielheit des Bewußtseyns nur eine Vielheit der Erscheinung des Einen ist, erst dann wird es möglich sich

von der Macht des praktischen Instinktes, welcher stets „Ich, Ich" schreit, zu emancipiren, und die Wesenseinheit aller körperlichen und geistigen Erscheinungsindividuen zu begreifen, welche Spinoza in mystischer Conception erfaßte und als die Eine Substanz aussprach." An Max Stirner's (Dr. Schmidt's) Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum" hat v. Hartmann nur zu tadeln, daß jener dämonische Apologet des Egoismus „die Idee des Ich nicht untersucht" hat. Von einem Unterschied des wahren Ich, der Persönlichkeit, und des schlechten Ich's, der selbstsüchtigen sündhaften Menschennatur, weiß Hartmann nichts. Hätte Stirner diese Idee des Ich untersucht, „er würde dann zuvörderst gefunden haben, daß, wie alle anderen Ideen Stichworte von Instinkten sind die specielle Zwecke verfolgen, so das Ich das Stichwort eines universellen Instinktes, des Egoismus, ist, der sich zu den speciellen Instinkten gleichsam wie ein passe-partout-Billet zu Tagesbilleten verhält" (S. 612). „Wäre aber endlich Stirner an die direkte philosophische Untersuchung herangetreten — so replicirt der Autor S. 613 ff. noch einmal — so würde er gesehen haben, daß diese Idee ein ebenso wesenloser, im Gehirne entstehender Schein ist, wie etwa die Idee der Ehre und des Rechtes, und daß das einzige Wesen welches der Idee der innern Ursache meiner Thätigkeit entspricht, etwas Nicht-Individuelles, das All-Einige Unbewußte ist, welches also ebenso gut der Idee des Peter von seinem Ich, als der Idee des Paul von seinem Ich entspricht. Auf diesem allertiefsten Grunde ruht nur die esoterische buddhaistische Ethik, nicht die christliche (!). Hat man diese Erkenntniß sich fest und innig zu eigen gemacht, daß ein und dasselbe Wesen meinen und deinen Schmerz, meine und deine Lust fühlt, nur zufällig durch die Vermittlung verschiedener Gehirne, dann erst ist der exclusive Egoismus in seiner Wurzel gebrochen" ꝛc. So das gläubige Bekenntniß Hartmann's. Als Wissenschaft wird er diese Sätze kaum ausgeben! Hr. v. Hartmann weiß recht gut, daß der

Selbstmord die einzig richtige Consequenz dieser Sätze ist. — Er rettet sich aus diesem Abgrund des Schopenhauer'schen Systems an einem dürren Reis des modernen Socialismus, eines Fourier und Enfantin, das diese in dem Garten der christlichen Weltanschauung sich geschnitten, das aber in ihrer Hand augenblicklich verdorrt ist. Nachdem er die menschliche Persönlichkeit, die sittliche Energie des Einzelnen als fixe Idee, die Ideen des Rechts, der Ehre für Wahnbilder erklärt hat, das sittliche Leben des Einzelnen als eine Null dargestellt: appellirt er an die Gesellschaft, „die Entwicklung des Ganzen", und vergißt, daß dieses Ganze eine Summe von — Nullen ist!

Durch dieses Rechnungskunststück glaubt er dem Nirwana, dem leeren trostlosen Nichts des Schopenhauer'schen Buddhismus entgangen zu seyn, und schließt mit der trostreichen Selbstbefriedigung (S. 678): „Der Skepticismus ist also nicht vernichtet, sondern als theoretisch berechtigt anerkannt, aber doch seine Bedeutung auf ein solches Minimalmaß reducirt, daß sie für die Praxis nicht nur des Lebens sondern auch der Wissenschaft verschwindet!" Wem gebührt der Preis im „Verschwindenmachen", einem Bosko oder v. Hartmann?

Hören wir noch einige Urtheile des Verfassers. Bekanntlich schrieb im J. 1749 die Akademie von Dijon die Preisfrage aus: Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen? Rousseau erhielt den Preis, weil er in seinem Discours sur la question: le rétablissement des sciences et arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les moeurs? einfach nachwies, daß Wissenschaft und Kunst die Sitten verderben und die Menschen unglücklich machen. Hartmann urtheilt über die Bildung und ihren Werth für die Menschheit S. 616: „Die zufriedensten Völker sind die rohen Naturvölker und von den Culturvölkern die ungebildeten Classen; mit steigender Bildung des Volkes wächst erfahrungsmäßig seine Unzufrieden-

heit.“ — Ist das kein „altes Vorurtheil“, wenn man von Bildung keinen bessern Begriff hat, als der lüderliche „Bekenner“ vor hundert Jahren? Ueber das Christenthum und seinen veredelnden Einfluß auf die Sitten, auf das innere Leben der Menschheit scheint der Verfasser niemals in seinem Leben etwas gehört, gelesen oder erfahren zu haben — und doch ist sein Buch in Berlin und nicht auf den Fidschi-Inseln geschrieben worden. „Der Unsittlichkeit wird nicht weniger in der Welt, nur die Form, in welcher die unsittliche Gesinnung sich äußert, ändert sich... Nein, nicht gebessert hat sich die Bosheit und die alles Fremde zersetzende Selbstsucht des Menschen, nur eingedämmt ist sie in die Deiche des Gesetzes... Der Grad der unsittlichen Gesinnung bleibt ewig derselbe, aber sie legt den Pferdefuß ab und geht im Frack.“ Ein so beredter Zeuge ist der Verfasser von der Macht der Sünde — was, Sünde? Von Sünde, Erlösung, Rechtfertigung, von Buße und Heiligung weiß unser Autor nichts. All das sind nur Erscheinungen des Einen Unbewußten. Fast komisch nimmt es sich aus, wenn v. Hartmann sogar die — Bibel citirt, und wie er sie citirt! Nur ein paar Proben seiner „Bibelfestigkeit“. Zu Matth. V. 3 gibt er folgenden Commentar S. 598: „Erfahrungsmäßig sind die Individuen der niederen und ärmeren Classen und rohen Naturvölker glücklicher als die gebildeten und wohlhabenden Classen und der Culturvölker, wahrlich nicht deßhalb weil sie ärmer sind und mehr Noth und Entbehrungen zu tragen haben, sondern weil sie roher und stumpfer sind; man denke an „das Hemd des Glücklichen“, in welcher Erzählung eine tiefe Wahrheit liegt. So behaupte ich denn auch, daß die Thiere glücklicher (d. h. minder elend) als die Menschen sind, weil der Ueberschuß an Unlust, welchen ein Thier zu tragen hat, kleiner ist als der welchen ein Mensch zu tragen hat. Man denke nur wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahin lebt, fast als hätte es vom Aristoteles gelernt . . . So viel beneidenswerther, wie das Fischleben als das Pferde-

leben ist, mag das Austerleben als das Fischleben und das Pflanzenleben als das Austerleben seyn, bis wir endlich beim Hinabsteigen unter die Schwelle des Bewußtseyns die Unlust ganz verschwinden sehen. Andererseits erklärt sich jetzt schon rein aus der höheren Sensibilität, warum die Genie's sich so viel unglücklicher im Leben fühlen, als die gewöhnliche Menschheit, wozu meist noch (wenigstens bei Denkergenie's) die Durchschauung der meisten Illusionen hinzukommt. Dieß ist nämlich das Dritte, was wir aus der bisherigen Betrachtung gelernt haben, daß das Individuum um so besser daran ist, je mehr es in der durch den instinktiven Trieb geschaffenen Illusion befangen ist." Dafür citirt v. Hartmann buchstäblich: „selig sind die arm an (sic!) Geist, πτωχοί τῷ πνεύματι, sind." Wir wissen nicht, ob natürlicher Witz oder die „höhere Sensibilität des Denkergenie's" an der trefflichen Uebersetzung Ursache sind; das Himmelreich, das der Heiland den Armen im Geiste verheißt, besteht wenigstens nach der geistreichen Darstellung des Verfassers darin, daß der Mensch „von Dusel zu Dusel" lebt. Glücklich diejenigen welche nie aus dem „Jullusions = Dusel" hinauskommen! „Wenn man Ihre Schrift liest, schrieb der Spottgeist Voltaire an Rousseau, so bekömmt man Lust auf allen Vieren zu kriechen!"

Die christliche Weltanschauung gehört unserm Autor in's „zweite Stadium der Illusion". Dafür werden S. 601 ff. wieder Bibelstellen citirt. „Der Stifter des Christenthums adoptirt vollständig die Verachtung und den Ueberdruß am irdischen Leben, und führt sie bis zu ihren letzten abstoßendsten Consequenzen durch." „Er perhorrescirt alles Natürliche, nicht einmal Naturgesetze kennt er an." Dafür wird Math. 17, 20 citirt. „Nirgends und in keiner Beziehung schreibt Christus Askese vor, wohl aber freiwillige Beschränkung und möglichste Bedürfnißlosigkeit" 2c. Doch in ein paar Stellen findet der Autor sogar Schopenhauer's Philosophie anticipirt, nämlich Offenb. 10, 5 und I. Cor. 13, 8: „Letztere Stelle

meldet uns das Aufhören alles Bewußtseyns, erstere das Aufhören aller Veränderung in jenem Zustande; beides hebt die Individualität, oder doch zum mindesten ihre Bedeutung auf." Wir bitten doch unsere Leser die beiden Stellen nachzulesen — und zu staunen! Daraus folgt ganz von selber der Satz S. 606: „Wir brauchen nach diesen Anführungen keinen Anstand zu nehmen, die Hoffnung auf eine individuelle Fortdauer der Seele ebenfalls für eine Illusion zu erklären. Damit ist der Hauptnerv der christlichen Verheißungen durchschnitten, denn dem Menschen ist im Grunde doch nur an seinem lieben Ich gelegen; was hilft mir die größte zukünftige Seligkeit, wenn ich sie nicht empfinde und genieße!"

Doch weiß der Verfasser auch wozu diese Illusion des Christenthums gut war — sie erklärt sich „entschieden nur durch direkte Eingriffe des Unbewußten im Genie der Gründer" &c. Seitdem die Welt Schopenhauer's Werke und endlich „die Philosophie des Unbewußten" besitzt, ist der Illusions-Dusel des Christenthums überwunden mit seiner Weltentsagung, man fängt an zu „bedenken, wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahin lebt." „Sichtbar gewinnen die weltlichen Bestrebungen an Macht, Ausdehnung und Interesse, sichtbar greift der Antichrist weiter und weiter um sich, und bald wird das Christenthum nur noch ein Schatten seiner mittelalterlichen Größe seyn, wird wieder seyn was es im Entstehen ausschließlich war, der letzte Trost für die Armen und Elenden" (S. 610)!

In allen Kirchen wird dann das neue Evangelium der „Philosophie des Unbewußten" gepredigt: „der Mensch entsteht aus dem Morast, er bleibt im Morast und gährt zuletzt im Morast zusammen" (Schiller)! Diesen Morast nennt dann der Verfasser nur mit etwas andern Worten „Weltproceß". „Darum rüstig vorwärts im Weltproceß als Arbeiter im Weinberge des Herrn, denn der Proceß allein ist es der zur Erlösung führen kann" (S. 638)! „Die praktische Philosophie und das Leben brauchen einen positiven Standpunkt,

und dieß ist die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen — anders ausgedrückt, das Princip der praktischen Philosophie besteht darin, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken seines Bewußtseyns zu machen." Diese Principien einer solchen praktischen Philosophie enthalten dann „die volle Versöhnung mit dem Leben", nämlich „der Instinkt wird wieder in seine Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proklamirt" (S. 638). Das Ende des Weltprocesses oder die Welterlösung ist „die Aufhebung alles Wollens in's absolute Nichtwollen." Das ist die „neue Idee", die wie M. Carriere in der Süddeutschen Presse vom 15. August 1869 verkündet „als ein nun nicht mehr zu übersehender Faktor in die Wissenschaft eingeführt ist." Das die „neue Lösung des Welträthsels", wie v. Hartmann selber es in bescheidener Weise nennt.

Auf eine Kritik können wir nicht eingehen, nicht darauf daß eine Reihe von Stellen bei den Philosophen (Aristoteles, Plato 2c.) in ähnlicher Weise citirt werden wie die Bibelstellen; wie für den Verfasser die Geschichte der Philosophie großentheils gar nicht vorhanden zu seyn scheint u. s. w. Wir verkennen den Scharfsinn nicht, mit dem der Autor gegen manche Richtungen des modernen Denkens zu Felde zieht, und ihre Consequenzen herausstellt. Er trifft den einseitigen Idealismus des „Begriffs", und beweist, daß die „Substanz" des Spinoza etwas Tieferes ist; daß das Leben der Natur und des Geistes Tiefen birgt, die weder die Kategorien des Materialismus noch des leeren Idealismus anzurühren vermögen. Soweit hat er wirklich auf „empirisch induktivem Wege alte Vorurtheile" beseitigt — wäre er nur nicht von seinem Wege abgegangen und damit in eine Reihe von alten Vorurtheilen gefallen!

Wie einst Göthe von Badesow sagte, daß er von seinem „bösen antitrinitarischen Geist" besessen war: so ist auch v.

kannte Ursache gewisser gegebener Erscheinungen erweist sich nun im Laufe der Untersuchung als mit dem Wesen des Willens (Kraft, Streben) und der Vorstellung (ideale Anticipation eines Nichtseienden) identisch, d. h. als unbewußter Wille und unbewußte Vorstellung, welche wiederum am Schlusse des Werkes sich als Attribute der (unbewußten) Substanz herausstellen." So der authentische Commentar v. Hartmann's (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von Dr. J. H. v. Fichte &c. Bd. 56, Heft 1 S. 159). Mit andern Worten, das „Unbewußte" ist eben die spinozistische Substanz, das Absolute des modernen Pantheism, der „Wille" Schopenhauer's; also etwas ganz Anderes als im vernünftigen Sprachgebrauch und noch bei Carus. Es ist also nicht ein „unbewußter Gott", das Subjekt; sondern der Götze des unpersönlichen Absoluten, der nicht etwa bloß „verstohlen durch das Loch im Vorhang guckt", sondern ganz offen gegen die christliche und allgemein menschliche Lehre von einem persönlichen Gott protestirt. Etwas hämisch bemerkt der Autor gegen einen seiner Recensenten (l. c. S. 170): „Dem Herrn Recensenten ist Gott ein selbstbewußtes, persönliches, transcendentes Wesen, das zugleich der Welt immanent seyn soll. Wenn nun aber alles was bisher der transcendente, immanente persönliche Gott, sogar die Vorsehung, vom Unbewußten besorgt wird, so wird ja der erstere in Disposition gestellt."

Sehen wir, auf welchem Wege v. Hartmann das fertig bringt. Die Schrift zerfällt in drei Theile: die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit (S. 39 — 156); das Unbewußte im Geiste (157 — 318); Metaphysik des Unbewußten (319 — 678).

Im ersten Theile hält sich der Verfasser fast durchweg auf empirisch-induktivem Boden der Thatsachen, d. h. der Naturerscheinungen, und darum ist dieser Abschnitt entschieden der beste. An der Hand der Resultate der exakten Wissenschaften mit einem scharfen Blicke übersieht v. Hartmann

das Gebiet der Natur und zeigt, daß auch in dem Reiche der unvernünftigen Natur sich ein bestimmter Zweck fortan verwirklicht, welchem die Lebensfunktionen des Pflanzen- und Thierreichs unbewußt gelten. In dem Thierreich ist es der Instinkt, ein für das Thier allerdings Unbewußtes, der aber an sich selbst etwas durchaus Logisches, Vernünftiges und in dieser Beziehung Bewußtes ist.

Auch in dem menschlichen Geist sind es eine Reihe von Erscheinungen, die als unbewußte Zweckbestimmungen der Lebensthätigkeit immanent sind. Dieses Thema behandelt der zweite Theil. Bis zum Abschnitt VI S. 428 ff. bewegt sich der Verfasser auf induktivem Wege, und soweit finden wir ihn auf dem Boden von Thatsachen. Aber auf einmal wird er sich und seiner Methode ungetreu. Statt, wie er meint, auf empirisch induktivem Wege alte Vorurtheile zu beseitigen, verläßt er diesen Weg von da an häufig ganz, und nimmt gutwillig eine Reihe alter Vorurtheile als empirisch gegebene Thatsachen an. So z. B. die Monadenlehre des Leibnitz, den Monismus des Spinoza; er wird jetzt gläubiger Anhänger des Dogma's von der allein seligmachenden Theorie des Absoluten: er wird Theolog, Dogmatiker — und manchmal sogar ein fanatischer Apologet s e i n e s Glaubens.

Nachdem er den Begriff der Individualität im Leibnitz'schen Sinne abgethan — zum Begriff der Persönlichkeit erhebt sich v. Hartmann nie — behandelt er S. 450 ff. „die All-Einheit des Unbewußten". Er bemerkt S. 453: „Was sich gegen diese Auffassung sträubt, ist nur das alte Vorurtheil (!), daß d i e S e e l e d a s B e w u ß t s e y n sei; so lange man dieß nicht überwunden und jeden heimlichen Rest davon völlig in sich ertödtet hat, so lange muß jene All-Einheit des Unbewußten freilich von einem Schleier bedeckt seyn; erst wenn man erkannt hat, daß das Bewußtseyn nicht zum W e s e n, sondern zur Erscheinung gehört, daß also die Vielheit des Bewußtseyns nur e i n e V i e l h e i t d e r E r s c h e i n u n g d e s E i n e n ist, erst dann wird es möglich sich

von der Macht des praktischen Instinktes, welcher stets „Ich, Ich“ schreit, zu emancipiren, und die Wesenseinheit aller körperlichen und geistigen Erscheinungsindividuen zu begreifen, welche Spinoza in mystischer Conception erfaßte und als die Eine Substanz aussprach.“ An Max Stirner's (Dr. Schmidt's) Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum“ hat v. Hartmann nur zu tadeln, daß jener dämonische Apologet des Egoismus „die Idee des Ich nicht untersucht“ hat. Von einem Unterschied des wahren Ich, der Persönlichkeit, und des schlechten Ich's, der selbstsüchtigen sündhaften Menschennatur, weiß Hartmann nichts. Hätte Stirner diese Idee des Ich untersucht, „er würde dann zuvörderst gefunden haben, daß, wie alle anderen Ideen Stichworte von Instinkten sind die specielle Zwecke verfolgen, so das Ich das Stichwort eines universellen Instinktes, des Egoismus, ist, der sich zu den speciellen Instinkten gleichsam wie ein passe-partout-Billet zu Tagesbilleten verhält“ (S. 612). „Wäre aber endlich Stirner an die direkte philosophische Untersuchung herangetreten — so replicirt der Autor S. 613 ff. noch einmal — so würde er gesehen haben, daß diese Idee ein ebenso wesenloser, im Gehirne entstehender Schein ist, wie etwa die Idee der Ehre und des Rechtes, und daß das einzige Wesen welches der Idee der innern Ursache meiner Thätigkeit entspricht, etwas Nicht-Individuelles, das All-Einige Unbewußte ist, welches also ebenso gut der Idee des Peter von seinem Ich, als der Idee des Paul von seinem Ich entspricht. Auf diesem allertiefsten Grunde ruht nur die esoterische buddhaistische Ethik, nicht die christliche (!). Hat man diese Erkenntniß sich fest und innig zu eigen gemacht, daß ein und dasselbe Wesen meinen und deinen Schmerz, meine und deine Lust fühlt, nur zufällig durch die Vermittlung verschiedener Gehirne, dann erst ist der exclusive Egoismus in seiner Wurzel gebrochen“ rc. So das gläubige Bekenntniß Hartmann's. Als Wissenschaft wird er diese Sätze kaum ausgeben! Hr. v. Hartmann weiß recht gut, daß der

Selbstmord die einzig richtige Consequenz dieser Sätze ist. — Er rettet sich aus diesem Abgrund des Schopenhauer'schen Systems an einem dürren Reis des modernen Socialismus, eines Fourier und Enfantin, das diese in dem Garten der christlichen Weltanschauung sich geschnitten, das aber in ihrer Hand augenblicklich verdorrt ist. Nachdem er die menschliche Persönlichkeit, die sittliche Energie des Einzelnen als fixe Idee, die Ideen des Rechts, der Ehre für Wahnbilder erklärt hat, das sittliche Leben des Einzelnen als eine Null dargestellt: appellirt er an die Gesellschaft, „die Entwicklung des Ganzen", und vergißt, daß dieses Ganze eine Summe von — Nullen ist!

Durch dieses Rechnungskunststück glaubt er dem Nirwana, dem leeren trostlosen Nichts des Schopenhauer'schen Buddhismus entgangen zu seyn, und schließt mit der trostreichen Selbstbefriedigung (S. 678): „Der Skepticismus ist also nicht vernichtet, sondern als theoretisch berechtigt anerkannt, aber doch seine Bedeutung auf ein solches Minimalmaß reducirt, daß sie für die Praxis nicht nur des Lebens sondern auch der Wissenschaft verschwindet!" Wem gebührt der Preis im „Verschwindenmachen", einem Bosko oder v. Hartmann?

Hören wir noch einige Urtheile des Verfassers. Bekanntlich schrieb im J. 1749 die Akademie von Dijon die Preisfrage aus: Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen? Rousseau erhielt den Preis, weil er in seinem Discours sur la question: le rétablissement des sciences et arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les moeurs? einfach nachwies, daß Wissenschaft und Kunst die Sitten verderben und die Menschen unglücklich machen. Hartmann urtheilt über die Bildung und ihren Werth für die Menschheit S. 616: „Die zufriedensten Völker sind die rohen Naturvölker und von den Culturvölkern die ungebildeten Classen; mit steigender Bildung des Volkes wächst erfahrungsmäßig seine Unzufrieden-

heit." — Ist das kein „altes Vorurtheil", wenn man von Bildung keinen bessern Begriff hat, als der lüderliche „Bekenner" vor hundert Jahren? Ueber das Christenthum und seinen veredelnden Einfluß auf die Sitten, auf das innere Leben der Menschheit scheint der Verfasser niemals in seinem Leben etwas gehört, gelesen oder erfahren zu haben — und doch ist sein Buch in Berlin und nicht auf den Fidschi-Inseln geschrieben worden. „Der Unsittlichkeit wird nicht weniger in der Welt, nur die Form, in welcher die unsittliche Gesinnung sich äußert, ändert sich... Nein, nicht gebessert hat sich die Bosheit und die alles Fremde zersetzende Selbstsucht des Menschen, nur eingedämmt ist sie in die Deiche des Gesetzes... Der Grad der unsittlichen Gesinnung bleibt ewig derselbe, aber sie legt den Pferdefuß ab und geht im Frack." Ein so beredter Zeuge ist der Verfasser von der Macht der Sünde — was, Sünde? Von Sünde, Erlösung, Rechtfertigung, von Buße und Heiligung weiß unser Autor nichts. All das sind nur Erscheinungen des Einen Unbewußten. Fast komisch nimmt es sich aus, wenn v. Hartmann sogar die — Bibel citirt, und wie er sie citirt! Nur ein paar Proben seiner „Bibelfestigkeit". Zu Matth. V. 3 gibt er folgenden Commentar S. 598: „Erfahrungsmäßig sind die Individuen der niederen und ärmeren Classen und rohen Naturvölker glücklicher als die gebildeten und wohlhabenden Classen und der Culturvölker, wahrlich nicht deßhalb weil sie ärmer sind und mehr Noth und Entbehrungen zu tragen haben, sondern weil sie roher und stumpfer sind; man denke an „das Hemd des Glücklichen", in welcher Erzählung eine tiefe Wahrheit liegt. So behaupte ich denn auch, daß die Thiere glücklicher (d. h. minder elend) als die Menschen sind, weil der Ueberschuß an Unlust, welchen ein Thier zu tragen hat, kleiner ist als der welchen ein Mensch zu tragen hat. Man denke nur wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahin lebt, fast als hätte es vom Aristoteles gelernt ... So viel beneidenswerther, wie das Fischleben als das Pferde-

leben ist, mag das Austerleben als das Fischleben und das Pflanzenleben als das Austerleben seyn, bis wir endlich beim Hinabsteigen unter die Schwelle des Bewußtseyns die Unlust ganz verschwinden sehen. Andererseits erklärt sich jetzt schon rein aus der höheren Sensibilität, warum die Genie's sich so viel unglücklicher im Leben fühlen, als die gewöhnliche Menschheit, wozu meist noch (wenigstens bei Denkergenie's) die Durchschauung der meisten Illusionen hinzukommt. Dieß ist nämlich das Dritte, was wir aus der bisherigen Betrachtung gelernt haben, daß das Individuum um so besser daran ist, je mehr es in der durch den instinktiven Trieb geschaffenen Illusion befangen ist." Dafür citirt v. Hartmann buchstäblich: „selig sind die arm an (sic!) Geist, πτωχοὶ τῷ πνεύματι, sind." Wir wissen nicht, ob natürlicher Witz oder die „höhere Sensibilität des Denkergenie's" an der trefflichen Uebersetzung Ursache sind; das Himmelreich, das der Heiland den Armen im Geiste verheißt, besteht wenigstens nach der geistreichen Darstellung des Verfassers darin, daß der Mensch „von Dusel zu Dusel" lebt. Glücklich diejenigen welche nie aus dem „Jullusions-Dusel" hinauskommen! „Wenn man Ihre Schrift liest, schrieb der Spottgeist Voltaire an Rousseau, so bekömmt man Lust auf allen Vieren zu kriechen!"

Die christliche Weltanschauung gehört unserm Autor in's „zweite Stadium der Illusion". Dafür werden S. 601 ff. wieder Bibelstellen citirt. „Der Stifter des Christenthums adoptirt vollständig die Verachtung und den Ueberdruß am irdischen Leben, und führt sie bis zu ihren letzten abstoßendsten Consequenzen durch." „Er perhorrescirt alles Natürliche, nicht einmal Naturgesetze kennt er an." Dafür wird Math. 17, 20 citirt. „Nirgends und in keiner Beziehung schreibt Christus Askese vor, wohl aber freiwillige Beschränkung und möglichste Bedürfnißlosigkeit" 2c. Doch in ein paar Stellen findet der Autor sogar Schopenhauer's Philosophie anticipirt, nämlich Offenb. 10, 5 und I. Cor. 13, 8: „Letztere Stelle

meldet uns das Aufhören alles Bewußtseyns, erstere das Aufhören aller Veränderung in jenem Zustande; beides hebt die Individualität, oder doch zum mindesten ihre Bedeutung auf." Wir bitten doch unsere Leser die beiden Stellen nachzulesen — und zu staunen! Daraus folgt ganz von selber der Satz S. 606: „Wir brauchen nach diesen Ausführungen keinen Anstand zu nehmen, die Hoffnung auf eine individuelle Fortdauer der Seele ebenfalls für eine Illusion zu erklären. Damit ist der Hauptnerv der christlichen Verheißungen durchschnitten, denn dem Menschen ist im Grunde doch nur an seinem lieben Ich gelegen; was hilft mir die größte zukünftige Seligkeit, wenn ich sie nicht empfinde und genieße!"

Doch weiß der Verfasser auch wozu diese Illusion des Christenthums gut war — sie erklärt sich „entschieden nur durch direkte Eingriffe des Unbewußten im Genie der Gründer" 2c. Seitdem die Welt Schopenhauer's Werke und endlich „die Philosophie des Unbewußten" besitzt, ist der Illusions-Dusel des Christenthums überwunden mit seiner Weltentsagung, man fängt an zu „bedenken, wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahin lebt." „Sichtbar gewinnen die weltlichen Bestrebungen an Macht, Ausdehnung und Interesse, sichtbar greift der Antichrist weiter und weiter um sich, und bald wird das Christenthum nur noch ein Schatten seiner mittelalterlichen Größe seyn, wird wieder seyn was es im Entstehen ausschließlich war, der letzte Trost für die Armen und Elenden" (S. 610)!

In allen Kirchen wird dann das neue Evangelium der „Philosophie des Unbewußten" gepredigt: „der Mensch entsteht aus dem Morast, er bleibt im Morast und gährt zuletzt im Morast zusammen" (Schiller)! Diesen Morast nennt dann der Verfasser nur mit etwas andern Worten „Weltproceß". „Darum rüstig vorwärts im Weltproceß als Arbeiter im Weinberge des Herrn, denn der Proceß allein ist es der zur Erlösung führen kann" (S. 638)! „Die praktische Philosophie und das Leben brauchen einen positiven Standpunkt,

und dieß ist die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen — anders ausgedrückt, das Princip der praktischen Philosophie besteht darin, die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken seines Bewußtseyns zu machen." Diese Principien einer solchen praktischen Philosophie enthalten dann „die volle Versöhnung mit dem Leben", nämlich „der Instinkt wird wieder in seine Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proklamirt" (S. 638). Das Ende des Weltprocesses oder die Welterlösung ist „die Aufhebung alles Wollens in's absolute Nichtwollen." Das ist die „neue Idee", die wie M. Carriere in der Süddeutschen Presse vom 15. August 1869 verkündet „als ein nun nicht mehr zu übersehender Faktor in die Wissenschaft eingeführt ist." Das die „neue Lösung des Welträthsels", wie v. Hartmann selber es in bescheidener Weise nennt.

Auf eine Kritik können wir nicht eingehen, nicht darauf daß eine Reihe von Stellen bei den Philosophen (Aristoteles, Plato rc.) in ähnlicher Weise citirt werden wie die Bibelstellen; wie für den Verfasser die Geschichte der Philosophie großentheils gar nicht vorhanden zu seyn scheint u. s. w. Wir verkennen den Scharfsinn nicht, mit dem der Autor gegen manche Richtungen des modernen Denkens zu Felde zieht, und ihre Consequenzen herausstellt. Er trifft den einseitigen Idealismus des „Begriffs", und beweist, daß die „Substanz" des Spinoza etwas Tieferes ist; daß das Leben der Natur und des Geistes Tiefen birgt, die weder die Kategorien des Materialismus noch des leeren Idealismus anzurühren vermögen. Soweit hat er wirklich auf „empirisch induktivem Wege alte Vorurtheile" beseitigt — wäre er nur nicht von seinem Wege abgegangen und damit in eine Reihe von alten Vorurtheilen gefallen!

Wie einst Göthe von Badesow sagte, daß er von seinem „bösen antitrinitarischen Geist" besessen war: so ist auch v.

Hartmann in all seinen Urtheilen über das geistige Leben von einem antichristlichen Geist geblendet, nicht in dem Sinn als ob sich in ihm eine besondere Gehässigkeit gegen das Christenthum in seinem Buche kundgebe. Dieses scheint mir die einzige Ursache einer Reihe von Sätzen zu seyn, deren greller logischer Widerspruch gegen alle Wirklichkeit unsern Verfasser gar nicht mehr afficirt. Darum bewegt er sich in einer Reihe von Utopien und Trugschlüssen, in einer ganzen Scala von selbstgeschaffenen Begriffen, wie „praktischer Instinkt“, „Weltproceß“, „Unbewußtes“, „Individualität“, die einen dem allgemeinen Sprachgebrauche widersprechenden Sinn haben. Wir sehen in dieser Geheimsprache eine Sprachverwirrung, die gegenwärtig auf philosophischem Gebiet in Deutschland ohnehin groß genug ist.

Vorliegendes Buch ist uns als ein „Zeichen der Zeit“ erschienen; es haben eine Reihe von Zeitschriften die „neue Erklärung des Welträthsels“, die „neue Idee“ gepriesen, ohne von der inneren Trostlosigkeit und Leere eine Ahnung zu haben.

LXIII.

Die momentane Lage in Oesterreich.

Im Juni 1870.

Vier Monate sind seit meiner letzten Correspondenz verstrichen. Ist in diesem Zeitraum ein Fortschritt, eine Klärung der politischen Erkenntniß zu verzeichnen?

Der seit drei Jahren verfolgte Weg führt nicht zur Lösung der inneren Wirren, nicht zur Consolidirung des Reiches. Diese Erkenntniß ist kein Alleineigenthum der Oppo-

sition mehr, und insofern könnte man vielleicht von einem Fortschritt zum Besseren sprechen. Wenn aber der aufmerksame Beobachter gewahr wird, wie die redlichsten ehrenwerthesten Männer — unter welche unser Ministerpräsident Potocki jedenfalls zu zählen ist — wie Männer, die in den letzten Jahren doch Gelegenheit hatten ihren politischen Blick zu schärfen, nun unsicher umhertasten um einen festen Ankergrund für ihre patriotischen Wünsche und Bestrebungen zu gewinnen: dann beschleicht Einen wohl leicht das Gefühl des Verzagens, und man blickt der Zukunft nicht heiterer, sondern noch sorgenvoller entgegen als vorher. Gerade die treuesten Anhänger, die wärmsten Freunde Oesterreichs sind es, unter welchen diese düsteren Anschauungen an Verbreitung gewinnen; um so ernster ist daher die Pflicht, den Irrthum zu bekämpfen, der die staatlichen Verhältnisse selbst, und nicht die Art ihrer Behandlung, für die steigende Verwirrung an erster Stelle verantwortlich macht.

Unsere deutschen Politiker, nicht bloß die liberalen sondern großentheils auch die conservativen, sind über die Grenze nicht hinausgekommen, welche die in diesen Blättern schon oft besprochenen ministeriellen Denkschriften vom Dezember vorigen Jahres dem Gesichtskreise ziehen. Die Politik der damaligen Ministermajorität hat sich nicht bewährt; man versucht es daher jetzt durch die Berufung der Minoritäts-Minister bessere Erfolge zu erzielen. Auch dieser Schritt führt zu keinem günstigen Resultate; das innere chronische Leiden des Staatskörpers ist daher unheilbar. So lautet das gewöhnliche Räsonnement. Wie denn aber, wenn beide „Ministerparteien“ auf falschem Wege wandelten? Macht es dann einen Unterschied, wenn die eine mit grimmiger Miene und die andere mit einem mildversöhnlichen Lächeln sich fortbewegt? Der Irrthum liegt bei beiden in der beharrlichen Verkennung der wahren Natur unseres Gemeinwesens, und so lange wir uns von dem schülerhaften Versuche nicht frei machen, alleinseligmachende Formen der widerstrebenden Staats-

natur aufzuzwingen, wird das Resultat immer ein gleich klägliches bleiben.

Was hat jene Ministerminorität, die jetzt wieder am Ruder steht, eigentlich gewollt? Nichts anderes als: die Dezember-Verfassung mit dem ihr ureigenen Centralisationsprincip, ein Centralparlament mit direkten Wahlen, also dasselbe wie ihre feindlichen Ministercollegen auch. Der Unterschied liegt nur darin, daß gleichzeitig mit der Wahlreform die Verfassung auch durch Erweiterung der Länderautonomie eine Aenderung erfahren soll. Wie das und bis zu welchen Grenzen es geschehen soll, wie es überhaupt möglich seyn soll eine centralisirende Kraft zur Decentralisirung zu verwenden: darüber habe ich noch nie einen klaren Ausspruch vernommen. Die Intentionen der gegenwärtigen Regierung sind gewiß vortrefflich, aber durch gute Intentionen wird man noch nicht regierungsfähig; fehlen Einsicht und Kraft die beste Absicht durchzuführen, so ist es besser sie in seiner Brust zu verschließen, als unerfüllbare Hoffnungen zu wecken.

Die ganze Sache kömmt mir so vor, wie wenn einer Familie, in deren Schooß die Wohnungsfrage schon zu ernsten Zerwürfnissen geführt hat, jetzt mit gewinnender Freundlichkeit die vollste Freiheit gewährt würde, sich nach Gefallen wohnlich einzurichten, aber — ein bestimmtes neugebautes Haus müßte von dieser Familie bezogen und in der Eintheilung der Wohnungsräume dürfte keine Aenderung vorgenommen werden, außer daß etwa einige Thüren und Fenster versetzt und vergrößert werden könnten. Dieses in größter Eile, auf schwankendem Grunde aufgebaute Haus, die Dezember-Verfassung, hat ja eben den Familienzwist zu einem so gefährlichen Grade gesteigert; ein großer Theil der Familienglieder weigert sich das Gebäude, wegen seiner verfehlten Anlage und seines bedenklichen Bauzustandes, zu beziehen! Wie soll nun plötzlich dieses selbe Gebäude zum Tempel des Familienfriedens werden, allein dadurch, daß

man das Eingangsthor recht weit öffnet. Ein Politiker der sich solchen Illusionen hingibt, würde auch in einem Staate mit den einfachsten Lebensverhältnissen nur Mißerfolge ernten, geschweige denn in Oesterreich.

Die Minister Potocki und Taaffe haben in ihrer Denkschrift gelobt, nur durch Anwendung streng „verfassungsmäßiger" Mittel das Ziel eines Völkerausgleichs zu erreichen. Ein „Appell an die Bevölkerung selbst", Neuwahlen für die Landtage und das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes, sollten die Aktion einleiten. Das war wohl damals leicht gesagt und geschrieben; jetzt handelte es sich aber um die Ausführung, und da mußte denn alsbald jener kühne Gedanke in einer halben That verkümmern. Durch die kaiserlichen Patente vom 21. Mai wurden, nebst dem Reichsrath, alle Landtage aufgelöst, nur der Eine nicht, der böhmische! Also nach einer Thätigkeit von wenigen Wochen sieht sich das Ministerium schon genöthigt den Mißerfolg der neu inscenirten Regierungspolitik zu constatiren, es sieht sich genöthigt offen auszusprechen, daß das Dezember-System, Beust-Giskra'schen Angedenkens, in seinem Seyn oder Nichtseyn von dem gepreßten böhmischen Rumpflandtag des Jahres 1867 abhängig ist. Das Ansehen der Dezember-Verfassung wird dadurch sicherlich nicht gehoben werden, wohl aber wird sich die Opposition in ihrer Macht gehoben fühlen; denn man wagt nicht das constitutionelle Mittel des Appells an die böhmischen Wähler in Anwendung zu bringen, weil — sonst die „Constitution" selbst zu Grabe getragen werden würde! Wer den Reichsrath will, muß den böhmischen Rumpflandtag vor jedem feindlichen Luftzug sorglich hüten, denn — ein Schritt zurück zur Mutter Natur, und das ganze Reichsrathsgebäude fällt in Trümmer!

Das Ministerium Giskra hatte wenigstens das für sich, daß es nur für naturwidrige Schöpfungen, mit der unvermeidlichen Begleitung von moralischer und physischer Gewalt, sich zu begeistern vermochte. Ein richtiger Instinkt läßt sich

ihm dabei nicht abstreiten. Das Ministerium Potocki will aber Natur mit Unnatur versöhnen, und wird diesem Wahne zum Opfer fallen.

Die officielle Kundmachung vom 21. Mai ist ja nichts weiter als ein Verzicht auf jede selbstständige politische Aktion, denn die an jenem Tage publicirte Maßregel, sowie alles was nun folgen wird und folgen kann, würden Giskra und Herbst nicht allein ebenso gut, sondern noch weit besser in Ausführung bringen.

Wer über diese Erscheinungen erschrickt, thäte besser über das Trügerische seiner eigenen Combinationen zu erschrecken. Denn Jeder der einige Kenntniß von den Verhältnissen in Böhmen hatte, mußte den Versuch, die Opposition mit der Dezember-Verfassung sei es auch nur in ihren Grundgedanken auszusöhnen, als völlig aussichtslos bezeichnen. Der Regierung fehlte leider die klare Einsicht in die Lage gänzlich. Graf Potocki war vor und nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten eifrigst bemüht Minister-Collegen unter den „Verfassungstreuen" des Abgeordnetenhauses zu werben. Damit sollte das unverbrüchliche Festhalten an der Dezember-Verfassung constatirt werden. Ganz gut; dann mußte man aber auch von vornherein entschlossen seyn die Wege eines Giskra und Herbst fortzuwandeln, deren politische Anschauungen ja von jener Partei des Abgeordnetenhauses getheilt wurden. In dem Rücktritt der eben Genannten aber die Voraussetzung der eigenen Ministerschaft erblicken, sich sodann an die Partei der abgetretenen Minister mit der Bitte um Regierungsbeistand wenden, und gleichzeitig die Opposition der Versöhnlichkeit und eines aufrichtigen Ausgleichsstrebens versichern — das sind Schritte die mein einfacher Verstand entweder nicht zu fassen vermag, oder die überhaupt auf den Namen ernster Politik keinen Anspruch machen.

Da die gewichtigeren Personen unter den Deutschliberalen sich natürlich der neuen Regierung gegenüber schroff ab-

lehnend verhielten, diese Partei aber um jeden Preis bevorzugt werden sollte, so kam es zu Berufungen liberaler Parteimitglieder in Amt und Würden, die Jeden der Oesterreichs Ansehen hochhält wahrhaft beschämen mußten. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen, die Journale haben das bereits zur Genüge gethan. Um mir die volle Objektivität zu wahren, will ich selbst annehmen daß alle diese Verirrungen und widerspruchsvollen Schritte die Grundanschauung der Regierung, den eigentlichen Kern ihrer Politik nicht berühren. Es kömmt ja nicht selten vor, daß derjenige welcher einen Plan richtig zu entwerfen weiß, kein Geschick hat denselben auszuführen. Betrachten wir also jenen politischen Kern, soweit er aus der Denkschrift und neueren Erklärungen der Regierungsorgane zu entnehmen ist.

Das Verfassungsgesetz vom Dezember 1867 bildet den Stützpunkt der ganzen Operation, von dort ziehen die Streiter zum Angriff aus, und dort sollen sie sich wieder — sei es nach einem Siege oder einer Niederlage — sammeln und nöthigenfalls verschanzen, um in stillem Selbstgenügen ein bescheidenes Daseyn zu führen. Dieser Grundgedanke ist weder neu noch tief, und die früheren Bürgerminister haben ein Recht zu sagen: das ist unser Gedanke, unsere Politik. Betrachten wir weiter die Art des Vorgangs, sowohl nach der ursprünglichen Absicht der Regierung, als auch in der jetzt wesentlich veränderten Gestalt.

Die Cirkulardepesche des Grafen Beust vom 28. April, welche heute der Hauptsache nach nur mehr einen historischen Werth hat, enthält über den ersten Regierungsplan eine so bestimmte Erklärung, daß es zur Klarstellung dieses Punktes keiner weiteren Combinationen mehr bedarf. Unseren auswärtigen Missionen, und ohne Zweifel auch den fremden Regierungen, war diese interessante Skizze innerer Politik schon zu einer Zeit bekannt, wo die Regierung selbst noch an ihre Ausführung glaubte. Graf Beust liebt es ja, in seiner undiplomatischen Rede- und Schreibseligkeit, innere

Fragen dem Urtheil des Auslandes vorzulegen und zu unterwerfen. Bedenken der Ehre und Würde des Staates, dem man angehört und dient, scheint es kaum mehr zu geben. Den österreichischen Völkern wurde das Aktenstück nur als werthvolle Stylprobe zu einer Zeit mitgetheilt, wo der einzige Gedanke von Bedeutung den dasselbe enthält, bereits wieder aufgegeben war! Läßt sich wohl ein takt= und vertrauensvollerer Vorgang denken?

Nicht bloß der Reichsrath, sondern sämmtliche Landtage sollten nach der ursprünglichen Intention aufgelöst werden, und die Cirkulardepesche stellt in ihrer Darstellung des politischen Reformprojektes den Satz an die Spitze: „Auch bei uns wird der vernunftrechtlich begründete Usus eines allgemeinen Appells an die Urwähler befolgt, und damit in Böhmen und Mähren Gelegenheit und Veranlassung geboten werden, daß die in der letzten Zeit des Antheils an dem Verfassungsleben sich enthaltenden Nationalitäten eintreten und sich an dem Versöhnungswerke betheiligen können.“ Die Verständigung mit der böhmisch-mährischen Opposition sollte also den Angelpunkt der ganzen Regierungsthätigkeit bilden, und insofern dieser Gedanke von unseren leitenden Staatsmännern wirklich in seiner vollen Bedeutung erfaßt worden wäre, hätte man begreifen können, daß das Ministerium Hasner die Zügel der Regierung anderen Händen überlassen mußte. Kaum waren aber seit jener Depesche drei Wochen verstrichen, als das „Vernunftrecht“ der Minister Beust und Potocki schon wieder mit jenem des Doktor Giskra vertauscht ward.

Es ist dieß leicht zu erklären, denn die „unerläßliche Voraussetzung“ an welche die Regierung eine Verständigung knüpfte, war die Erhaltung des „Rahmens der bestehenden Verfassung.“ Ganz dasselbe hatten die früheren Minister und die Reichsrathsmajorität unzählige Male ausgesprochen, und die Opposition hat ebenso oft und sehr vernehmlich diese Bedingung als unannehmbar zurückgewiesen. Bei diesem Stand

der Dinge war der Regierungswechsel sachlich ganz unmotivirt, und hätte das Inland bezüglich der Mittheilung des Regierungsprogramms die gleiche Berücksichtigung erfahren wie das Ausland, so wäre die Täuschung und damit auch die gesteigerte Erbitterung vermieden worden. Das geduldige „Rothbuch", welches den Delegationen vorgelegt zu werden pflegt, war ja jedenfalls zur Aufnahme jenes diplomatischen Schriftstückes bereit, und damit konnte doch der persönlichen Eitelkeit des Verfassers Genüge geschehen; dieses Cirkularschreiben aber gleichzeitig mit den kaiserlichen Patenten vom 21. Mai veröffentlichen, heißt, gelinde gesagt, sich einer Taktlosigkeit schuldig machen, die ihres gleichen sucht. Das Ansehen der Regierung will im Interesse des Staates gewahrt seyn; es geschieht aber gerade das Gegentheil hievon, wenn man dem Gedanken welcher der Regierung das Leben gab, eine That dieser selben Regierung recht anschaulich gegenüberstellt, die den ersteren geradezu aufhebt.

Es wäre übrigens kein undankbares Unternehmen, diese neueste Enunciation des viel geschäftigen Diplomaten vom Ballplatz mit seinen zahlreichen Reden und Schriften aus den Jahren 1867 bis 1869 zu vergleichen. Dem künftigen Geschichtschreiber, welchem der Conflikt zwischen Dichtung und Wahrheit so große Schwierigkeiten bereitet, würde hiedurch seine Aufgabe sehr erleichtert werden.

Der Mann dessen Lippen in jenen Jahren von Lob und Preis des Dezember-Systems, des Reichsrathes und der „parlamentarischen Regierung" überflossen, der noch in seiner Parlamentsrede im Januar 1870 diese Institutionen für sich, als sein eigenes Werk in Anspruch nahm — derselbe Mann erklärt jetzt ungescheut, daß es erst die Aufgabe des Ministeriums Potocki sei, „das parlamentarische Regierungssystem zur Realität zu erheben, der immer weiter um sich greifenden Zerbröcklung und der dadurch drohenden gänzlichen Zersetzung des Repräsentativkörpers, des Reichsraths, Einhalt zu thun durch den ernsten Versuch der Bildung eines Voll-

parlamentes, dessen Existenz und Wirksamkeit gegen Katastrophen gesichert sei, denen der Reichsrath in seinem bisherigen Bestande ausgesetzt war, und die seinen Einfluß und sein moralisches Ansehen unleugbar herabgebracht haben."

Das Geständniß: das parlamentarische Regierungssystem sei bisher nur eine Fiktion gewesen, ist aus diesem Munde gewiß recht interessant; nicht minder ist es die Erklärung, der Reichsrath, dem Herr von Beust so oft die große That der Befestigung von Macht und Ansehen des Reiches zugesprochen und nachgerühmt hat — dieser Reichsrath sei nicht einmal im Stande gewesen seine eigene Macht, sein eigenes Ansehen zu begründen und zu befestigen.

„Es ist ein schweres mühevolles Werk, meint Graf Beust, welches das Ministerium Potocki unternimmt. Die Parteileidenschaften werden sich entfesseln .... Wie sehr auch die Geister aufeinander platzen mögen, dieser geistige Prozeß mußte einmal durchgemacht werden." Damit ist klar und deutlich gesagt: das Werk staatlicher Constituirung ist jetzt von vorne anzufangen. Denn gibt es wohl eine solche Constituirung ohne „geistigen Prozeß?" Alles was bis jetzt diesen Namen führte, war nur ein mechanisches Zusammenfassen widerstrebender Theile und die täuschende Phrase hat bislang den Mangel an innerer moralischer Kraft verhüllt.

Wie wird nun aber diese Erkenntniß vom Reichskanzler „im Einverständniß" mit dem Grafen Potocki verwerthet? Dadurch, daß sie den Gedanken einer Verständigung mit dem selbstbewußten kräftigen Theil der Opposition aufgeben und die Politik Giskra's wieder aufnehmen — eine Politik die eben zur „Zerbröcklung und Zersetzung des Reichsrathes" geführt, die dessen „moralisches Ansehen unleugbar herabgebracht hat." Es ist ja eine unbestreitbare Thatsache, daß das klägliche Resultat eines dreijährigen deutschliberalen Regimentes vorzugsweise durch die Haltung der böhmisch-mährischen Opposition und ihre Unterschätzung durch die liberale Partei

unabwendbar gemacht wurde. Jener Widerstand hat nicht allein die Aktionskraft der Regierung gelähmt, sondern der unvermeidliche Einfluß der mächtigen Opposition außerhalb des Reichsrathes auf die oppositionellen Elemente in demselben hat die Zerbröcklungsgefahr und damit das Siechthum dieses Körpers begründet.

Da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben, so kann sich doch nur das Spiel wiederholen, dessen betrübte Zuschauer wir seit dem Jahre 1867 waren. Der einzige Unterschied wird darin bestehen, daß die Partei des Widerstandes außerhalb des Parlamentshauses intensiv und extensiv mächtiger seyn wird als früher. Die versuchte Trennung der oppositionellen Elemente Mährens von jenen in Böhmen wird sicherlich die Wirkung haben, die Solidarität der Opposition beider Länder zu kräftigen und ihr einen noch prägnanteren Ausdruck zu verleihen. Das Eintreten der Tyroler in die gleiche Parteistellung gegenüber der Dezember-Verfassung ist schon jetzt ziemlich gewiß. Das Ministerium scheint aber überhaupt wenig darnach zu fragen, was der künftige Reichsrath leisten kann; es bestimmt nur was er leisten soll.

Er soll das Herrenhaus in eine Art Länderkammer und das Abgeordnetenhaus in eine Volkskammer mit direkten Wahlen umgestalten, und gleichzeitig die autonomen Bestrebungen der Länder befriedigen. Das Ministerium Hasner suchte das Rettungsmittel nur in den direkten Wahlen. Die Minister Beust und Potocki treten aber mit dem „unzertrennlichen Programme“ direkter Wahlen und der Erweiterung der Länderautonomie hervor. Das ist also der gewaltige Unterschied! Leider besteht der nämliche Unterschied auch im logischen Denken, und zwar nicht zu Gunsten der jetzt waltenden Staatsmänner. Ich wäre geneigt dieses „unzertrennliche“ Programm vielmehr ein „unvereinbares“ zu nennen, denn ich vermag nicht recht zu begreifen, wie man einerseits die Macht des Reichsrathes durch eine breitere Unterlage

und Vermehrung der Zahl der Abgeordneten erhöhen, und andererseits wieder durch Competenz-Beschränkungen diese Macht tiefer stellen will. Die Erweiterung der Länder-Autonomie führt nothwendig zu einer Schmälerung der Rechtssphäre des Reichsrathes. Der Reichsrath hätte die schwere Tugend der Entsagung zu üben. Und dazu sollten sich die Deutschliberalen bereit finden? Credat Judaeus Apella.

Um die Opposition zu versöhnen, erklärt die Regierung einer erweiterten Selbstständigkeit der Länder gewogen zu seyn; gleichzeitig aber proklamirt sie, wie Giskra und Consorten, die direkten Wahlen! Was die Länder von Kraft und Bedeutung unter „Landesautonomie“ verstehen, bildet ja den feindlichsten Gegensatz zu direkten Wahlen! Es ist schwer dieser Gedankenverwirrung zu folgen, ohne für die eigene Denkkraft fürchten zu müssen.

Die Minister Potocki und Taaffe haben in ihrer Denkschrift erklärt, daß „bezüglich der Wahlreform die Competenz der Landtage nicht ignorirt werden kann.“ Wie denken sie sich also die Durchführung des neuen Wahlsystemes für den Reichsrath? Glauben sie wirklich, daß selbst die oppositionellen Landtage bereit seyn werden auf ihr Wahlrecht zu verzichten, ihre Selbstständigkeit auch in jenem Maße und jener Form aufzugeben, in welcher sie ihnen durch die bestehende Landesordnung verbürgt ist? Dazu sollten die Länder bereit seyn, deren ganzes Streben auf eine Erhöhung jenes Maßes von Selbstständigkeit gerichtet ist? Ich bin außer Stande auf diese Fragen eine Antwort zu finden, welche den Optimismus des Ministeriums nur einigermaßen erklären würde.

Werden der böhmische und mährische Landtag in ihrer jetzigen Unvollzähligkeit beibehalten, so ist es unmöglich von denselben ein gesetzlich gültiges Votum über die Reform der Landtags- und Reichsrathswahlen einzuholen. Die dem Centralparlament für die nächste Session zugedachte Mission bleibt also in einem wesentlichen Punkte jedenfalls unerfüllbar. Und wie steht es mit der Erwartung unserer Regierungsmänner, durch

Neuwahlen versöhnlich gestimmte Abgeordnete aus deutschen Kreisen zu gewinnen? Es ist in der neuesten Zeit allerdings eine Bewegung, theils radikaler theils conservativ-kirchlicher Natur, unter der deutschen Bevölkerung hervorgetreten, die für die Zukunft eine Bedeutung gewinnen kann. Die radikale Richtung ist in den größeren Städten vertreten; sie ist einer privilegirten Stellung Galiziens günstig, mit dem offen ausgesprochenen Zwecke, sodann in den anderen Ländern die centralisirende Politik mit ungetheilter Kraft fortzusetzen. Die zweite, conservative Richtung hat in der Verletzung kirchlicher Interessen durch den modernen Staat ihren Ursprung. Inwiefern dieselbe auch bezüglich der politisch-constitutiven Frage eine Bedeutung erlangen werde, ist gegenwärtig noch nicht zu entscheiden möglich. Jedenfalls haben wir es hier nur mit den ersten Anfängen einer Besserung zu thun, und die Entwicklung bedarf der Zeit. Neuwahlen die schon in dem nächsten Monate vollzogen werden, können wohl den Deutschliberalen einige Parlamentssitze rauben; daß sie aber die Macht dieser Partei schon zu brechen im Stande wären, müßte ich doch als ein eitles Hoffen bezeichnen.

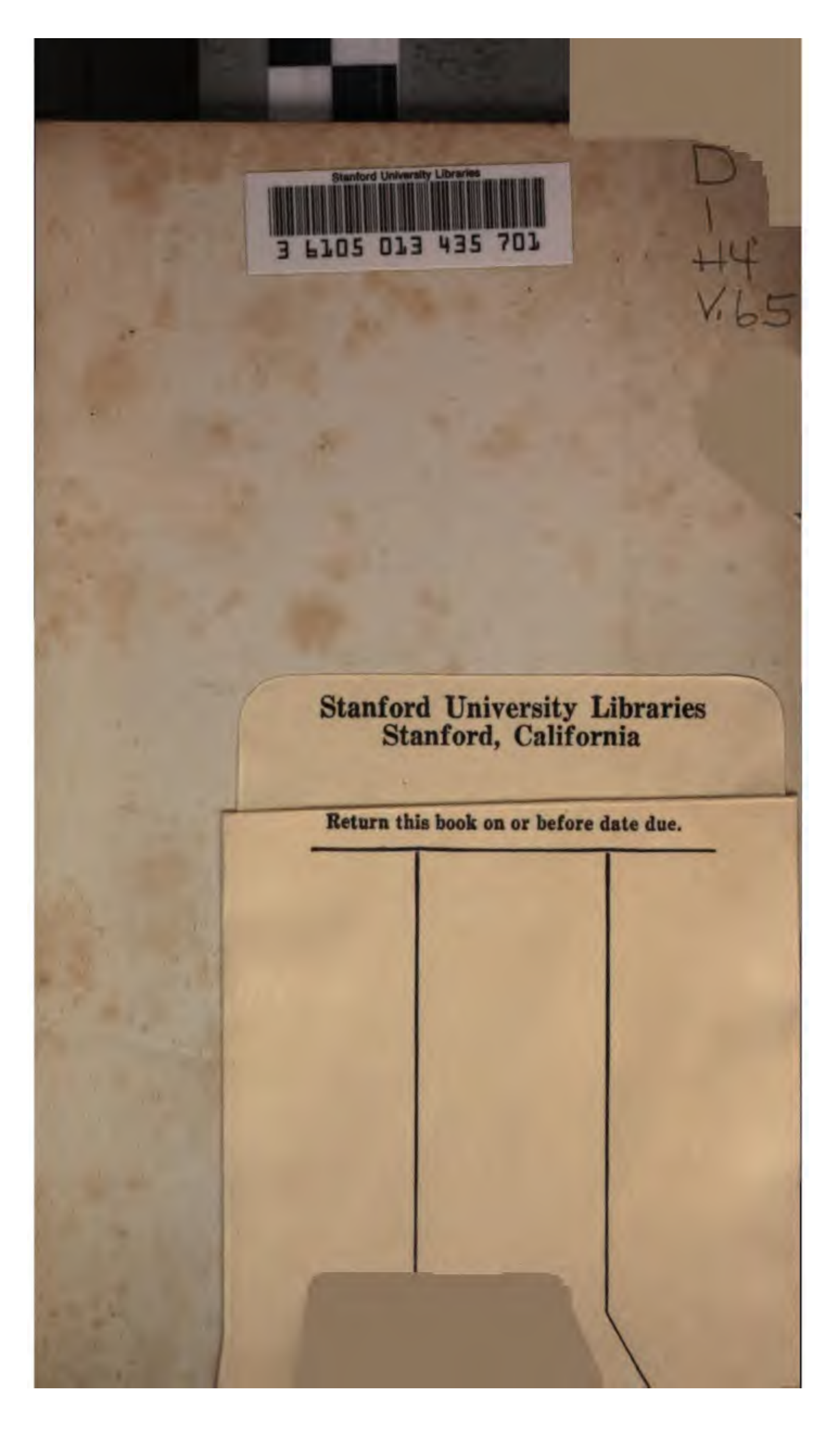
Was man zur Herstellung des Völkerfriedens im Jahre 1867 leichtfertig ausgeschlagen, bringt das Jahr 1870, bringen auch die folgenden Jahre nicht mehr zurück. Der Fehler ist geschehen, die Alleinherrschaft der Deutschliberalen ward begründet, und das Heilverfahren muß dem gegenwärtigen Krankheitszustande angepaßt werden.

So lange nicht in der herrschenden Partei eine bessere Einsicht, ein leidenschaftsloseres Urtheil über das Interesse des Reiches, und über der Deutschen eigenes Interesse, an Boden gewinnt, sind alle, auch die bestgemeinten Versuche zur dauernden politischen Constituirung rein vergeblich. Auf diese Ansicht muß ich immer wieder zurückkommen. Minister Giskra war auf dem besten Wege diese bessere Einsicht bald zur Reife zu bringen. Man hat sein Werk

unklugerweise unterbrochen, man hat ihm nicht Zeit gelassen die Erfolglosigkeit seines letzten „rettenden" Mittels den Parteigenossen und sonstigem Publikum ad oculos zu demonstriren. Was wird die Folge seyn? Keine andere als die, daß nach dem Potocki'schen Interregnum — welches nicht aufklärend sondern verwirrend wirkt — Doktor Giskra oder ein Gleichgesinnter das unterbrochene Werk wieder aufnimmt; leider unter weit bedenklicheren Partei- und Stimmungsverhältnissen als früher.

Die Gefahr liegt nicht bloß in der gesteigerten Erbitterung des Widerstandes, sie liegt auch darin, daß die Deutschliberalen, wieder zur Herrschaft gelangt, ihrer „energischen Aktion" sehr weite Grenzen ziehen, daß sie sich versucht fühlen könnten, der „Länderautonomie" durch eine preußische Provinzialordnung Ausdruck zu geben, oder selbst bis zur Departementalverfassung, Giskra's Lieblingsgedanken, fortzuschreiten. Dann wäre für eine friedliche Auseinandersetzung zwischen den streitenden Theilen jede Hoffnung geschwunden, und Oesterreich sähe sich vor die furchtbare Alternative hingestellt: entweder die naturwidrige Schöpfung gewaltsam abzuwerfen oder rettungslos dem Siechthum zu verfallen; denn in diesem Reiche liegt die wahre Quelle seiner Kraft in dem Eigenleben seiner Länder.

Gott schütze Oesterreich vor dieser Alternative!


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 701
D
1
H4
V.65
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.